HISTORISCHE ZEITSCHRIFT




INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX



Historische Zeitschrift

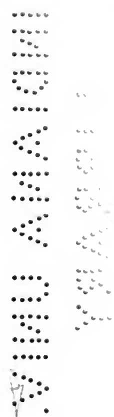
herausgegeben von

Heinrich von Sybel,
o. ö. Professor der Geschichte an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn.

Achtzehnter Band.

München, 1867.
Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.





Inhalt.

I.

Kaiser Heinrich VI.

Von

E. Winkelmann.

Scheffer-Boichorst, Paul, Kaiser Friedrich' I letzter Streit mit der Kurie. 8. (XII u. 244 S.) Berlin 1866, Mittler und Sohn.

Jahrbücher der deutschen Geschichte. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Baiern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften: Kaiser Heinrich VI von Theodor Töche. 8. (XIV u. 746 S.) Leipzig 1867, Duncker und Humblot.

Von dem idealen Gewande, mit welchem theils der Volksmund, theils die Romantik die Gestalten der Staufer umkleidet hat, fällt allgemach ein Stück nach dem anderen herab. Die kritische Geschichtsforschung der neueren Zeit ist dem Kultus der Götter und Heroen entschieden feindlich, und es ist ihr Werk, wenn an die Stelle derselben Menschen treten, von Fleisch und Blut gleich uns. Und was für Menschen sind diese Staufer! Männer mit ungezähmten Leidenschaften, denen die ganze Welt allein als würdiger Tummelplatz gilt, weit gesteckten Zielen nachstrebend, meist rücksichtslos in der Wahl ihrer Mittel, hart und selbst grausam gegen jeden Widerstand, in der Regel mehr zur Gewalt geneigt und doch auch wieder, wenn die Umstände es fordern, in kluger Berechnung und vorsichtigem Zurückhalten vollkommene Meister. Was sie auch thun mögen, in allem ragen sie weit über das gewöhnliche Maß hinaus; sie fesseln, möchte

ich sagen, durch eine furchtbare Großartigkeit, die erschreckend wirkt. Aber das tragische Geschick, daß diese so großartig angelegten Charaktere, welche durchaus aufs Reale gekehrt waren und selbst in ihren die Welt umspannenden Plänen nur auf reale Ziele hinzuarbeiten glaubten, im Grunde doch nur Luftgebilden nachjagten, darüber die Basis wirklicher Macht verloren und selbst in dem, was sie erreichten, nur den Keim zum eigenen Verderben legten, — dieses tragische Geschick breitet über sie einen poetischen Hauch, der mit den einzelnen Unliebenswürdigkeiten und Härten ihres Wesens beinahe versöhnt.

Kaiser Heinrich VI steht in der Mitte der staufischen Zeit wie ein Grenzstein zweier in ihren Bestrebungen weit auseinandergehender Perioden, die eigentlich nur durch sein Dasein, durch seine kurze Regierung mit einander verknüpft sind. Er zieht die Consequenzen aus den Bestrebungen der rückwärtsliegenden Periode und zwingt zugleich durch seine eigenen die folgende Generation in bestimmte Richtungen. Wie wichtig ist es daher für die Geschichte Barbarossas den Wegen nachzuspüren, auf welche sein Sohn durch ihn geführt worden ist, und wie sehr wird die Erforschung der in ihrer Mannigfaltigkeit so schwer zu bewältigenden Zeit Friedrichs II gewinnen, wenn die Grundlagen desselben, das Wirken und die Erfolge seines Vaters Heinrich, erst klar erkannt sind! In beiden Beziehungen wird die ausführliche und zum größten Theil erschöpfende Geschichte Heinrichs VI, welche in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte einen sie ehrenden Platz gefunden hat, reiche Früchte tragen; die Hauptsache aber bleibt doch die, daß nun erst auf Grund einer sorgsam prüfenden Forschung die Persönlichkeit und die Thätigkeit Heinrichs selbst gleich der seiner Zeitgenossen wahr und lebendig erfaßt werden kann. Dafür gebührt dem Forscher um so mehr Dank, je weniger das, was er zu Tage fördert, erfreulich genannt werden wird.

Das geschichtliche Leben Heinrichs, der im Jahre 1165 geboren und vierjährig zum römischen Könige erwählt und gekrönt worden war, beginnt mit dem berühmten Reichsfeste zu Mainz, bei welchem er neunzehnjährig das Schwert empfing. Dieses glanzvolle Fest, welches die Ritterschaft fast aller christlichen Reiche versammelte, war wohl geeignet, den jungen König bei seinem Eintritte in das öffentliche Leben mit der falschen Vorstellung zu erfüllen, als ob es

ein leichtes sei, allein durch die Machtfülle des Kaiserthums, die sich dort vor seinen Augen gleichsam verkörperte, und durch die Gewalt, die er selbst nun als mitregierender König üben durfte, allen Widerspruch niederzuschlagen und überall seinen persönlichen Willen durchzusetzen. Kaum hatte sein Vater, durch Verhandlungen mit dem Pabste nach Italien gezogen, Deutschland verlassen, als Heinrich sogleich nach allen Seiten in Conflicte gerieth. Durch sein gewaltsames Eingreifen in an sich ganz unbedeutende Sachen brachte er es bald dahin, daß der mächtige und bis dahin den Staufern treu ergebene Erzbischof von Köln, Philipp von Heinsberg, von den Staufern sich abwandte und wenig später das Haupt eines gegen sie thätigen Fürstenbundes ward. Verwickelt waren von jeher die Verhältnisse Niederlothringens gewesen; sie schienen heillos zu werden, als König Heinrich im Widerspruch mit seinem Vater, der den Grafen von Hennegau gegen seinen Nachbarn von Flandern in Schutz nahm, auf die Seite des letzteren trat und dadurch selbst einen Krieg mit Frankreich herbeizuführen sich nicht scheute. Man wird dem jungen Könige nicht leicht Unrecht thun, wenn man in diesem seinem politischen Debut nicht eben staatsmännische Befähigung erkennt. Um alles in der Welt hätte er damals Verwicklungen vermeiden müssen, da zu derselben Zeit für das Reich ein neues unübersehbares Zerwürfniß mit dem Pabste heraufzog.

Zwei Dinge haben Friedrich I seit dem Frieden von Konstanz vornehmlich beschäftigt: die Erhebung seines Sohnes zum Mitkaiser und die künftige Stellung des Kaiserthums in Italien, und in beiden traf er bei dem Pabste Lucius III auf entschiedenen Widerstand. Es ist nicht leicht zu sagen, welche Bedeutung die Zeit der Erhebung Heinrichs zum Mitkaiser beigelegt haben mag; daß sie indessen nicht gering geachtet wurde, zeigt der Eifer, mit welchem Friedrich sie jahrelang betrieb, und die Hartnäckigkeit, mit welcher Lucius, obwohl von den Römern vertrieben und in seinem Exile zu Verona aufs äußerste bedrängt, sie bekämpfte. Von der Seite der Gegner wurden zunächst theoretische Gründe gegen sie geltend gemacht. „Niemand könne zweien Herren dienen, es könnten nicht zwei Fürsten zugleich herrschen", hat Philipp von Köln auf eine Vorladung Heinrichs geantwortet, freilich weniger im Hinblick auf jene Mitkaiserschaft, als

in dem richtigen Bewußtsein, daß Heinrichs eigenmächtiges Verfahren gegen ihn nicht mit den Absichten des Vaters übereinstimme. Aber ähnlich klingt auch das, was der Pabst als Grund für die schließliche Ablehnung des Projects anführte, nämlich es sei nicht Brauch, daß zwei Kaiser dem römischen Reiche vorständen. Hierin spricht sich der Gedanke aus, daß mit der damaligen Auffassung der christlichen Weltordnung und ihrer obersten Einheit in dem einen Kaiser und in dem einen Pabste ein Doppelkaiserthum unverträglich sei. Barbarossa selbst werden von einem zeitgenössischen Chronisten bei einer anderen Gelegenheit die Worte in den Mund gelegt, daß es nur einen einzigen Monarchen im römischen Reiche gebe, den Kaiser, und nur einen einzigen geistlichen Vater, den römischen Pabst. Jenes theoretische Bedenken wog schwer, denn wenn die Idee des Kaiserthums eine Theilung der obersten weltlichen Gewalt gestattete, wie nahe lag es dann der Theorie, auch die Einheit der obersten geistlichen Gewalt, welche mit jener aufs engste verknüpft war, in Frage zu stellen? Einst freilich in der Zeit der Cäsaren, selbst noch unter den Karolingern und Ottonen waren unbedenklich Mitkaiser erhoben worden, aber seitdem war es nicht wieder geschehen, und Lucius befand sich deßhalb in vollem Rechte, wenn er das Verlangen des Kaisers als in Praxis und Theorie nicht begründet von sich wies. Bevor Friedrich die kaiserlichen Abzeichen niedergelegt habe, könne er sie dem Sohne nicht verleihen.

Welchen Grund hätte er auch haben sollen, um den Staufern ein Zugeständniß zu machen, selbst wenn die reale Macht derselben dadurch nicht im geringsten gesteigert worden wäre. Zwischen ihm und dem Kaiser bestand die größte Spannung: sie stritten über den Dispens für die Geistlichen, welche einst von den staufischen Gegenpäbsten geweiht worden waren; sie waren bei der Frage wegen Besetzung des erzbischöflichen Stuhles zu Trier fast zum förmlichen Bruche gelangt; Lucius bestritt das Anrecht des Kaisers an den Nachlaß der Geistlichen, das sogenannte Spolienrecht, beklagte sich bitter über die Gewaltsamkeiten, die Heinrich inzwischen in Deutschland gegen Köln und Trier verübt, und verlangte die Räumung der mathildischen Güter in demselben Augenblicke, in welchem Friedrich sich diese von den Mailändern garantiren ließ. Dazu kam nun

seit dem Konstanzer Frieden die neue Gestaltung der politischen Verhältnisse in Italien, die für das Pabstthum im höchsten Grade bedrohlich war. Denn gerade in den Herbstmonaten des Jahres 1184, in welchen Friedrich sich um des Pabstes Zustimmung zu seinem Projecte bemühte, söhnte er sich mit den Städten, die ihm früher feindlich gegenüber gestanden, vollkommen aus: er ließ zu ihren Gunsten von seinen ihm gebliebenen Rechten freiwillig fahren, was er doch nicht mehr auf die Dauer hätte behaupten können, und führte dadurch die alten Bundesgenossen des Pabstes zu seiner Partei herüber. Zu derselben Zeit haben seine Gesandten in Palermo um die Hand der Erbin des normännischen Reiches für Heinrich VI geworben; am 29. Oktober 1184 wurde zu Augsburg förmlich die Verlobung abgeschlossen und damit der Kirche für die Zukunft ihr wichtigster Rückhalt gegen das deutsche Kaiserthum genommen. Ohnmächtig mußte Lucius zusehen, wie der Kaiser im voraus eine Waffe nach der anderen seiner Hand entwand, aber er konnte noch die Kaiserweihe Heinrichs verweigern, die nach Friedrichs Gedanken der Ausdruck für die bevorstehende Herrschaft der Staufer über ganz Italien sein sollte.

Was war es, das den Kaiser bewog so sehr auf diese Weihe zu dringen? War es allein ein Streben nach einem eingebildeten höheren Glanz, oder erwartete er von ihr ganz bestimmte greifbare Vortheile? Man kann glauben, daß er für den Fall des eigenen Todes seinem Sohne die weitläufigen Verhandlungen mit dem Pabste zu ersparen beabsichtigte, welche die Verwandlung des römischen Königs in den römischen Kaiser gewöhnlich verzögerten, und lieber bei Lebzeiten darüber ins reine zu kommen suchte; berechtigter dürfte jedoch sein Verlangen erscheinen, wenn auf den Unterschied in dem räumlichen Umfang der dem Könige und der dem Kaiser zustehenden Gewalt geachtet wird. Nicht ohne weiteres gebot der König bei Lebzeiten des Vaters über Burgund und ebensowenig über Italien; vor allem fehlte ihm der Patronat über den apostolischen Besitz. Auch in der Zeit der späteren Staufer, unter Friedrich II, ist diese Scheidung festgehalten worden. Erst wenn auch Heinrich die Kaiserkrone empfangen, konnte er seinem greisen Vater als Mitregent im ganzen Umfange des Reiches eine wirkliche Stütze sein: dann mochte Friedrich sich ganz den deutschen Angelegenheiten zuwenden, und sei-

nem Sohne, der ja auch die Anwartschaft auf das sicilische Reich hatte, die Einigung Italiens unter staufischer Herrschaft überlassen bleiben.

Der Widerspruch des Pabstes Lucius machte jedoch die beabsichtigte Ausführung des Planes unmöglich, und als Lucius am 25. November 1185 starb, war sein Nachfolger Urban III, ein persönlicher Gegner Friedrichs, noch weniger zur Nachgiebigkeit geneigt. Aber vielleicht gab es einen Weg, auf welchem Friedrich der Zustimmung des Pabstes gar nicht bedurfte. Als am 27. Januar 1186 in Mailand, welches sich — bezeichnend genug für die gänzlich veränderten Verhältnisse — diese Ehre ausdrücklich ausgebeten hatte, die Hochzeit Heinrichs mit Konstanze von Sicilien gefeiert ward, da ließ Friedrich seinen Sohn zum Könige von Italien krönen und erreichte durch diese Krönung dieselben Vortheile, welche er bisher von der Kaiserkrönung desselben erstrebt hatte. Heinrich war nun zwar nicht Kaiser, aber es fehlte ihm, dem Könige sowohl von Deutschland als von Italien, in der That nur der Titel des Imperators, des Augustus, den nur der Pabst geben konnte. Aber auch diesen Mangel wußte Friedrich zu ersetzen, indem er in der Erinnerung an das altrömische Kaiserthum seinen nun vollständig mitregierenden Sohn zum „Cäsar“ ernannte. Je mehr die Zeit sich daran gewöhnt hatte, das mittelalterliche Kaiserthum an das frühere anzuknüpfen, um so weniger mochte die Befugniß des Kaisers zu jener selbständigen Ernennung bezweifelt werden. Man möchte wünschen, daß sich diese Befugniß im deutschen Staatsrechte befestigt hätte, daß sie häufiger geübt schließlich zur Emancipation des Kaiserthums vom Pabstthume geführt hätte.

Seit den Mailänder Festlichkeiten hat Heinrich, während sein Vater nach Deutschland zurückging, fast zwei Jahre lang in Italien selbständig regiert, und Urban III, welcher auf die Vorgänge zu Mailand mit einer dem Kaiser ungünstigen Entscheidung in dem Trierer Kirchenstreite geantwortet hatte, empfand bald, was die Ernennung des jungen Cäsar zu bedeuten hatte. Plündernd und brennend durchzog Heinrich die päbstlichen Besitzungen; überall empfing er die Huldigung; einen Bischof, der seine Investitur nur vom Pabste hatte, ließ er schändlich mißhandeln; in der Campagna,

in der Romagna und in allen mathildischen Erblanden setzte er seine Beamten ein. Hier, wo er durchaus weiter gar keine Rücksichten zu nehmen nöthig hatte, war er so recht in seinem ihm zusagenden Elemente. Die Kirche war, wenn sie nicht zum Banne griff, vollständig wehrlos. Denn wenn der Pabst, der von der Welt fast abgesperrt in Verona saß, auf die unter Philipp von Köln im Nordwesten des Reiches und am unteren Rhein sich bildende Opposition gegen die Staufer gerechnet hatte, so wurde diese Rechnung während der Jahre 1186 und 1187 vollkommen zu Schanden. Die deutschen Reichsfürsten hielten doch zum Kaiser; selbst Heinrich der Löwe rührte sich nicht; der rheinische Adel aber, der bis dahin die Hauptstütze des Kölner Erzbischofs gewesen war, fiel nun von ihm ab. Seine Opposition war, was man auch sagen mag, mehr geistlicher als politischer Art: er hatte die geistlichen Beschwerden des Pabstes über das Spolienrecht und dergleichen Dinge zu den seinigen gemacht, und eben diese wurden weder von den weltlichen Fürsten noch von der Mehrzahl der Bischöfe getheilt. Als endlich Friedrich sich auch mit dem Könige von Frankreich verständigte und dadurch den englischen König, der auf das Festland gekommen war, jeden Gedanken an Einmischung fallen zu lassen nöthigte, da war die Sache des Erzbischofs und der Bürgerschaft von Köln, die noch treu zu ihm hielt, verloren, und der Ausgang der Opposition konnte früher oder später doch nichts anderes sein als Unterwerfung.

Vielleicht hätte Urban unter diesen Umständen, und als die deutschen Fürsten die Vermittlung zwischen ihm und dem Kaiser übernahmen, sich zu einem anständigen Abkommen herbeigelassen, wenn nicht die durch König Heinrich in Italien geschaffenen Verwicklungen gewesen wären, die ihm ein Nachgeben zur Unmöglichkeit machten. Allerlei Competenzstreitigkeiten, wie z. B., daß Heinrich eine päbstliche Entscheidung für ungültig erklärte, kamen hinzu und steigerten die Spannung so weit, daß er endlich im Herbste 1187 den Bann über den Kaiser und seinen Sohn auszusprechen beabsichtigte. Da sind nun sein Tod und die gleichzeitig aus Palästina eintreffenden Nachrichten von Saladins Fortschritten von der entscheidendsten Wirkung gewesen und haben die Kurie zur Anerkennung der kaiserlichen Uebermacht gebracht. Urbans Nachfolger,

Gregor VIII, der schon nach zwei Monaten starb, und dann Clemens III haben im Interesse des künftigen Kreuzzuges aufrichtig an der Herstellung guten Einvernehmens mit dem Kaiser gearbeitet, der in allen Beziehungen triumphirte. Der Pabst ließ den von Urban gegen Friedrichs Willen geweihten Erzbischof von Trier fallen und hat sicherlich auch die Unterwerfung Philipps von Köln beschleunigt. Zwar griff auch hier wieder der gewaltsame Sinn Heinrichs, der gerade bei dem Beginne der Verhandlungen nach Deutschland gekommen war, störend ein — während sein Vater persönlich mit dem Erzbischofe unterhandelte, wollte er einen Kriegszug in das Land desselben unternehmen — aber die große Frage des Kreuzzuges, die mehr und mehr in den Vordergrund trat, drängte zur friedlichen Beilegung aller Streitigkeiten, und auf dem Reichstage zu Mainz, Lätare 1188, wurde endlich eine Vereinbarung getroffen: die Kölner zahlten Strafe, der Erzbischof bat um Verzeihung wegen der Nichtbeachtung kaiserlicher Vorladungen und blieb im übrigen ungekränkt. Auf demselben Reichstage nahm Friedrich das Kreuz. Nachdem er während des folgenden Jahres vorsichtig alles aus dem Wege geräumt hatte, wodurch während seiner Abwesenheit der Frieden im Reiche hätte gestört werden können, nachdem deßhalb auch Heinrich der Löwe veranlaßt worden war, aufs neue drei Jahre lang das Reich zu meiden, trat Friedrich im Mai 1189 wirklich seine Fahrt nach Osten an. Nie war er mächtiger, nie seine Stellung unbestrittener gewesen als damals, da er recht im Sinne des Kaiserthums die Führerschaft der Christenheit gegen die Ungläubigen übernahm.

Friedrichs Abmarsch leitet einen neuen Abschnitt im Leben seines Sohnes ein; nun war er freier Herr seiner Entschlüsse, aber nun lastete auch die Verantwortlichkeit für alle seine Handlungen allein auf ihm. Nicht als ob er bis dahin durchaus immer nach dem Willen und den Absichten des Vaters gehandelt hätte — wir haben gesehen, wie er bei verschiedenen Gelegenheiten seine persönlichen Neigungen walten ließ, — aber es ist doch etwas anderes mit einem Male ganz auf eigenen Füßen zu stehen, selbst und allein alle Folgen des eigenen Thuns tragen zu müssen. Versöhnlich, fast vorsichtig ist darum sein erstes Auftreten: nach allen Seiten ist er

bemüht den Frieden im Reiche zu erhalten und, wo er gestört wird, ihn durch schnelles Einschreiten wieder herzustellen. Denn auch er möchte Deutschland so schnell als möglich verlassen, weil Clemens III, ungleich seinen Vorgängern, noch vor Barbarossas Abzug ihm die Kaiserkrönung versprochen hat. Schon ist der Römerzug auf den Sommer 1190 angesagt, als zwei Ereignisse dazwischen treten, welche gleich gebieterisch, das eine Heinrichs Verbleiben in Deutschland, das andere sein unverweiltes Erscheinen in Italien verlangten, nämlich die unerlaubte Zurückkunft des Löwen und der Tod des normännischen Königs Wilhelm II von Sicilien. Nun mußte sich zeigen, was Heinrich höher schätzte, seine Stellung in Deutschland oder die in Italien. Soviel Zeit und Mühe Barbarossa auch auf die italischen Verhältnisse verwandte, als das Hauptland hat er doch immer Deutschland betrachtet, nach der Schlacht bei Legnano lieber in Italien nachgegeben als Rebellion in Deutschland unbestraft gelassen und noch jüngst sich selbst die Verwaltung Deutschlands vorbehalten, während er seinem mitregierenden Sohne Italien überließ. Dagegen hat Friedrich II später den Schwerpunkt der staufischen Herrschaft ganz in den Süden verlegt. In der Mitte steht Heinrich VI. Am liebsten hätte er wohl gleichzeitig in Deutschland und Italien alle Versuche gegen seine Macht und sein Recht zu Boden geschlagen; da das nicht anging, hielt er die Befestigung seiner Stellung in Italien für das wichtigere.

Es ist wahr, mit großem Eifer und bemerkenswerther Energie ist er auf die erste Nachricht von des Welfen Rückkehr und von der den sächsischen Fürsten durch diesen drohenden Gefahr in der schlimmsten Jahreszeit gegen jenen in das Feld gerückt und hat damals ganz sicher die Absicht gehabt, die Welfen für immer unschädlich zu machen, weil er damals noch nicht wußte, daß der Normannenkönig todt war. Diese Nachricht mag er zu derselben Zeit erhalten haben, in welcher er sich gestehen mußte, daß dieser Herbstfeldzug in der Hauptsache gescheitert war. Allerdings verbot nun der Winter die Fortsetzung des Krieges, aber es kommt das Frühjahr 1190, und Heinrich nimmt ihn auch dann nicht wieder auf. Im Juli schloß er sogar Frieden mit dem alten Löwen und zwar einen Frieden, den man nicht anders bezeichnen kann, als einen Frieden um jeden

Preis. Er besteht nicht mehr darauf, daß jener das Land verläßt, er vermindert nicht nur nicht seinen Besitz, sondern schenkt ihm noch die Hälfte von Lübeck dazu, ja die welfischen Chronisten behaupten, daß er ihm im allgemeinen für die Zukunft vollkommene Restitution zugesagt habe: kurz der König war zufrieden, wenn Heinrich der Löwe ihn durch seine augenblickliche Unterwerfung aller Verpflichtung überhob, noch länger sich in Deutschland aufzuhalten. Nicht allein die in Aussicht gestellte Kaiserkrone zog ihn mit aller Macht nach Italien; es handelt sich auch nicht mehr darum heute oder morgen friedlich die Erbschaft des normännischen Königs anzutreten, sondern es gilt einer förmlichen Eroberung des sicilischen Reiches, dessen Barone den Eid vergessen hatten, durch welchen im Jahre 1186 dem deutschen Könige und dessen Gemahlin feierlich die Erbfolge verbürgt worden war, und theils aus nationaler Abneigung gegen die Deutschen überhaupt, theils aus Furcht vor dem in Italien schon bekannten gewaltthätigen Wesen Heinrichs und vor seiner großen Macht die Selbständigkeit des Reiches durch die Erhebung eines einheimischen Königs zu bewahren gedachten. Auf einen ganz vortrefflichen Mann, den Fürsten Tancred von Lecce, einen Enkel Rogers des Großen war die Wahl gefallen; im Januar 1190 ward er gekrönt, und obwohl er noch keineswegs überall anerkannt wurde, am wenigsten auf dem Festlande, befestigte er sich doch von Tag zu Tag mehr auf dem Throne. Die ersten Angriffe deutscher Kapitäne von Mittelitalien her wurden glücklich zurückgeschlagen. Tancred war ein nicht mehr ganz zu verachtender Gegner, und eigenthümliche Umstände hätten ihn beinahe zum Mittelgliede eines großen Bundes gegen den deutschen König gemacht.

Fast zu derselben Zeit, in welcher das Heer Heinrichs sich zur italischen Heerfahrt in Schwaben versammelte und nach Süden abzumarschiren anfing, landeten im September 1190 die auf dem Kreuzzuge begriffenen Könige von Frankreich und England in Messina, um dort zu überwintern. Bei dem hastigen, unbeständigen, immer nur auf den nächsten Vortheil bedachten Wesen Richards von England dürfen wir uns nicht wundern, wenn sein Benehmen allen Regeln gesunder Vernunft zu spotten scheint. Was hätte ihm, der doch unzweifelhaft die Herstellung seines Schwagers Heinrichs des Löwen

wünschte, da er ihn auch sonst unterstützte, näher liegen müssen, als dessen Gegnern, wenn er irgend konnte, Verlegenheiten zu bereiten, also die junge Herrschaft Tancreds gegen den bevorstehenden Angriff Heinrichs VI möglichst zu stärken? Statt dessen finden wir ihn wenige Wochen nach seiner Ankunft in vollem Streite mit Tancred; er stellte an ihn die unbilligsten Ansprüche und schickte sich an, indem er Messina besetzte und befestigte, mit den Waffen in der Hand die Gewährung dieser Forderungen dem sicilischen Könige abzutrotzen. Aber ebenso plötzlich schließt er mit ihm wieder Frieden (11. Nov. 1190), ja versteht sich zu dem Versprechen, so lange er in Tancreds Lande verweile, wolle er es gegen jedermann vertheidigen, der es angreifen und Tancred bekriegen werde. Dieses unerwartete Bündniß ist mit Recht von dem Geschichtschreiber Heinrichs hervorgehoben und in seiner Tragweite gebührend beleuchtet worden, da es einzig und allein gegen den deutschen König gerichtet war; aber es ist unmöglich in demselben mehr als die augenblickliche Idee des abenteuernden Königs von England zu erkennen. Richard ist wenigstens nicht mit dem fertigen Plane nach Sicilien gekommen, dort den Widerstand gegen die Eroberungsgelüste Heinrichs zu kräftigen, diesen zu gleicher Zeit von Süden und durch einen neuen Aufstand der Welfen von Norden her zu fassen, denn in diesem Falle würde er sich wohl bedacht haben, durch seine Angriffe Tancreds Bedrängnisse zu steigern und durch maßlose Erpressungen ihm die für den bevorstehenden Krieg durchaus nothwendigen Geldmittel zu entziehen. Bei Richards bekanntem Charakter liegt die Annahme viel näher, daß er Tancred das Versprechen der Hilfe zunächst nur deßhalb gab, um jene ungeheueren Geldsummen wirklich zu bekommen, in ähnlicher Weise, wie er sich im nächsten Frühjahre weigerte weiter ins heilige Land zu fahren, allein in der Absicht, dem französischen König die Einwilligung in die Aufhebung seiner Verlobung mit dessen Tochter abzuzwingen. Richard hat in Wahrheit auch nicht das geringste gethan, um sein Versprechen zu erfüllen und Tancred zu schützen; als der König von Frankreich endlich nachgegeben und Tancred das Geld gezahlt hatte, fuhr Richard im April 1191 von Messina ab, unbekümmert darum, daß nun erst mit Heinrichs Erscheinen an der Grenze des Königreichs für Tancred die wirkliche

Gefahr begann. Dieser sah sich von seinem treulosen Bundesgenossen um Geld und Hilfe betrogen, und nicht viel besser erging es ihm mit einem zweiten, dem Pabste.

Man kann nicht behaupten, daß Clemens III zu der Erhebung Tancreds mitgewirkt habe, wenigstens fehlen dafür alle Beweise, aber daß er mit derselben zufrieden war, wird ausdrücklich überliefert. In der That, mochte Clemens noch so sehr von kaiserfreundlicher Gesinnung beseelt sein, das konnte er sich nicht verhehlen, daß die Unabhängigkeit des Pabstthums für immer dahin war, wenn es den Staufern gelang, sich dauernd zugleich im Süden, in der Mitte und im Norden Italiens festzusetzen, und mit Freuden mußte er deßhalb die Ereignisse im Süden begrüßen, welche möglicher Weise zur Erhaltung der sicilischen Selbständigkeit führen konnten. Zunächst jedoch war er gleich weit von offener Parteinahme für Tancred und von offener Feindschaft gegen Heinrich entfernt: er würde sicher für den ersteren eingetreten sein, sobald dieser sich im Kriege behauptet hätte; er durfte nicht mit letzterem brechen, so lange die in den letzten Jahren Barbarossas entstandene Uebermacht des Kaiserreiches noch so gewaltig auf ihm lastete. Er war bereit, wie er versprochen hatte, den deutschen König, der mit dem Beginne des Jahres 1191 nach Italien gekommen war, zum Kaiser zu krönen — auch das letzte Bedenken fiel weg, da inzwischen Barbarossas Tod im Salef bekannt geworden war — da starb Clemens, und sein Nachfolger Cölestin III, ein hochbetagter Greis und von verschiedenen Parteien unter den Kardinälen hin und her gezogen, ein Mann, der bald jedem Drängen schwächlich nachgab, bald solche Nachgiebigkeit durch leidenschaftliches Aufwallen gut zu machen suchte, war der rücksichtslosen Energie Heinrichs noch weniger gewachsen. Er hat die Kaiserkrönung verzögert, nicht um sie zu versagen, sondern um einen möglichst hohen Preis für dieselbe herauszuschlagen.

Aber nicht das ist es, was dem deutschen Könige zum Vorwurf gemacht werden kann, daß er diesen Preis, nämlich die Zurückgabe der besetzten Campagna und Romagna an die Kirche gewährte, sondern der schmachvolle Handel, durch welchen er sich von den Römern ihre Vermittlung bei dem Pabste und den Eintritt in die ewige Stadt erkaufte. Tusculum war von jeher durch treue kaiser-

liche Gesinnung ausgezeichnet gewesen, ein Bollwerk der Deutschen gegen Rom; doch erlag es allmählich der Kraft der mächtigeren Nachbarstadt und wußte zuletzt keine andere Rettung, als daß es den Schutz Heinrichs anflehte und deutsche Besatzung aufnahm. Und wie hat Heinrich dies Vertrauen belohnt, wie kaiserlichen Schutz geübt? Dem Deutschen steigt das Blut in die Wangen und es ballt sich seine Faust, wenn er hören muß, daß sein König die wehrlose Stadt dem wüthenden Hasse der Feindin preisgab und um das Verderben Tusculums seine eigene Erhöhung erkaufte. Der Umweg, den er wählte, daß er nämlich Tusculum nicht direct den Römern, sondern dem Papste auszuliefern versprach, mit dem jene sich zuvor verständigt hatten, beweist zur Genüge, daß er das schmachvolle seines Handelns selbst wohl fühlte. Am Ostertage ward er gekrönt, am nächsten Tage übergab er Tusculum dem Pabste, am dritten dieser es den Römern. Heinrich hat das Reich nicht wenig beschimpft, sagt Otto von St. Blasien; wir fügen hinzu, und am meisten sich selbst durch diese Gemeinheit erniedrigt. Die Flammen der geopferten Stadt und das Blut der wehrlos von den Römern hingeschlachteten Einwohner sind für ihn ein ewiges Brandmal. Selbst die armselige Entschuldigung, daß die Umstände ihn gedrängt haben, sich schnell mit den Römern auseinanderzusetzen, kann nicht vorgebracht werden: er hat nach seiner Krönung noch zwei Wochen vergehen lassen, ehe er am 29. April 1191 die Grenze des normannischen Reiches überschritt.

Anderthalb Jahre war Tancred nun schon König gewesen, und er hatte die Frist, die ihm gelassen worden, vortrefflich benutzt. Freilich den Abfall der größten Barone des Festlandes, selbst einiger Bischöfe, konnte er nicht verhindern; die Terra di Lavoro ward fast ohne Widerstand von den Deutschen besetzt; auch Salerno ergab sich ihnen; nur Gaeta und Neapel vermochten sie nicht zu nehmen. Die tapfere Vertheidigung der letzteren Stadt, welche durch die starke sicilische Flotte unterstützt und fortwährend mit neuem Proviant versehen ward, setzte dem Vordringen des Kaisers eine Grenze und wurde der Wendepunkt seines Geschickes. Während er von Monat zu Monat vergeblich vor Neapel lag, entfloh Heinrichs des Löwen Sohn aus seinem Lager, um in Deutschland aufs

neue die Fahne der Empörung aufzustecken, räumte die Fieberseuche, die entsetzliche Verbündete der Italiener, unter den nordischen Kriegern auf. Noch immer hielt Heinrich aus — umsonst: es starb der Herzog von Böhmen, es starb Philipp von Heinsberg, der große Erzbischof von Köln; am Ende erkrankte Heinrich selbst und am 24. August mußte er von Neapel abziehen, vor dessen Mauern neun Zehntel seines Heeres den Tod gefunden hatten. Seine Gemahlin Konstanze, die in Salerno durch Verrath gefangen worden war, blieb in den Händen der Feinde.

Der Zauber kaiserlicher Allgewalt war gebrochen, und von allen Seiten thürmten sich nun Verlegenheiten auf. In Deutschland erhob sich Heinrich der Löwe, jetzt nicht bloß um seine verlorene Stellung wieder zu erringen, sondern um dem Staufer die Krone zu entreißen und sie auf seinen Sohn, jenen Flüchtling, zu übertragen. Zugleich begann Cölestin III. sich Schritt vor Schritt den Gegnern des Kaisers zu nähern. Nach der Kaiserkrönung hatte er sich begnügt, ihn von einem Angriffe auf das sicilische Reich abzumahnen; als der Angriff zu scheitern schien und die Welfen sich empörten, ertheilte er Heinrich dem Löwen „wegen der frommen Ergebenheit, die derselbe seinen Vorgängern und besonders ihm selbst erwiesen habe“ die bedeutsame Gunst, daß er von niemand als vom Pabste selbst excommunicirt werden dürfe; jetzt endlich bot er geradezu seine Vermittlung zwischen Heinrich VI. und Tancred an, den jener doch nur als Usurpator der ihm selbst zustehenden Rechte betrachten konnte. Andere Verwicklungen schuf Heinrich sich durch eigene Unzuverlässigkeit und gewagte Speculationen. Der von seinem Vater in dessen letzten Jahren den lombardischen Städten gegenüber befolgten Politik, welche hauptsächlich auf eine Verbindung mit Mailand hinauslief, kehrte er nun — man sieht nicht recht aus welchem Grunde — den Rücken und schloß, während er selbst noch in Mailand verweilte und für Mailand Freundschaft heuchelte, am 2. Dec. 1191 auf fünfzig Jahre einen Bund mit Mailands Gegnern. Als er dann nach Deutschland zurückging, wie ist doch sein Auftreten in dem Streit um die damals erledigten Bisthümer so gar wenig königlich, so wenig ehrenhaft! Ohne Geld ist bei ihm nichts, mit Geld alles auszurichten, so lange nicht von anderer Seite ein hö-

heres Gebot erfolgt. Ganz Niederlothringen gerieth in Aufruhr, als er der Lütticher Kirche in der Person Lothars von Hochstaden einen Bischof aufdrängen wollte, obwohl die Mehrzahl der Domherren Albert von Brabant gewählt hatte; doch erzwang Heinrich durch persönliches Einschreiten seiner Ernennung noch Gehorsam. Als aber Albert von Brabant, der auf Befehl des Pabstes in Rheims zum Bischofe geweiht worden war, dort am 24. November 1192 ermordet und die Mörder vom Kaiser nicht bestraft wurden — sie erhielten sogar später im normännischen Reiche Grafschaften — da hat die unkluge verbrecherische That alle Fürsten der westlichen Gebiete gegen den Kaiser zusammengeführt, den Herzog von Brabant und seinen bisherigen Gegner, den Grafen von Hennegau und Flandern, den Erzbischof von Köln und den von Trier. Der Erzbischof von Mainz, der mehr die Beschränkung der kirchlichen Wahlfreiheit im Auge hatte, suchte den Anschluß der sächsischen Fürsten an jenes große Bündniß zu vermitteln. Denn diese waren darüber empört, daß Heinrich, auf dessen versprochene Hülfe vertrauend sie im Sommer 1192 einen Feldzug gegen Heinrich den Löwen und seinen geächteten Sohn unternommen hatten, in der eifrigen Beschäftigung mit dem Lütticher Streite ganz die Existenz der Welfen vergessen zu haben schien, ihnen nicht nur nicht half, sondern obendrein durch unkluge Einmischung in die inneren Verhältnisse des dänischen Königshauses den König Knud VI. veranlaßte für die Welfen einzutreten. Diese sächsischen Fürsten waren vom Kaiser im Stiche gelassen, fast verrathen; noch mochten sie schwanken, als jener Mord auch ihren Entschluß beschleunigte. Sie traten zu dem Bunde der westlichen Fürsten hinzu und gewannen ihrerseits auch Ottokar von Böhmen für denselben. Gleichzeitig erklärte der Herzog Berthold von Zähringen seinen Beitritt, und der Pabst gab die Zusage, daß er den Bund unterstützen wolle.

So schien das Jahr 1193, nicht ohne Heinrichs Schuld, einen furchtbaren Bürgerkrieg bringen zu müssen, dessen Ausgang dem staufischen Kaiser leicht sehr verderblich werden konnte, — einen Krieg zugleich in Deutschland und Italien, zugleich gegen Heinrich den Löwen und den mächtigen Fürstenbund, gegen die Mailänder und ihre Genossen, gegen den normännischen König und den Pabst. Die

Gefangennahme des vom Kreuzzuge heimkehrenden Richard Löwenherz hat wenigstens der Lage in Deutschland eine andere Gestalt gegeben.

Niemand wird nach den treffenden Bemerkungen, die der Geschichtschreiber Heinrichs seiner Schilderung dieses denkwürdigen Ereignisses vorausgeschickt hat, ferner davon reden können, daß allein Geldgier den Kaiser veranlaßt habe, den um das heilige Land mehr als man gewöhnlich annimmt verdienten König in seine Gewalt zu bringen. Als Heinrich ihn einmal in seiner Gewalt hatte, da hat er freilich diesen Vortheil auf die maßloseste Art auszubeuten gesucht; aber die Gründe, welche ihn zur Gefangennahme des Königs gedrängt, waren andere und lagen tiefer. Sie sind, um Töches Wort zu brauchen, vielmehr in der principiell gegnerischen Stellung beider Fürsten zu suchen, in der Unterstützung, die Richard den Welfen gewährte, in dem Bündniß, welches er mit Tancred abgeschlossen hatte, und in der einen Eingriff in die ideellen Rechte des Kaiserthums einschließenden Weise, wie Richard über die Königreiche Jerusalem und Cypern verfügte. Die großen Geldsummen, welche Richard sich von Tancred hatte zahlen lassen, betrachtete Heinrich überdies als Entwendung seines Eigenthums, als Beraubung des ihm von Rechtswegen gebührenden normännischen Kronschatzes. Der englische König mußte wissen, daß der Kaiser sein Feind war; wenn er trotzdem das Reich desselben zu durchreisen wagte, mußte er auf Gefährdung gefaßt sein. Schon am Ende des Jahres 1191 haben Heinrich und Philipp August von Frankreich einander versprochen, ihm aufpassen zu lassen. Der Kaiser gab den Befehl auf ihn wie auf einen Reichsfeind zu fahnden, und niemand nahm sich den Befehl eifriger zu Herzen als Herzog Leopold von Oesterreich, der von Richard im heiligen Lande persönlich beleidigt worden war. Das Glück fügte es, daß Richard gerade in seine Hände fiel (21. Dec. 1192); gegen genau stipulirte Vortheile lieferte er ihn dem Kaiser aus.

Das verstand sich von selbst, daß der gefangene König einen hohen Preis für seine Freilassung zahlen mußte, und er hat sich in richtiger Erwägung seiner Lage denn auch nicht lange gegen die Forderungen des Kaisers gesträubt. Er mußte die Huldigung leisten, die nicht ganz Förmlichkeit geblieben ist und noch weniger nach Ab-

sichten des Kaisers es sein sollte, er mußte ferner bestimmte Lehndienste zu Wasser und zu Lande zusagen und endlich für seine Freilassung eine gewaltige Summe zahlen, gleichsam als Schadenersatz für jene von Tancred empfangenen Gelder. Aber der König stellte auch noch andere Forderungen, „denen Richard selbst bei Gefahr seines Lebens nicht zustimmen wollte", Forderungen, die unzweifelhaft darauf hinausgingen, dem Verhältniß Richards zu den Welfen ein Ende zu machen, und weitere Verhandlungen veranlaßten, durch welche Richards Freilassung sich eben so sehr verzögerte, als durch die Herbeischaffung der Gelder oder der Geiseln für dieselben. Heinrich suchte die wunderbare Gunst des Augenblicks bestmöglichst zu nutzen, und es wäre thöricht ihn dafür anzuklagen. Aber etwas anderes ist es doch, wenn er, nachdem endlich der Vertrag mit Richard wirklich abgeschlossen war, noch immer den Gefangenen und seine Macht über denselben zur Grundlage weitgehender sehr problematischer Entwürfe machte und in jedem Augenblicke bereit war, die Vertragstreue einem neuen geglaubten Vortheile zu opfern. Diese in buntem Wechsel einander ablösenden Combinationen sind charakteristisch für Heinrichs unbeständiges und unzuverlässiges Wesen. Zuerst nach der Huldigung erklärte er dem französischen Könige, daß er jede seinem nunmehrigen Vasallen zugefügte Beeinträchtigung auf das strengste ahnden werde, und wenige Wochen später erwog er den Vortheil, der ihm daraus erwachsen könnte, wenn er Richard an Frankreich auslieferte. Denn noch immer beharrten die westlichen Fürsten in ihrer feindseligen Haltung, und Heinrich wünschte nun, gegen sie sich der Hülfe Frankreichs zu versichern. Richard war in der höchsten Gefahr dem momentanen Interesse des Kaisers geopfert zu werden, und wir begreifen, daß er alles mögliche that, um die Mitglieder jenes Fürstenbundes zur Unterwerfung zu bereden. Einige hatten sich schon früher ausgesöhnt, die übrigen folgten nun; die ganze Opposition, die an Zahl groß, aber nur in losem Zusammenhange gewesen war, löste sich auf; der Herzog Ottokar von Böhmen, der sich nicht fügte, ward entsetzt, und am Ende verharrten nur noch die Welfen in der Empörung. Nicht durch die Gefangennahme Richards, sondern durch die Art, wie Heinrich sie zu verwerthen wußte, war der gefährliche Fürstenbund zersprengt worden. Nach

diesem Erfolge war das in Aussicht genommene Bündniß mit Frankreich nicht mehr nöthig, und sogleich erging Heinrich sich in neuen Entwürfen. Jetzt gilt es den König von England, für dessen Freilassung durch Vermittlung der Fürsten der 17. Januar 1194 als endgültiger Termin festgesetzt worden ist, zu fesseln, und aus freien Stücken verspricht Heinrich ihm deßhalb die Belehnung mit dem Reiche Arelat. Das Versprechen war billig, denn der Kaiser hatte in Wirklichkeit in diesen Gebieten nichts mehr als die nominelle Oberhoheit, aber es konnte dem Könige als ein Beweis der aufrichtigen Freundschaft des Kaisers gelten, wie denn in der That Richard darüber hoch erfreut gewesen ist, und es war in jedem Falle eine Demonstration gegen Frankreich. Aber auch diese Gedanken hatten keinen Bestand: als der festgesetzte Tag der Freilassung herannahte, trafen Boten des französischen Königs ein, mit der Bitte, den Gefangenen an Frankreich auszuliefern oder doch noch ein Jahr oder wenigstens bis zum Herbste festzuhalten. Die Welt werde nie in Ruhe kommen, wenn Richard frei werde. Für jeden Monat, den er noch in Haft bliebe, sollten dem deutschen Kaiser tausend Mark ausgezahlt werden. Es war ein schamloses Anerbieten und eine Schmach, daß Heinrich auch nur einen Augenblick zwischen seiner Ehrenpflicht und den Lockungen des Geldes schwanken konnte. Er zögerte den ganzen Januar hindurch, und erst als die Fürsten, welche für jenen Vertrag die Bürgschaft übernommen hatten, ernstlich auf Erfüllung desselben bestanden, willigte er in die Freilassung, welche endlich am 2. Februar 1194 erfolgte. Auch das ist bezeichnend, daß Heinrich noch bei dem Abschiede seinem englischen Vasallen von den wenig freundschaftlichen Angeboten Philipps Kenntniß gab.

Wahrscheinlich aber würde der Kaiser dem Andrängen der Fürsten zum Trotz auch damals aus irgend einem Grunde die Freilassung Richards hinausgeschoben haben, wenn auch nur die geringste Möglichkeit gewesen wäre, die Gefangenschaft desselben anderweitig zu verwerthen, namentlich zum Schaden der Welfen. Aber Richard hatte unerschütterlich alle darauf zielenden Anträge zurückgewiesen, und überdies war durch die berühmte romantische Vermählung der Tochter des staufischen Pfalzgrafen vom Rhein, einer Cousine des Kaisers, mit Heinrich von Braunschweig, dem thätigen

Sohne Heinrichs des Löwen, schon ein Weg zur dauernden Aussöhnung beschritten. So sehr der Kaiser am Anfang auch über die Durchkreuzung seiner Pläne toben mochte, der Vortheil, daß er nach einer Ausgleichung mit den Welfen freie Hand für weitere Unternehmungen in Italien bekam, war auch nicht zu verachten, und so gab er sich gar bald zufrieden. Auf der Zusammenkunft zu Tilleda am Kiffhäuser (März 1194) versöhnte er sich mit dem greisen Löwen, der der Ruhe bedürftig an den Ereignissen der letzten Jahre selbst fast gar keinen thätigen Antheil genommen hatte, und sicherte dem Sohne desselben schon im voraus die Belehnung mit der Pfalzgrafschaft zu. Mochte nun auch ferner noch im Erzbisthum Bremen und in Holstein der Kampf der Parteien fortdauern, und der Graf von Holstein allmählich dem dänischen Könige erliegen: Heinrichs VI Sinn war nur auf Italien gerichtet.

Unberechenbare Glücksfälle, die Gefangennahme Richards und jene Heirath hatten ihm in Deutschland aus aller Verlegenheit geholfen; ein anderer glücklicher Umstand sicherte ihm im voraus den Sieg in Italien. Der Krieg gegen Tancred hatte auch nach dem Rückzuge von 1191 niemals ganz aufgehört; aber über Terra di Lavoro und Abruzzo waren die deutschen Kapitäne, die ihn führten, nicht hinausgekommen, und auch in diesen Landschaften gingen die einzelnen Burgen fortwährend aus einer Hand in die andere über. Tancred behauptete sich. Nachdem nun der Kaiser die von Cölestin angebotene Vermittlung stolz zurückgewiesen hatte — nur die Unterwerfung des sicilischen Reichs möge Gegenstand päbstlicher Fürsorge sein — ging Cölestin in der Begünstigung Tancreds einen Schritt weiter. Im Jahre 1192 erkannte er ihn förmlich als König an und ließ sich von ihm den Lehnseid leisten, wünschte aber trotz diesem entschieden dem Kaiser feindlichen Schritte noch ferner zu vermitteln und setzte deßhalb bei Tancred die Freilassung der Kaiserin Konstanze durch, um mit ihr persönlich über den Frieden zu verhandeln. Jedoch Konstanze theilte ganz die Anschauungen ihres Gemahls in Betreff der Ursupation Tancreds und sie wich auf der Reise nach dem Norden absichtlich einem Zusammentreffen mit dem Pabste aus, mit dem jener nach der Anerkennung des Usurpators sich nicht mehr verständigen konnte. Heinrich ließ alle, die zum

Pabste gingen, aufgreifen; der Pabst drohte ihm dagegen in dem Lütticher Streite mit dem Banne. Dieser mochte darauf rechnen, daß der Kaiser durch die damalige Conspiration der deutschen Fürsten auf längere Zeit unfähig sein werde, in Italien einzugreifen, und daß sich in der Zwischenzeit Tancreds Herrschaft, der 1192 sich mit Ostrom verbündete, im folgenden Jahr seinen mitregierenden Sohn Roger mit der byzantinischen Kaisertochter Irene verlobte und fast auf allen Punkten siegte, genügend befestigen werde, um seinerseits die Kirche wirklich zu stützen. Aber jene Hoffnung wurde durch den merkwürdigen Umschwung in Deutschland zu nichts, und für diese war es ein furchtbarer Schlag, daß am Anfange des Jahres 1194 erst Roger, bald hernach Tancred starb. Vielleicht wäre Tancred, eine durchaus tüchtige und zugleich liebenswürdige Persönlichkeit, doch noch im Stande gewesen bei längerem Leben die Usurpation glücklich durchzuführen; seine Wittwe Sibylle, welche für ihren zweiten Sohn Wilhelm III die Regierung übernahm, war dem doppelten Andrange der großen Barone und der Deutschen gegenüber vollkommen wehrlos.

Es ging, wie es nicht anders gehen konnte. Als Heinrich im Sommer 1194 mit einem stattlichen Heere, zu dessen Anwerbung und Unterhalt ihm das Lösegeld des englischen Königs sehr nützlich war, über die Alpen kam, und ohne sich mit den feindlichen Städten der Lombardei oder mit dem Pabste aufzuhalten, in das normännische Reich einrückte, fand er nirgends nachhaltigen Widerstand. Der Adel, die Geistlichkeit, die Städte wetteiferten in der Schnelligkeit ihrer Unterwerfung; Gaeta und Neapel, welche sich vor drei Jahren so glücklich vertheidigt hatten, ergaben sich ohne Zwang, Salerno nach eintägiger Belagerung. Letzteres wurde für den einst gegen die Kaiserin geübten Verrath schwer gezüchtigt. So zog das große deutsche Heer ruhig weitermarschirend von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, während gleichzeitig die genuesisch-pisanische Flotte, angeführt von dem kaiserlichen Truchseß Markward von Anweiler, gegen Sicilien operirte und Messina nahm. Ein glänzender Sieg bei Catanea über das sicilische und saracenische Aufgebot, welches die Regentin den Kaiserlichen entgegenwarf, entschied auch über das Schicksal der Insel. Am 20. November zog Heinrich VI

in Palermo ein. Bald hernach hat die Wittwe Tancreds, als Heinrich der besiegten Königsfamilie Sicherheit ihrer Personen und ihrer Habe gelobte und ihr selbst die Grafschaft Lecce, ihrem Sohne das Fürstenthum Tarent zusagte, sich und ihre Kinder in seine Gewalt gegeben und ihm auch den Königsschatz und die Krone ausgeliefert, mit welcher Heinrich sich am Weihnachtsfeste unter großem Pompe krönen ließ. Und als ob selbst der Himmel ihm nach so großen Erfolgen ein weiteres Zeichen dauernder Gunst geben wollte, wurde ihm am folgenden Tage von seiner in der Mark Ancona zurückgebliebenen Gemahlin endlich ein Kind geboren, der künftige Herrscher von Deutschland und Italien. Heinrich gab diesem Sohne die bedeutungsvollen Namen Friedrich Roger.

Im allgemeinen war die Masse der Bevölkerung im normännischen Reiche mit der stattgehabten Veränderung wohlzufrieden, da sie wenigstens ein bis dahin fast unbekanntes Glück, feste Ordnung und inneren Frieden zu verbürgen schien. An Grausamkeiten aller Art, von denen Heinrich sich nicht frei hielt, an der harten Bestrafung Salernos, an der unmenschlichen Behandlung gefangener feindlicher Anführer nahm man wenig Anstoß, da dergleichen unter den früheren Königen die Regel gewesen war. Schlimmer ist es, daß Heinrich auch denen, die sich ihm freiwillig unterworfen hatten, sein Wort nicht hielt, daß er wenige Tage nach seiner Krönung die Königin Sibylle und ihre Kinder, überhaupt alle früheren Freunde Tancreds gefangen nahm. Ob eine Verschwörung derselben, die er als Grund für dies Verfahren anführte, wirklich bestanden hat oder nicht, das läßt sich nicht mehr entscheiden. Wenn aber, wie Heinrichs Geschichtschreiber meint, die Festsetzung aller Glieder und Anhänger der früheren Regierung für den Bestand der deutschen Herrschaft in Sicilien eine Nothwendigkeit war, dann liegt auch der Gedanke sehr nahe, daß Heinrich, der bei Erwägungen seines Nutzens rechtliche Bedenken nicht gekannt hat und in der Wahl seiner Mittel nie scrupulös gewesen ist, auch ohne die Existenz jener angeblichen Verschwörung nicht anders gehandelt haben würde. Die Gefangenen wurden sammt und sonders nach Deutschland geschafft, mit den Schätzen der normännischen Könige und der Ausstattung ihrer Paläste die staufischen Burgen gefüllt.

Denn daran hat Heinrich nicht gedacht, dauernden Aufenthalt in dem eroberten Reiche zu nehmen, wie später Friedrich II; es sollte ihm nur der Stützpunkt für weitergreifende Pläne sein, denen er sich im Hochgefühl des Sieges mit Leidenschaft hingab. Wir wissen nicht, in wieweit und worin auf dem großen Hoftage zu Bari, den er vor seiner Abreise auf Ostern 1195 berufen hatte, die Verfassung des normännischen Reiches alterirt worden ist, aber daß damals und überhaupt unter Heinrichs Herrschaft Veränderungen in derselben vorgenommen wurden, beweist der bemerkenswerthe Umstand, daß Friedrich II bei seiner Reorganisation des Königreichs nicht bloß die Regierung Tancreds und Wilhelms III, sondern auch die seines Vaters vollständig außer Acht ließ und auf das Todesjahr Wilhelms II als auf das Normaljahr zurückgriff. Es hängt damit zusammen, daß Friedrich sich zur Begründung seiner Anrechte auf Sicilien niemals auf das Eroberungsrecht seines Vaters, sondern immer nur auf das Erbrecht seiner Mutter Konstanze berief, kurz seine Regierung als Fortsetzung der normännischen Zeit betrachtete. Etwas der Art hat nun auch Heinrich beabsichtigt, als er bei seinem Scheiden aus dem Königreiche seine zurückbleibende Gemahlin, die Erbin desselben, an die Spitze der Regierung stellte. So wurde doch wenigstens der Anschein der Continuität gewahrt, wenn sich auch die wirklichen Zustände durch die massenhaften Landverleihungen an deutsche Ritter und durch die Einsetzung eines deutschen Reichsstatthalters neben der Regentin wesentlich verändert hatten.

Jener Hoftag zu Bari bahnte ferner eine Aussöhnung mit dem Pabste an, indem Heinrich damals das Kreuz nahm. Vortrefflich ist von Töche nachgewiesen worden, wie Heinrich durch diesen Schritt sich dem Pabste näherte, ja ihn dahin brachte, alles, was vorhergegangen, die Eingriffe in die geistliche Wahlfreiheit, den Verlust der kirchlichen Besitzungen, die Eroberung des sicilischen Lehnsreichs völlig zu vergessen und eine Zeit lang sich rückhaltslos zum Werkzeuge der kaiserlichen Politik zu machen. Cölestin glaubte einen reuig in den Schoß der Kirche zurückkehrenden Sohn zu umarmen und merkte es nicht, daß die Umarmung nur darauf berechnet war, ihn völlig zu erdrücken. Denn was würde das Schicksal des Pabst-

thums gewesen sein, wenn Heinrich sein Ziel, die Herstellung einer wirklichen Weltherrschaft erreicht hätte? Nun nach der Unterwerfung des normännischen Reichs, als der Pabst ihm mehr folgte als gegenüberstand, als Mailand ihm bei der Rückkehr die Thore öffnete, obwohl er Cremona und die Städte der Gegenpartei offen begünstigte, als in Deutschland nach der Ausgleichung mit den Welfen niemand gegen den Kaiser sich zu rühren wagte, glaubte dieser den Augenblick gekommen, um das ideelle dominium mundi, welches man sich mit dem Kaiserthume verbunden dachte, thatsächlich zu verwirklichen. Die Hoheit über die polnischen Theilfürsten hatte er schon 1184 geltend gemacht, über Dänemark war sie wenigstens noch nicht aufgegeben. Die Gefangenschaft Richards hatte England in Lehnsabhängigkeit gebracht; nun wurde auch die Abhängigkeit Frankreichs, der spanischen Reiche, Ostroms, ja selbst der kleinasiatischen Staaten und der muhamedanischen Dynastien Nordafrikas ernstlich ins Auge gefaßt, an allen jenen Orten gleichzeitig betrieben.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf Grund der von sorgsamer Quellenforschung gewonnenen Resultate diese Bestrebungen Heinrichs im einzelnen verfolgen, die in ihrer Gesammtheit durch ein Wort des byzantinischen Chronisten Nicetas charakterisirt werden: „Wie der Herr aller Herrscher, wie der König aller Könige trat er mit seinen Forderungen auf“. In ihnen tritt eine Eigenthümlichkeit Heinrichs zu Tage, durch welche er sich sehr zu seinen Ungunsten von der besonnenen Weise seines Vaters und von der die Wirklichkeit nie aus den Augen lassenden Staatskunst seines Sohnes unterscheidet, indem er gleichzeitig die verschiedensten Dinge in Angriff nimmt, in alle denkbaren Verwicklungen sich einläßt und im imperatorischen Tone auch da fordert, wo entweder das Recht der Forderung erst erworben werden sollte oder keine Möglichkeit, die Forderung nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen, vorhanden war. Auch Friedrich II hat wohl von den Königen seiner Zeit Hilfe und Zuzug verlangt, aber nicht deßhalb, weil sie ihm als dem Kaiser dazu verpflichtet wären, sondern weil ihre monarchischen Interessen mit den seinen, namentlich der Kirche gegenüber, aufs engste verwachsen seien. Friedrich II betrachtete alle Könige als seine natürlichen Verbündeten; Heinrich VI betrachtete sie als seine Vasallen,

über welche, wie über deren Reiche er zu seinem eigenen Vortheile frei verfügen könne. Als Richard von England mit dem Könige von Frankreich Frieden geschlossen hatte, verwarf der Kaiser den Vertrag, der seinen Absichten nicht entsprach, und befahl jenem den Krieg fortzusetzen. Als die Genuesen sich darüber beklagten, daß er sie um die für ihre Unterstützung bei dem sicilischen Feldzuge in Aussicht gestellten Vortheile betrogen habe, meinte er, sie sollten sich an Aragonien schadlos halten; bei der Eroberung dieses Reiches wolle er sie wieder unterstützen. Schon 1191 hatte er die Absicht ausgesprochen, nach der Unterwerfung Siciliens die Saracenen auf den Balearen zu bekämpfen; dieselbe Absicht traute man ihm auch jetzt noch zu, und der Almohadenkönig schickte ihm Tribut, um ihn im voraus für sich gegen die Almoraviden zu gewinnen. Zu allen diesen Projecten kamen nun noch die Pläne auf den Osten hinzu, welche sich gleichsam von den normännischen Königen auf ihn vererbten und die ihn um so mehr fesselten, je weniger bei diesen ein Ende abzusehen war. Dem Kaiser Isaak Angelos von Byzanz versprach er Hilfe, forderte aber zugleich Tribut, Heeresfolge und Abtretung des Landes von Epidaurus bis Thessalonich; als Isaak im April 1195 gestürzt und geblendet ward, machte Heinrich im Namen der Tochter desselben, welche einst Rogers von Sicilien, jetzt Philipps von Schwaben Braut war, gar Ansprüche auf das ganze Reich geltend. Ihm hatte schon im Jahre 1194 der König von Armenien (Cilicien) gehuldigt, von seinen Abgesandten ließ sich im folgenden Jahre der König von Cypern, Amalrich von Lusignan, belehnen. Nun sollte der Kreuzzug, für den er sich die Ernennung der Anführer vorbehielt, die Hoheit des Kaisers auch im heiligen Lande begründen. Von der Grenze Schottlands bis zum Bosporus und zu den Säulen des Hercules gedachte er seinem Befehle Geltung zu verschaffen und die Welt für seine Zwecke auszubeuten.

Solche Maßlosigkeiten, in sich überstürzender Hast vorgebracht, werden gelind beurtheilt sein, wenn man sie phantastisch nennt. Damit auch nur das eine oder das andere gelänge, hätte Heinrichs Autorität in den beiden Fundamenten seiner Stellung, in Deutschland und in Sicilien, fester gewurzelt sein müssen, als sie es in Wirklichkeit war, und vor allem hätte er nicht durch noch andere

gleichzeitig betriebene Pläne jene durchkreuzen und sich selbst neue Opposition erwecken dürfen.

Oft genug ist darüber geklagt worden, daß die Deutschen es nicht bis zur Stiftung einer Erbmonarchie gebracht haben, und Heinrich VI gefeiert worden, weil er diesem Mangel abzuhelfen versuchte. Beides sicherlich nicht mit vollem Rechte. Denn einerseits war man durch die eigenthümliche Sitte, meist bei Lebzeiten der Regierenden zum Nachfolger denjenigen zu wählen, der nach dem Erbrechte am meisten zur Nachfolge berufen gewesen wäre, der wirklichen Erbmonarchie und ihren Vortheilen thatsächlich so nahe gekommen, daß das noch immer hochgehaltene Wahlrecht kaum noch eine Wahlfreiheit einschloß, und auf der anderen Seite läßt sich nicht gut absehen, wie die Centralgewalt durch die Einführung der Erbmonarchie viel an Stärke hätte gewinnen können, wenn gleichzeitig, wie Heinrich VI es wollte, auch dem Fürstenthume eine ausgedehnte Erblichkeit förmlich zugesprochen worden wäre. Wenn Heinrich trotzdem seit dem December 1195 die Erblichkeit der Krone in seinem Hause zum Gegenstande von Verhandlungen machte, so wird seines Geschichtschreibers Meinung, daß Ziel und Motiv dieses Planes zunächst nicht in nationalen Bedürfnissen, sondern in der Stiftung des Weltreichs lagen, gewiß volle Berücksichtigung verdienen. Heinrich hatte ein Werk unternommen, für welches die kurze Spanne eines einzigen Lebens nicht ausreichte: nur von langdauernden, durch mehrere Generationen stätig fortgesetzten Bemühungen war möglicher Weise die endliche Vollendung desselben zu erwarten.

Wie sehr dieser Gesichtspunkt alle anderen überwog, zeigt die andere Forderung, die Heinrich mit jener ersten verband. Denn die gewünschte Einverleibung seiner sicilischen Eroberungen in das Reich bedeutete nichts anderes, als daß die Fürsten die ausdrückliche Verpflichtung übernehmen sollten, auch diese fernliegenden Gebiete zu vertheidigen, — Gebiete, welche mit den nationalen Aufgaben des deutschen Reiches auch nicht das geringste zu thun hatten, die aber für jene auf die Weltherrschaft und namentlich auf die Herrschaft über die Mittelmeerländer gerichteten Tendenzen geradezu unentbehrlich waren. Heinrich mochte sich in ihrem Besitze doch nicht ganz

sicher fühlen: wurden sie als Reichsländer von der gesammten Macht des Reiches vertheidigt, wer wollte sie ihm nehmen?

Beide Forderungen schlossen bedeutende Nachtheile für die deutschen Fürsten ein. Sie sollten auf ihr Wahlrecht verzichten, welches sie trotz seiner beschränkten Ausübung als ein kostbares Kleinod ungemein hochhielten, weil unter Umständen durch dasselbe auch ihre eigenen Familien auf den Thron berufen werden konnten; diesem zwar geringen, aber immerhin nutzbaren Vorrechte sollten sie entsagen und überdies mit der Incorporation Siciliens eine wirklich bedeutende Last auf ihre Schultern nehmen. Da hätte Heinrich andere Dinge für die Bewilligung seiner Wünsche bieten müssen, als er in Wirklichkeit bot. Denn was Heinrich auf die andere Wagschale legte, zu Gunsten der weltlichen Fürsten das Zugeständniß unbeschränkter Erblichkeit der Reichslehen in männlicher und weiblicher Linie und zu Gunsten der geistlichen Fürsten die Aufgabe des sogenannten Spolienrechts, waren Angebote von höchst zweifelhaftem Werthe. Der Klerus hatte das Spolienrecht der Könige niemals anerkannt, aber oft dasselbe als ungesetzlich verdammt, und die weltlichen Fürsten waren in der Praxis schon längst auf dem besten Wege, jene ausgedehnte Erblichkeit, die bisher einzelnen von ihnen zugestanden worden war, als allgemeines Recht zu erlangen. Im Grunde machte Heinrich nur solche Zugeständnisse, die aller Wahrscheinlichkeit nach so wie so nicht mehr lange zu verweigern waren, und verlangte dafür von den Fürsten Gegengaben von unbestreitbarem und dauerndem Werthe. Wir können uns daher denken, daß seine Pläne auf starke Abneigung stießen, und vielleicht auf um so größere, weil Heinrich nach seiner Art und Weise dem Widerspruche gegenüber die Anwendung von Gewalt in Aussicht stellte. Aber während der nächsten Monate, auf Reichstagen zu Wirzburg im April und zu Mainz im Mai 1196 hat er theils durch Drohungen theils durch lockende Versprechungen und wohl auch mit Hilfe seiner Schätze die einzelnen für sich gewonnen und schließlich erreicht, daß die Mehrzahl der Fürsten seinem Andringen nachgab und durch Unterschrift und Siegel der Verfassungsänderung zustimmte. Mit der Urkunde in der Hand gedachte Heinrich nun den Pabst zur Krönung seines jungen Sohnes zu bewegen, der also unmittelbar zum Mitkaiser ge-

krönt werden sollte. Die sonst vorhergehende Krönung zum deutschen Könige mochte überflüssig erscheinen, als die Erblichkeit der deutschen Krone für gesichert gehalten wurde.

Ein Jahr war vergangen, seitdem Cölestin sich dem Kaiser, der das Kreuz gelobte, genähert hatte, aber noch immer blieben die von dieser Versöhnung gehofften Früchte aus, und in keiner Beziehung war seitdem die Lage des Pabstthums eine bessere geworden. Kaiserliche Statthalter geboten noch immer in den Besitzungen der Kirche, ja bis an die Thore von Rom selbst und erzwangen nicht ohne Brutalität Gehorsam für ihre Befehle. Dazu kamen noch die ungelösten Streitfragen wegen der künftigen Stellung des sicilischen Reiches zum päbstlichen Lehnsherrn und wegen der Einkerkerung oder Verjagung dortiger Bischöfe, über welche Dinge die Anschauungen des Pabstes und des Kaisers himmelweit auseinanderliefen. In keiner Beziehung gab Heinrich nach, immer hatte er und hatten seine Beamte vollkommen recht, am wenigsten wollte er davon wissen, dem Pabste für Sicilien den Lehnseid zu leisten: der Kaiser könne nicht Mann des Pabstes sein. So war man während des Jahres 1196, als Heinrich langsam nach Süden zog, zwar noch nicht zum Bruche, aber ihm wieder sehr nahe gekommen: wie hätte unter solchen Umständen der Pabst sich bewogen fühlen sollen, auf Heinrichs neue Forderung, daß er durch die Krönung seines Sohnes der Umgestaltung der Reichsverfassung seine Sanction geben möge, einzugehen und die Erblichkeit des Kaiserthums in der dem Pabstthum immerdar feindlichen Familie der Staufer durch einen feierlichen Akt zu bekräftigen? Da jede Partei ihre Ansicht immer als die einzig berechtigte und allein maßgebende darstellte, war eine Ausgleichung und ein Compromiß absolut unmöglich. Freilich hat Cölestin nicht gewagt, direct die Krönung zu verweigern; als er aber am Ende des Jahres nach langen Verhandlungen neue Bedenkzeit sich ausbat, war diese Bitte doch nur eine wenig verblümte Abweisung.

Inzwischen hatte die bevorstehende Umgestaltung der Reichsverfassung auch in Deutschland alle Gemüther in Unruhe erhalten und wiederholte Besprechungen der Fürsten veranlaßt. Bei diesen ist nun, seitdem Heinrichs Abreise sie von seinem persönlichen Drucke

befreit hatte, ein allmählicher aber entschiedener Umschlag der Stimmung nicht zu verkennen, und die aus Italien eintreffenden Nachrichten von den neuen Zerwürfnissen mit dem Pabste und von dem Widerstande desselben gegen die Sanction der Erbmonarchie, werden nicht verfehlt haben, die Gegner der letzteren zu ermuntern. So geschah es, daß im Herbste, als Heinrich den Burggrafen von Magdeburg nach Deutschland schickte, um die Sache zum Abschlusse zu bringen, von allen Seiten sich Widerspruch erhob und am meisten von denjenigen, welche wie Landgraf Hermann von Thüringen aus persönlichen Interessen früher der Verfassungsänderung zugestimmt hatten. Die deutschen Fürsten wiesen sie jetzt entschieden zurück. Aber nicht die Rücksichten auf den Pabst sind es gewesen, welche Heinrichs Entwürfe zum Scheitern brachten, auch nicht etwaige Abneigungen gegen eine Fortdauer des staufischen Königthums, sondern einmal die principiellen Bedenken der deutschen Fürsten gegen die Erbmonarchie und dann ihr Widerwille gegen die Incorporation Siciliens, die Heinrich mit jener zugleich betrieb. Man hatte trotz mancher erfahrenen Unbill so wenig gegen ein staufisches Königthum, daß sobald Heinrich die Incorporation fallen ließ und allein seinen Sohn zum Nachfolger nach alter Art gewählt zu sehen wünschte, dieser Wunsch fast augenblickliche und fast einstimmige Erfüllung fand. Für die nächste Zukunft war oder schien das staufische Haus im Besitze der Krone gesichert, und somit hatte der Kaiser alles erreicht, was selbst die Einführung der Erblichkeit ihm für den Augenblick hätte gewähren können.

Aber gerade das, was für ihn das wichtigste und nächstliegende war, hat er nicht durchgesetzt, nämlich die Incorporation Siciliens, das heißt die Garantie der deutschen Fürsten für die Grundlage des geträumten künftigen Weltreichs. Unübersteigliche Schwierigkeiten, jedenfalls größere, als Heinrich meinte, thürmten sich gegen die Verwirklichung desselben auf. Die Deutschen sprachen durch die Nichtgewährung jener Incorporation stillschweigend auch dem Weltreiche das Urtheil; der Pabst trat mit dem besonders bedrohten byzantinischen Kaiser in freundschaftliche Verbindung, und im sicilischen Reiche selbst gerieth Heinrichs Herrschaft ins Schwanken. Er hatte durch die Regentschaft seiner Gemahlin Konstanze es vergessen zu

machen gesucht, daß diese Herrschaft durch Eroberung gegründet worden — vergeblich: nur durch die Furcht vor den im Lande gebliebenen deutschen Kapitänen und deren eisernes Regiment war sie bisher aufrecht gehalten worden. Aber es giebt eine Grenze, auf welcher die Furcht in waghalsige Verzweiflung umschlägt, und als nun mit Heinrichs Wiederkunft im December 1196 der Druck sich wo möglich noch steigerte, als gleichzeitig der Glaube sich verbreitete, das im Frühjahr erwartete deutsche Kreuzheer sei nur dazu berufen, um die letzten Regungen in Blutströmen zu ersticken und die Schreckensherrschaft zu verewigen, und als endlich auch die Kaiserin selbst, empört, wie es heißt, über die Hinrichtung einiger Verwandten, von ihrem Gemahl sich abwandte, der ihr allein sein Anrecht an das Königreich verdankte: da bildete sich, wie es scheint, mit ihrem Wissen, eine große Verschwörung des Adels, um den Kaiser auf der Jagd zu ermorden und alle Deutschen zu vertilgen. Zwar ward die Verschwörung verrathen, aber doch zu spät, als daß dem Ausbruche des Aufstandes hätte vorgebeugt werden können. Im Februar 1197 erhob sich die ganze Insel; auch Palermo, wo Konstanze verweilte, fiel ab, und ein gewaltiges Heer sicilischer Lehnsleute zog gegen Messina heran, wohin sich der Kaiser in der ersten Ueberraschung geflüchtet hatte. Seine Lage war kritisch, denn er hatte nur wenige Deutsche bei sich, und doch durfte er nicht die Entscheidung verzögern, dem Aufstande nicht Zeit lassen sich zu organisiren. Schon war der Burgherr von San Giovanni zum künftigen nationalen Könige ausersehen. Furchtbar ist der Kampf gewesen, als die kleine Schaar der Kaiserlichen, von den bewährten Hauptleuten Markwald von Anweiler und Heinrich von Kalden angeführt, sich bei Catanea auf das überlegene Heer der Aufständischen warf; noch in den Straßen der Stadt wurde geschlagen, aber der Sieg gehörte den Deutschen und war entscheidend. So plötzlich der Aufstand emporgeflammt war, so schnell erlosch er nach dem ersten Mißlingen; nur einzelne Burgen haben sich noch bis zum Sommer gewehrt, und Ketten noch schwerer als die, welche man hatte zerbrechen wollen, wurden dem aufrührerischen Lande nun angelegt. Wenn Heinrich je vorher eine Anwandlung von Milde gespürt haben mochte, von diesem Aufruhr an war sie vollends verschwunden. Seiner Rache entging keiner der

schuldigen: „ohne Erbarmen, ohne Schonung tödtete er sie ohne Unterschied". Man wird es uns erlassen die Mannigfaltigkeit der unmenschlichen Todesstrafen hier aufzuzählen und sich gern mit der Versicherung des Geschichtschreibers begnügen, daß was irgend jenes Zeitalter an grausamen Martern ersonnen hatte, hier seine Anwendung fand. Massenhafte Confiscationen gaben die Mittel, um noch mehr deutsche Mannen dauernd in das Land zu ziehen. Nur von solcher Unnachsichtigkeit, durch welche der unruhige Adel für immer eingeschüchtert und unschädlich gemacht werden sollte, hat Heinrich — der Abt Joachim von Floris nennt ihn „einen Hammer der Erde, die halsstarrigen zu zermalmen" — sich eine wirkliche Befestigung seiner Herrschaft im sicilischen Reiche versprochen und Ruhe, um ungestört seinen weiten Plänen nachgehen zu können.

Doch anderes war bestimmt. Schon trafen im Frühjahr und Sommer des Jahres 1197 zahlreiche Kreuzfahrerschaaren in den Häfen des Königreiches ein, wurden zum Theil auf Kosten des Kaisers ausgerüstet und fuhren unter Hauptleuten, die der mit Einwilligung der Fürsten zurückbleibende Kaiser ihnen setzte, weiter übers Meer nach Osten; schon pochten in Byzanz deutsche Gesandte mit eherner Faust an die Pforten des Thronsaales und preßten dem geängstigten Kaiser des Ostens ungeheueren Tribut ab; schon war Philipp von Schwaben aus Deutschland aufgebrochen, um seinen zum römischen Könige erwählten Neffen Friedrich nach Aachen abzuholen, wo für diesen die Krönung gerüstet ward: da hat der Tod Heinrich VI am 28. September 1197 mitten aus allen seinen Entwürfen herausgerissen und mit diesem einen Schlage das Aussehen der Welt verändert. Seine Wittwe, die Normännin Konstanze, leitete ihre Regentschaft für Heinrichs unmündigen Sohn Friedrich mit der Unterwerfung unter den Pabst ein und mit der Vertreibung der Deutschen aus dem sicilischen Reiche; in Deutschland war die Erwählung dieses Friedrich vergessen, und heftiger als je, jetzt um die Krone, entbrannte der Kampf zwischen Welfen und Staufern; das Pabstthum aber, durch Heinrichs Tod von dem erdrückenden Alp, der auf ihm lastete, befreit, fand nach Cölestins baldigem Hinscheiden in dem gewaltigen Innocenz III einen großartigen Vertre-

ter. Nicht wie Heinrich geträumt, der Kaiser, sondern der Pabst ward die Spitze der christlichen Welt.

Heinrich VI starb jung, erst 32 Jahre alt. Starb er zu früh? Werden wir dem Chronisten von St. Blasien zustimmen, der aus seiner Zelle ihm wehmüthig nachseufzt: „Hätte er länger gelebt, das Kaiserreich wäre im Schmuck der alten Würde wiedererblüht“? Wir, die die Folgezeit kennen und wissen, welche gewaltige Kräfte dem Kaiserthume gegenüberstanden, für den Augenblick gebeugt, aber noch immer unbesiegt, werden den naiven Glauben des Mönches nicht theilen können, eher uns freuen, daß Heinrichs Tod ihm und der Welt das unausbleibliche Mißlingen erspart hat. Jene Weltherrschaft, welcher Heinrich nachjagte, mag eine große Idee sein; sie zu verwirklichen, war baare Unmöglichkeit und besonders für Heinrich. Er brachte zu der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, weder die nöthige Macht mit, — denn man sieht, wie wenig die Deutschen geneigt waren ihn dabei zu unterstützen, und wie unsicher der Bestand seiner Herrschaft in Sicilien blieb, — noch auch die persönlichen Fähigkeiten. Er war weder ein großer Krieger noch ein großer Politiker: nur eine Reihe von ihm unabhängiger, unberechenbarer Glücksfälle hat ihn so weit gefördert, als er bei seinem Tode wirklich gelangt war, er selbst durch Unzuverlässigkeit, Ungeduld und Leidenschaft mehr als einmal das gewonnene wieder gefährdet.

Wir werden durch das großartige und zugleich maßvolle Barbarossas mit Bewunderung erfüllt, wir werden durch Philipps von Schwaben verständiges und zugleich gemüthliches Wesen unwillkürlich erwärmt, wir müssen die geistige Vielseitigkeit und praktische Begabung Friedrichs II selbst als Gegner anerkennen, aber wie wir uns auch stellen mögen, es ist kein wohlthuendes Gefühl, das uns vor Heinrich VI ergreift. In den Jahren, in welchen die Freuden der Erde noch nicht ihren ersten Reiz verloren haben, steht er vor uns ein bleicher schmächtiger Jüngling, jedem Genusse feind, verschlossen und ernst, vor der Zeit gealtert, mit von Sorgen gefurchter Stirn, immer über Plänen und Entwürfen brütend, unerschöpflich und rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel, fieberhaft hastig an tausend Dingen zugleich beschäftigt, das ungestüme und gewaltsame seines

Handelns der letzte Rest jugendlicher Frische an ihm. Wie die Wuth des Nordwindes, sagt Innocenz treffend von ihm, sei er über die Erde gefahren. Hinter sich ließ er ein Chaos. Von allem, was er erstrebt, hatte nur eins Bestand, und dies eine, die Erwerbung der in Blut getauchten sicilischen Krone, ward der Unsegen seines Geschlechts.

II.

Zur Kritik der Memoiren der Mad. Campan.

Von

v. Stockmar.

Die Publication von authentischem urkundlichem Material hat, abgesehen von der möglichen Neuheit und Wichtigkeit des Inhalts, den großen Werth, daß damit ein sicherer Anhalt für die Kritik der bereits vorhandenen Quellen geboten wird. In diesem Sinne soll hier von den Briefen des Abbé de Vermond an den österreichischen Botschafter in Paris, Grafen Mercy, Gebrauch gemacht werden, welche Arneth im Anhange zu dem Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette veröffentlicht hat. An der Hand dieser Briefe soll die Glaubwürdigkeit der bekannten Memoiren der Mad. Campan etwas näher beleuchtet werden. Wir beschränken uns dabei wesentlich auf die Kritik dessen, was Mad. Campan gerade über den Abbé Vermond erzählt. Die Verhältnisse, über die sie berichtet, mußten zwar nicht, aber konnten ihr nach ihrer Stellung am Hofe bekannt sein. Wenn sich gleichwohl zeigen wird, daß sie darüber wesentlich Unrichtiges mittheilt, so ist damit ihre Glaubwürdigkeit im Allgemeinen charakterisirt.

Mad. Campan war eine gebildete, unterrichtete Frau. Früher Vorleserin von Mesdames, den Töchtern Ludwigs XV, wurde sie dann eine der zwei ersten Kammerfrauen von Marie Antoinette und war an den Sohn von deren Cabinetssecretair Campan verheirathet. Die ersten Kammerfrauen spielten eine, natürlich nicht vornehme,

aber doch nicht unbedeutende Rolle. Sie wurden aus den gebildeten Ständen genommen und ihre Emolumente beliefen sich vor der Revolution auf über 50000 L. Dazu war die Campan dem Dauphin und der Dauphine persönlich angenehm und genoß in gewissem Umfange deren Vertrauen. Alle diese Umstände zusammengenommen, dürfen wir wohl als möglich annehmen, daß Mad. Campan in der Lage gewesen sei, über den Vorleser Marie Antoinettens, den Abbé Vermond, sein Verhältniß zu seiner Herrin und seine Wirksamkeit die Wahrheit zu wissen.

Als die Heirath Marie Antoinettens mit dem Dauphin verabredet war, verlangte Maria Theresia, daß man ihr von Paris einen Geistlichen schicke, der der jungen Erzherzogin mit Rücksicht auf ihre Bestimmung für Frankreich den letzten Schliff gebe. Der damalige Minister Choiseul sandte auf Empfehlung des Erzbischofs, nachmals Ministers v. Brienne den Abbé Vermond. Dieser leitete demnach die Ausbildung Marie Antoinettens von Anfang 1769 bis zu ihrer Vermählung (Mai 1770) und blieb dann als Lector bei ihr. Durch seine Antecedentien war er zum Mentor und vertrauten Secretair wie geschaffen.

Hören wir nun, was Mad. Campan über ihn berichtet. Sie sagt (I 42. 45): Der Abbé, von dem die Geschichtschreiber wenig sagen werden, weil seine Macht im Dunkeln blieb, bestimmte fast alle Handlungen der Königin; er war ihr alleiniger Vertrauter und Rathgeber, aber er war ein unkluger, unbesonnener Rathgeber.

Die ganze Bedeutung des Abbé Vermond für die Geschichte beruht darauf, ob er einen beträchtlichen Einfluß auf die Königin übte. Es läßt sich überzeugend darthun, daß dies nicht der Fall war. Vernehmen wir zuvörderst einen höchst respectabeln Zeugen, den Grafen von La Marck in seinen vor der Correspondenz Mirabeaus abgedruckten Aufzeichnungen, La Marck, der in hohem Grade das Vertrauen Marie Antoinettens und des intimsten Rathgebers dieser, des österreichischen Botschafters Grafen Mercy genoß.

Er sagt (S. 39): „der Abbé v. Vermond besaß mäßige Geistesgaben, aber war ein guter Mann von dankbarem Gemüth. Meine näheren Beziehungen zu dem Grafen Mercy, bei dem ich häufig und in engster Intimität zu Mittag speiste, führten dazu, daß ich

dort oft dem Abbé begegnete, der nur an dem Tage hinkam, wo fast Niemand außer dem Botschaftspersonal zugegen war. Da erfuhr ich denn, wie nützlich der Abbé dem Grafen Mercy als Zwischenperson zwischen ihm und der Dauphine war, wenn er nicht selbst zu dieser gehen wollte. Der Botschafter behielt immer diesen indirecten Weg der Mittheilung, der noch mehr Wichtigkeit erlangte, als Marie Antoinette Königin geworden war. Diese war so gewohnt sich des Abbé zu bedienen und hatte zu ihm ein solches Vertrauen, daß er ihr die meisten Briefe aufsetzte, die sie sich darauf beschränkte abzuschreiben. Er hing der Königin, man könnte sagen leidenschaftlich, an, und obschon er ein großer Schwätzer war (die Schwätzer sind gar oft gute Leute und das war bei ihm der Fall) und unaufhörlich von seinen Beziehungen zur Königin redete, so ist ihm nie eine für sie compromittirende Indiscretion entschlüpft. Marie Antoinette betrachtete ihn übrigens als einen geistig sehr gewöhnlichen Mann und zählte mehr auf seine Ergebenheit als auf seine Einsicht. Sie hörte ihm nur dann aufmerksam zu, wenn er ihr eine Mittheilung vom Grafen Mercy ausrichtete, und nahm selbst davon nur das an, was ihr zweckmäßig schien, ohne daß der Abbé in sie dringen oder wiederholt auf eine Sache zurückkommen durfte".

Sehen wir nun, was sich aus dem Briefwechsel des Abbé mit Mercy ergiebt, vor welchem ersterer gewiß keinen Grund hatte seine Stellung weniger vortheilhaft erscheinen zu lassen, als sie war.

Am 23. Mai 1770 d. h. eine Woche nach der Vermählung der Dauphine schreibt Vermond bereits, trotz aller Unannehmlichkeiten (dégoûts) wolle er aushalten, so lange es möglich sei und er nützlich sein könne.

Im Nov. 1770 sagt er, daß seine Vorlesestunden bei der Dauphine häufig unterbrochen und ausgesetzt werden. Er sei fast nie um die Dauphine, wenn diese schreibe; sie scheue sich davor, daß man sagen könnte, er dictire ihr ihre Briefe. Aus Besorgniß vor dem Klatsch des Hofes wage er auch nicht in Gegenwart der Dauphine zu schreiben oder sich von ihr dictiren zu lassen oder nur ihr Geschriebenes vorzulesen, denn es könne doch Jemand ins Zimmer kommen. Schon im Jahre 1771 begehrt er seine Entlassung (vgl. Brief vom 14. August 1773), läßt sich aber noch halten.

Im Mai 1772 spricht er von der Muthlosigkeit, in die ihn mitunter der geringe Erfolg versetze, mit dem er seit zwei Jahren alle seine Gedanken und Thätigkeit der Dauphine widme.

Am 14. August 1773 bittet er Mercy, seinen Rücktritt zu vermitteln. Er sei seiner Herrin unnütz geworden. Das wenige Vorlesen könne auch eine Kammerfrau besorgen. Die Dauphine spreche zwar mit ihm über diejenigen Dinge, die ihr am Herzen lägen, wie mit einem treuen und ergebenen Diener, aber wenn er ihr irgend eine Vorstellung mache, so höre sie nicht darauf oder antworte nicht und beachte sie jedenfalls meistens nicht. Die geringe Rücksicht, die sie auf ihn nehme, sei bereits Anderen aufgefallen. Er wünsche seine Entlassung, denn er sei nahe daran unbequem und lästig zu werden, ja er sei es vielleicht schon geworden.

Er bleibt aber dann doch.

Im September 1776 erklärt er der Königin seinen Wunsch, sich wenigstens für einige Jahre zurückzuziehen.

Im Juni 1777 ist er zwar noch da, nimmt aber Urlaub, schreibt, sein Weggehen werde der Königin als eine Befreiung von einem Lästigen wohl erwünscht sein, jeder Vernunftgrund spreche für seinen Rücktritt. Er kommt aber wieder.

Am 7. Mai 1779 schreibt er: „Die Königin hat mir meine Freiheit wiedergegeben, und obschon J. M. sich vorbehalten hat, mich in gewissen Fällen zu sich rufen zu lassen, so habe ich doch Grund anzunehmen, daß mein Rücktritt vollständig und unwiderruflich sein wird. Was ich verlasse, wird mir immer theuer bleiben, trotz der Behandlung, die mir, selbst während der letzten Audienz, mehrmals widerfahren ist. Ich hatte Gelegenheit der Königin zu sagen, daß sie nie einen treueren und ergebeneren Diener finden werde. Sie antwortete in einem Tone, als ob sie davon überzeugt sei, aber sie machte es mir zugleich augenscheinlich, daß ihre Freunde und Gesellschaft ihr über alles gingen".

Der letzte Satz bezieht sich wohl auf den Verkehr der Königin mit Mad. de Polignac und deren Kreis, einen Verkehr, dessen im Ganzen nachtheilige Folgen für Marie Antoinette keinem Zweifel unterliegen.

Mad. Campan erzählt uns (I S. 172. II 67), daß Vermond

sich über der Polignac vernachlässigt gefühlt und aus Empfindlichkeit darüber sich vom Hofe entfernt, aber in 14 Tagen wieder gekommen sei, nachdem ihm gewisse Bedingungen zugestanden worden.

Wir lassen dahingestellt, was an der Empfindlichkeit und an den Bedingungen Wahres sei. Aber es ist doch sehr wahrscheinlich, daß der Abbé, als ein braver Mann und als Sprachrohr des durchaus verständigen Grafen Mercy, aus wahrem Interesse für das Wohl der Königin deren Hang für den Polignacschen Kreis entgegenzuwirken gesucht habe und daß d a r a u s die letzterwähnte Krisis in seinem Verhältniß zur Königin entstanden sei.

Wie dem auch sei, so viel wird sich wohl aus unsern Anführungen ergeben, daß es ganz irrig ist, wenn Mad. Campan den guten Abbé als „den alleinigen Rathgeber und Vertrauten der Königin darstellt, der fast alle ihre Handlungen bestimmte" *).

Im Grunde hat dies auch Mad. Campan im zweiten Bande ihrer Memoiren wenigstens theilweise zurückgenommen.

Nach der Erstürmung der Bastille nämlich emigrirte der Abbé. Bald darauf, erzählt Mad. Campan, habe sie über ihn ein Gespräch mit der Königin gehabt. Die Königin forderte sie auf, ihr eine Charakterschilderung von jenem zu entwerfen, indem sie bemerkte, sie wisse wohl, daß die Campan ihn nicht besonders geliebt. „Ich war", sagt die Campan, „zum Aeußersten erstaunt, die Königin mit so viel gleichgültiger Ruhe von einem Manne reden zu hören, der ganz vor Kurzem noch in der größten Intimität mit ihr war. Ich war versteinert. Ich habe aber seitdem Gelegenheit gehabt zu entdecken, daß trotz der hohen Gunst, in der der Abbé stand, die Königin doch Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um sich für die Zukunft eines Einflusses zu erwehren, von dem sie nicht alle Folgen übersehen konnte".

Kann, so fragen wir, nach solchem Hin- und Herreden irgend

---

*) Als ein Hauptresultat des Einflusses des Abbé auf die Königin bezeichnet Mad. Campan II 26 die Ernennung des Erzbischofs von Toulouse (Brienne) zum Minister 1787. Aus den Aufzeichnungen des eingeweihten Grafen von La Marck (I 52) geht aber hervor, daß die Königin auf die Ernennung des Brienne gar keinen Einfluß übte

etwas, was Mad. Campan von dem Abbé sagt, noch Glaubwürdigkeit beanspruchen? — Heben wir aber noch ein paar Züge hervor, die Mad. Campan dem Bilde des Abbé giebt, und controliren wir sie durch die von Arneth veröffentlichten Briefe.

Sie sagt (I 42. 73), Vermond habe sich wenig Mühe gegeben, Marie Antoinette zu unterrichten, man könne ihm sogar vorwerfen, seinen Zögling aus einer geschickten, aber verwerflichen Berechnung in der Unwissenheit gelassen zu haben; als Lector habe er ihr nicht einmal zu der so nützlichen Lectüre der Geschichte gerathen. Marie Antoinette habe nicht gut französisch geschrieben, der Abbé alle ihre Briefe nach Wien revidirt und sich dessen geckenhaft gerühmt.

Fast lauter Unwahrheiten! Aus den Briefen Vermonds an Mercy zur Zeit, wo jener noch in Wien war, geht hervor, daß er Marie Antoinette im Unterrichte sehr vernachlässigt fand. Er ist zwar von ihrer Liebenswürdigkeit eingenommen, klagt aber (Brief v. 14. Oct. 1769) über die Schwierigkeiten, die ihre Trägheit, ihr Leichtsinn, ihre Zerstreutheit, ihre Abneigung sich anzustrengen und der Sache auf den Grund zu gehen dem Unterricht bereite. Er erzählt ausführlich von seiner Art, ihr die französische Geschichte beizubringen. Er erwähnt die Orthographiefehler, die sie aus Flüchtigkeit im französischen mache. Er bedauert, daß es nicht möglich sein werde, in der kurzen Zeit alles Versäumte nachzuholen. Dies zeigte sich noch weniger möglich, nachdem Marie Antoinette Dauphine geworden. Sie vertändelte eben ihre Zeit. Wir sehen in den von Arneth publicirten Briefen, daß Maria Theresia ihre Tochter unablässig mahnt, sie möge sich durch ernste Lecture bilden und ihr zeitweise berichten, was sie gelesen habe. Was soll ich antworten, fragt dann Marie Antoinette den Abbé (Brief an Mercy, Novbr. 1770), und dieser erwidert „natürlich die Wahrheit" und mahnt, sich zu bessern. Von Zeit zu Zeit schreibt Marie Antoinette dann ihrer Mutter, sie lese geschichtliche Bücher z. B. Humes englische Geschichte. Maria Theresia hört aber endlich auf zu fragen.

Das Unglück war eben, wie Vermond (Brief an Mercy, Novbr. 1770) sagt, daß alle Prinzen und Prinzessinnen, wenn einmal die Erziehung vorbei ist, keine ernste Beschäftigung mehr zu treiben pflegen, und was Marie Antoinette insbesondere anlangt, daß, um

Mad. Campans selbsteigene Worte (I 73) zu gebrauchen, nie eine Prinzeß eine größere Abneigung gegen ernste Lectüre hatte, als sie. Marie Antoinettens Geständniß an ihre Mutter (Brief an Maria Theresia, 14. Juli 1774, Arneth S. 127) ist unumwunden genug: „je dois avouer ma dissipation et paresse pour les choses sérieuses". Was bleibt nun hiernach von den dem armen Abbé gemachten Vorwürfen übrig?

Die Behauptung endlich, daß Vermond alle nach Wien gehenden Briefe durchgesehen habe, erweist sich durch die Arnethsche Briefsammlung ebenfalls als Fabel. Denn wir sehen daraus, daß die Briefe Marie Antoinettens an ihre Mutter die allergröbsten Sprach- und Orthographiefehler enthielten, die doch der Abbé nicht würde stehen gelassen haben.

So dürfte denn Mad. Campan durch die Arnethsche Sammlung in Bezug auf die wesentlichsten Punkte ihres Berichts über den Abbé Vermond der Unzuverlässigkeit überführt sein. Nun läßt sich freilich sagen, die Stellung und Wirksamkeit von Vermond sei vielleicht nicht in den Kreis ihrer eigenen Beobachtung gefallen, sie habe sich auf die Aussagen anderer verlassen. Dann hatte sie also keine guten Gewährsleute.

Es sei uns aber gestattet, zum Schluß noch an ein paar Beispielen zu zeigen, wie unzuverlässig die Campan auch in ihren Angaben über das ist, was sie selbst gesehen zu haben behauptet.

Mad. Campan hat nämlich mehrfach über dieselben Ereignisse und Zeitabschnitte zwiefache Relationen hinterlassen. Die Art, wie diese von einander abweichen, zeigt, daß Genauigkeit der Angaben für Mad. Campan überhaupt nur eine untergeordnete Rücksicht war.

Bd. II S. 145 und S. 321 wird ein und derselbe Brief in Anführungszeichen citirt, den Mad. Campan nach der Flucht von Varennes von der Königin erhalten haben will. Die beiden Citate, die sich also jedes für wörtlich ausgeben, stimmen nun zwar dem Sinne nach im ganzen überein, weichen aber in Bezug auf den Wortlaut bis auf zwei Worte ganz von einander ab.

Bezeichnend ist auch die Abweichung der beiden Relationen über das erste Wiedersehen mit der Königin nach der Flucht von Varennes. In der einen S. 149 heißt es: „Ihre Haare waren

in einer Nacht so weiß wie die einer Frau von 70 Jahren geworden. Ihre Züge waren nicht besonders verändert (ses traits n'étaient pas extrêmement altérés)".

In der anderen lesen wir S. 324: „ihr ganzes Haar war auf dem Wege von Varennes nach Paris fast weiß geworden; auffallend war mir die erstaunliche Veränderung, die das Unglück ihren Zügen aufgeprägt hatte".

III.

Die orientalische Politik des Fürsten Metternich.

Von

K. Mendelssohn-Bartholdy.

Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des hellenischen Königreiches aus diplomatischem Standpunkte. Von Anton Freiherr v. Prokesch-Osten. Wien 1867, K. Gerold.

Das endliche Erscheinen von Prokeschs „Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des hellenischen Königreiches" ist ein Ereigniß, das mit lebhaftem Interesse begrüßt worden ist. Dies Interesse knüpft sich — ganz abgesehen von der Persönlichkeit des Verfassers und von dem Gegenstand seiner Arbeit — zunächst an das, was man die Leidensgeschichte des Werkes nennen könnte. Auf Kosten der Wiener Akademie gedruckt, mußte es 1852 unter die Schlösser der Oberpolizei wandern; alle Versuche, die von Gelehrten gemacht wurden, um einen Einblick in die verbotenen Bände zu erlangen, blieben erfolglos; nicht einmal der Verfasser selbst behielt ein Exemplar in seiner Hand, und es konnte sogar die Befürchtung auftauchen, daß die dreitausend gedruckten Exemplare unter die Stampfe der Papiermühle geschickt und vernichtet worden seien. Ein Verfahren, welches an die Handlungsweise und die Maximen des Kalifen Omar zu Alexandria erinnern würde, ist jedoch unserem Jahrhundert erspart worden, und endlich erfolgte unter anderen Anzeichen, welche das Hereinbrechen einer neuen Aera für Oesterreich bedeuten, im Frühling des Jahres die Aufhebung jenes polizeilichen Verbotes.

Kein Wunder, daß die politische Presse das Geschehene ausbeutete. Ein oberflächlicher Beobachter, der nur von Verfolgungen durch die Wiener Polizei hört, wird sich vorstellen, daß Prokeschs Werk ein Protest gegen die Reaction, daß der Verfasser selbst ein Märtyrer des Liberalismus sei. Man sympathisirt gern mit jedem, der unter dem auf der Presse lastenden Druck gelitten hat.

Allein die Kenntniß der bei der polizeilichen Verfolgung des Werkes obwaltenden Motive setzt uns in den Stand, dieser Ansicht zu widersprechen. Nicht sowohl politische als vielmehr Beweggründe diplomatischer Discretion sind bei jener Beschlagnahme maßgebend gewesen. Es mußte in der That befremden, daß Aktenstücke der vertraulichsten Art und kaiserliche Handschreiben, die geheim bleiben sollten, von einem Diplomaten veröffentlicht wurden, der noch gegenwärtig an einem hochbedeutsamen Posten thätig und oft genug in der Lage ist, Vertrauen und Geheimniß befreundeter Cabinette zu genießen.

Mit dieser einfachen Lösung des Räthsels verschwindet freilich der Nimbus, der Prokeschs Werk für manche Augen umgeben haben wird. Man stößt auf diplomatische und persönliche Bezüge, wo man politische und allgemeine Bezüge herausgewittert hatte.

Und doch muß jede unbefangene Prüfung des Werkes selbst ergeben, wie wenig es politische Bedenken sein konnten, die einer Veröffentlichung im Wege standen. Es handelt sich hier um eine, wenn auch verspätete Rettung der Metternichschen Politik in der orientalischen Frage. Der Respekt vor dem auf Eroberung beruhenden, durch Verträge besiegelten Recht der Türken bildet die Grundlage von Prokeschs orientalischen Anschauungen; die Griechen, obwohl er ihrer mit Milde und Wohlwollen gedenkt und sich „einen Mitfühlenden ihrer Leiden und Hoffnungen“ nennt, sind ihm vom Standpunkte des „höheren Rechtes“ aus Rebellen gegen die legitime Macht des Sultans, und wenn er sich dagegen verwahrt, Parteischriftsteller zu sein, so können wir zwar dies löbliche Bestreben, auch den Gegnern gerecht zu werden, anerkennen, müssen aber zugleich betonen, daß ein Mann, der sich in dem Ideenkreis der Metternich und Gentz bewegt, so entschieden wie irgend jemand Parteifarbe trägt.

freilich die Farbe einer überwundenen Partei. Gentz hat sich wohl Vertrauten gegenüber als den Verfechter einer „sinkenden Sache" hingestellt. Auch Fürst Metternich vermochte das Bewußtsein nicht zu unterdrücken, daß alle seine Bemühungen, das Bestehende um jeden Preis zu vertheidigen, erfolglos sein würden. Er hat den Zusammenbruch des Alten selbst noch erlebt, während ein freundlicheres Geschick seinen Vertrauten Gentz vor solcher Entscheidung dahinraffte. Herr von Prokesch vollendete sein Werk über den Abfall der Griechen im Frühjahr 1848. Seit die Stürme des Jahres 1848 über den Continent hingebraust sind, ist manches ideale Hoffen des Liberalismus zum Traum geworden, ebenso wie sich manches angeblich unverrückbare Dogma des Conservatismus als Illusion herausgestellt hat. Wir wissen nicht, ob Herr von Prokesch noch immer an der höheren Staatsweisheit von dem auf Eroberung basirenden, durch Verträge besiegelten legitimen Rechte des Sultan festhält. Wir wissen nur, daß es keinen Politiker mehr geben kann, welcher angesichts der seit der Mitte des Jahrhunderts eingetretenen Wandlungen noch immer den Standpunkt der Metternichschen Politik in der orientalischen Frage behaupten möchte. Es giebt wohl zahlreiche Türkenfreunde jetzt wie ehemals: wohlwollende Männer, die der Ansicht sind, daß, wenn man dem Türken den Schliff der Pariser Gesellschaft beigebracht, ihm Glacéhandschuhe angezogen und ihn daran gewöhnt hat, sich im civilisatorischen Frack mit Grazie zu bewegen, daß wenn es mittelst jenes wohlthätigen Firnisses gelungen ist, Wilde in Europäer umzuwandeln, auch der Moment nicht mehr fern sei, wo die Türkei ein nützliches Glied in dem großen europäischen Staatskörper werden könne; es giebt verständige nüchterne Politiker, welche den begeisterten Philhellenen vor allem darüber zur Rede stellen, was er an Stelle der Türkei zu setzen gedenke, und ob wohl die „Nachkommen von Perikles und Epaminondas" politisches Gestaltungsvermögen, ob sie das Zeug dazu haben, die große Erbschaft anzutreten. Aber es giebt Niemand mehr, der eine Lösung vom Standpunkte des Stabilitätssystems aus befürwortet; es giebt keine enfants perdus der Legitimität mehr, die wie einst Gentz, jetzt in den aufständischen Kretern „strafbare Rebellen wider ihren legitimen Fürsten" sehen würden. Oder sollte wirklich noch Jemand der Ueberzeugung leben,

daß die orientalische Frage lediglich als eine Frage der Principien und nicht als eine Frage der Interessen zum Austrag gebracht werden wird?

Der Fehler der Metternichschen Politik lag gerade in der hartnäckigen Anwendung abstrakter Principien auf eine gegebene Thatsache des öffentlichen Lebens. Der österreichische Staatskanzler verkannte, daß die Politik die Wissenschaft des Möglichen ist. Gewiß durfte man auch in den orientalischen Dingen den Widerstreit der Principien entdecken, der seit 1789 die europäische Gesellschaft bewegt und bestimmt hat. Statt sich aber der Furcht hinzugeben, daß die demokratischen Elemente neue Nahrung aus jenem Conflict ziehen und danach streben würden, Europa in allgemeinen Brand zu setzen, hätte man andere positive Combinationen ins Auge fassen müssen. Statt die orientalische Frage einseitig und starr aus dem Gesichtspunkte des Erhaltungsprinzipes zu beurtheilen, hätte man danach streben müssen, sie mit Rücksicht auf die lebendigen österreichischen Interessen zu lösen. Tradition und natürliche geographische Verhältnisse weisen dem Kaiserstaat die Rolle des Völkerführers an der östlichen Donau, sie weisen ihm die Politik zu, die seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts zu unseliger Stunde verlassen worden ist. Die österreichische Geschichte kennt keine glorreichere Erinnerung als die an den Prinzen Eugen; wo das Schwert des „edlen Ritters" voranleuchtete auf der Bahn heldenmüthigen Kampfes gegen den Halbmond, da sind auch die Herzen des deutschen Volkes gefolgt. Oesterreich war nie deutscher als im Türkenkriege. Aber es kam die Zeit, wo man sich klug dünkte, wenn man die frischen, jugendlichen Motive in der Menschenbrust als Kindereien verlachte, wo man sittlich und recht zu handeln wähnte, wenn man der öffentlichen Meinung ins Gesicht schlug. In den 20er Jahren, in jener Periode, die Metternich einst Varnhagen gegenüber seufzend als die „schlimmste hinsichtlich des herrschenden öffentlichen Geistes" bezeichnete, hat sich in Wahrheit die Isolirung Oesterreichs von dem Geiste der Zeit, seine Entfremdung von dem Herzen der deutschen Nation vollzogen. Es galt die Sehnsucht der Völker, welche durch die Befreiungskriege von 1813 und 1814 mächtig angeregt war, nach einer Seite hinzuwenden, wo zugleich Oesterreichs wichtigste Interessen geschirmt, wo seine

militärische Kraft in steter Uebung gehalten werden konnte, nach dem Orient. Dort konnte man dem zudringlichen nordischen Erbprätendenten der Türkei die glänzendste Hinterlassenschaft streitig machen, die je einem nationalen Ehrgeiz winkte, dort zugleich die nationale Phantasie beschäftigen und durch die Ideen von Ruhm, Macht und Größe die Gemüther gewinnen. Das war die Aufgabe, welche in Europa nach dem Sturz Napoleons zu vollziehen blieb. Das Jahrhundert ist jetzt skeptisch und blasirt geworden: es sieht mit Geringschätzung auf seine Jugendträume, auf die Periode der philhellenischen Begeisterung herab. Doch wie man auch jetzt über die opferfreudigen Gefühle denken mag, welche die damalige Jugend belebten: genug, sie waren vorhanden. „Ein Kreuzzug", so bekennt Prokesch selbst, „in dieser Zeit gepredigt, würde die Tage Peters des Einsiedlers erneuert haben".

Es ist aber das Kriterium eines echten Staatsmannes, daß er selbst mit den Phantasien Anderer zu operiren, daß er die politischen Schwärmereien und enthusiastischen Träume der Menschen zu benutzen versteht, auch ohne sie zu theilen. So haben die Päbste die ritterliche Frömmigkeit des Mittelalters, so haben sie die Kreuzzüge ausgebeutet. So wurden die nationalen Ideen in jüngstverflossenen Tagen verwerthet. Aber Metternich zog vor, über die Träume der Enthusiasten zu lächeln und über die Ohnmacht der geistigen und gemüthlichen Factoren im Volksleben so lange vornehm zu spotten, bis er im Jahre 1848 durch die Wiener Studenten sehr unsanft an ihre Realität erinnert ward. Statt den unruhigen Elementen und den jugendlichen Brauseköpfen im Osten eine für Oesterreich und für die europäische Civilisation unendlich folgenschwere Aufgabe anzuweisen, trat er im Osten wie im Westen vor jeder ernsten Verwicklung zurück und verschanzte sich mit seinem vertrauten Genz hinter jener Politik des Abwartens und Geschehenlassens, deren sacramentale Worte „Stabilität" und „Solidarität der monarchischen Interessen" geworden sind.

Herr von Prokesch läßt uns nicht lange darüber im Unklaren, daß er die damals in den Wiener Regierungskreisen herrschende Auffassung theilt. Er bespricht die Stellung, welche die zu Laibach versammelten Monarchen gegenüber dem griechischen Aufstande ein-

nehmen mußten. „Den Cabinetten zumuthen, sich zu Werkzeugen der Unordnung, des Umsturzes des Bestehenden herzugeben“, so schreibt er (Bd. 1 S. 62), „das war eben so unklug als zwecklos. Man hat sich in Betrachtungen erschöpft, um zu beweisen, daß die von der Pforte über die Griechen geübte Macht keine gesetzliche war; daß ein christliches Volk nicht Unterthan eines nicht christlichen sein konnte, ohne nicht alle göttlichen und menschlichen Satzungen zu verletzen; daß keine Verjährung den Verlust unveräußerlicher Rechte gesetzlich machte; daß die Rechte der Griechen eben in jene Klasse gehörten und, wenn auch durch Jahrhunderte nicht aufgenommen, es doch in jeder Zeit werden konnten, also der Aufstand eine heilige Pflicht, ein gerechtes Zurücknehmen des mit Gewalt Entzogenen war, und daß die europäischen Souveräne an Gott, ihrem Gewissen und ihren Pflichten sich versündigten, wenn sie einen Augenblick anständen sich gegen den Unterjocher für die Unterjochten, gegen den Tyrannen für die Opfer zu erklären. Diese Ansichten mochten den Meinungen und Wünschen des Tages zusagen und unter Voraussetzung anderer politischer Verhältnisse als derjenigen, die wirklich bestanden, Ausgangspunkte für eine veränderte Politik abgeben; den Cabinetten konnten sie keine Richtschnur sein, ihnen, die sich als bestellt betrachteten, nicht um die Geschäfte der Welt zu machen, die einem höheren Wesen, nicht aber schwachen Geschöpfen zustehen, sondern das positive Recht aufrecht zu erhalten, welches die Beziehung von Staat zu Staat regelt und ohne Angriff auf sein eigenes Leben in keinem Dritten angegriffen werden kann. Die Herrschaft der Pforte entsprang aus Eroberung, und die Eroberung, auf welchem Wege sie immer bewirkt worden war, ist allerdings überall und zu allen Zeiten als ein genügender Titel der Herrschaft angesehen worden. Die Herrschaft der Türken über die Griechen war überdies durch eine Menge Verträge mit den christlichen Mächten befestigt worden, so daß, ohne diese Verträge selbst über den Haufen zu werfen, auch das Gesetzmäßige dieser Herrschaft von diesen Mächten nicht bestritten werden konnte“.

Aus Prokeschs Worten lächelt uns mitunter der feine vornehme Geist entgegen, mit welchem Friedrich von Gentz seine dialektische Gewandtheit zur Vertheidigung der bedenklichsten, schwierigsten

Fragen zu verwerthen verstand. Jene überlegene Erörterung des Standpunktes „halbunterrichteter Schwätzer", jene stolze Vertheidigung des höheren Rechtsstandpunktes der Cabinette: sie könnten aus Gentz Feder geflossen sein; den Anschauungen des vielgewandter österreichischen Staatsmannes sind sie jedenfalls entlehnt. Wir wissen, daß Herr von Prokesch dies als das höchste Lob betrachten wird Prüfen wir deßhalb den logischen Werth dieser Argumentationen etwas näher, die damals wie jetzt manches nicht vorbereitete Gemüth überwältigt, und die auch in den höchsten Kreisen eine solche bestimmende Wirkung ausgeübt haben, daß sie einen Kaiser von Rußland dazu bewegen konnten, sich selbst und der Tradition seines Hauses untreu zu werden.

Wir nehmen gern Akt von der Erklärung, die uns Herr von Prokesch bezüglich des türkischen „Rechtes" gegeben hat. Dies Recht beruht auf Eroberung. Ist aber, so müssen wir hier fragen, Eroberung etwas anderes, als wie Gewalt und Verbrechen an Tausenden begangen? wer will mich zwingen, Verwüstung von Haus und Hof, Vernichtung von Familienglück, Verwandlung blühender Landschaften in Asche und Leichenhügel als eine Darlegung des höheren Rechtes anzusehn, daß man schweigend verehren müsse? Wohl vermag der unerforschliche Rathschluß der Vorsehung Segen aus dem Unheil hervorgehen zu lassen, und dem Historiker geziemt es am wenigsten, die Geburtswehen großer Ereignisse im geschichtlichen Leben zu verkennen, zu verkennen, wie auch das Uebel den Keim des Guten enthalten kann. Aber ebensó wenig geziemt es ihm, das Schlechte gut zu heißen und die Gewalt an und für sich zum Rechte zu stempeln. Herr von Prokesch scheint dies zu fühlen: er scheint zu verlangen, daß die Eroberung durch den Rost der Jahrhunderte und durch das Siegel von Verträgen geweiht werde, um ein legitimes Recht zu werden. Hier aber stoßen wir auf den Divergenzpunkt der Anschauung, auf den Punkt, wo die gewaltigen Erfahrungen seit 1848 und die Erschütterungen der jüngsten Vergangenheit dem denkenden Beobachter historischer Begebenheiten eine neue und tiefe Wahrheit aufgedrängt haben. Wir geben zu, daß Eroberung Recht werden kann, aber der Verlauf einer bestimmten Reihe von Jahren oder die Anerkennung einer bestimmten Anzahl von Cabi-

netten genügen uns nicht. Nur die Eroberung, die sich moralisch und national consolidirt hat, ist uns Recht. Zu der nackten Thatsache der Gewalt muß der Wille treten, die Gewalt mit Sitte und Recht, das Nothwendige mit der Freiheit zu versöhnen.

Vor solchen Grundsätzen sinken die Argumentationen zu Gunsten des „höheren Rechtsstandpunktes", der 1821 zu Laibach hätte gewahrt werden sollen, in Nichts zusammen. Denn was haben die Türken seit 1453 gethan, um ihre Eroberungen moralisch und national zu consolidiren? „Die Spinne", rief der Eroberer Mahomet II, als er von dem verlassenen Cäsarenpalast über Blut und Leichen nach Byzanz herabblickte, „hat ihr Gewebe in den Palästen der Fürsten gewoben, und die Eule hat ihr Wächterlied auf dem Thurme von Efrasyab gesungen". Was bedeutete wohl dieser melancholische Hinweis auf die Vergänglichkeit alles irdischen Ruhmes im Munde des gewaltigen Mannes? Ahnte er, daß auch sein Werk nicht für die Ewigkeit gegründet sei, daß auch Osmans Haus zusammenbrechen könne, wie Byzanz in Staub und Trümmer gesunken war? Das Eine ist gewiß, daß Mahomet II mehr als irgend einer der Späteren bemüht gewesen ist, seiner Eroberung Dauer zu verleihen. In kluger Voraussicht schonte er die religiösen Freiheiten der Unterworfenen; er hatte begriffen, daß die Theilnahmlosigkeit des Abendlandes an dem Untergang des griechischen Reiches ihren Grund in der Spaltung der Christen unter einander habe, daß der Streit der morgenländischen und abendländischen Kirche die Intreressen des Islams nur fördern könne. Deßhalb ließ er den Griechen ihre Religion und ihre einflußreiche Geistlichkeit. Deßhalb setzte er einen Mann auf den Patriarchenstuhl zu Konstantinopel, der sich noch jüngst auf dem Florentiner Concil als eifriger Verfechter der morgenländischen Orthodoxie hervorgethan. Und wie auf religiösem ist er auch auf politischem Gebiete schonend aufgetreten. Er ließ den Unterworfenen ihre Municipalrechte. Wo die türkische Macht zum Schutz von Person und Eigenthum nicht ausreichte, verlieh er den Griechen das Recht, sich selbst zu beaufsichtigen, und gründete eine griechische Polizei in den Armatolen. Er brachte die seit dem Jahr 1204 auseinander gerissenen Theile des Reiches wieder zusammen, er vereinte

die Griechen, wenn auch zu gemeinsamer Knechtschaft. Gewiß das waren Concessionen, durch die sich ein anderer Stamm, der weniger zäh an dem Ueberlieferten und Nationalen festhielt, hätte gewinnen und mit den Siegern amalgamisiren lassen können. Hat es doch auch unter den Nachfolgern nicht an hohen Auszeichnungen und Begünstigungen gefehlt, durch welche einzelne Griechen verlockt werden konnten sich der bestehenden Macht anzuschließen und Vergessen der nationalen Unterdrückung in individueller Wohlfahrt zu suchen. So ist es dem ersten Griechen, der zu der Würde eines Pfortendolmetsch gelangte, dem Panagiotes Nikusios vorbehalten gewesen, bei der Uebergabe Kretas im Jahre 1669 die entscheidende Unterhandlung mit Morosini zu Gunsten der Türken zu führen. Allein die Gesammtheit der Nation wollte von einer Capitulation mit ihren Unterdrückern nichts wissen. Sie nahm die ihr gebotenen Freiheiten an, doch mit dem Hintergedanken sich ihrer einst gegen die Eroberer zu bedienen. Im Dahinrollen der Jahre zeigte sich immer deutlicher, daß hier zwei Racen einander gegenüberstanden, die in Denken und Fühlen durch eine tiefe Kluft getrennt waren. Das Werk Mahomets II erwies sich als fruchtlos; es gelang den Türken nicht ihre Eroberung zu consolidiren. Sie vermochten den Griechen weder moralische noch nationale Garantien zu bieten; sie vermochten nicht zu verhüten, daß der Unterdrückte in dem Augenblick, wo er sich kräftig genug fühlte, daran ging, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und thatsächlich zu erproben, wie stark das Recht der Eroberung sei.

Das ist die Bedeutung der griechischen Revolution; nationale Selbsthilfe antwortet auf das Recht der Eroberung. Dieselben Mächte aber, welche die türkische Eroberung durch Verträge besiegelt hatten, sahen sich gezwungen den Widerstand gegen jene Eroberung, den Protest der Griechen gegen das ihnen gewaltsam aufgedrungene Joch trotz aller legitimen Skrupel schließlich anzuerkennen. Was man nach langem Zögern zu Petersburg und London vereinbarte, was man durch die Vernichtung der turko-ägyptischen Flotte, durch die russisch-türkischen Feldzüge und durch die Expedition nach Morea vollzogen hat, das konnte man im Jahre 1821 rascher und mühloser erreichen. Die Ansicht Prokeschs geht dahin, daß es Pflicht

der Cabinette gewesen sei, „in einer höheren Sphäre stehend das Fieber des Philhellenismus zu mindern, die Pforte zu beschwichtigen und das große Ziel der Wiederherstellung und Aufrechterhaltung des Friedens nicht aus den Augen zu verlieren". Er übersieht, daß zwischen den empörten Elementen nicht mehr zu vermitteln war, daß die Natur des Racenkampfes, der zwischen Türken und Griechen ausgebrochen war, keine Vermittlung duldete. Und doch steigt eine Ahnung der einzigen Lösung, die damals zum Ziel geführt haben würde, auch in dem Verfechter des Metternichschen Conservatismus auf. „Es gab", so bekennt Prokesch, „allerdings eine andere, nicht innerhalb dem Rechte liegende Politik, welche die Zeitverhältnisse, Leidenschaften und Irrthümer benützend als eine solche einhergeschritten wäre, die ihre Berechtigung in sich trägt und die Niemand zum Voraus loben darf, so wie sie hintennach Niemand tadelt. Diese aus der vereinten Anstrengung der Mächte hervorgehend, hätte Gefahren der Zukunft einen mächtigen Damm entgegen bauen können, aber eine solche Politik fordert volle Sicherheit der Regierungen im Inneren, und diese fehlte, die größte gegenseitige Achtung und Einheit der Ansichten, auch diese fehlten, oder sie forderte die entschiedene Ueberlegenheit einer Macht, und diese bestand nicht". Ein solches Eingeständniß erscheint im Munde des österreichischen Diplomaten höchst bedeutungsvoll; nur könnte man die Schwierigkeiten, die er hervorhebt, mit zwei Worten klarer und einfacher präcisiren, indem man zugleich den Grundfehler des ganzen Systems aufdeckt. Um eine zweckgemäße Lösung der orientalischen Frage herbeizuführen, fehlte es an einer liberalen Staatsleitung in Oesterreich, dem zunächst durch jene östliche Verwicklung berührten Reiche. Man war zu müde und ruhebedürftig, man war zu reactionär, um jene kühne Politik zu ergreifen. Prokeschs Bemerkung, daß die entschiedene Ueberlegenheit einer Macht erforderlich gewesen wäre, um den Knoten zu zerhauen, ruft unwillkürlich das Bild des Mannes vor die Seele, der auf fernem Eiland im atlantischen Ocean einsam mit dem Tode rang, als die Fürsten, die einst vor ihm im Staube gelegen, Europas Schicksal durch friedliche Berathung entschieden. Wie anders würde Napoleon die Frage gefaßt, wie anders würde er gehandelt haben, da es galt den Orient neu zu beleben! Ihn

kümmerten keine legitimen Skrupel, da er in den Jahren 1807 und 1808 den Wiener Hof sondiren und anfragen ließ, ob man bereit sei zur Eroberung der europäischen Türkei mitzuwirken [1]).

Aber auf die Zeit großer Charaktere und Entschlüsse war die Zeit kleiner Menschen und kleiner Mittel gefolgt. Man erschrak gewaltig, als man zu Laibach die Nachricht von dem Aufstand Ipsilanti's in den Fürstenthümern erhielt. Gentz macht uns in naiver Weise zum Vertrauten seiner Befürchtungen, er gesteht, daß der beträchtliche persönliche Nachtheil, den er durch das Versiegen seiner Geldbezüge erlitt, von ihm über den unermeßlichen Gefahren ganz vergessen werde, die dem „Allgemeinen" drohten. Die griechische Erhebung sah man nur als ein Glied in der Reihe von Empörungen und Militärverschwörungen an, die seit Napoleons Sturz die Welt erschüttert hatten. Die Hetäristen galten in den Augen der Wiener Machthaber als ebenso sträfliche Rebellen wie die italienischen Carbonaris und die deutschen Burschenschäftler. Man vergaß, daß man hier einer berechtigten Reaction gegen die türkische Eroberung gegenüberstand, man war überzeugt davon, daß die Erhebung des streng kirchlich und monarchisch gesinnten griechischen Volkes in ihren letzten Zielen auf den Umsturz aller Throne hinausliefe. Herr von Prokesch, dem ein reiches ungedrucktes Material bei seinen Arbeiten zu Gebote stand, hat diese Richtung der Metternichschen Politik nur leise angedeutet, obwohl zahlreiche wichtige Aktenstücke vorhanden sind, welche den Standpunkt charakterisiren, den das Wiener Cabinet zu Laibach einnahm. Es erklärte in einer Circulardepesche vom 12. Mai: Que les souverains alliés, respectant les droits et l'indépendance de tout pouvoir légitime, regardoient comme légalement nulle et désavouée par

1) Militärisch-politische Betrachtungen, wenn zwischen Frankreich und Rußland der Plan zur Ausführung kommen sollte, die Pforte zu Abtretungen zu zwingen, in wie weit Oesterreich dabei Antheil zu nehmen hoffen dürfte 1807. — Ansichten über die S. K. Hoheit dem Erzherzog Karl in Kürze mündlich mitgetheilte Erklärung, welche der französische dem Wiener Hof gemacht hat, ob und auf welche Art Oesterreich zur Eroberung der europäischen Türkei mitwirken wolle. 1808. Hs. Kais. Kgl. Kriegsarchiv.

les principes, qui constituent le droit public de l'Europe, toute prétendue réforme opérée par la revolte et la force ouverte, que ces principes les ont dirigés dans les événements de Naples et du Piémont et dans ceux mêmes qui sous des circonstances très différentes, mais par des combinaisons également criminelles ont livré la partie Orientale de l'Europe à des convulsions incalculables [2]). Auf Wunsch des Kaisers Alexander vereinigte Fürst Metternich die Gedanken und Ausdrücke des Czaren mit denen des Kaisers Franz in einem Memoire über die griechische Bewegung: Quelque liée que puisse être cette révolte au mouvement général des esprits en Europe, quelque préparée qu'elle ait pu être dans un sens strictement national et quelque naturel que puisse être le soulèvement d'un peuple foulé par la plus affreuse des oppressions: cette explosion est sans aucun doute la suite immédiate d'un plan prémédité et strictement dirigé contre la puissance la plus redoutable aux factieux, contre l'union des deux monarques dans un système de conservation et de restauration. Comment aussi ce soulèvement auroit-il pu être conçu dans l'intérêt de la nation Grecque, réduite comme elle étoit pendant plusieurs siècles à un état extrême de dégradation? C'est un brandon jeté entre l'Autriche et la Russie, un moyen, pour entretenir l'incendie libérale, pour embarasser le monarque le plus puissant du rite Grec avec ses correligionnaires et de remuer le peuple Russe dans un sens opposé au mouvement, que Son Souverain donne à sa politique, un moyen enfin pour le forcer à retirer ses regards de l'Occident afin de les fixer en entier sur l'Orient [3]).

In der letzten Unterredung, die zwischen Metternich und Kaiser Alexander am 13. Mai zu Laibach stattfand, setzte man eine Verständigung fest, die auf folgende zwei Punkte hinauslief:

1. De ne jamais s'écarter des principes indiqués dans le mémoire du 7. Mai.

2. Dans le cas, où l'anarchie dut se consolider dans la

---

2) Hs.

3) Mémoire sur les affaires de la Grèce. Laibach 7. Mai 1821. Hs.

Turquie Européenne et menacer le repos des deux empires, que toute mesure à prendre sera sujette à des explications et à une entente directe entre les grandes cours de l'Europe[4]).

Aus diesen bisher unbekannten merkwürdigen Dokumenten erklärt sich die Haltung, welche das Wiener Cabinet zu Laibach beobachtete. Es war dem österreichischen Staatskanzler gelungen, die Griechenliebe des Czaren mit seiner Revolutionsfurcht in Collision zu bringen. Der griechische Aufstand ward als ein weit gefährlicheres Werk der Revolution hingestellt, wie die Aufstände in Spanien und Italien, als eine Fackel der Zwietracht, die zwischen Rußland und Oesterreich geschleudert worden sei.

Mit einer in diplomatischen Aktenstücken äußerst seltenen Freimüthigkeit waren hier die geheimsten Motive der österreichischen Politik bloßgelegt. Der Czar konnte zwischen den Zeilen des österreichischen Memoires herauslesen, daß die Rücksicht auf Rußland der leitende Factor in den orientalischen Anschauungen des Wiener Cabinets war; der griechische Aufstand erschien den österreichischen Diplomaten als ein doppelt verhängnißvolles Ereigniß, weil er den Sieg der Revolution und weil er die Präponderanz Rußlands im Orient bedeuten konnte. Man sah in den Griechen Rebellen gegen den Sultan und gefügige Werkzeuge des nordischen Ehrgeizes. Anstatt diese beiden Möglichkeiten unter einen höheren Gesichtspunkt zu fassen und durch eine großartige staatsmännische Initiative zu beseitigen, verflocht man sie eng mit einander. Dem russischen Czaren gegenüber führte man die „Solidarität der monarchischen Interessen" im Munde, welche durch den griechischen Aufstand bedroht sei. Auf die Griechenfreunde glaubte man als auf bloße Gemüthspolitiker herabsehen zu können, die nicht begriffen, wie bedeutungsvoll sich die Interessen Oesterreichs und Rußlands im Orient begegneten.

Wohl begreift man, daß die Metternich und Gentz sich während des dritten Jahrzehnts mitunter von einer Art „Verzweiflung" beim Anblick der politischen Entwickelung ergriffen fühlten. Sie fühlten, daß sie sich in einem viciösen Kreis bewegten. Denn wie? erreichten sie

---

4) Depesche Metternichs nach London vom 14. Mai 1821. Hs.

durch Unterstützung des Divan nicht gerade das Gegentheil ihrer geheimen Wünsche in diesen verwickelten orientalischen Dingen? trieben sie nicht die Griechen in Rußlands Arme? und gebot nicht die einfachste und beste Weisheit sie in ihren nationalen Bestrebungen zu unterstützen, gerade um sie unabhängig zu machen und in die Lage zu setzen, den Vorspiegelungen des russischen Ehrgeizes zu widerstehen? Der zweite Punkt jener am 13. Mai 1821 mit Kaiser Alexander aufgesetzten Punktation beweist, daß es das Bestreben Metternichs war eine gemeinsame europäische Action im Orient herbeizuführen, falls „die Anarchie sich dort consolidirte". Eine solche gemeinsame Action, eine Theilnahme Englands und Frankreichs an der Pacification des Orients war jedoch nur dann zu ermöglichen, wenn man die Legitimitätsideen fahren ließ und der zu Gunsten der Griechen erregten öffentlichen Meinung nachgab. Beharrte man auf dem isolirten „Standpunkte des höheren Rechtes", so setzte man sich einer doppelten Gefahr aus: man überwarf sich mit der öffentlichen Meinung, man machte aber auch ein gemeinsames Auftreten der Mächte im Orient unmöglich und führte die so gefürchtete vereinzelte Einmischung Rußlands herbei. Gewiß, wenn man den Czaren in Concessionen gegen Griechenland überbot und ihm den Vorwand raubte als Beschützer seiner unterdrückten Glaubensgenossen aufzutreten, so sorgte man besser für sich, als wenn man sich mit dem Czaren und mit ganz Europa überwarf. So doctrinär und staatsklug auch Metternich in zahlreichen Denkschriften und Depeschen die orientalische Frage beurtheilte: über den hier angedeuteten Conflict kam er nicht hinaus. Er schwankte zwischen der richtigen Erkenntniß der Sachlage und zwischen den Ueberlieferungen der Reaction. So erhielt die österreichische Politik einen merkwürdigen Doppelcharakter, dessen einzelne Aeußerungen bisher noch wenig bekannt, noch weniger historisch durchdacht worden sind. Es ist ein unläugbares Verdienst von Prokesch, daß er die zweite der hier angedeuteten Richtungen der österreichischen Politik, den Gegensatz gegen Rußland scharf betont und uns alle Einzelnheiten der diplomatischen Kämpfe und Schachzüge klar beleuchtet hat, die zwischen dem Petersburger und Wiener Cabinet stattfanden. Er zeigt uns wie der Czar, kaum der Metternichschen Lehre entrückt, wieder den ketzerischen Nutzanwen-

dungen lauschte, die sein Vertrauter Kapodistrias zu Gunsten der Griechen machte. Kaiser Alexander suchte das Wiener Cabinet mit fortzureißen, und in dem Fall, daß der Krieg mit der Pforte unvermeidlich sei, die Garantie Oesterreichs für seine Gesinnungen bei den übrigen Mächten zu erlangen. Er schrieb am 11. Juli 1821 an Kaiser Franz, daß zwei gleich traurige Möglichkeiten sich darböten: Sieg der Pforte und Vernichtung einer christlichen Nation, welche das einzige Bindeglied zwischen der Pforte und den christlichen Mächten gebildet habe, — oder Sieg der Revolution. Zu gleicher Zeit erklärte er aber auch, daß Rußland den völligen Untergang der glaubensverwandten griechischen Nation nicht gleichgültig mit ansehe, daß es die Verträge nicht zerreißen lassen dürfe, die ihm ein Schutzrecht über die Griechen einräumten. Trotz der türkischen Herausforderungen werde Rußland die Waffen nur zur Vertheidigung seiner unbestreitbarsten Rechte und dann ergreifen, wenn man ihm alle Mittel abgeschnitten habe, seine Pflichten selbst zu erfüllen. Da aber ein solcher Krieg eine europäische Angelegenheit sei, so glaube er sich vorher mit seinen Alliirten darüber in Einvernehmen setzen zu müssen. J'ose espérer, que V. M. J. et R. ne balanceroit pas à leur (aux puissances alliées) garantir nos intentions, si la Porte me forçoit d'adopter des mesures commandées par les traités et la position de la Russie, mais les mesures, qui, je le répète, ne tendroient jamais à un but exclusif et qui réserveroient toujours aux Puissances alliées le pouvoir de faire en Orient tout le bien, que ces belles contrées attendent de leur commune sagesse.

Das Cabinet von St. Petersburg hoffte den Krieg wie eine reife Frucht vom Baum fallen zu machen. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und der Pforte, die Abreise Stroganoffs von Konstantinopel ward von allen Freunden des Krieges mit Jubel aufgenommen. Inzwischen aber glaubte die österreichische Staatskunst ihre friedlichen Zwecke am besten durch entschiedene Anlehnung an den Divan zu erreichen. So erklärt sich ihr feindseliges Auftreten gegen die Griechen, die Gefangensetzung und harte Behandlung Ipsilanti's in Munkacz. „Die österreichische Regierung", erzählt Prokesch, „versicherte sich der Person Ipsi-

lantis und schützte dadurch die Pforte vor der Erneuerung des Angriffs auf einem anderen Punkte. Die öffentliche Meinung in Europa und die Pforte waren gleich wenig gestimmt, die Billigkeit dieser Handlung zu erkennen". Wie man nun auch über die gerühmte Billigkeit der österreichischen Regierung denken mag: soviel war einleuchtend, daß Kaiser Alexanders sentimentaler Erinnerungsaccord an die Principien der heiligen Allianz und sein naives Gesuch um österreichische Garantie für den Fall eines Türkenkrieges zur ungünstigsten Stunde an Kaiser Franz gelangte. Der österreichische Monarch antwortete am 22. August ganz im Geiste Metternichs; er berief sich auf den zu Laibach geschlossenen engen Bund, ohne welchen die Gesellschaft totalem Ruin verfallen sei. La crise du moment, je n'hésite pas à le dire, surpasse en risques toutes celles, qui l'ont précédée. Elle les surpasse, parce que le monde a fait dans le cours des dernières années des pas immenses vers sa perte et parce qu'elle menace à la fois de saper dans les fondements le plus puissant et, j'hésite tout aussi peu à le dire, le seul des remèdes, qui puissent sauver l'Europe de l'envahissement de la démagogie la plus effrenée. Tout dans la présente combinaison des choses se trouve ainsi placé sur la ligne des risques les plus imminens; le parti désorganisateur n'a pu ne point sentir cette vérité. Votre M. J. et moi nous avions deviné de prime abord son plan; nous l'avons déjoué heureusement jusqu'à cette heure; il est de notre devoir de ne pas nous laisser égarer sur la route, que nous parcourons ensemble, et de prouver à ce parti, que ses calculs ne sauroient jamais devenir les nôtres et que le sentiment de nos devoirs éclairé par des lumières véritables saura déjouer constamment ses ruses et défier son audace.

Das Begehren des Czaren um österreichische Bürgschaft ward von Kaiser Franz nur moralisch und so bedingt bejaht, daß die Gewährung einer Ablehnung gleich kam. Mon âme, so versicherte der österreichische Monarch, ne seroit point en repos, si je n'étendais ma sollicitude jusqu'aux dernières limites de la possibilité d'écarter la guerre entre la Russie et la Porte. In einem Schreiben unter gleichem Datum warnt Kaiser Franz mit unver-

kennbarem Hinweis auf Kapodistrias vor den Umgebungen, welche zum Kriege drängten. Il suffit d'observer les hommes, qui aujourd'hui épousent avec une chaleur aussi extraordinaire les intérêts soi-disant chrétiens, pour que tout doute doive disparoître sur la nature de leurs espérances. En Allemagne comme en Italie, en France comme en Angleterre ce sont les mêmes hommes, qui ne croient pas en Dieu et qui ne respectent ni ses préceptes ni les lois humaines. Kaiser Franz sprach seinem hohen Alliirten gegenüber nur aus, was Fürst Metternich nach allen bedeutenden Höfen in zahlreichen Depeschen verkündigen und in gleicher Weise von seinen diplomatischen Wohldienern beantworten ließ. Er eiferte gegen alle Lieblingsideen der Kriegsfreunde, gegen die Austreibung der Türken und die Bildung eines griechischen Reiches, erörterte, daß sie ohne ungeheure und unbelohnte Opfer unausführbar seien und hielt an dem Satze fest, daß der Triumph des Aufstandes eine Niederlage für die Throne und daß es schmählich sei für ihren Bund, der Bonaparten gemeistert hatte, durch die Fehler der Pforte gelöst zu werden. Wenn man die Depeschen Metternichs und die Berichte der österreichischen Gesandten von den hauptsächlichen Höfen Europas kennt und prüft, so erschließen sich in der That neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung des vielverworfenen und viel befeindeten Mannes. Wohl ist es unläugbar, daß ihn Leichtsinn und Zerstreuungssucht mitunter über die Gebühr beherrschten; zur Zeit des Wiener Congresses wollte Gentz fast verzweifeln, weil sein Herr und Meister sich für die liaisons der „Schönen Ungetreuen", der Herzogin von Sagan lebhafter interessire wie für alle Staatsgeschäfte: dennoch wäre es unrichtig, wollte man die wesentlichsten Züge dieses Charakters in Frivolität begründet finden. Wenn Metternich in früher Jugend wirklich nichts Besseres war als ein „aimabler Cavalier von der perfectesten Verve", wie Kaunitz meinte, so hat der spätere Staatskanzler den Ruf fauler Arbeitsscheu thatsächlich widerlegt, er hat mit einer Ausführlichkeit und Umständlichkeit gearbeitet, wie wenig Staatsmänner. Nun gewannen die Geschäfte Reiz für ihn, es kam die Zeit, wo ihn die Probleme des öffentlichen Lebens lebhafter anregten, wie sociale Zerstreuungen und Verwicklungen. Aber es war

gleichsam als Nachwirkung seines früheren Wesens der Hang geblieben, die Personen mehr zu beachten wie die Sachen; die Zustände eines Landes interessirten ihn weniger wie die Individualitäten mit ihren Schwächen und Fehlern. Man staunt, wenn man sieht, mit welcher Genauigkeit er die Berichte der Gesandten durchsah, an einzelnen Stellen besserte und ergänzte, an bedeutender Stelle das eigene Urtheil als Randglosse hinzusetzte. Die Freude an dem eigenen Scharfsinn, die Ueberzeugnng von der Ueberlegenheit des eigenen diplomatischen Calculs leuchtet stets auf prägnante Weise heraus. Es war etwas Doctrinäres in seiner Natur; er ging mit einer vorgefaßten Doctrin an die Ereignisse heran und wollte nur hören, was ihn in seiner Auffassung bestärken konnte. Als der griechische Aufstand losbrach, hatte er seine Theorie von der „Fackel der Zwietracht, die zwischen Rußland und Oesterreich geschleudert werde", sofort entworfen; die folgenden Begebenheiten großer, weltgeschichtlicher Natur, die ersten Katastrophen der Türken, der Heroismus der Griechen: das alles vermochte ihn nicht in seiner theoretischen Construction zu beirren; der griechische Aufstand war und blieb in seinen Augen ein künstliches Product, das Werk einiger Demagogen und Unruhestifter an hoher und niederer Stelle, das Werk der Kapodistrias, der Ypsilantis, oder das Werk verruchter deutscher Professoren, etwa eines Thiersch, dont le jeu seroit criminel, s'il n'étoit ridicule [5]). So löste sich ein weltgeschichtliches Ereigniß vor Metternichs Augen in das Spiel einzelner Persönlichkeiten auf; das Zufällige, Individuelle trat an die Stelle des Allgemeinen. Wenn der Fürst philhellenische Velleitäten des preußischen Cabinets mit Glück bekämpft, wenn er von seinem pythischen Richterstuhl herab den allzu liberalen und griechenfreundlichen Cabinetten der kleineren deutschen Staaten eine scharfe Zurechtweisung [6]) hatte zukommen lassen, dann glaubte er eine große That verrichtet und den Anspruch auf das diplomatische Primat Europas ruhmvoll behauptet zu haben. Wenn er einem russischen Staatsmann, wie dem Bailly von Tatitschew ge-

---

5) Hs.

6) Oesterreichisches und preußisches Circular an die bairische und würtembergische Gesandtschaft. 25. Sept 1821. Hs.

genüber seine ganze Feinheit und Ueberlegenheit entfaltete, den wenig gewandten fremden Diplomaten erst ausfragte, ihm die Geheimnisse der russischen Politik entlockte, und ihm dann als Vertreter unerschütterlicher ewiger Rechtsgrundsätze zu imponiren, ihn so einzuschüchtern wußte, daß Tatitschew die Verbalnote vom 18. März 1822 zurücknahm, welche darauf hinauslief, den Divan zu zwingen, daß er mit Rußland und dessen Alliirten über das Schicksal der Griechen in Unterhandlung trete: dann vermeinte Metternich einen großen Sieg erfochten zu haben, und Prokesch glaubt sich berufen dem Scharfsinn des österreichischen Premier zu huldigen. „Fürst Metternich hat alle Fähigkeiten eines Steuermannes an den Tag gelegt, der mit fester Hand das Fahrzeug, auf dem das Schicksal von mehr als einem Staate lag, durch Klippen und Gefahren der bewegten See leitete. Sein Muth, seine Ausdauer, seine Gewandtheit und die Thätigkeit seiner Correspondenz hielten fortwährend das Gleichgewicht unter den sich widerstrebenden Interessen aufrecht. Die diplomatischen Leistungen sind meistens weit weniger dankbar für denjenigen, der sie leitet, als die militärischen. Diese haben ein offenes Feld und liegen allen Augen frei da, während die glänzendsten Vortheile, in der Stille des Cabinets erfochten, nur von Wenigen gesehen und beurtheilt werden können und nicht selten ganz und gar der Erkenntniß der Welt entzogen bleiben. Wenn die Zeit aber zu unbefangenem Urtheile gekommen sein wird, und genügende Elemente für dasselbe zu Tage gebracht sind, wird die Geschichte dem österreichischen Minister zugestehen, daß dieser Theil seiner Laufbahn unter diejenigen gehört, die ihn am meisten auszeichnen".

Wir haben uns bemüht, die Leistungen Metternichs in der orientalischen Frage unbefangen zu prüfen; wir müssen aber gestehen, daß die Siege, von denen seine Vertheidiger erzählen, uns nur als vorübergehende Vortheile erscheinen, die über einzelne Persönlichkeiten davongetragen wurden, während die Sache selbst verloren ging, während sich in der großen Politik der Umschwung vorbereitete, der die Vernichtung aller „Stabilitätsgedanken" bedeutete. Je weniger sich die Metternich und Gentz über die schließlichen Resultate ihrer Bemühungen im Unklaren sein konnten, je schärfer sie die Gefahren erkannten, welche ihrem System drohten, je unbegreiflicher ist es, daß

sie handelten, als ob dasselbe für alle Ewigkeit begründet sei, und sich damit begnügten, wenn sie über die Unklarheit eines gegnerischen Diplomaten momentan triumphiren konnten. Es schien fast, als ob die psychologische Freude über die eigene Geisteskraft, die in solchen vorübergehenden Siegen ihre Befriedigung fand, einen genügenden Ersatz für das Scheitern und Mißlingen im Großen und Allgemeinen böte. Die Conferenzen, die im Frühjahr 1825 zu St. Petersburg über die orientalischen Angelegenheiten stattfanden, liefern einen überraschenden Beleg für die Richtigkeit dieser Bemerkung. Wir haben uns bereits an anderer Stelle über den Conflict ausgesprochen, der damals in St. Petersburg zwischen dem Wiener und Petersburger Cabinet zum Ausbruch kam[7]); wir können uns deßhalb nur freuen, daß Prokesch unsere Darstellung in ihrer thatsächlichen Begründung unterstützt. Schon bei den Unterhandlungen mit dem Bailly Tatitschew im Frühjahr 1822 hatte sich herausgestellt, daß Rußland von einer Unabhängigkeit Griechenlands nichts hören wollte, und wenn wir mit der Verwerfung der Vorschläge, die Rußland damals in Wien machen ließ, übereinstimmen, so erstreckt sich diese Uebereinstimmung gerade nur auf diesen einen Punkt. Hier bot sich nämlich für den österreichischen Staatskanzler eine treffliche Gelegenheit dar, um dem russischen Ehrgeiz die Stange zu halten. Wenn Rußland die Unabhängigkeit Griechenlands verweigerte, so mußte Oesterreich sie gewähren. Es mußte den Egoismus, der die Griechen nur als Werkzeuge ansieht, enthüllen, und aus den vermeintlichen Werkzeugen Rußlands einen Damm gegen Rußlands Vergrößerungsgelüste schaffen. Und es schien in der That, als ob die österreichischen Minister ihre Aufgabe richtig erkannt hätten. Je undeutlicher die positive Seite der österreichischen Politik bisher in den meisten historischen Werken hervortrat, wie denn Gervinus in seinem sechsten Bande der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts dieselbe nur errathen läßt — desto mehr werden wir es Herrn v. Prokesch danken, daß er uns völligen Einblick in das Labyrinth dieser Verhandlungen gewährt. Das Petersburger Cabinet hatte seinen intimsten

---

7) Friedrich von Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im 19. Jahrhundert. Leipzig 1867, S. Hirzel. S. 95 ff.

Absichten Ausdruck verliehen, da es in einer Denkschrift vom 9. Januar 1824 vorschlagen ließ, Griechenland in drei vom Sultan abhängige Fürstenthümer zu theilen, zu klein und schwach, um je den russischen Plänen zuwider zu handeln, groß genug, um ein gefährlicher Nagel im Fleische des türkischen Staatskörpers, um ein steter Anlaß zur Beschwerde und Einmischung zu sein. Die Gefahr eines solchen Vorschlages bewog selbst einen Gentz, die Unabhängigkeit Griechenlands seufzend zuzugestehen. Metternich beauftragte seinen Petersburger Gesandten Graf Lebzeltern in einer geheimen Weisung dahin, daß, falls die Unterwerfung nicht gelänge, nur die Unabhängigkeit der Griechen als anderer Wechselfall angenommen werden dürfte. Lebzeltern sollte die Anerkennung der griechischen Unabhängigkeit als die einzige Drohung hinstellen, die man als Zwangsmaßregel gegen den Divan sich erlauben dürfe.

Damit war eine folgenschwere Wendung eingetreten. Das österreichische Cabinet hatte begonnen, das Programm des europäischen Liberalismus wenigstens als eine Eventualität bei den Berathungen zuzulassen. „Ich meines Theils", erklärte der österreichische Botschafter, als man in der ersten Petersburger Conferenz über die gegen die Pforte anzuwendenden Zwangsmaßregeln berieth, „bin überzeugt, daß mein Hof nicht wünscht, daß man von Waffen, von Besetzung von Ländern, von militärischen Unternehmungen spreche. Ohne Zweifel wird zu Wien der Wunsch, Rußland gefällig zu sein, über manche Verschiedenheit der Meinung hinwegspringen machen, nie aber auch dann noch, wenn die Interessen Rußlands und diejenigen Europas dadurch gefährdet werden. Uebrigens drängt noch Nichts zum Ausspruche, welche Maßregeln man im äußersten Falle nehmen wird. Warum heute Entschlüsse ankündigen, wo der Ausspruch schon eine Feindseligkeit gegen die Pforte ist, deren Vertrauen man doch erwerben will, und eine mächtige Hilfe für den Aufstand, den man beizulegen sich zur Aufgabe macht? Meinem Hofe wäre frei gesagt lieber mit einem Sprung über den Graben zu setzen, der bei allen Militärunternehmungen und Länderbesetzungen denn doch vor unseren Füßen läge, lieber geradezu die Unabhängigkeit der Griechen anzuerkennen und dadurch die Verlegenheiten durchzuhauen, welche alle Wege zur Lösung dieser Frage bewachsen". Die

freimüthige Sprache Lebzelterns verfehlte nicht tiefen Eindruck auf die in Petersburg versammelten Diplomaten zu machen. Graf Nesselrode konnte sich von seinem Staunen nicht erholen, daß eine so radicale Idee auf dem Boden der sonst so streng conservativen österreichischen Cabinetspolitik erwachsen sei. Da ihn aber Lebzeltern immer mehr in die Enge drängte und von ihm zu wissen verlangte, ob die Unabhängigkeit Griechenlands als äußerstes Mittel nicht einem Kriege vorzuziehen sei, nahm der russische Diplomat keinen Anstand zu erklären: „Rußland könne die Unabhängigkeit der Griechen nie wollen, es wolle dieselben unter der Herrschaft des Sultans begünstigt, so weit es angeht, und in ihrer Verwaltung unabhängig". So hatte sich die kühne Sprache, welche Graf Lebzeltern gleichsam im Namen der öffentlichen Meinung Europas führte, sofort belohnt; Rußland war gezwungen worden, Farbe zu bekennen, zu bekennen, daß es in der orientalischen Frage an der Tradition Peters und Katharinas festhielt, daß es vor Allem den russischen Einfluß auf der Hämushalbinsel befestigen und den Weg der Lösung einschlagen wolle, auf welchem es selbst vorangehen und Leiter sein konnte. Es fragte sich nun, ob Oesterreich jene einzig verständige Lösung der griechischen Frage selbst entschieden angriff, oder ob es dieselbe blos versuchsweise hingeworfen hatte, um die Ueberlegenheit der Wiener Staatsklugheit in helles Licht zu stellen. Dies Letztere war der Fall; Metternich begnügte sich mit der lediglich psychologischen Freude über die richtige Diagnose des diplomatischen Sachverhalts. Als ob er auf dem Katheder der europäischen Diplomatie stehe, ließ er sich in orakelhaften Sentenzen über das Geschehene vernehmen, erörterte er kaltblütig die Schwierigkeiten der Lage, die Verlegenheiten des russischen Cabinets, und schien ganz zu übersehen, daß, wenn nicht die staatsrechtliche Logik, so doch die Macht der politischen Zeitströmung zu Gunsten desjenigen Theils, der handeln wollte, zu Gunsten Rußlands schwer in die Wagschaale fiel. „Es kostet dem Menschen jederzeit viel", bemerkte er in sententiöser Weise, „sich eine unangenehme Wahrheit zu gestehen. Das ist heute die Lage des Petersburger Cabinets. Es will nicht über sich gewinnen zu sehen, daß die Zeit, die Ereignisse und sein eigener Gang in der ersten Epoche des griechischen Aufstandes die Stellung Aller verrückt

haben. Rußland hat nie die Unabhängigkeit der Griechen gewünscht, hat in seinem Interesse sie nie wünschen können. Der Aufstand ist aber heutzutage ein Kampf um die Unabhängigkeit, und das erste Ergebniß dieses Wechsels, die Unvereinbarkeit des Einflusses, den Rußland sonst über Griechenland übte, mit den heutigen Interessen der Griechen. Das will es sich nicht gestehen und glaubt dem Schicksal eines Landes nicht fremd bleiben zu dürfen, wo es durch so lange Zeit überwiegenden Einfluß übte. Auf der anderen Seite ist Rußland wieder so enge an die Mächte geknüpft, daß es ohne ihre Zustimmung und Mitwirkung Nichts zu unternehmen in der Lage ist. Es blickt nach Auswegen und findet keinen. Was es will, ist eben unmöglich, und das Mögliche will es nicht. Das ist der Schlüssel zu allen seinen Verlegenheiten".

Wer nun die kaltblütige Grausamkeit, mit welcher Fürst Metternich auf die Verlegenheiten der anderen Cabinette herabsah, wer diese vornehme Ruhe betrachtet, mit welcher er auf hoher Warte über dem niederen politischen Treiben der Alltagswelt zu schweben trachtet, der möchte gern annehmen, daß der österreichische Staatskanzler ebenso klar gehandelt hätte, wie er erkannt hat. Die Einsicht in die richtigen Mittel zur Lösung der orientalischen Wirren war wie durch Inspiration über ihn gekommen. Allein sie blieb eine Inspiration des Augenblickes; der Liberalismus Metternichs blieb nur ein eventueller. Man wollte les plaisirs du vice und les honneurs de la vertu vereinigen. Man blieb im Herzen gut türkisch und wollte doch die Vortheile einer griechenfreundlichen Haltung Rußland gegenüber verwerthen. Man führte zu gleicher Zeit das „legitime Recht des Sultans" und die Unabhängigkeit der Griechen im Munde. Statt das, was man als treffliches Mittel gegen Rußlands Ehrgeiz erkannt hatte, ganz und voll zu wollen, sah man es nur als einen Nothbehelf an. Deßhalb trugen denn auch die Petersburger Conferenzen keine Frucht für die Politik des Staatskanzlers; sie bedeuteten höchstens einen vorübergehenden persönlichen Vortheil; die kühne Sprache Lebzelterns hatte einen gewissen Eindruck gemacht, ward aber bald vergessen, da man ihr von Wien aus keine Folge gab.

Dies Ueberwiegen des Persönlichen vor dem Sachlichen, das für

die ganze Richtung der Metternichschen Politik charakteristisch ist, trat aber auch in den Beziehungen zu dem großen englischen Staatsmann hervor, der nach Castlereaghs Tode die Leitung der britischen Politik übernommen hatte. Canning ward von Metternich höchst einseitig beurtheilt, als ein bloßer Redner und als ein politischer Ignorant hingestellt. „Er ist kein Staatsmann", bemerkte er über ihn, „und wird es nie sein; sein Geist liebt sich von den Regeln der Erfahrung loszumachen; er ist beredt und insinuant, weiß gegen Lästiges auszubeugen. Deßhalb hat er sich vor der Opposition gebeugt und cajolirt sie; aber er hat zuviel für den Liberalismus gethan, als daß dieser nicht die Prätention erhebe, daß er ihm noch mehr Pfänder gebe" [8]).

In dem Gedankenaustausch, den Metternich mit seinem Gesandten am Hofe von St. James pflog, kehrt die Verachtung über Cannings Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeit häufig genug wieder. In melancholischem Ton wird der Abfall Englands von dem Stabilitätssystem der continentalen Mächte, wird Cannings Buhlen um die Gunst der Liberalen besprochen. Der berühmte Toast auf dem Festmahl zu Harwich: „Liberty civil and religious all over the world" wird mit unverhohlenem Entsetzen aufgenommen. Als es dem britischen Einfluß gelang, in Griechenland eine Petition um englischen Schutz anzuregen, hoffte Metternich anfangs, man werde auf das Papier einer nicht autorisirten Regierung kein Gewicht legen. Aber Canning gestand dem österreichischen Botschafter, daß er die Anschauungen des Wiener Cabinets nicht theile, daß er die Griechen niemals als sujets rebelles ansehen könne. „Er scheint", bemerkte Esterhazy vielwissend, „den Incident als einen Triumph über Rußland anzusehen" [9]). An den Faden der Hoffnung, die ihm damit eröffnet wurde, hing sich Fürst Metternich. Er eignete sich die Auffassung seines Gesandten an und nannte das Ereigniß „ein sehr glückliches, aber keineswegs unvorhergesehenes", er tröstete sich selbst über die Anerkennung [10]) des griechischen Blokus durch die

---

8) Depesche Metternichs an Esterhazy vom 17. Oktober 1824. Hs.
9) Dep. reservée 15. Nov. 1824. Hs.
10) Dep. secrète 5. Dec. 1824. Hs.

Engländer und meinte: die gute Seite der englischen Cabinetspolitik bestehe darin, daß Rußland auf das Terrain des Friedens und der Gesetzlichkeit gedrängt werde, weil Canning die griechische Revolution vertheidige [11]). Während sich der österreichische Staatskanzler in dem Wahn wiegte, die beiden Cabinette, deren Thätigkeit er im Orient hauptsächlich befürchtete, getrennt zu haben, begannen dieselben unvermerkt und allmählich sich einander zu nähern. In geheimen Besprechungen zwischen Canning und Lieven ward zu Beginn des Jahres 1826 die russisch-englische Allianz geboren, jenes „monstrueuse Produkt", an dessen Realität Metternich erst gar nicht glauben konnte. Die ersten Indicien der Wendung erfassen wir in Weisungen Cannings an Lord Strangford, worin demselben anempfohlen wird, Alles zu vermeiden, was die Haltung Englands der russischen Regierung gegenüber in der griechischen Frage binden könne. Er dürfe sich nicht dazu hergeben, Oesterreich und Frankreich die Freude zu bereiten, gemeinsam mit ihnen vorzugehen, da Oesterreichs Antipathieen gegen Griechenland, Frankreichs Intriguen in Aegypten und Griechenland allzusehr gegen Englands Politik contrastirten. Nesselrode habe erklärt, der Czar erkenne, daß die Pacification der Levante nur durch Verständigung zwischen Rußland und England zu erwirken sei, er rechne auf Englands Gerechtigkeit, verwerfe aber die Politik von Frankreich und Oesterreich. Weßhalb habe Lord Strangford angesichts solcher Thatsachen sich nicht darauf beschränkt, den Vorschlag einer confidentiellen Verständigung zwischen England und Rußland zu machen? Man müsse den Separataccord zwischen den beiden Regierungen erleichtern. Er habe sich mit Lieven über folgende drei Punkte geeinigt:

1. oubli du passé
2. confiance intime entre les deux gouvernements
3. le secret [12]).

Dies ist die Genesis des Aprilprotokolls. Der Gedanke einer engeren Verbindung zwischen Petersburg und London lag gleichsam

---

11) Depesche 1. Jan. 1825 nach London. Hs.

12) Rapport de Londres 7. févr. 1826. Hs.

in der Luft; der zur Begrüßung des neuen Czaren Nikolaus nach St. Petersburg geschickte Herzog von Wellington brauchte nur einen Schritt in dieser Richtung zu thun, und die russischen Staatsleute kamen ihm freundlichst entgegen. Ueber den Häuptern von Metternich und Gentz hinweg wurden nun die orientalischen Dinge geregelt, und durch den Beitritt Frankreichs, durch den Julitractat von 1827 war die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen entschiedenen Auftretens der drei verbündeten Mächte gegenüber der Pforte gegeben. Wohl erschöpfte sich jetzt der österreichische Staatskanzler in tadelnden Worten über das von „Lügen und Unbestimmtheiten wimmelnde Machwerk" der Alliirten; wohl erging er sich in den finstersten geschichtsphilosophischen Betrachtungen; er sagte allgemeinen Umsturz und chaotische Verwirrung voraus, da er die Kunde von der Schlacht bei Navarin erhielt. Er hatte der gänzlichen Isolirung Oesterreichs dadurch abhelfen wollen, daß er die Pforte anstacheln ließ, die österreichische Vermittlung zwischen sich und den Alliirten in Anspruch zu nehmen. Diese Vermittlung war nun gegenstandlos geworden. Es blieb Metternich Nichts übrig, als über Geschehenes, das sich nicht mehr ändern ließ, zu reflectiren und in den allgemeinen Chorus derer mit einzustimmen, die in der Verbrennung der türkischen Flotte ein verabscheuenswürdiges Verbrechen sahen. Er fand nun heraus, daß die That der drei Admiräle nur in Rußlands Interesse geschehen sei. Rußland habe den Moment, wo die Türkei durch innere gewaltsame Reformen, durch die Bekämpfung des Janitscharenaufstandes tief erschüttert sei, herausgegriffen, um ihr auch von außen eine tödtliche Wunde beizubringen.

Der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges im Frühjahr 1828 schien die schlimmsten Befürchtungen des österreichischen Staatsmannes zu rechtfertigen; nun war ja eingetreten, was er lange vorausgesagt hatte, der Tripelbund zwischen Rußland, England und Frankreich stellte sich als ein schlaues Manöver heraus, durch welches die russischen Staatsmänner die Westmächte gebunden und gehindert hatten, zum Schutz ihrer am Bosporus bedrohten Interessen aufzutreten. Bald stieß aber das russische Unternehmen auf einen Widerstand, den man dem alternden türkischen Staatskörper nicht

zugetraut hatte. Dieselben Truppen, die in jahrelangen Kämpfen gegen die Griechen kaum einen Fußbreit Landes gewinnen konnten, erwiesen sich den Russen gegenüber als Helden und bestätigten, daß die alte osmanische Tapferkeit nicht erloschen sei. Vor Schumla und Silistria wurden die Russen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen; Seuchen und Hungersnoth lichteten ihre Reihen, sie hatten 30000 Pferde verloren, die Armee war in dem kläglichsten Zustande, während die Türken voll Zuversicht dem Ausgang des Kampfes entgegensahen. „Die Verhältnisse“, schreibt Moltke, „gaben der türkischen Armee alle Vortheile und brachten alle Nachtheile auf Seiten der russischen Armee“. Der erste Feldzug hatte keineswegs den glänzenden Erwartungen entsprochen, mit welchen die Russen in diesen heiligen Krieg zogen. Desto bedeutungsvoller sind die Geständnisse Pozzo di Borgos in der berühmten, von Prokesch nicht erwähnten Depesche vom 28. Nov. 1828 (Portfolio). Darin wird das ganze Mißlingen auf die Mäßigung des Czaren geschoben.

Kaiser Nikolaus habe in der Zahl und Anwendung seiner Truppenkräfte den Geist der Mäßigung und Menschlichkeit entfaltet, der von seinem erhabenen Zweck unzertrennlich sei. Er habe nicht geglaubt, daß die Türken so hartnäckig sein und ihren völligen Ruin riskiren würden. Er habe auf einen minder heftigen Widerstand gerechnet. Man müsse gestehen, daß diese Berechnung fehlgeschlagen sei. „Ce calcul quoique fondé sur des données plausibles a manqué, nous devons l'avouer, par l'opiniâtreté inconsidérée du Sultan et par la politique hostile et fausse du cabinet Autrichien.“ So merkwürdig das Geständniß der eigenen Fehlschlüsse und die Anerkennung der militärischen Tüchtigkeit der Türken erscheinen wird, nicht minder auffallend ist der andere Grund, auf den die russische Diplomatie das Mißlingen des Feldzuges in den Donaufürstenthümern schob. Pozzos Depeschen athmen Feindschaft gegen den Wiener Hof. In dem Winter von 1828 auf 1829, wo die Augen von ganz Europa nach der Hämushalbinsel gewandt waren und man einen Weltbrand befürchtete, der von dort ausgehen würde, bemühte sich der russische Botschafter in Paris die anderen Mächte gegen Metternich aufzuhetzen und im Fall eines allgemeinen Krieges die Niederlage des Kaiserstaates vorzubereiten. Wenn die Stunde des türkischen Reiches

schlug, dann sollte auch jenes nur durch ein dynastisches Band zusammengehaltene Völkergemisch, welches den österreichischen Staat bildet, auseinander fallen. Les intentions malveillants et les préparatifs hostiles de la cour de Vienne contre la Russie sont une vérité manifeste à toute l'Europe . . . . . Le prince de Metternich proposa au cabinet de Londres d'agir de concert avec lui afin de former une ligue, où seroient attirées la France et la Prusse dans le but d'intervenir entre la Russie et la Turquie et en résultat d'imposer la paix à sa Majesté l'Empereur [13]). Wir sind im Stande durch die Vergleichung der Metternichschen Depeschen, die von Pozzo gegen das Wiener Cabinet geschleuderten Vorwürfe auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Es begreift sich, daß Metternich durch die Ereignisse auf der Hämushalbinsel in fieberhafter Spannung gehalten war, und daß er sich bemühte, den Stillstand, den der Winter in die militärischen Operationen brachte, zu einer diplomatischen Action zu benutzen. Seine Absicht ging dahin, die durch den Julitractat verbundenen Mächte zu trennen. Mit der Auflösung des Ministerium Goderich und der Nachfolge Wellingtons eröffneten sich die besten Aussichten für diese Politik. Denn Wellington begann in der That bedenklich zu werden über die Folgen, die Rußland aus dem Aprilprotokoll und dem Julitraktat gezogen hatte, er begann zu argwöhnen, daß man ihn übertölpelt habe. Auf diese Stimmung des britischen Premier glaubte Metternich wirken zu müssen. Er ließ sich von Wellington versprechen, Nichts zu thun, was nicht mit Oesterreich verabredet sei. Er ließ ihn vor dem russischen Ehrgeiz warnen, man habe Oesterreich für zu stupide oder für zu türkisch gehalten, um es zu hören, aber l'esprit fait sans Elle habe zu keinen glücklichen Resultaten geführt [14]). Noch einmal griff er zu dem Hilfsmittel in der Noth, das sich auf den Petersburger Conferenzen erprobt hatte; er erklärte, die aufgeklärtesten und strengsten Regierungen könnten in den Fall kommen, mit einer triumphirenden Revolution transigiren zu müssen, wenn der Friede Europas auf der Pacification und auf der Unabhängig-

13) Depèche très secrète 14. Dec. 1828.

14) Depeschen vom 30. Januar und 10. Febr. 1828.

keit Griechenlands beruhe, so sei nicht mehr zu schwanken. Man solle der Pforte erst die administrative Selbständigkeit Griechenlands vorschlagen, wenn sie nicht darauf eingehe, die einfache Unabhängigkeit. Nur die Gefahren eines allgemeinen Krieges, das Resultat des Londoner Tractats habe den kaiserlichen Hof bestimmen können, diesem Plan beizustimmen, den er sonst als nicht übereinstimmend mit seinen Principien zurückgewiesen haben würde. Oesterreich tröste sich, indem es die Schöpfung eines griechischen Staates bedauere, damit, daß man den allgemeinen Krieg vermeide [15]).

In der That war jetzt für die Tripelallianz ein Moment der Krisis eingetreten; es konnte den Anschein gewinnen, als solle Metternichs Bemühen Erfolg haben, und freudig nahm der österreichische Staatskanzler Akt von der Erklärung Talleyrands, daß „nur die Idee von 1815, die Idee der englisch-österreichisch-französischen Allianz helfen könne". Aber der Herzog von Wellington war nicht so leicht aus der einmal erwählten Bahn zu drängen. Er stimmte zwar dem österreichischen Memorandum [16]) bei, bemerkte jedoch, daß er bloß administrative und commercielle, nicht vollkommene Unabhängigkeit Griechenlands wolle, um die Pforte leichter zur Annahme zu bringen und innerhalb der Buchstaben des Tractats zu bleiben [17]). Dies Festhalten an dem Tractate war es aber gerade, was Metternich verhindern wollte. Ein Versuch, den er in Paris machte, sich mit Frankreich allein auf Grund einer Revision des Julitractats zu einigen, mißlang. Metternich erreichte nur, daß die Westmächte sich enger aneinanderschlossen: vom Tractate sagten sie sich nicht los. So blieb dem österreichischen Staatsmann auch hier nur die bedenkliche Genugthuung, vor dem „Verderben" gewarnt zu haben, alles Unheil aus den Fehlern einzelner „Thoren" wie Canning herzuleiten und im Uebrigen an das Urtheil der Nachwelt zu appelliren. L'attitude morale de la Cour Impériale, so rühmte er gegen Esterhazy [18]), fera naître de bien singulières reflexions

---

15) Memorandum vom 15. März 1828 Hs.

16) Rapport de Londres 24. Mars 1828 Hs.

17) Rapports de Londres 6. 12. avril 1828. Hs.

18) Depesche vom 25. April nach London. Hs.

le jour, où l'impartiale histoire sera à même de faire ressortir la vérité de ces brouillards d'erreur et de fantasmagorie qui pèsent sur l'Europe. Elle remarquera, que c'est cette Autriche si étroite et si fort enfoncée dans un système d'abjecte stabilité qui a soutenu la création d'une Grèce libre et indépendante contre la décision des Puissances qui jusqu'ici ont porté dans l'affaire de la Grèce la couleur tout opposée. Par une des bizarreries que les temps amènent parfois il paroît démontré, que parmi toutes les cours ce seroit avec le point de vue final de celle de l'Autriche que se trouveroient le plus facilement d'accord le Sultan et le Président de la Grèce. Obwohl der Fürst die Vorwürfe, welche gegen seine Politik erhoben wurden, anscheinend kühl und überlegen erörterte, beweist doch ein jedes seiner Worte, wie empfindlich er für die Aeußerungen der öffentlichen Meinung Europas war. Wie konnte er sich auch auf die Dauer der Erkenntniß verschließen, daß in seiner Politik ein ungelöster Widerspruch liege, daß es unmöglich war, sich zu gleicher Zeit für die Unabhängigkeit Griechenlands und für das legitime Recht des Sultans zu begeistern? Er begann zu fühlen, daß er sich mit Rußland überworfen und die öffentliche Meinung Europas darum doch nicht gewonnen habe. Diese Empfindung drückte all seinen Worten und Verhaltungsmaßregeln den Charakter tiefen Unbehagens und doctrinärer Verdrießlichkeit auf. Pozzo di Borgo aber gab seine Freude in lebhafter Weise darüber zu erkennen, daß die österreichische Vermittlung scheiterte, daß England und Frankreich sich von Metternichs Lügen nicht fangen ließen. Während sich der russische Diplomat die Miene gab, als erstrebe er nur einen billigen Frieden, als sei der Kaiser nur deßhalb mit so schwachen, unzureichenden Kräften in den Krieg gezogen, um die Türken zu schonen, verrieth seine heftige Sprache gegen den ewigen Vermittler und Friedensstifter, daß man vor Allem darauf aus war, die Niederlage, die man erlitten hatte, wieder gut zu machen. Jeder Versuch, in dem Augenblick zu vermitteln, wo Rußlands Mißlingen vor aller Welt offenkundig ward, erschien als bitterer Hohn. Jetzt galt es vor Allem die russische Waffenehre zu retten. Rache für die erlittene Schlappe war der einzige Gedanke dieser Diplomatie, und neben solchem groß-

artigen unbeirrten Ehrgeiz mußten die kleinen Mittel des österreichischen Staatsmannes in ihr Nichts verschwinden.

Pozzo erklärte gerade heraus, daß der Friede nur im Lager dictirt werden dürfe. Nos amis ont besoin de nos succès à l'avenir pour justifier leur conduite. Einstweilen wurden alle diplomatischen Mittel in Bewegung gesetzt, um die „Freunde Rußlands" fest im Glauben an den Sieg der guten Sache zu erhalten. In Paris wirkte Pozzo auf Karl X ein. In Berlin hatte Rußland schon während des Oktobers 1828 ein Trutz- und Schutz-Bündniß angeboten; eine mächtige Partei in Preußen, die mit der Stellung ihres Landes in Deutschland und in Europa unzufrieden war, General Witzleben an der Spitze, nahm den russischen Antrag mit der größten Wärme auf. Der König lehnte aber ab, so daß es nothwendig erschien unmittelbarer auf seine Gesinnung einzuwirken. Deßhalb erschien Kaiser Nikolaus im Frühjahr 1829 selbst in Berlin, dem Anschein nach um die Kaiserin zu begleiten und um der Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Nichte des Czaren beizuwohnen. Der That nach aber handelte es sich um die Ordnung der orientalischen Händel. Als das diplomatische Corps nebst den höchsten preußischen Staatsbeamten während der Trauungsfeierlichkeit in der Kapelle versammelt war, erschien der russische Minister des Hauses, Fürst Wolchonsky, lud den französischen Gesandten Agout laut und öffentlich ein, ihm in das Cabinet des Kaisers zu einer Unterredung zu folgen. Hier offenbarte sich Kaiser Nikolaus, wie das seiner entschiedenen soldatischen Natur entsprach, in unumwundenster Weise. Er sei entschlossen, wenn dieser Feldzug keinen Erfolg habe, einen dritten, vierten, fünften zu unternehmen. Es schmerze ihn, daß wegen geringfügiger Ursachen so viel Blut vergossen werde. Allein die Ehre und Würde des Reiches, die Stellung als Nachfolger Alexanders erlaubten ihm nicht von seinem Vorsatz abzugehn. Wenn der Streit geendigt sei, werde er an dem festhalten, was er in seinem Kriegsmanifest ausgesprochen habe, auf jede Eroberung verzichten und sich mit Entschädigung der Kriegskosten begnügen. In gleichem Sinne sprach sich der Czar gegen den König aus. Dem friedlichen, ruheliebenden Sinne des preußischen Monarchen war selbst eine so entfernte Bewegung wie der Türkenkrieg von Anfang

an „fatal" gewesen. Er hatte sich oft dahin geäußert, der Kaiser hätte den Krieg vermeiden können und sollen. Nun bot er dem Czaren gern seine Vermittlung an. Und da man erfahren hatte, daß alle bisher angewandten diplomatischen Versuche nicht ausreichten, um den Trotz des Divan zu brechen, so beschloß man, General Müffling nach Konstantinopel zu senden, einen Mann, der persönlich durch seine militärische Erfahrung auf den Sultan wirken könne. Es sollte eine außerordentliche militärische Gesandtschaft von der Person des Königs an die Person des Sultans sein, um diesem die militärische Lage des Reiches auseinanderzusetzen und ihn zu einem billigen Friedensschluß zu bewegen.

An die Höfe von London und Wien gab man die Erklärung ab, daß die Sendung Müfflings den Zweck habe, die Pforte von den wahren Gesinnungen des Kaisers zu überzeugen. Fürst Metternich nahm sie auch wirklich als einen Beweis von der Friedensliebe des russischen Monarchen: „die Worte sind preußisch", so schrieb er am 19. Juli 1829 an den Internuntius, „aber der Gedanke ist russisch, wir unterstützen den General Müffling".

Müfflings Sendung sollte jedoch, in Verbindung mit dem Umschwung, der in den Kriegsoperationen eintrat, nur darauf hinauslaufen, die russischen Interessen zu fördern. Der Feldzug des Jahres 1829 nahm rasch eine entscheidende Wendung, da der lähmende Einfluß der Persönlichkeit des Kaisers aus dem Lager entfernt und die Leitung des Ganzen der Kühnheit eines Einzelnen anvertraut ward. Diebitschs kühner Zug über den Balkan und die Besetzung von Adrianopel bannte zu Konstantinopel alle Gemüther in Kleinmuth und Bestürzung. Noch war freilich die Lage keine so verzweifelte, daß man sich gebunden in die Hände der Gegner liefern mußte. Nicht das Häuflein von Truppen, das athemlos, von Seuchen und Hunger decimirt, an der Maritza stand, den Großvezier und den Pascha von Skutari im Rücken, eine mit Kriegsmitteln reichlich versehene Hauptstadt und eine feindliche Bevölkerung vor sich, nicht die Armee und der Waffenerfolg von Diebitsch, sondern der Nimbus, mit dem er sich umgab, der Schein, mit dem er vortrefflich zu wirthschaften verstand, die Mattherzigkeit des Divan und der wohldienerische Eifer der europäischen Diplomatie sind es gewesen, die jenen

demüthigenden Frieden von Adrianopel zu Stande gebracht haben. „Wenn der Großherr und die Diplomatie", sagt Moltke, „nur einigermaßen von der wahren Sachlage unterrichtet waren, so konnte der Feldzug zu ganz entgegengesetzten Resultaten führen".

In den Händen der westmächtlichen Diplomatie lag es damals dem russischen Feldherrn Halt zuzurufen; die Pforte warf sich ihr völlig in die Arme, sie erklärte am 9. September [19]), daß der Sultan in der griechischen Frage vollkommen nachgebe und sich verpflichte, allen Beschlüssen, welche die Londoner Conferenz zur Ausführung des Julitractates fassen werde, beizustimmen.

So legte die Gunst des Zufalls eine gewaltige Entscheidung in die Hände der beiden Gesandten von England und Frankreich. Bei ihnen stand es, den Russen die Frucht zweifelhafter Kriegslorbeeren zu entreißen. Gestützt auf die türkischen Concessionen konnten sie selbst das Heft der Unterhandlungen in die Hand nehmen, Waffenstillstand gebieten und den russischen Cäsar aus seiner erborgten Machtstellung unsanft herausheben. Doch ein großer weltgeschichtlicher Augenblick fand matte unselbständige Naturen. Wo sie befehlen konnten, verstanden sie nur zu bitten; wo sie drohen mußten, machten sie ängstlich verworrene Vorstellungen. Sie ersuchten den russischen Feldherrn die griechische Frage in den Friedensartikeln nicht zu erwähnen. Sie ersuchten ihn den Weitermarsch einzustellen und fügten hinzu, wenn sie ihm die verhängnißvolle Lage der Pforte verschwiegen, so würden sie eine Verantwortung auf sich nehmen, die sie mit allen Kräften von sich wiesen. In gleichem Sinne mußte Müffling den Divan einzuschüchtern, indem er die Tragweite der militärischen Erfolge Diebitschs als unermeßlich hinstellte. Royer erschien im Lager zu Adrianopel nicht als Unterhändler, sondern als „Bittender", wie er sich ausdrückte. Diese ohnmächtige Haltung der Diplomatie legte alles Uebergewicht in die Hände des russischen Feldherrn. Er gewährte den Bittenden nur einen Theil dessen, was er den Befehlenden nicht verweigert haben würde. Er dictirte den Frieden, während er vor der Enthüllung der eigenen Ohnmacht zittern mußte. Pozzos Voraussage war erfüllt.

19) Prokesch kennt nur die vom Reis-Effendi Tags zuvor am 8. gemachten Zugeständnisse. Bd. II S. 351.

Diebitsch bestand darauf, daß eine Bestimmung über Griechenland in den Friedenstractat aufgenommen werde. Rußland wollte sich den Schein nicht rauben lassen, als habe es für die Rechte der unterdrückten Glaubensgenossen gefochten; es wollte den Triumph genießen, mit dem Schwert mehr für die Bedrängten erreicht zu haben, als die lauen westmächtlichen Bundesgenossen mit Vorstellungen und Protokollen. So mußte sich denn die Pforte im 10. Artikel des Friedensvertrages verpflichten, das Londoner Protokoll vom 22. März anzuerkennen und sofort einen Bevollmächtigten einzusetzen, der in Gemeinschaft mit den alliirten Commissarien die Londoner Stipulationen ausführen sollte. Für Griechenland war damit die Grenze von Arta nach Volo errungen, aber auch die Abhängigkeit schien unwiderrufbar entschieden.

Abermals durfte sich Fürst Metternich rühmen, den diplomatischen Gang aufs Klarste durchschaut zu haben, wenn er dem Internuntius schrieb: „Die Cabinette sind uneiniger als je, das französische läuft hinter dem russischen her, das englische möchte und thut nichts, nur das russische weiß was es will; der russische Friede wird auch die griechische Sache entscheiden". So versuchte man in Wien das Unerwünschte der Ereignisse möglichst zu ignoriren und sich damit zu trösten, daß dieselben auch den anderen Cabinetten unerwünscht gekommen seien. Die Bedingungen, unter denen der Friede geschlossen war, erklärte man für eine Folge der Fehler, welche die Höfe seit vier Jahren gehäuft hätten, und für die der Verblendung des Divan, der sich den rettenden Rathschlägen des Wiener Cabinets hartnäckig verschlossen habe.

Aber man verhehlte sich nicht, daß die große Allianz von 1814 und 1815 erloschen sei, daß die Mächte nun wieder alle isolirt standen und daß Kaiser Nikolaus die Geschicke Europas in Händen hielt.

Neben diesem tiefgreifenden Umschwung in der europäischen Staatenordnung trat die Regelung der griechischen Frage selbst in den Hintergrund. Als Wellington den Friedensvertrag las, erklärte er: das türkische Reich sei auf den Tod verwundet, jedes Trachten dessen Leben aufzufrischen ein vergebliches, und nur einen Gedanken habe man dermalen festzuhalten, nämlich wie durch den griechischen Staat die europäische Türkei zu ersetzen sei. Lord Heitesbury sprach

sich damals dahin aus, daß nur ein griechischer Staat das Umsichgreifen Rußlands eindämmen könne; er wollte Konstantinopel zur Hauptstadt des neuen griechischen Reiches. So begann die Macht der Umstände, die Präponderanz, die Rußland durch sein energisches Vorgehen im Orient erlangt hatte, selbst auf die conservativsten Staatsmänner zu wirken, und ihnen in der zwölften Stunde das Programm aufzudrängen, welches die öffentliche Meinung Europas seit dem Beginn des dritten Jahrzehnts mit aller Entschiedenheit vertreten hatte. Selbst der Internuntius wagte in einem Berichte an sein Cabinet vom 24. Dezember 1829 die Unabhängigkeit von Griechenland als einziges Heilmittel vorzuschlagen, und Fürst Metternich schrieb dem Vorschlage bei: „das war ja unsere Meinung seit jeher".

In der That gelang es nun den vereinten Bemühungen der Westmächte und Oesterreichs, dem russischen Ehrgeiz durch die Gründung eines unabhängigen Griechenlands Paroli zu bieten. Allein für das Gnadengeschenk der Unabhängigkeit, welches man den Griechen nicht mehr vorzuenthalten wagte, maßen die diplomatischen Richter die Grenzen so ängstlich und sorgsam ab, daß der neue Staatskörper keine Lebensfähigkeit erhielt. In dem Protokoll vom 3. Februar 1830 trat zwar ein freies, aber kümmerlich ausgestattetes und beschränktes Griechenland zur Welt; Theile, die nothwendig zu dem jungen Staat gehörten, Akarnanien, Samos, Kreta, deren Bevölkerung heroisch mitgekämpft und für die Freiheit geblutet hatte, waren dazu verurtheilt unter das türkische Joch zurückzukehren. So hatte die Diplomatie nur Stückwerk zu Tage gefördert; und wenn Metternich sich über die vielen Sorgen und Niederlagen, die ihm die orientalische Frage gebracht hatte, damit tröstete, daß der Gedanke der Unabhängigkeit Griechenlands, den man schließlich annahm, zuerst von dem österreichischen Cabinet ausgesprochen worden sei, so können uns seine hohen Worte doch nun und nimmermehr die Thatsache verbergen, daß er getrieben wurde, wo er die treibende Kraft zu sein behauptete, und daß schließlich Sieg und Entscheidung den beiden Mächten zufiel, gegen die er gerungen hat: Rußland und der öffentlichen Meinung Europas.

Glauben wir nun auch in diesen raschen Zügen motivirt zu

haben, inwiefern unser Urtheil über die Politik des Fürsten Metternich von dem des Herrn von Prokesch abweicht, so können wir uns doch die Genugthuung nicht versagen, die großen Vorzüge hervorzuheben, welche sein Werk vor anderen Bearbeitungen jener Periode auszeichnen. Die Darstellung der Begebenheiten in Griechenland selbst ist klar und ruhig, der Ton ist einfach und besonnen gehalten. Man bemerkt es sofort: hier schreibt ein Mann, der mitten im Gewühl der Leidenschaften gestanden, der das wilde Emporwachsen dieses heißblütigen Geschlechts mit eigenen Augen gesehn hat, den aber praktischer Verstand und nüchterne Genialität hoch über das wirre Treiben des Tages gestellt und in Wahrheit zum historischen Richter berufen haben. Schwerer zu bewältigen ist selten ein historischer Stoff als der, welcher den Vorwurf von Prokeschs Werk bildet. Es ist große Gefahr, daß der Erzähler sich in ein Chaos von Einzelheiten verirrt, da wie im Alterthum auch noch heutzutage jeder kleine Distrikt, jede Alpenlandschaft, jede Insel Griechenlands ihre eigene Geschichte hat. Aber Prokesch weiß die Schwierigkeiten glücklich zu überwinden, indem er einzelne wahrhaft bedeutende Persönlichkeiten oder epochemachende Ereignisse in den Vordergrund stellt. So hat er das Auftreten Lord Byrons, die Belagerung und den Fall Mesolonghis in völlig meisterhafter Weise geschildert.

Das Urtheil, welches Herr von Prokesch über die frühere Quellenliteratur fällt, lautet sehr hart. „Alles, was bis jetzt über den Gegenstand geschrieben wurde, ist Parteischrift oder gar schwaches Stückwerk". Diese Worte mochten im Jahre 1848 ihre Berechtigung haben. Seitdem aber hat die historische Literatur über den griechischen Aufstand wesentliche Bereicherung erfahren. Unter den Griechen nennen wir nur die umfassenden Arbeiten von Trikupis, Philimon und Kutsonikas. Allein auch die deutsche Wissenschaft hat sich mit der Geschichte des griechischen Aufstandes eingehend beschäftigt, und ihre Entdeckungen haben neues Licht auf jene merkwürdige Periode geworfen.

IV.

Der Sturz der Kryptocalvinisten in Sachsen 1574.

Von

August Kluckhohn.

Die deutsche Geschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist von den Forschern lange vernachlässigt worden. Vor Allem die politische Geschichte. Denn der Historiker fühlt sich nicht angezogen von einem Zeitalter, das arm an schöpferischen Gedanken, noch ärmer an großen Charakteren, nur in verderblicher confessioneller Polemik eine rührige Thätigkeit entfaltete, die nationalen Interessen aber, auf dem staatlichen wie auf dem kirchlichen Gebiet, schmachvoll vernachlässigte.

Auch die Theologen kehrten dem specifisch theologischen Zeitalter den Rücken, sobald das polemische Interesse, das dort Befriedigung gesucht hatte, in den Hintergrund trat. So brachte das 18. Jahrhundert, in dessen Beginn die quellenmäßige Streitschriftenliteratur mit Löschers Historia Motuum einen Abschluß gefunden hatte, kein namhaftes Werk über die Zeit der confessionellen Kämpfe hervor, bis gegen Ende des Jahrhunderts Plancks berühmt gewordene Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode bis zur Concordienformel erschien. Seitdem verfloß ein halbes Jahrhundert, bis endlich von dem Aufschwung, den die geschichtlichen auf urkundliche Forschung gegründeten Studien genommen haben, auch der neueren Kirchengeschichte zu Gute kommen sollte.

Es waren zunächst Anhänger der reformirten Richtung, welche die Geschichte des Kampfes ihrer Kirche gegen die lutherische Orthodoxie quellenmäßig aufhellten. Ich erinnere nur an Heppes verdienstvolle „Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555—1581", an die „Väter und Begründer der reformirten Kirche", wovon namentlich Sudhoffs Olevian und Ursin deutsche, speciell pfälzische Verhältnisse quellenmäßig aufklärte, und insbesondere auch an Gillets ausgezeichnetes Buch über Crato von Krafftheim und dessen Freunde, worauf wir noch zurückkommen werden.

Neuerdings erst fängt man lutherischer Seits an, mit den Reformirten in Aufhellung der Ursachen, welche dem strengeren Lutherthum in dem größten Theile Deutschlands den Sieg über freiere Bestrebungen verschafft haben, zu wetteifern, und es wäre sehr zu wünschen, daß alle Stimmführer jener Zeit so treffliche Bearbeiter fänden, wie Flacius Illyricus ihn in Preger gefunden hat.

Durch die erwähnten Forschungen ist eine Fülle neuen Materials aus Bibliotheken und Archiven zu Tage gefördert worden. Heppe hat vor Allem aus Kasseler Archivalien sein inhaltreiches Werk aufgebaut. Sudhoff und Andere haben aus Züricher Quellen geschöpft. Straßburger Briefe und Handschriften sind von dortigen Gelehrten mehrfach benutzt worden; den großen Briefwechsel der Wittenberger Freunde, welcher sich auf der Breslauer Bibliothek befindet, hat Gillet verwerthet, und was Münchens handschriftliche Schätze für seine specielle Aufgabe boten, hat Pregers Fleiß ausgebeutet.

Damit sind freilich die Bibliotheken und Archive Deutschlands noch keineswegs erschöpft, und auch da, wo längst geforscht worden ist, blieb manche werthvolle Quelle noch unaufgedeckt; aber auffallen muß vor Allem, daß ein unermeßlicher Urkundenschatz, welcher Dank einer liberalen, man darf sagen mustergültigen Verwaltung zu bequemer Benutzung sich darbot, so lange fast unberührt geblieben ist. Ich meine das sächsische Haupt- und Staatsarchiv zu Dresden mit den fast zahllosen Aktenbänden aus der Zeit des Kurfürsten August, der ja in den kirchlichen Händeln in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts eine nur allzu verhängnißvolle Rolle gespielt hat.

Dr. Calinich, Diaconus in Chemnitz, war der erste, welcher

sich die Aufgabe stellte, aus den reichen Quellen des Dresdener Archivs das Dunkel aufzuhellen, das noch immer über der Katastrophe schwebt, der das strenge Lutherthum in Sachsen seinen Sieg verdankte [1]).

Keine Aufgabe konnte lohnender sein als diese, mögen wir nun auf den Reichthum des Materials, das sich dem Forscher darbot, oder auf die Wichtigkeit und das Interesse des zu behandelnden Gegenstandes sehen. Denn es sind keine Vorgänge von blos localer Bedeutung, sondern welthistorische Ereignisse, welche sich unter dem Kurfürsten August in jenen Jahren auf kirchlichem Gebiet vollzogen. Seine Haltung wurde entscheidend nicht allein für die Kirche Kursachsens, sondern für die Geschichte des deutschen Protestantismus überhaupt. Wie wenn August, welcher Decennien lang unter der Leitung Melanchthons und seiner Schüler die übereifrigen Lutheraner so nachdrücklich bekämpft hatte, in dieser Richtung ausgeharrt und seine bisherigen Rathgeber ihren Feinden nicht geopfert hätte? Dann würde das Werk der Reformation, das von Kursachsen unter den Ernestinern ausgegangen war, nicht unter den Albertinern in der geisttödtenden Orthodoxie der Concordienformel seinen Abschluß gefunden haben, und wie die kirchliche Gestaltung Deutschlands, so würde auch die politische heute wahrscheinlich eine andere sein. Es genügt, an den unheilvollen Einfluß zu erinnern, welchen der von nun an in Kursachsen gepflegte Haß gegen den Calvinismus allein schon im 30jährigen Kriege ausgeübt hat.

Dabei entbehren die in Rede stehenden Vorgänge eines dramatischen Interesses nicht Freilich mag es nicht Jedermann Freude gewähren, den Kurfürsten August auf dem langen Wege zu begleiten, der ihn aus Melanchthons Schule zuletzt in die Arme eines Listenius und Mirus führte und den früher Duldsamen zu einem Fanatiker machte; es mag auch nicht Jedem anziehend erscheinen, den politischen Berechnungen und den privaten Leidenschaften, die dort einwirkten, nachzuspüren, oder zu untersuchen, wie neben Rath-

---

1) Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen in den Jahren 1570 bis 1574 und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter. Leipzig 1866.

gebern von zweifelhaftem Werth Weiber und Günstlinge thätig waren und die religiöse Frage zu einer Sache der Hofparteien gemacht wird; aber Niemand wird ohne Theilnahme den schweren Schicksalswechsel betrachten, der plötzlich in dem Leben jener hochgestellten und hochbegabten Männer eintrat, über welche die Katastrophe von 1574 Kerker- und Folterqualen gebracht hat.

Man könnte nicht sagen, daß der Verfasser des genannten Werkes seine Aufgabe in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt, und noch weniger, daß er die Mittel, die sich ihm zu ihrer Lösung darboten, vollständig benutzt hätte. Es war der erste Mangel, daß Herr Dr. Calinich nicht ausreichend vorbereitet an die Arbeit herantrat. Ich meine damit weniger eine unvollkommene historische Bildung, neben der jedenfalls besseren theologischen, als die mangelhafte Kenntniß der vorhandenen Literatur. Die Auffindung oder Benutzung ergiebiger archivalischer Quellen darf doch nicht der Pflicht überheben, das längst Vorhandene sich anzueignen. Bekanntes für unbekannt zu halten, ist nicht die schlimmste Gefahr, der Jemand sich aussetzt, welcher im Vertrauen auf seine neuen Quellen die ältere Literatur ignorirt, sondern bedenklicher ist es, die Gesichtspunkte zu übersehen, worauf es bei Benutzung der neuen Hilfsmittel vor Allem ankommt.

So hat Calinich nicht allein die älteren kirchengeschichtlichen Quellenwerke, sowie die Hilfsmittel, welche die sächsische Specialgeschichte bot — wie z. B. Gleichens Historie der kursächsischen Hofprediger und Band VIII der Vermischten Nachrichten zur sächsischen Geschichte — bei Seite gelassen, sondern sogar Gillets unschätzbares Werk, das in dem letzten Dritttheil des I. Bandes das Neueste und Beste über die Wittenberger und die Katastrophe von 1574 giebt, völlig ignorirt.

Dieser Mangel würde selbst dann fühlbar sein, wenn der Herr Verfasser seine archivalischen Forschungen umsichtiger und gründlicher angestellt hätte, als man ihm nachrühmen kann. Er hat sich begnügt, diejenigen Aktenfascikel, die auf den ersten Blick sich ihm darboten, auszubeuten, ohne seine Forschungen auch auf solche Materialien auszudehnen, die den zunächstliegenden Stoff ergänzen konnten und mußten. Freilich war auch schon der engere Quellenkreis, auf dessen Durchsicht er sich beschränkte, so reichhaltig, daß er durch seine Be-

wältigung viel Mühe und Zeit in Anspruch nahm. Aber wer ein solches Opfer nicht bringen kann oder mag, thut wohl, sich an einem großen archivalischen Stoff nicht zu versuchen. Denn eine mangelhafte Benutzung ungedruckter Quellen wirkt, trotz des Neuen und Werthvollen, das sie im Einzelnen zu Tage fördert, eher nachtheilig als förderlich.

Mangelhaft aber ist die Benutzung der Dresdener Akten durch Hrn. Calinich auch innerhalb der engeren Grenzen, die er sich steckte; denn auch diejenigen Materialien, die er durchforschte, beutete er keineswegs sorgfältig aus. Es scheint, als ob während der Arbeit die Kräfte erlahmten oder die Umstände zur Eile drängten. Denn während die erste Hälfte des Buches nach der stofflichen Seite noch befriedigen kann, und der Fleiß Anerkennung verdient, womit neben den Akten des Archives die auf der k. Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Schriften der Wittenberger herangezogen wurden, sind die Aktenbände, welche das Material für die zweite Hälfte des Buches lieferten, gar zu oberflächlich benutzt. So vor Allem die Quellen zur Geschichte der Männer, welche in die Katastrophe von 1574 verwickelt wurden. Ihre Schicksale darstellen zu wollen, kündigt der Verfasser schon auf dem Titel des Buches an. Was er aber giebt, steht in keinem Verhältniß zu dem Reichthum des Stoffes, der ihm vorlag. Statt dies einzugestehen und wenigstens für diesen Theil der Arbeit den Anspruch aktenmäßiger Forschung fallen zu lassen, erweckt er den Schein, als habe er seine Quellen genau benutzt. Wie es sich aber damit verhält, zeigt am Besten folgendes Beispiel.

Ein Aktenband, den Hr. Calinich eingesehen und stellenweise excerpirt hat, betrifft die Gefangenschaft Cracos. Darin finden sich u. a. auch ausführliche Berichte über die mit dem Unglücklichen vorgenommene „peinliche Frage" nebst den sehr instructiven Antworten des Gefolterten. Hr. Calinich aber versichert S. 183 seines Buches: die Akten, die er doch vor sich hatte und theilweise las, „schweigen völlig von einer über ihn verhängten Tortur".

Anderer Art ist folgender Fall, wo der Hr. Verfasser zwar ein Document benutzt, aber falsch gelesen und noch falscher gedeutet hat. Er führt S. 196 aus einem Brief Peuzers an Craco vom J. 1570 die ursprünglich griechisch abgefaßte Stelle an: „Wie dem allen,

wollte ich, daß wir Niemand zu Gefallen herhielten, sondern uns also verhielten, daß man wüßte, daß wir also gefaßt wären, daß wir für uns selbst munter thun, was wir wollten". Daß es statt „herhielten" — „heuchelten", statt „munter thun" — „kunten thun" heißen sollte, fällt nicht so ins Gewicht, als die irreleitende Anwendung, die der Verfasser von der Stelle macht. Sie dient ihm nämlich als Zeugniß, — daher auch gesperrte Schrift — daß Peuzer es vornehmlich gewesen, der auf Beschaffung eines starken Anhanges bedacht war und Rathschläge ertheilte, wie man den Widersachern stark gegenüberstehen könnte. Also schon im J. 1570, vier Jahre vor der Katastrophe, ein unwiderleglicher Beweis für die oft behauptete, aber nie erwiesene „Conspiration" der Kryptocalvinisten! Glücklicher Weise ist es nicht so. Der Brief Peuzers handelt nur von Bündnissen, die Sachsen mit „großen Potentaten", wie es eine Zeile vorher ausdrücklich heißt, eingehen soll, mit nichten aber von dem, was Calinich darin findet.

Nach alle dem wird die Aufgabe, die Geschichte des „Kampfes und Untergangs des Melanchthonismus" in Kursachsen nach den Originalakten darzustellen, durch Hrn. Calinichs Buch nicht beseitigt, sondern der Wunsch nach einer befriedigenden Lösung auf Grund breiterer und sorgfältiger Forschung erst recht nahe gelegt. Ich hatte Veranlassung, bei einem wiederholten längeren Aufenthalt in Dresden die einschlägigen Materialien des Archives zunächst für andere Zwecke durchzusehen. Dabei wandte ich meine Aufmerksamkeit vor Allem der Geschichte der kirchlichen Händel von 1560—1570 zu, also der Zeit von Melanchthons Tode bis zu dem Punkt, wo Calinichs Darstellung beginnt, und überzeugte mich bald, wie sehr Hr. Dr. Gillet Recht hat, wenn er in jenen Jahren den Ursprung der Verwicklungen sucht, die 1574 eine so gewaltsame Lösung finden sollten. Die Resultate jener Studien werde ich an einem anderen Orte mittheilen und daran eine Erörterung einzelner Punkte aus der späteren Geschichte der kryptocalvinischen Händel knüpfen. Hier möge es mir nur gestattet sein, die Katastrophe von 1574, wie dieselbe auf Grund archivalischer Quellen, mit Benutzung der Calinichschen und noch mehr der Gilletschen Studien, sich darstellt, in Kürze zu erzählen und außerdem von dem Verfahren Augusts gegen Craco zu berichten. Denn

bei diesem Verfahren, das, aller Proceßformen baar, einzig in seiner Art dasteht, kommt die weniger beachtete politische Seite der kryptocalvinischen Händel zur Sprache, und erscheint zugleich der Kurfürst in einem Licht, das greller ist als dasjenige, welches aus Peuzers Historia Carcerum auf ihn fällt.

Je gewaltthätiger der Kurfürst August im J. 1574 auftritt, um so mehr ist es Pflicht hervorzuheben, daß er in früheren Jahren, von seinem Regierungsantritt (1553) an eifrig bestrebt war, für das friedliche Gedeihen der Kirche seines Landes nach den Rathschlägen der besten Autoritäten zu sorgen. Ohne Verständniß, man kann auch sagen ohne Interesse für specifisch theologische Dinge, suchte er in den dogmatischen Streitigkeiten, die immer heftiger entbrannten, sich kein selbständiges Urtheil zu bilden. Er glaubte vor Allem an den Namen Luthers, hielt aber auch Melanchthon sehr hoch und ließ sich, so lange dieser lebte (er starb 1560), gern von ihm berathen. Daß Melanchthon in wichtigen Punkten über Luther hinausgegangen war, daß er namentlich in der Abendmahlslehre sich Calvins Auffassung angeeignet hatte, leuchtete August nicht ein, und wie Melanchthon sich hütete, ihm dies deutlich zu sagen, so vermieden es nach dem Tode des Letzteren noch ängstlicher seine Freunde und Schüler. Paul Eber war vor Allen der Mann, welcher in den Jahren 1560—1570 dem Kurfürsten als Rathgeber in theologischen Dinaen diente und dabei sowohl den Vorstellungen und Neigungen Augusts als den Verhältnissen am Hofe zu Dresden, wo die Kurfürstin Anna, eine dänische Prinzessin, eine streng lutherische Partei um sich zu schaaren suchte, allzusehr sich anzubequemen wußte.

Eigenthümlich genug ist in jener Zeit die Stellung, welche der sächsische Kurfürst zu den kirchlichen Händeln einnimmt. Er dringt in seinem Lande auf genaue Beobachtung der von Luther und Melanchthon überlieferten Lehrnorm; des Letzteren Schriften, in dem Corpus Doctrinae vereinigt, haben officielle Geltung, ohne daß damit dem echten Lutherthum etwas vergeben sein soll. Man bedient sich in den sächsischen Kirchen und Schulen Melanchthonischer Redeweisen, setzt aber dabei — wenigstens nach der Meinung Augusts —

überall nur eine lutherische Auffassung voraus. Zwar jenem Lutherthum, das die Flacianer in Thüringen und Niedersachsen predigen und das in den von August mit Eifersucht überwachten Ernestinern seine Vorkämpfer findet, tritt der sächsische Kurfürst mit Nachdruck entgegen und weist auch unter der Leitung der Melanchthonianer die Orthodoxie der Würtemberger, welche in dem neu ausgebildeten Dogma der Ubiquität des Leibes Christi, d. h. „in der Ableitung der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl aus der Theilnahme seiner menschlichen Natur an der göttlichen Allgegenwart" gipfelt, entschieden zurück; aber er verwirft gleichzeitig nicht minder nachdrücklich die reformirte Abendmahlslehre, und man thut ihm Unrecht, wenn man ihm ein Liebäugeln mit dem pfälzischen Calvinismus nachsagt. Nie hat August eine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu erklären, daß er der Lehre des Heidelberger Katechismus nicht zustimme und sie für unvereinbar halte mit der Augsburgischen Confession in ihrem wahren Verstande. Wenn er gleichwohl im J. 1566 auf dem Reichstag zu Augsburg nicht in die öffentliche Verdammung der pfälzischen Kirchenlehre und in den Ausschluß Friedrichs vom Religionsfrieden willigte, so folgte er nur politischen Motiven und dem Andringen jener Räthe, welche im Interesse des Protestantismus ein so verderbliches Unternehmen zu verhüten suchten. Und wenn August bald darauf für die Evangelischen in den Niederlanden eintrat, so that er dies nur mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er die Anschuldigung, als ob die protestantischen Niederländer vorwiegend Calvinisten und nicht zum größten Theil Anhänger der Augsburgischen Confession wären, für unrecht erkenne, wie er es denn auch war, welcher den Pfalzgrafen eben als Calvinisten an der gemeinsamen Verwendung der deutsch-protestantischen Fürsten für die niederländischen Glaubensgenossen nicht theilnehmen lassen wollte. Dieser Haltung entspricht es vollkommen, wenn der Kurfürst im J. 1569 die Verbindung seiner Tochter Elisabeth mit Johann Casimir, dem Sohn des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, nur unter der contractlich gewährleisteten Bedingung zugab, daß der junge Pfalzgraf ein anticalvinisches Bekenntniß ablegte und die Tochter von den Heidelberger Theologen

und dem eigenen Schwiegervater in kirchlichen Dingen völlig unbehelligt bliebe.

Freilich war August damals von confessioneller Engherzigkeit insofern noch frei, als er in seiner Umgebung und in seinem Dienste Männer duldete, von denen ihm gesagt wurde, daß sie in dogmatischen Fragen abweichenden Ansichten huldigten. Man hörte wohl in vertrautem Gespräch aus seinem Munde die Aeußerung, daß er sich um den Glauben des Einzelnen nicht kümmere, sondern das Gewissen frei lassen wolle; aber niemals verschwieg er seinen juristischen wie theologischen Rathgebern, daß er in Kirche und Schule keine andere Lehre als die überlieferte dulden und jedem Versuch, hier eine Neuerung zu machen, entgegentreten werde.

Mißlich genug war unter diesen Umständen die Lage der Männer, welche unter dem Kurfürsten August auf das sächsische Kirchenwesen einzuwirken berufen waren. Denn wie konnten Theologen und theologisch gebildete Staatsmänner und Gelehrte in einem Zeitalter, das in der Ausbildung und Ausprägung scharf bestimmter Lehrnormen seine Aufgabe sah, sich mit den unklaren Vorstellungen, in denen der Kurfürst befangen war, zufrieden geben? Und wie ließ sich, während sonst überall in Deutschland, wo man nicht, wie in der Pfalz, von dem Melanchthonismus kühn zum calvinisch-reformirten Bekenntniß vordrang, das strenge Lutherthum zur Herrschaft gelangte, in Kursachsen, dem vornehmsten Lande der Reformation, ein Zustand aufrecht erhalten, der lutherisch und melanchthonisch zugleich sein sollte? Darüber mochten Männer wie der schwache Paul Eber und der alternde Major sich täuschen: alle schärfer denkenden Köpfe, namentlich die jüngeren Wittenberger Theologen sahen nur in einem klar ausgeprägten Lehrtypus Heil, und wenn sie auch Calvins System nicht in allen Punkten, namentlich nicht in der Prädestinationslehre sich aneigneten, so gaben sie doch das specifisch Lutherische in der Abendmahlslehre preis und faßten die vermittelnden Melanchthonischen Formeln nur noch im antilutherischen Sinne, so daß die Theologen der reformirten Kirche, die Heidelberger sowohl wie die Schweizer, in den Wittenbergern, wenn auch noch nicht offene, so doch geheime Verbündete erkannten. In demselben Maße aber, wie sich diese von dem Lutherthum entfernten,

steigerten sich die Angriffe, welche von den Vertretern der lutherischen Orthodoxie auf sie gemacht wurden, und immer schwieriger wurde es, den Kurfürsten bei der Meinung zu erhalten, daß alle Anklagen boshafte Verläumdungen und seine Theologen nach wie vor gute Lutheraner und entschiedene Gegner des Calvinismus seien.

Man muß die Klugheit anerkennen, womit die Führer der Wittenberger Partei so lange das Feld zu behaupten wußten. Allerdings war mit dieser Klugheit Aufrichtigkeit nicht vereinbar. Aber man könnte, wenn es für Mangel an Redlichkeit überhaupt eine Entschuldigung gäbe, zur Vertheidigung der Kryptocalvinisten einen doppelten Umstand geltend machen. Einmal hatten die Männer, welche in die Katastrophe von 1574 verwickelt wurden, die falsche Stellung, in welcher sie sich dem Kurfürsten gegenüber befanden, nicht geschaffen; sie hatten nur die Erbschaft Paul Ebers und seiner Genossen angetreten und waren durch die Schlinge gebunden, in die jene eingegangen, indem sie den Kurfürsten immer mehr in der Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des Calvinismus und der Unvereinbarkeit desselben mit der sächsischen Kirchenlehre befestigt hatten. Jedes offene Bekenntniß zu Gunsten der reformirten Lehre hätte hiernach die Vertreibung der Wittenberger und eine streng lutherische Reaction zur unmittelbaren Folge gehabt. Dagegen konnte man — und dies ist der zweite Umstand, auf den Gewicht zu legen sein dürfte — auch jetzt, trotz aller Vorurtheile des Landesherrn, noch hoffen, durch Klugheit und Ausdauer die gefährdete Sache vor dem Untergang zu bewahren, vielleicht zum Siege zu führen.

Denn man war den Feinden gegenüber gewissermaßen dadurch im Besitz, daß Melanchthons Schriften officielle Geltung hatten und wohl dem gemäßigten Lutherthum, nicht aber den Auswüchsen desselben, die jetzt anderer Orten so üppig emporwucherten, Raum ließen. Kurfürst August konnte sich von dem Melanchthonianismus nicht lossagen, ohne auf kirchlichem Gebiet eine völlige Umwälzung herbeizuführen und das zu zerstören, was er bis dahin gehegt hatte. Inzwischen aber wuchs in dem Lande, wo Wittenberg die vornehmste Pflanzstätte der Theologen war, die Zahl der Anhänger dieser Schule von Jahr zu Jahr, und wenn man auch jetzt noch sich hüten mußte, den entscheidenden Schritt zu thun, und den Kurfürsten selbst über

die wahre Bedeutung der Melanchthonischen Abendmahlslehre aufzuklären, so war es doch denkbar, daß August zugänglicher werden würde, wenn einmal die streng lutherischen Einflüsse in seiner unmittelbaren Umgebung aufhören oder durch die vielvermögenden Gönner und Freunde der Wittenberger völlig neutralisirt werden sollten.

Wer aber waren die Männer am Hofe, auf welche diese bauen konnten? Der erste Staatsmann, die Seele der Regierung, war der Geheime Kammerrath Dr. Craco. Obwohl derselbe schon als Professor der Rechte in Wittenberg zu Melanchthons Lebzeiten in fürstlichem Auftrag an den kirchlichen Verhandlungen zu Worms (1557), Frankfurt (1558), Naumburg (1561) theilgenommen hatte, kümmerte er sich als allmächtiger Minister des Kurfürsten wenig um specifisch dogmatische Fragen, fühlte sich jedoch als Mann von Bildung und Gelehrsamkeit schon durch sein Interesse für die Blüthe der Universität aufgefordert, die Wittenberger bei dem Landesherrn gegen die ultralutherischen Angriffe in Schutz zu nehmen und das friedliche Gedeihen der Hochschule in jeder Weise zu begünstigen. August aber schenkte ihm nicht allein sein Vertrauen, sondern seine vollste Zuneigung. Er ließ es sogar nicht an Beweisen zärtlicher Freundschaft fehlen, so daß Craco sich gegen den Neid anderer Räthe und selbst gegen den Haß der Kurfürstin, den er im Lauf der Zeit sich zuzog, gesichert fühlte. Der Kanzler Kysewetter und der Hofrichter von Zeschau zeigten schon ein tieferes Interesse für theologische Fragen und wurden, namentlich der Letztere, durch das Studium reformirter Schriften dem Lutherthum allmählich entfremdet. Auch die übrigen weltlichen Räthe waren von confessioneller Engherzigkeit frei, und wenn sich ein paar von ihnen, wie Lindemann und Peifer, gleich dem Geheimschreiber Jenisch und dem Secretär Vogel, zu der Partei der Kurfürstin hielten, so thaten sie dies nicht aus religiösen Motiven. Als eifrige und überzeugungsvolle Lutheraner konnte außer der Kurfürstin und ihrem Hofstaat wohl nur die Mehrzahl der Geistlichen gelten, die nach- und nebeneinander das Amt von Hofpredigern — es gab in Dresden deren drei — bekleideten. So Philipp Wagner, welcher († 1572) dem schlimmsten von allen, Georg Listenius voranging. Aber neben diesen stand in der Person des Chri-

stian Schütz auch ein den Wittenbergern befreundeter Hofprediger, und wenn die Superintendenten und andere Geistliche der Hauptstadt vorwiegend Lutheraner waren, so wurde ihr Einfluß wieder aufgewogen durch Johann Stößel, Superintendent zu Pirna, welcher am Hofe Augusts, wo er viel vermochte, im Stillen für die Wittenberger wirkte, obwohl er einst in Thüringen durch anticalvinischen Eifer sich ausgezeichnet hatte. — Eine eigenthümliche und hervorragende Stelle nahm endlich der berühmte Polyhistor Kaspar Peuzer ein. Zu Wittenberg Professor der Medicin und Geschichte, Rector der Universität und Verwalter einer großen Stiftung für Stipendiaten, außerdem mit Craco eng befreundet, wurde er von August häufig an den Hof gezogen, zum Leibmedicus ernannt und durch Beweise außerordentlicher Gunst geehrt. Peuzer war wie wenige Andere bewandert in theologischen Fragen und durch langen vertrauten Verkehr mit Melanchthon, dessen Schwiegersohn er war, mit den dogmatischen Ansichten desselben genau bekannt. Wie oft hatte der viel Geschmähte gegen ihn seinen Schmerz über den maßlosen confessionellen Hader, der seinen Lebensabend verbitterte, ausgeschüttet und unter Thränen geklagt, daß nicht allein die Sorge, den Unfrieden zu steigern und eine offene Spaltung hervorzurufen, sondern auch die Rücksicht auf den Hof zu Dresden ihn hindere, seine von Luther abweichende Abendmahlslehre offen darzulegen. Aber was Melanchthon aus Liebe zum Frieden vor der Welt nicht zu sagen wagte, wurzelte um so tiefer in der Seele des jüngeren Freundes, und während jener, beseelt von dem Gedanken einer evangelischen Union, mit der lutherischen Abendmahlslehre sich in soweit noch befreunden konnte, als sie nicht durch grobe Auffassungen verunstaltet wurde, erfüllte sich Peuzer mit steigendem Widerwillen gegen das Lutherthum. Am Hofe zwar hielt er seine Meinung vorsichtig zurück; es konnte aber nicht verborgen bleiben, daß er die Bestrebungen der Wittenberger nach Kräften förderte, und von den Gegnern sah er sich in demselben Maße gehaßt, als der Kurfürst, welcher es vermied, ihn um seine dogmatischen Ansichten zu fragen, durch Gnadenerweisungen ihn auszeichnete.

Auf Peuzer, Craco, Stößel und Schütz gründeten die Wittenberger ihre Hoffnung, wenn sie glaubten, den Kurfürsten August

immer mehr auf ihre Seite ziehen zu können. Die Katastrophe von 1574 hat ihre Berechnungen zu Schanden gemacht, ihre Klugheit als Kurzsichtigkeit erscheinen lassen, ihre Unaufrichtigkeit aber sowohl an ihnen als an der durch sie vertretenen Sache schwer gestraft: gleichwohl hatte die Partei, welche damals einen so durchgreifenden Erfolg errang, keinen Grund sich des Sieges zu rühmen. Denn die Mittel und Wege, die ergriffen wurden, um die Gegner zu stürzen, sind ebenso wenig tadellos als die Personen, die dabei in erster Linie thätig waren. Ob aber der Kurfürst selbst durch die Thaten jenes Jahres die erste Stelle unter den „Lebenszeugen der lutherischen Kirche", den „Vertretern eines lebendigen Christenthums im 16. und 17. Jahrhundert", die ein berühmter Theolog unserer Tage ihm zuweist [1]), verdient hat oder nicht, darüber wird die Geschichte einen Unbefangenen nicht mehr in Zweifel lassen.

Schon im J. 1571, bald nach dem Erscheinen des von manchen Seiten als sacramentirisch bezeichneten Wittenberger Katechismus und der zur Vertheidigung der dort vorgetragenen Abendmahlslehre veröffentlichten „Grundfeste", gerieth der Kurfürst in eine bedenkliche Stimmung. Durch seinen rechtgläubigen Hofprediger Philipp Wagner forderte er die Wittenberger zu einer nochmaligen und kategorischen Erklärung über die Abendmahlslehre auf, um vermittelst derselben anderen Fürsten den Beweis zu liefern, daß sie fälschlich in dem Verdacht des Calvinismus ständen.

Es gelang, durch den sogenannten Dresdener „Consens", in welchem die vornehmsten Theologen des Landes ein ausführliches Bekenntniß über die streitigen Punkte des Glaubens ablegten, den Kurfürsten wieder zu beruhigen. Denn wenn auch in dieser Schrift das specifisch Lutherische, das sie enthält, bei genauer Prüfung durch die überwiegend Melanchthonische Fassung der entscheidenden Dog-

1) Nämlich Dr. Tholuck, wie Dr. Henke im Vorwort zu seinem Vortrag über Kaspar Peucer (Zur neueren Kirchengeschichte, Marburg 1867) erinnert.

men aufgehoben wird, so mußte August doch in dem Umstande, daß nicht allein die zu Dresden Versammelten, sondern sogar auswärtige gut lutherische Theologen, ihre Zustimmung aussprachen, einen Beweis für die Rechtgläubigkeit auch der Wittenberger finden [1]). Und dennoch hörte er von einer Seite, der er in diesem Falle nur zu viel Gewicht beilegte, bald das Gegentheil. Joh. Casimir nämlich berichtete aus Heidelberg von der günstigen Beurtheilung, welche der Dresdener Consens bei den dortigen reformirten Theologen gefunden, und wünschte durch Augusts Theologen im Vertrauen zu erfahren, welcher Unterschied zwischen ihrer Confession und dem Heidelberger Katechismus wäre; denn wie er den letzteren verstünde, müsse er gestehen, daß er ihn der Dresdener Confession nicht widerwärtig befinde.

Sofort richtete der Kurfürst an die Facultäten zu Wittenberg und Leipzig und das Consistorium zu Meißen die Aufforderung, den Unterschied zwischen der Lehre des Heidelberger Katechismus und ihrer Meinung vom Abendmahl kurz und bündig darzulegen. Die Meißner mochten vielleicht aus Unkenntniß und aus Vorurtheil gegen die Heidelberger jene prätendirte Uebereinstimmung weit von sich weisen; bedenklicher war dies von Seiten der Leipziger; geradezu unwahr aber zeigten sich die Wittenberger, die doch wahrlich wußten, daß sie in der Abendmahlslehre mit den Pfälzern einer Meinung waren. Freilich war die Wittenbergische Antwort dem Kurfürsten noch viel zu geschraubt und viel zu lang, auch eine zweite Erklärung befriedigte ihn nicht ganz; aber der Superintendent Stößel zu Pirna, dessen Arbeit der Hofprediger Schütz beifällig begutachtete, zeigte sich stilistisch so gewandt und in Verstellung so geübt, daß der Kurfürst noch einmal in der Ueberzeugung von der Nichtübereinstimmung seiner Theologen mit den Calvinisten befestigt wurde. Und diese Meinung gab er auch dann nicht auf, als der berühmte reformirte Theolog Theodor Beza ihm ein Schriftchen wider den lutherischen Agitator Selnecker zu dediciren wagte. August verbat sich derartige compromittirende Zusendungen in sehr ungnädigem Tone, obwohl die Mehrzahl der weltlichen Räthe für Nichtbeantwortung der

1) Vergl. mit Calinich S. 76 ff. Gillet S. 416 ff.

Bezaschen Zuschrift gestimmt und sie sich erst nach längeren Verhandlungen über die Form der Erwiderung geeinigt hatten. Einstimmig riethen sie auch ab — erst ein Jahr später, als es ihnen zuträglich schien, behaupteten Lindemann, Peifer und Eulenbeck anderer Meinung gewesen zu sein [1]) — daß alle calvinischen Schriften im Lande verboten würden. Daß dennoch die Universitäten den Befehl erhielten, die Buchläden zu visitiren und die sacramentirischen Schriften, ohne Nennung Calvins, wegzunehmen [2]), und daß in den Schulen der Gebrauch von Luthers Katechismus eingeschärft, der Wittenbergische aber verboten wurde, war immerhin ein bedenklicher Erfolg der Hofpartei. Aber mehr erreichte sie auch nicht, und unmittelbar darauf fehlte es sogar nicht an Anzeichen, wonach der Kurfürst den Wittenbergern und ihren Freunden wieder größeres Vertrauen und Zuneigung schenkte. Der soviel angefochtene Katechismus wurde mit Erläuterung einer bedenklichen Stelle wieder abgedruckt und auf Verlangen des Kurfürsten sogar in das Deutsche übersetzt, damit ihn auch die Kurfürstin lesen könnte. Von Neuem trugen sich die Wittenberger mit den besten Hoffnungen für die Zukunft.

Da reiste der Kurfürst im Sommer des Jahres 1572 mit seiner Gemahlin nach Dänemark. Man hat schon damals die Befürchtung ausgesprochen, die Reise möchte von der lutherischen Partei ausgebeutet werden [3]). Der Hofprediger Philipp Wagner begleitete das kurfürstliche Paar, und Stößel, der ebenfalls in der Umgebung war und sogar die Hoffnung hegte, den lutherischen Amtsgenossen unterwegs milder zu stimmen, fand bei der Rückkehr, als Wagner erkrankte und starb, seinen und seiner Freunde Einfluß nicht stark genug, um zu der erledigten Hofpredigerstelle zu gelangen. Es wurde statt seiner Georg Listenius [4]) befördert, welcher nicht durch Gelehr-

---

1) Und ließen sich dafür noch nach zwei Jahren in einem Briefe Augusts vom 11. März 1575 beloben.

2) So muß man wenigstens aus Calinich S. 96 schließen.

3) Gillet I 430.

4) Eigentlich List, in der Regel in Lysthenius verkehrt. Was wir über diesen bisher wenig gewürdigten Mann beibringen, verdanken wir größtentheils ungedruckten Briefen desselben.

samkeit, wohl aber durch Haß gegen alles nicht streng Lutherische sich auszeichnete und daher bei der Kurfürstin zu hohem Ansehen gelangte.

Im Frühling des nächsten Jahres (1573) besuchte August mit seiner Gemahlin den kaiserlichen Hof zu Wien, und dieser Reise hat man eine noch schlimmere Wirkung als der dänischen beigelegt [1]). Gewiß ist, daß Maximilian II bei aller religiösen Lauheit sich mit heftigem Widerwillen gegen den Calvinismus hatte erfüllen lassen, und nicht unwahrscheinlich, daß jetzt an seinem Hofe in diesem Sinne auch auf den sächsischen Kurfürsten gewirkt wurde, ja, da im folgenden Jahre gleichzeitig in Oesterreich und in Sachsen mit den Reformirten aufgeräumt wurde, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß bei der Zusammenkunft in Wien bestimmte Verabredungen getroffen sein möchten. Doch sind für diese Annahme Beweise nicht beizubringen [2]), und es scheint mir sehr fraglich, ob in Wien mehr erreicht worden ist, als daß August durch neue Beschwerden, die er über die Haltung der Wittenberger zu hören bekam, von Neuem mit Mißvergnügen über diese erfüllt wurde. Er mag mit dem Entschluß zurückgekehrt sein, sich ihrer zu entledigen, sobald sie sich neue Blößen geben würden.

Nur das war sicherlich seine Absicht noch nicht, auch das Corpus Doctrinae und die ganze bisher verfolgte Richtung preiszugeben, um jenes Lutherthum zur Herrschaft kommen zu lassen, das er als flacianisch und ubiquitistisch immer bekämpft hatte. Hatte er doch auch in dem Herzogthum Sachsen, wo er jetzt nach Johann Wilhelms Tode, ohne Rücksicht auf ein vorhandenes Testament, die vormundschaftliche Regierung an sich riß, nichts Dringenderes zu thun, als die Flacianer, welche freilich auch als Anhänger der Ernestiner seine politischen Gegner waren, sämmtlich zu verjagen und daselbst ein Kirchenwesen herzustellen, wie nach seiner Vorstellung das kur-

---

1) Gillet S. 433.

2) Wenigstens habe ich mich, durch Herrn Dr. Gillet aufmerksam gemacht, im Dresdener Archiv vergebens darnach umgesehen. Nur für das innige Einvernehmen, das nach der Zusammenkunft zwischen beiden Höfen in politischen Dingen bestand, liegen Zeugnisse zahlreich genug vor.

sächsische war: gut lutherisch, aber ohne die Irrthümer und hierarchischen Prätensionen eines Heshusius und Wigand. So lag denn die Kirche der thüringischen wie der eigenen Lande schmiegsam zu seinen Füßen, und es galt nur noch den Makel des Calvinismus, sobald er offen auftauchte, zu tilgen.

Daß freilich jene, welche jetzt seinen Haß gegen die heimlichen Calvinisten schürten, von den Flacianern kaum unterschieden, und daß namentlich Listenius, dessen Rolle nun begann, den vertriebenen Jenensern an priesterlicher Anmaßung nicht nachstand, bemerkte August nicht. Auch schützte seine Einsichtslosigkeit in theologischen Fragen ihn vor der Wahrnehmung, daß die Dogmatik, die ihm jetzt gepredigt wurde, in dem Corpus Doctrinae, an dem er doch unverbrüchlich festhalten wollte, ihre Quelle nicht hatte, und daß er selbst im Begriff stand, von der bisher verfolgten Bahn ebenso weit nach rechts abzubiegen, als die Wittenberger und ihre Anhänger nach links gegangen waren.

Unsere Quellen gestatten uns nicht, genauer hinter die Coulissen zu sehen: nur soviel nehmen wir wahr, daß Listenius mit dem Aufgebot aller Kräfte und mit steigendem Muthe arbeitet. Indeß bleiben auch Schütz und Stößel nicht müßig, und noch fühlen sie sich, obwohl der Boden schon unter ihren Füßen schwankt, stark genug, dem Listenius den Sieg streitig zu machen[1]). Schütz, unbesonnen wie er war, sucht nicht allein durch Predigten, die er nach den Rathschlägen Stößels eingerichtet haben soll, dem lutherischen Eiferer entgegenzuarbeiten, sondern er macht auch sein Ansehen als Beichtvater bei dem Kurfürsten geltend. Er erinnert ihn an Weih-

1) Peuzer, schon seit Monaten schwer leidend, hielt sich das ganze Jahr vom Hofe fern, stand aber keineswegs, selbst bei der Kurfürstin nicht, in Ungnade. Denn Anna schenkte ihm am 12. October 1573 für die Dedication der verdeutschten Chronik Melanchthons die für die damalige Zeit ungewöhnlich große Summe von 200 Thalern, in ihrem und ihres Gemahls Namen. Sie schrieb ihm dazu in den gnädigsten Ausdrücken und sprach die Hoffnung aus, Peuzer mit hohem Verstand und Ansehen vor Andern begnadet, werde hinwieder zur Ehre Gottes treulich befördern helfen, daß in diesem Lande die Einigkeit in der Lehre und rechtem Gebrauch der Sacramente nach Einsetzung derselben erhalten werde.

nachten, daß er in dem zu Ende gehenden Jahr noch nicht zum Sacrament gegangen, und trägt ihm zugleich seine Wünsche in Beziehung auf den Frieden der sächsischen Kirche und die Blüthe der Universitäten, an denen August festhalten möge, vor. Die Antwort des Kurfürsten zeigt, daß Schütz die gegenwärtige Stimmung desselben nicht richtig beurtheilt hatte. Er hätte wohl leiden können, schrieb ihm August, daß die Theologen in seinem Lande nicht selbst Ursache zu Streit und Zank gegeben. Wegen des Katechismus habe er viel, auch von seinen Blutsfreunden, hören müssen. „Ich will um dreier Personen willen nicht mich, mein Land und Leute in Nachtheil der Sacramentirer setzen". — „Ich kann nicht leiden, daß man sich meiner Gnaden mißbraucht, und daß man an meiner Statt will Kurfürst sein". — „Ich kann in Wahrheit sagen, daß in der Welt kein unbeständiger Volk sei, als Ihr Pfaffen". — „Ich will, heißt es an einer späteren Stelle, meine Seligkeit nicht auf die Universitäten Leipzig und Wittenberg stellen, denn sie sind nicht Götter, sondern Menschen, und können gleich sowohl irren als Andere. Handeln sie recht, gefällt mir wohl; handeln sie aber unrecht, so bin ich der Erste, der ihnen zuwider; doch sollten sie Nichts hinter meinem Rücken anfangen". Schütz, welcher die cholerische Art seines Herrn kannte, scheint über das so ungnädige Schreiben nicht sehr erschrocken zu sein; wenigstens vertheidigte er sich mit Zuversicht und Würde. Er habe ihn, schrieb er dem Kurfürsten, nicht reformiren, noch an gewisse Zeiten binden wollen. Von einem Aufruhr aber — auch davon muß August gesprochen haben — sei ihm Nichts bekannt, auch nicht, daß sich Etliche sollten zu Kurfürsten aufgeworfen haben. Der Wittenberger Katechismus, von dem er übrigens Nichts gewußt habe, sei auf das Corpus Doctrinae gegründet, von den Superintendenten gebilligt und nicht sacramentirisch. Den Gegnern aber sei es um den Primat zu thun. Wo der Kurfürst, so schloß er, Schelm und Schwärmer finde, soll er sie weg thun [1]).

Stößel kam dem Freunde zu Hilfe, indem er beim Antritt des neuen Jahres seine Anwesenheit an dem Hoflager zu Augustusburg

---

1) Auszug im Dresdener Archiv. Auch der Brief des Kurfürsten ist nicht im Wortlaut bekannt.

benützte, um den Hofprediger Listenius versöhnlicher zu stimmen. Er möge nicht, so stellte er ihm vor, gegen die Universitäten des Landes wüthen und beim Abendmahl nicht die Lehre von dem mündlichen Genuß so betonen. Er legte ihm auch, um sich mit ihm über die zu beobachtende Ausdrucksweise zu einigen, eine im Melanchthonischen Sinne gefaßte Abendmahlsformel vor, jedoch ohne sie in Listens Händen zu lassen, weil er fürchtete, eine Handhabe zu neuen Anklagen zu geben.

Aber schon das Geschehene wußte Listenius zu seinem Vortheil zu verwerthen. Er beeilte sich, die Gespräche mit Stößel der Kurfürstin, als „einer christlichen Liebhaberin und Beschützerin des reinen göttlichen Worts und der heiligen hochwürdigen Sacramente" mitzutheilen und daran einen weitläufigen Vortrag über das Abendmahl zu knüpfen, damit sie einen wahrhaften Bericht habe und sich vor einer solchen der Vernunft beliebenden schwärmerischen Lehre vorsehen könne.

Und statt in seiner Polemik gegen die Wittenberger und ihre Beschützer Maß zu halten, zog Listenius immer heftiger gegen sie zu Felde, so daß Schütz dem Kurfürsten einmal mit Recht bemerken konnte, wenn die Predigt seines Amtsgenossen recht sein sollte, „so würde E. Kf. Gn. Stock und Feuer zur Religion brauchen müssen". Listenius wurde auch nicht müde, die Predigten des Schütz, die zu Gunsten der reformirten Auffassung des Abendmahls oder doch zur Bekämpfung der streng lutherischen Lehre bestimmt waren, sowohl auf der Kanzel, als in Zuschriften an den Kurfürsten und die Kurfürstin zu illustriren, und es ist keine Ueberhebung, wenn der tapfere Kämpe noch im hohen Alter der Arbeit und Mühe sich rühmt, die er damals auf sich genommen, als er gegen die Predigten des Schütz, gegen die Wittenberger und Leipziger Theologen und ihre Schriften beständig gepredigt, dieselben widerlegt und männiglich davor treulich gewarnt habe. Er sei auch damals, fügte er wohl hinzu, in nicht geringer Gefahr, ja sogar seines Leibes und Lebens nicht sicher gewesen, „sintemal ich vieler fürnehmen Leute Ungnade, Zorn und Drohung auf mich geladen". Daß er aber dennoch siegte und die Gegner öffentlich zu Schanden machte, das bezeichnet er selbst als ein so „groß göttlich Wunderwerk, als man sonst in Historien nicht

finden und lesen mag, und wird dessen, so lange die Welt steht, nicht vergessen werden". Sehen wir, wie dies Wunderwerk sich zutrug.

Als schon Listenius und Schütz laut mit einander haderten, und dem Kurfürsten die Nöthigung näher trat, sich für die eine oder andere Seite — denn die Unverträglichkeit beider Richtungen lag auf der Hand — zu entscheiden, erschien plötzlich eine theologische Schrift über die Abendmahlslehre unter dem Titel der „Exegesis" im Melanchthonischen, oder wenn man will, reformirten Sinne abgefaßt, aber weniger polemisch als unionsfreundlich. Der Verfasser, Johann Cureus, war nicht mehr am Leben und auch auf dem Titel nicht genannt. Der Buchhändler Vögelin in Leipzig, welcher die Schrift herausgab, verschwieg auch den Druckort und wählte, um allen Verdacht von den Wittenbergern fernzuhalten, ein Genfer Druckzeichen und französisches Papier. Kaum aber war das Büchlein in Dresden bekannt geworden, so wurden die Wittenberger als Urheber desselben bezeichnet. Den Anstrengungen der feindlichen Hofpartei kamen Warnungen, die von nah und fern an den Kurfürsten ergingen, zu Hilfe. August gerieth in heftige Aufregung und war unzufrieden, als seine geheimen Hofräthe mit wenigen Ausnahmen noch immer für gelinde Maßregeln stimmten. Der Kurfürst erkannte zwar an, welch einen Schatz das Land bisher an den Universitäten, „die so viele feine gelehrte Leute auferzogen", gehabt habe, aber er wollte, daß man mit Hintansetzung aller menschlichen Vorwände allein auf Gott sähe und den „geraden Schnurweg nach seinem Wort" ginge [1]).

Mit Hinzuziehung auch des in Dresden versammelten landständischen Ausschusses wurden die Buchläden in Leipzig und Wittenberg visitirt und der Kauf calvinischer Bücher streng verboten, obwohl die Wittenberger Professoren in der Antwort, welche sie der kurfürstlichen Visitationscommission gaben, auf den Mißbrauch hinwiesen, der mit dem Verbot der ausländischen Bücher getrieben werden könnte, und zugleich erinnerten, daß es heilsamer sein würde,

---

1) August an Bernstein, 24. Januar 1574. Der Secretär Jenisch, der auch ein Gutachten abgab, traf besser des Kurfürsten Meinung.

die Verbreitung flacianischer und ubiquitistischer Bücher zu hindern [1]). Von der Exegesis wollten die Wittenberger, so verbreitet sie auch dort war, ebenso wenig wissen, wie die Leipziger, und die eidliche Erklärung Vögelins bestätigte, daß die sächsischen Universitäten dem Ursprung der Schrift fernständen.

Von dieser Seite war also den Wittenbergern nicht beizukommen, und auch alles Andere, was dem Kurfürsten mündlich und schriftlich über calvinische Umtriebe zugetragen wurde, war nicht der Art, daß er mit Amtsentsetzung oder gar mit noch strengeren Maßregeln gegen seine Theologen hätte einschreiten können.

So war längst der Verdacht in ihm rege gemacht, daß die Wittenberger geheime Verbindungen mit den Heidelberger Theologen unterhielten. August ergriff daher die Gelegenheit, welche sich ihm jetzt bot, um darüber Gewißheit zu erlangen. Aber auch das, was er aus dieser neuen Quelle erfuhr, war nur geeignet, sein Mißtrauen wach zu halten, nicht ihn zu überzeugen oder unumstößliche Beweise ihm in die Hand zu geben.

Wir haben früher der Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir, dem zweiten Sohne Friedrich des Frommen gedacht. Diese Ehe, deren Geschichte in mehr als einer Beziehung merkwürdig genug ist, um in einem anderen Zusammenhang ausführlich dargestellt zu werden, war keine glückliche. Elisabeth, im Sinne ihrer bigotten Mutter erzogen und nach der Vermählung fort und fort vor jeder Befleckung mit dem Calvinismus gewarnt, nahm den heftigsten Antheil an dem kirchlichen Leben in der Pfalz. Der ihr beigegebene sächsische Prediger hatte den Befehl, die Fürstin in dieser Gesinnung, auch ihrem Gemahl gegenüber, zu bekräftigen und über seine Wahrnehmungen fleißig nach Dresden zu berichten. Hatte man in Heidelberg bei dem Abschluß der Ehe die Hoffnung gehegt, den Kurfürsten August nicht allein politisch, sondern auch kirchlich sich näher zu bringen, so zeigte sich bald, daß der Erfolg in entgegengesetzter Richtung lag. Wie die Mutter Anna an dem Calvinismus, so nahm August Anstoß an den politischen Unternehmungen seines Schwiegersohnes zum Besten der ausländischen Glaubensgenossen, und dies

1) Heppe II 426.

nicht allein, weil jene Unternehmungen nicht zu seinen politischen und kirchlichen Anschauungen paßten, sondern auch deßhalb, weil sie für die Tochter der Grund zu beständigen Klagen waren.

Nun traf es sich, daß Joh. Casimir gegen Ende des Jahres 1573 in politischen Angelegenheiten in Dresden war. Auf Verlangen der Eltern mußte Elisabeth, begleitet von ihrem Hofprediger Hofmann, nachkommen. Den Letzteren forderten, als am Hofe der Lärm über die Wittenberger durch die Predigten des Listenius immer größer wurde, August und seine Gemahlin auf, ungescheut und ohne Gefahr Alles zu berichten, was ihm bekannt wäre über den heimlichen Verstand der ausländischen Theologen mit den sächsischen, die in dem Verdacht stünden, „als wollten sie von dem Abendmahl des Herrn eine neue und bisher unbekannte, ja von unsern lieben Herrn Präceptoribus, besonders aber dem Herrn Doctor Luther seligen widerfochtene Lehre, welche man Zwinglisch oder Calvinisch nennt, dieser Lande Kirchen aufdringen und also den einhelligen lieblichen Consens, so über 50 Jahre in denselben von diesem tröstlichen Artikel gewesen, verwirren und zu nichte machen“.

Der Hofprediger der Pfalzgräfin entledigte sich des Auftrages in einer Weise, die er den Umständen für angemessen hielt [1]). Wie er schon neulich einem Doctor zu Wittenberg, der ihn in einem Schreiben beschuldigt, daß er nicht mehr gut Wittenbergisch wäre, geantwortet habe, so hätte er wünschen mögen, daß vor drei Jahren der Katechismus nicht ans Licht gekommen, oder doch bald unterdrückt worden wäre. „Denn daher ihrer sehr Viele Ursache nahmen, ihren Argwohn, den sie bisher heimlich gehalten, auszustreuen und die Autoren des Katechismus verdächtig zu machen, als wollten sie der Zwinglischen oder Calvinischen Lehre vom Nachtmahl Beifall geben. So wußten auch eine gute Zeit zuvor, ehe er ausging, oder zu kaufen zu bekommen war, die Pfalzgräfischen sich desselben zu rühmen; Etliche dankten Gott, daß nun einmal offenbar worden wäre, worauf man lange gehofft, daß die von Wittenberg auf ihrer

---

1) Das Schriftstück hat kein Datum, fällt aber, da Johann Casimir mit seiner Gemahlin acht Tage nach Fastnacht von Dresden abreiste, schon aus diesem Grunde in den Monat Februar oder Anfang März 1574.

Seite stünden und ihres Bekenntnisses Gesellen wären, wie ich zur selbigen Zeit Magister Philipp seligen (nämlich dem Hofprediger Wagner) berichtet".

„Zwar wenn es dabei allein geblieben, hätte es auf beiden Seiten des großen Jubilirens und Frohlockens, auch hingegen des Bezüchtigens und Lästerns nicht bedurft, weil die Worte des Katechismus ex Corpore Doctrinae und anderen Herrn Philippi Scriptis gezogen, welche bisher nur auf Calvinisch ausgelegt oder dafür gescholten worden". Nachdem er dann von den Stellen des Katechismus gesprochen, welche zu Argwohn Anlaß gegeben, fährt er fort von der „Grundfeste" zu reden, „zwar ein herrlich und gut Buch, von den beiden Naturen in Christo und deren Eigenschaften"; aber das habe Viele vor den Kopf gestoßen, daß Brentius und andere Gesinnungsgenossen Luthers getadelt, die Gegner aber mit Stillschweigen übergangen würden.

„Hierauf folgte endlich die Confession zu Dresden gestellt, wodurch viel christliche Herzen sehr erquickt wurden, weil des Herrn Lutheri Definition und ander guter nützlicher Bericht mehr darinnen steht. Doch wünschten ihrer viele herzlich, daß man sich in negativa besser erklärt und mit welchem Gegentheil man's nicht hielte, namhaft gemacht hätte [1]). Aber es war geschehen; Brentius und andere gute Leute mußten sich leiden; Zwinglius, Calvin und Andere hatten nie ein Wasser getrübt".

„Was begab sich ferner? Dathenus, der Heidelberger Hofprediger, ließ eine öffentliche Schrift ausgehen, darinnen er sagen durfte, er und sein Haufe hätten ihr Leben lang nie anders de coena Domini gelehrt, denn in dieser Confession gefaßt wäre [2]). Hier sperret

1) Es ist dazu zu bemerken, daß Hofmann für seine Person nach dem Erscheinen des Dresdener Consens an demselben nichts auszusetzen hatte, sondern ihn in einem Briefe an den Kurfürsten als ein herrliches Zeugniß sächsischer Rechtgläubigkeit pries. Sah der gelehrte Hofprediger damals noch nicht schärfer, oder hielt er es für nützlich, das vom Kurfürsten autorisirte Werk zu loben? Bei dem zweifelhaften Charakter dieses Hoftheologen ist auch das Letztere nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich.

2) Diese Schrift fand auch am Hofe des Kurfürsten August Beifall und befreundete Männer wie den Kanzler Kysewetter mit der reformirten Lehre. Auch Stößel und Schütz rühmen sie in ihrem geheimen Briefwechsel.

Jedermann Mund und Ohren auf, was man darzu sagen würde". Er führt dann aus, daß man dem Dathenus das Gegentheil hätte nachweisen können. „Aber da schwieg Jedermann stille und bekräftigten die zu Wittenberg hiemit Datheni Meinung, daß er nichts anders, denn die Confession (der Dresdener Consens) lautet, gelehrt hätte. Daraus dann folgte: entweder daß Herr Lutherus seliger in dem Streit Zwinglium, Oekolampad und ihre Jünger Calvin, Beza u. s. w., welcher Lehre Dathenus treibt, nicht recht verstanden und ihnen also Unrecht gethan, indem er wider sie geschrieben, oder daß die zu Wittenberg in ihrer Confession andere und neue Wort oder zwar die alten, aber doch in solchem Verstand, der nicht mehr Lutheri, sondern Zwingli Meinung gemäß wäre, führten. Welches unter diesen Beiden am leichtesten zu glauben sei, davon laß E. Kf. G. und andere Leute ich unterthänigst urtheilen".

„Bald hernach zog Dr. Ehem[1]) in diese Lande, nahm auch seinen Weg auf Wittenberg. Als er wieder heimkam, sagte sein Diener öffentlich, nicht zu mir allein, sondern auch zu andern Leuten: die zu Wittenberg, als sie ihm die gebührliche Verehrung von allerlei gutem Wein gethan und sich und ihre Schule dem Pfalzgrafen bei Rhein Kurfürsten unterthänigst befohlen, hätten sie über Tisch öffentlich sich soviel vernehmen lassen, wo sie vor E. Kf. G. sich nicht zu fürchten, wollten sie lang auf seine d. i. der Zwingler und anderer Calvinisten Meinung getreten sein". Zum Beweis, daß wirklich die Wittenberger Calvinisch lehren, wird dann berichtet, wie drei der dortigen Studenten in der Pfalz eine Anstellung gefunden und auf Zwinglisch lehren und das Abendmahl austheilen. Freilich ist die Strafe nicht ausgeblieben, denn einer von ihnen hat in der Pfalz keine gute Stunde gehabt und ist elend an der Wassersucht gestorben!

„Soviel, gnädigster Kurfürst und Herr, wollte aber Gott, es wäre noch weniger oder gar nichts, ist mir von diesem Fall bewußt. Denn was sonsten ihre heimliche Schreiben unter einander belangt,

---

1) Der einflußreichste Rath Friedrich des Frommen und die Seele der auswärtigen Politik, mit dem in Verbindung gestanden zu haben, Craco zu einem Verbrechen angerechnet werden sollte.

als daß man sagt, Dr. Pezel habe neulich an Ursinus zu Heidelberg geschrieben, sie haben nun den Pfarrer zu Wittenberg, Widebram auch aller Ding auf ihrer Seite und sei Niemand mehr sonderlich, der ihnen widerstehe, das laß ich in seinem Wege, damit man mir nicht nachsage, wie Flacio Illyrico, ich gründe meine Sache auf heimliche Briefe und dergl. Sonsten beklagen sich dennoch viel guter Leute, daß man also durch Schriften zusammenpracticire und mit einander collutire, wie mein lieber Herr und vertrauter Freund M. Philippus Wagner seliger in seinem letzten Schreiben an mich, kurz zuvor, ehe er in Dänemark zog, klaget: Ich merke, schrieb er, daß Etliche der Unsern mit den Euren (die Zwinglischen Theologen meint er) unter der Decke liegen und collutiren, aber sehr heimlich hält man noch. Es wird aber endlich ausbrechen, wo kein Theil dem anderen weichen wird. Ich wollt aber, daß auch Ihr fleißig nachforschet, wie sie einander die Hände bieten. Jetzt machen uns Fremde zu schaffen, da doch unter uns ein feiner gleicher Consens ist. Der Teufel hole die, welche unsere Kirchen, die in Ruhe sind, mit ihrem Gift beschmeißen und verunreinigen. Und bald hernach schreibt Philippus: unter unsern Theologen sind wenige, die jener Meinung beistimmen; etliche Aerzte und Juristen halten sie fast für annehmlich, aber die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern. Haec Magister Philippus".

„Dies, gnädigster Kurfürst und Herr, melde ich, Gott im Himmel weiß es, aus unterthänigstem treuen Herzen, bitte und ermahne E. Kf. G. und derselben hochlöbliche Gemahl unterthänigst um Gottes und des Blutes Jesu Christi willen, es wollten E. Kf. G. als christliche Obrigkeit und Landeseltern gnädigst und mit Ernst daran sein, daß der einhellige Consens in Gottes Wort und Sacramenten, wie er über die 50 Jahre in diesen Kirchen gelautet und geklungen hat, noch ferner unverrückt und unverkehrt erhalten werden. Denn ich höre, es sei neulich eine heimliche Fledermaus und Skarteken (sic!) ohne Meldung des Autors und des Druckers — er meint die Exegesis — ausgestreut worden, darinnen der Zwinglisch Geist sich vollends ganz und gar hervorthut und mit seinem Wust gern dieser Lande Kirchen beschmeißen wollte".

„Die ganze Christenheit", so schließt Hofmann bezeichnend, „richtet

ihre Augen auf den Kurfürsten, „besonders diejenigen, so sich jetzt noch schmiegen und biegen und mit Geduld viel über sich ergehen lassen, damit sie nur ihre Lehrer und Prediger behalten und vor Zwingli Traum und Calvini Schwarm Ruhe haben mögen“. Sollte aber „diese Säule auch schwanken“ und „in diesen Landen eine Aenderung geschehen“, so würde der Teufel Alles zu Grunde richten [1]).

So aufregend ein solcher Bericht unter den damaligen Verhältnissen auf den Kurfürsten auch wirken mußte [2]), so konnte er sich doch dadurch nicht zu besonderen Maßregeln gegen die Wittenberger bestimmen lassen. Noch weniger war die Stellung von Schütz, Stößel und anderen „Kryptocalvinisten“ am Hofe dadurch unmittelbar gefährdet. So sehen wir denn auch den Hofprediger Schütz wie im Februar des J. 1574 so auch noch den Monat März hindurch in amtlicher Thätigkeit neben Listenius. Er fährt fort gegen das Dogma der Ubiquität, das der Letztere mit steigender Heftigkeit verficht, jene Lehre von der Person Christi zu vertreten, die in Sachsen seit Melanchthons Tagen die landesherrliche Anerkennung genossen hatte. In diesem Sinne predigte er noch am 25. März in der Schloßkirche zu Dresden. Freilich durfte Listenius ihn dafür folgenden Tages als einen „Arianer“, „Sacramentsschwärmer“, „Verführer“, „Wolf“, „Miethling“, als einen „groben Schützen“ öffentlich lästern und die anderen Geistlichen der Stadt laut gegen ihn aufreizen: aber noch war nicht abzusehen, ob nicht gerade durch dies

---

1) Zur Charakteristik des Schreibers sei bemerkt, daß er am Schluß des Berichts über schlechtes Auskommen klagt und sich mit seiner Familie — er sei mit seinem Weibe ganz arm zusammengekommen — der Gnade des Kurfürsten empfiehlt. — In der Pfalz zeichnete er sich durch seinen Lebenswandel nicht gerade aus; er besuchte das Wirthshaus so fleißig, daß auf Elisabeths Bericht Kurfürst August ihm einmal eine ernste Rüge ertheilte. Hofmann stellte seine Schwäche nicht in Abrede, behauptete aber auch den Studien fleißig obzuliegen, wenn seine schriftstellerischen Werke auch erst nach seinem Tode ans Licht kommen sollten. Sie sind jedoch bis heute nicht ans Licht gekommen.

2) In heftiger Aufregung entließ er auch Joh. Casimir und sparte selbst Drohungen für den Fall, daß er seine Tochter in kirchlichen Dingen nicht unangefochten ließe, nicht.

Wüthen und Toben Listenius seine Sache verderben und den Kurfürsten nöthigen würde, sich der Angegriffenen noch einmal anzunehmen. Versicherte August dem Stößel doch noch am 27. März, daß er ihn jederzeit ansprechen und gnädig hören werde, wenn er über ungerechte Anschuldigungen sich zu beklagen habe, obwohl derselbe Stößel sich eben jetzt geweigert hatte, die von den Calvinisten zur Bekräftigung ihrer Abendmahlslehre vorgebrachten Argumente aus Luthers und anderer rechtgläubiger Lehrer Schriften kurz und bündig zu widerlegen.

Da ereignete sich jenes „große göttliche Wunderwerk", dessen sich Listenius Zeitlebens glaubte rühmen zu dürfen, während er Ursache gehabt hätte, von der bedenklichen Rolle, die er selbst dabei spielte, aus Schamgefühl zu schweigen. Da er jedoch den Anspruch erhebt, daß seine That, „so lange die Welt steht", unvergessen bleibe, so wollen wir für unseren Theil der Erfüllung seines Wunsches nicht hinderlich sein.

Wir kennen den entscheidenden Vorgang aus einem eigenhändigen Bericht, den August selbst seinem Schwager, dem König Friedrich von Dänemark am 14. Mai des folgenden Jahres (1575) erstattet. Es heißt daselbst: Eben zu der Zeit, als er bei ihm in Dänemark gewesen, sei er von hohen und anderen Personen vertraulich gewarnt worden, auf Kirchen und Schulen ein fleißig Aufsehen zu haben[1]. „Denn man hätte soviel Anzeigung, daß sie in der Lehre nicht aller Ding rein wären. Ob mir nun solches erstlich

1) Anders ist der Eingang in einem von August entworfenen, aber nicht abgesandten Briefe an den Dänenkönig aus dem Jahre 1574. Es liegt auch noch ein dritter Entwurf vor, und die Vergleichung ergiebt, daß August, ohne es mit der Wahrheit allzustreng zu nehmen, die Dinge bald so, bald so gefärbt darstellt. Hier sei nur folgende Stelle aus dem ersten Entwurf hervorgehoben: Wenn er früher, sagt der Kurfürst, oftmals nach den Ursachen des Streites, der in Schmähschriften geführt wurde, fragte, wurde ihm nicht anders gesagt, es käme von den Weimarischen her, die da gerne ihrer Herrschaft zu den verlornen Landen und Leuten helfen wollten. Weil es dann eine solche scheinliche Ursache gewesen, habe er sich müssen zufrieden geben, habe also gar kein Mißtrauen auf seine Theologen und Universitäten gestellt, sondern sie gern entschuldigt.

wohl etwas fremde vorgekommen, so hatte ich doch die treuherzige Warnung nicht vergebens wollen vorübergehen lassen, sondern den rechten Grund zu erfahren fleißig nachgefragt und nachgedacht. Man hat mirs aber also verdeckt und verdreht, daß ich nicht das Geringste, worauf ich hätte fußen können, hätte erfahren mögen, bis endlich unser Herrgott, dem aller Menschen Herzen bekannt, selbst ihre Schelmerei durch ein Kind von 5 Jahren — wie unschuldig! — hat offenbar gemacht, und solches ist also zugegangen:

„Dr. Stößel schreibt an meinen Hofprediger M. Christian (Schütz) einen lateinischen Brief mit einer griechischen Ueberschrift. Solchen Brief bringet ein alt Weib von Pirna, allda Dr. Stößel Pfarrherr gewesen, so Botschaft läuft, in meines andern Dr. Jürgens (Listenius) Haus und weiß nicht anders, es sei in M. Christians Hause, und giebt solchen Brief einem Knäblein oder Jungen von 5 Jahren, er sollte dem Vater den Brief geben, wie denn auch der Knabe gethan. Als nun Herr Georg, als der allein an meinem Hofe das Wort Gottes recht und christlich lehrte, gesehen, daß der hohe ungewohnte griechische Titel sonder Zweifel auch etwas Hohes und Neues bedeuten müßte, sonderlich dieweil sich M. Christianus in etlichen Predigten, die er doch selbst nicht gemacht, sondern Dr. Stößel ihm vorschreiben lassen, sich sehr verdächtig etliche Wochen zuvor gemacht: also hat Herr Georg seiner Pflicht nach nicht umgehen können, solchen Brief an den Ort, wo er hin gehört, zu geben [1]). Aus solchem Brief ist klar befunden, in was heimlichen Praktiken Dr. Stößel und Hr. Christian mit einander gestanden, die Calvinische Lehr in diese Lande zu bringen".

„Dadurch, so fährt August fort [2]), bin ich verursacht worden,

1) D. h. er brachte den Brief dem Kurfürsten — wie es scheint, ohne ihn erbrochen und gelesen zu haben. In einem Briefe vom 14. Nov. 1586 sagt Listenius selbst bloß: Gott habe ihm seine Feinde mit ihren vertrauten Briefen und Siegeln wunderbarlicher Weise in seine Hände gegeben. Die Nachricht bei Gillet I 450, wonach der Brief von Peuzer gekommen und durch die Frau des Listenius erbrochen worden wäre, ist danach zu corrigiren.

2) Nämlich in einem der früheren Entwürfe zu dem Schreiben nach Dänemark; der ausgefertigte Brief berührt das Folgende nur kurz.

Herrn Christianum in einer Stube auf dem Haus Dresden verwahrlich anzuhalten und in seinem Hause nach allerlei Briefen, die zu diesen Praktiken gehörten, fleißig nachzusuchen zu befehlen, daraus ich dann solche Nachrichtung bekommen, daß ich verursacht, auch Stößeln auf seiner Pfarrei in Pirna zu bleiben in Verhaftung zu nehmen. Wie ich aber seine Briefe auch visitiren lassen, so finde ich, daß Dr. Peuzer unter ihnen der vornehmsten Rädelsführer einer, der ein Ursacher des ganzen Unheils gewesen, welchen ich auch in Bestrickung genommen. Als ich nun Dr. Peuzers Briefe auch visitiren lassen, so finde ich, daß der dicke lebersüchtige Bösewicht Dr. Craco der andern aller Patron und Anhetzer gewesen, welchen sie mehr als mich, ihren natürlichen Herrn, in Acht gehabt", weßhalb er ihn, da er keinen andern Kurfürsten neben sich im Regiment dulden will, auch in Bestrickung genommen.

Es wäre von Interesse, sowohl jenen verhängnißvollen Brief Stößels an Schütz, der zu dem Ausbruch der Katastrophe Veranlassung gab, als die übrigen geheimen Correspondenzen, welcher der Kurfürst sich bemächtigte, im Wortlaut zu kennen; bis heute haben sich nur Excerpte gefunden, und die Briefe selbst scheinen vernichtet worden zu sein [1]). Indeß reichen die erhaltenen Auszüge hin, um es begreiflich zu finden, daß August, zornentbrannt, vor den strengsten Maßregeln gegen die Compromittirten nicht mehr zurückschreckte.

Da klagte, um nur weniges hervorzuheben, Stößel wiederholt über das Weiberregiment, dem man entgegenwirken müsse; das Meißnische Consistorium, welches aus Heuchlern bestehe, sei durch Geschenke vom Hofe bestochen; auch der von den Wittenbergern abgefallene Paul Crell habe Geld genommen; das Weiberregiment werde bewirken, daß man an Stelle des Philipp Wagner einen noch schlimmern Hofprediger bekomme; Listenius verstärke die Weiber-

---

1) Mir liegt vollständig nur ein Schreiben eines Ungenannten vor, welches einer der von der Katastrophe Betroffenen an einen nicht genannten Freund richtet. Darin wird über Tyrannei und Unverstand der Fürsten geklagt, und an die Tyrannen des Alterthums erinnert, die gleich anderen Menschen dem Tode verfallen sind.

partei; aber man soll sich durch ihre Drohungen nicht abschrecken lassen; denn die Gewalt, die aus dem Weiberregiment erlangt wird, währt nicht lange; mit dem Eifer des Kurfürsten und dem Einfluß der Weiber treiben viele Mißbrauch; es stehe den Weibern Luthers Name so sehr im Herzen, daß er schwer daraus zu reißen sei; darum heiße es: Eile mit Weile; Gott habe den Superintendenten Daniel Gresser mit dem Wagen fallen lassen, weil er wider „uns“ gewesen. Stößel lobt auch die Exegesis, so wie die oben erwähnte Schrift des Dathenus. Er rühmt den Kanzler Kysewetter, daß er schon methodum et solutionem omnium argumentorum disputationum hatte; er nennt Craco einen der „Unsern“, und sah, als Craco krank lag, schon die große Freude, welche die Widersacher haben werden, daß sein christlich Vorhaben gehindert werde, das er auf sich genommen.

Auch Schütz klagt und spottet über Listenius, der ex praescripto aniculae et senis predige. Nicht minder geißelt er den Selnecker, der Verräthersold empfangen habe. Er bespricht die Abendmahlslehre im reformirten Sinn und verwirft mit der Ubiquität auch die mündliche Nießung. Er lobt nicht minder als Stößel die Exegesis, und die Schrift Dathens, welche Languet und Ehem aus Heidelberg gebracht haben.

Peuzer tröstet Schütz, wie die Lehre in den Niederlanden und in Frankreich nicht habe gedämpft werden können, so werde es hier viel weniger geschehen; es möge ihm eine Beruhigung sein, daß er auf seiner Seite gelehrte und hervorragende Männer habe; er hätte viel mit ihm zu reden, was der Feder nicht zu vertrauen; er höre gern, daß Craco wieder gesund sei, der werde den Universitäten und Schulen wieder aufhelfen; bei Selnecker und den Pfaffen zu Dresden sei des Lügens und Schmähens kein Ende. Welch eine Gotteslästerung sei es, zu lehren, Christus biete uns im Sacrament seinen wahren Leib dar, und zu leugnen, daß er wahrer Mensch sei.

Craco endlich schreibt an Stößel nach des Hofpredigers Wagner Tode, wenn man ihn rufe, solle er sich brauchen lassen. Dem Peuzer, er wolle ihm offenbaren, was sie vorgehabt und ausgerichtet, sobald er ihn sehe; er meldet auch, wie man seiner an der kurfürstlichen Tafel gedacht, giebt wenn auch unwichtige Nachrichten über

Entschließungen des Kurfürsten und gedenkt der Mutter Anna nicht ehrerbietiger als die Andern.

Das Alles waren nun zwar keine hochverrätherischen Dinge, selbst die Bemerkung nicht: Hätten wir Mutter Annen erst, so solt es nicht Noth haben; den Herrn wollten wir auch bald kriegen [1]) — sondern Aeußerungen, wie sie der vertrauliche Verkehr von Freunden in Tagen, wo die Gegner so gewaltig wider sie agitirten, mit sich brachte. Die Bedrohten waren auch berechtigt, sich über ihr Verhalten gegen Angriffe, die nicht mehr auf dem Boden des in Kursachsen gesetzlich bestehenden Kirchenwesens fußten, zu berathen und verständigen. Aber es läßt sich doch auch nicht verkennen, daß sie in ihren Briefen mit aller Entschiedenheit für einen Standpunkt eintraten, den sie, wenigstens Stößel und Schütz, dem Kurfürsten gegenüber hartnäckig abgeleugnet. Jetzt erschienen sie als Gesinnungsgenossen der Heidelberger und Schweizer, deren Bekenntniß sie immer und immer wieder als der kursächsischen Kirchenlehre widersprechend bezeichnet hatten. Und für das Bekenntniß suchten sie bei dem Kurfürsten am Hofe wie im Lande Propaganda zu machen. August sah sich betrogen von Männern, denen er lange sein Vertrauen geschenkt und die sich nun als Heuchler entpuppten. Um seinen Zorn herauszufordern, hätte es der spöttischen und despectirlichen Aeußerungen über ihn und seine Gemahlin nicht bedurft.

Aber seine herrische und gewaltthätige Natur, die selbst vor Grausamkeiten nicht zurückschreckte, der Einfluß von Schmeichlern, welche seine Vorstellungen von fürstlicher Machtvollkommenheit ins Maßlose steigerten, die Hetzereien von Weibern und Pfaffen, welche sich jetzt als von Gott berufene Retter seines bedrohten Seelenheils gebehrden durften, und jenes durch die Erfahrungen der letzten Zeit bis zu blindem Wahn gesteigerte Mißtrauen, das tyrannischen Naturen eigen ist, — das Alles versetzte den Kurfürsten, dem es zu anderen Zeiten nicht an Zügen der Großmuth fehlt, jetzt in einen

1) Gillet I 450. In den mir vorliegenden Auszügen fehlt die Stelle. In der Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte VIII 120 ff., in den Auszügen bei Löscher III 167 und den von Heppe II 428 ff. gegebenen Notizen finde ich sie auch nicht.

Zustand, der ihn zu jedem Act nicht allein der Strafe, sondern der Rache fähig machte. Er hätte die Männer, welche viele Jahre seine Gunst, ja seine Freundschaft genossen, vernichtet sehen mögen und würde, wenn sich ein Gerichtshof gefunden, der sie des Todes schuldig erklärt, ohne Bedenken das Urtheil vollzogen haben.

Daß nun die Räthe, die er zur Untersuchung der Sache zu Hilfe nahm — denn der Hauptinquisitor war er selber — kein todeswürdiges Verbrechen zu entdecken vermochten, und daß auch die besonders dazu auserlesenen Mitglieder der Ritter- und Landschaft, die er nach Torgau berief [1]), nur gelinde Strafen beantragten, milderte den Zorn nicht, sondern steigerte nur das Begehren, durch eine schärfere Inquisition gegen die Hauptschuldigen zu Entdeckungen zu gelangen, die sein Mißtrauen rechtfertigen und seine Rachlust befriedigen könnten. Mittlerweile waren Listenius und seine Genossen nicht minder eifrig bedacht, das sächsische Kirchenwesen von all den Elementen zu säubern, die der Herrschaft ihres Systems im Wege standen. Nicht allein dem Calvinismus galt es — wenn die reformirte Lehre von der Person Christi und dem Abendmahl überhaupt schon den Calvinismus ausmacht — sondern auch jenem gemäßigten Lutherthum, das unter dem Einfluß Melanchthons und seiner Schriften seit Decennien in Sachsen geblüht hatte. Die Aufgabe schien eine übermenschliche. Denn erst jetzt, wo der ganze Melanchthonismus ausgerottet werden sollte, sah man, wie feste Wurzeln er geschlagen hatte. Denn wenn deren nicht Viele waren, welche zu einem klaren reformirten Bekenntniß vorgedrungen, so zeigten sich noch weniger in dem Sinne lutherisch, wie es Listenius und Selnecker forderten. Während daher selbst diejenigen sächsischen Theologen, welche als entschiedene Gegner der Wittenberger zu der Conferenz gerufen wurden, die zu Torgau das Werk der Reinigung der sächsischen Kirche einleiten sollte, ihre lutherischen Lehrsätze mit Melanchthonischen Reminiscenzen mischten, und sogar der neu berufene Hofprediger Mirus, der nach außen als der rüstige Mitar-

1) Es ist nicht richtig, daß es der ganze Landtag, auch nicht, daß es der gewöhnliche Ausschuß war, sondern man wählte die Leute, welche passend schienen.

beiter des Listenius sich gerirte, hinter den Coulissen mit diesem noch über die Ubiquitätslehre sich zankte und dafür als nicht völlig rechtgläubig verdächtigt wurde [1]): war Listenius schon bedacht, die Axt nicht etwa bloß an den Dresdener Consens, sondern auch an das Corpus Doctrinae zu legen, und Kurfürst August, einmal auf dem Wege der Umkehr begriffen, legte ihm kein Hinderniß mehr in den Weg. So hatte der Sturz des Kryptocalvinismus auch den des ganzen Melanchthonischen Systems zur Folge, und für den Einzug der Concordienformel in Sachsen war der Weg geebnet.

Dieser klägliche Ausgang der Bestrebungen der Wittenberger machte die Voraussagungen Jener wahr, welche schon vor Jahren mit banger Sorge auf das Treiben der „Wittenberger Halben" blickten. „So wirds kommen", schrieb schon im J. 1562 Johann Ferinar aus Wittenberg: „Sie, die mit ihrer menschlichen Weisheit vielleicht sogar den Himmel zu stützen wähnen, werden schließlich von beiden Theilen unter die Füße getreten werden [2])".

Was aber von den Wittenbergern jener Zeit galt, fand ebenso seine Anwendung auf die jüngere Generation, welche die Katastrophe von 1574 erlebte. Diese Männer waren insofern nicht schuldlos, als sie wiederholt, ausdrücklich befragt, aus ihrer Uebereinstimmung mit den Reformirten dem Kurfürsten gegenüber ein Hehl machten. Sie haben jedoch ihre Schwäche, ihre Unredlichkeit im Unglück zu sühnen gewußt. Den Glaubensrichtern zu Torgau antworteten sie mit männlicher Offenheit, und ließen sich auch im Gefängniß zu keiner Verleugnung ihrer Gesinnung bewegen. Die Verbannung war ihr endgültiges Loos.

Am wenigsten unschuldig haben vielleicht Stößel und Schütz gelitten, von denen der Erstere schon im J. 1576 durch den Tod von der Kerkerschaft, die seine Gattin mit ihm theilte, erlöst wurde, während der Letztere, dessen Gefangenschaft nach einiger Zeit gemildert wurde, noch den Kurfürsten überlebte. Dagegen zeigte August eine in dem Maße unverdiente und wahrhaft unmenschliche Härte gegen die beiden Nichttheologen Peuzer und Craco. Das

1) Nach Papieren des Listenius und Mirus im Dresdener Archiv.
2) Gillet I 315.

Schicksal Peuzers ist aus der von ihm selbst verfaßten Geschichte seiner Gefangenschaft, die sich nach den Akten als durchaus zuverlässig erweist, längst bekannt und wurde auch in neuerer Zeit wiederholt behandelt. Nur das unerhörte Verfahren gegen Craco und der klägliche Ausgang dieses scheinen eine aktenmäßige Beleuchtung zu verdienen.

Dr. Craco wurde gleich den mitbeschuldigten Freunden zu Anfang April 1574 in Untersuchung gezogen und auf Grund der confiscirten Papiere eine Erklärung von ihm gefordert, worin er bekennen sollte, daß der Kurfürst, sein gnädigster Herr, ihn deßwegen in Bestrickung genommen, weil er vorgehabt, mit Anderen eine verdächtige, fremde Lehre einschieben, ausbreiten und fortsetzen zu helfen, etliche Theologen und Andere an sich gezogen, ihnen allerlei Vertröstung gethan und über die Gesinnungen des Kurfürsten und angebliche Aeußerungen desselben Mittheilung gemacht, endlich seine Kf. G. selbst und deren Regiment höhnisch angezogen und davon allerlei geoffenbaret habe. Zugleich sollte er sich verpflichten, in Zukunft Nichts zu schreiben und zu prakticiren, sondern auf seinem Gute Schönfeld bei Dresden oder in seinem Hause in der Stadt sich als ein „Bestrickter" zu halten.

Craco weigerte sich mit Recht, durch Ausstellung eines solchen Reverses Verbrechen einzugestehen, die er weder begangen hatte, noch hatte begehen wollen. Denn wenn er auch gegen Listenius, Selnecker und Genossen Partei ergriffen, die Wittenberger in Schutz genommen und mit Peuzer und dessen Freunden am Hof sympathisirt hatte, so konnte ihm doch nicht nachgewiesen werden, daß er selbst dem Calvinismus huldige, und noch weniger, daß er Calvins Bekenntniß habe in Sachsen einführen helfen wollen. Die Anklage, an der „Conspiration" (d. h. einem geheimen Einverständniß) zur Aenderung der Religion in Sachsen theilgenommen zu haben, hatte Craco gegenüber noch weniger Sinn, als gegenüber den mitbeschuldigten Freunden, wenn ihn gleich der Kurfürst den „Messias" der Letzteren und das Haupt der Verschwörung nannte. Er konnte be-

theuern, dem Bekenntniß treu geblieben zu sein, womit er zwei Jahre früher die Verdächtigungen kirchlicher Eiferer glücklich niedergeschlagen hatte, indem er die wahrhafte Gegenwart Christi im Abendmahl auf Grund der Einsetzungsworte betonte, ohne freilich in der Lehre von der Himmelfahrt Christi, von dem Sitzen zur Rechten Gottes und von der „verdammten“ Ubiquität den Neulutheranern zuzustimmen. Auch die Anklage, wider den Kurfürsten gehandelt und seinen Treu- und Diensteid verletzt zu haben, konnte er zurückweisen; denn was er „aus dem Rathe geschwatzt“, waren keine „Staatsgeheimnisse“, und was er gegen das Weiberregiment gesagt, keine Schmähung des Kurfürsten.

Aber trotz seiner anfänglichen Weigerung ließ sich Craco doch herbei, unter Betheuerung seiner Unschuld die Befriedigungsurkunde auszustellen; er täuschte sich jedoch, wenn er glaubte, damit den Zorn des Kurfürsten zu besänftigen. Noch weniger hatte er unter den jetzt Ton angebenden Räthen, die längst seine persönlichen Feinde waren, auf Fürsprache zu hoffen. Vor allen waren Lindemann und Jenisch, die Verbündeten der Kurfürstin, seine erklärten Gegner. Was Wunder, wenn unter solchen Einflüssen die Sentenz der Hofräthe dahin lautete, daß Craco Strafe verdient habe? Doch konnten auch sie, die Feinde des Beklagten, auf dem Tage zu Torgau bei den Mitgliedern der Ritterschaft und den Vertretern der Städte, die das erwähnte Abendmahlsbekenntniß „sehr klar, ungefälscht, rein und gut fanden“ und gegen Craco nichts „Hartes vorgenommen“ wissen wollten, nicht mehr als den Beschluß erreichen, daß derselbe noch eine Weile in Verstrickung bleibe, bis man sehe, ob er sich bessern wolle.

August verhehlte seinen Unwillen nicht, daß die getreue Landschaft „in so hochwichtigen Sachen und großen Verbrechungen eine gar gelinde, bedächtige Strafe sollte geordnet haben“, und behielt sich ausdrücklich vor, gegen die vier bestrickten Personen eine „härtere und billigere“ Strafe anzuwenden, wenn er jetzt oder künftig mehr von ihnen „erforschen“ werde.

Einige Wochen vergingen, ehe die fortgesetzte Untersuchung (wenn das vollendete System der Spionage diesen Namen verdient) auch nur den Vorwand zu einem strengeren Verfahren geben konnte.

Craco lebte auf seinem Gute zu Schönfeld, ohne über seinen Sturz besonderen Schmerz und über sein weiteres Schicksal Sorge zu äußern. Er empfing zu Anfang den Besuch befreundeter Männer und war fröhlich mit ihnen. Auszugehen war ihm streng verboten, nur die Kirche durfte er besuchen; auch Briefe sollte er nicht schreiben, noch mit Jemand über die Ursache seiner Bestrickung reden.

Da erschienen plötzlich am 8. Juli die Räthe Hirschfeld und Eulenbeck aus Dresden und hielten ihm vor: er habe ohne Erlaubniß der Beerdigung seiner Tochter beigewohnt und Briefe geschrieben. Craco entschuldigte sich wegen des Leichenbegängnisses mit dem Umstande, daß er deßhalb um Erlaubniß gebeten und, obgleich er keine Antwort erhalten, sich doch zum Besuch des Kirchhofs berechtigt gehalten habe, weil er ja auch die Kirche besuchen dürfe. Mit den Briefen aber verhalte es sich also: Peuzer habe nur ein Schreiben von ihm empfangen, das noch vor der Verstrickung ausgegangen. Während derselben habe er nur ein paar Zeilen an einen Schwager in Speier, die sich auf seinen Sohn bezogen, mit ganz allgemeinen Andeutungen über sein Schicksal, und an diesen in Italien weilenden Sohn selbst mit der Nachricht, daß er heimkehren und für sich selbst sorgen müsse, gerichtet. Aber hatte er nicht seiner Gattin die Ursache seiner Bestrickung verrathen? Wie hätte diese sonst ihrem Bruder nach Speier melden können, daß ihr Mann „der Religion wegen“ und „weil er über den Universitäten gehalten“ verstrickt sei? Die Briefe waren aufgefangen, und man sah daraus sogar, daß Craco und seine Frau den Sturz nicht allzusehr beklagten, sondern sich selbst befriedigt darüber äußerten, mit dem Hofleben nun nichts mehr zu thun zu haben. Dem Kurfürsten war der Anlaß zu größerer Strenge gegeben.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli erschien zu Schönfeld der Schösser von Stolpen mit zwanzig Bewaffneten, um Craco im Schlaf zu überraschen und eiligst wegzuführen. Im Bewußtsein seiner Unschuld verlor er jedoch die Fassung nicht. Er wurde theils zu Wagen, theils zu Schiff nach Leipzig gebracht und auf der Pleißenburg eingekerkert. Da wurde der Mann, der als allmächtiger Minister so viel beneidet war, gleich einem gemeinen Verbrecher gehalten. Dinte und Feder durfte er nur erhalten, um an den Kurfürsten

eine Bittschrift zu richten, die aber ohne Wirkung blieb, und Supplicationen seiner Gattin und Verwandten hatten bloß den Erfolg, daß ihm eine Zeit lang täglich eine Kanne Wein gekauft und wegen eines wunden Schenkels ein Bader zu ihm gelassen werden durfte. Die Berichte des Hauptmanns der Burg über den leidenden Zustand des Gefangenen rührten August nicht. Auch die Räthe Bernstein, Sebottendorf, Lindemann und Peifer — zum Theil Gegner Cracos — erwarben sich keinen Dank, als sie vorzustellen wagten, daß der Kurfürst den schwer erkrankten Mann, der doch sein geheimer Rath gewesen, aus der Pleißenburg, wo der Tod ihm drohe, nach Dresden führen und in einer gesunden Wohnung bewachen lassen möge. Es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie, als die Nachrichten von Cracos Zustande sich verschlimmerten, den Muth hatten, sich noch einmal für ihn zu verwenden und um Verbringung desselben in ein luftiges und wärmeres Zimmer, sowie um bessere Pflege zu bitten, damit nach dem bald zu erwartenden Tode des Gefangenen nicht gesagt werden könne, daß er durch die Behandlung im Gefängniß gestorben. Noch besser sei es, fügten sie hinzu, wenn Craco ganz entlassen werden könnte; doch das wäre, wie sie meinten, noch nicht rathsam, damit nicht gesagt werden könne, er sei ohne triftigen Grund gefangen gesetzt worden!

August aber, statt solchen Fürbittten Gehör zu geben, fand Veranlassung oder doch Vorwand, seine Härte gegen den Unglücklichen noch zu steigern. Craco hatte in seinem Gefängniß die Bekanntschaft des Sohnes des Hauptmanns der Pleißenburg, eines Studirenden, Georg Richter mit Namen, gemacht. Dieser fühlte Mitleid mit dem Unglücklichen und suchte demselben, so lange er sich körperlich noch wohl befand, die trostlose Einsamkeit erträglich zu machen, indem er ihm nicht allein Bücher und Schreibmaterialien verschaffte, sondern auch heimlich manche Stunde im Gespräch mit ihm zubrachte; selbst Briefe besorgte er ihm, und wenn später erpreßte Geständnisse richtig wären, so hätte er sogar Fremde, nämlich Verwandte und Freunde Cracos aus der Stad , zu ihm geführt und den Gefangenen vor dem Kerker, auf dem Gang oder in dem Graben, Luft schöpfen lassen. Dem Kurfürsten konnte Derartiges auf die Dauer unmöglich ganz verborgen bleiben. Eine strenge Untersuchung wurde gegen den jungen Richter dessen Vater

und andere der Mitschuld Verdächtige eingeleitet, Craco aber in ein besser verwahrtes, halb dunkles Gemach verbracht und dem neuen Hauptmann der Burg, Ernst von Wettin, die größte Wachsamkeit eingeschärft.

Kein Kerkermeister hätte für August, wie er jetzt gestimmt war, passender, für Craco aber schlimmer sein können als dieser. Denn während Wettin den Gefangenen mit erbarmungsloser Härte behandelte, suchte er sich die Gunst des Kurfürsten durch Berichte zu erwerben, die mit teuflischer Klugheit auf die bösen Eigenschaften desselben, vor Allem auf sein jetzt bis zum Wahnwitz gesteigertes Mißtrauen, berechnet waren. Obwohl der Hauptmann nicht leugnen konnte, daß Craco mit häßlichen Geschwüren bedeckt, „wohl schwach sein möge“, so stellte er doch seinen lebensgefährlichen Zustand als Verstellung dar, der die Absicht zu Grunde liege, seine Gattin zu sich zu bekommen. Jede Aeußerung des Unwillens aber, die dem Gequälten entfuhr, wurde dem Kurfürsten so berichtet, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlte. Als Craco gegen den Wärter, der ihn täglich zweimal „speiste“, über das Essen sich beklagte, es gar eine Speise für Diebe nannte, erwirkte Wettin den kurfürstlichen Befehl, ihn, „weil er die Gaben Gottes so schimpflich von sich stoße“, für einige Tage auf Wasser und Brod herabzusetzen, damit er etwas geduldiger werde.

Noch immer hoffte der Unglückliche auf Erleichterung seiner Lage. Er wünschte an den Kurfürsten zu schreiben. Wettin verweigerte ihm Feder, Dinte und Papier, bis August rescribirte, er dürfe ihm Schreibmaterialien geben, wenn den Craco etwas in seinem Gewissen drücke, was er dem Kurfürsten mittheilen wolle, aber der Hauptmann solle dabei sein und das Geschriebene ungelesen versiegeln und nach Dresden einsenden. Craco brachte mit zitternder Hand, „ein Lazarus an seinem Leibe“, einen flehenden Brief zu Stande, voll der Versicherung, daß er keine Untreue in seinem Herzen wisse, und erinnerte dabei — es war ein paar Tage vor Weihnachten — an die Barmherzigkeit Gottes und die bevorstehende Feier der Geburt Christi. Wettin aber versicherte dem Kurfürsten, der Gefangene, den er während des Schreibens so hätte sitzen lassen, daß er ihn gut beobachten konnte, befinde sich noch so gut, daß es keine Noth mit ihm habe.

Craco verlangte nach einem Geistlichen; August befahl, daß dieser nie allein und nie anders als in deutscher Sprache mit ihm reden dürfe. Als der Gefangene dies vergaß und zu dem Prädicanten sagte, er habe seiner Sünde halben solches Kreuz um Gott wohl verdient, aber um den Kurfürsten von Sachsen nicht, fiel Wettin dazwischen und hinderte ihn weiter zu reden. Das war am letzten Tage des Jahres 1574. Craco war zum Tode bereit. Er rief den Geistlichen, den Hauptmann und die anwesenden Wärter zu Zeugen, daß er als ein frommer Christ sterben wolle, und bat, man möge seinem Weibe und seinen Kindern anzeigen, daß er ihnen lasse eine gute Nacht sagen und sie gesegnet haben wolle. Wettin aber verbot, nachdem der Kerker geschlossen, dem Geistlichen aufs Strengste, von dem, was er gehört, irgend Jemand etwas zu sagen; sollte Gott Craco abfordern, so habe es von wegen der guten Nacht seinen Weg.

Nichts wurde dem Kurfürsten verschwiegen, was der Gefangene sagte oder allenfalls sagen konnte. Wettin berichtete, er habe geäußert, er könne nicht denken, daß es Augusts Wille sei, daß er so gehalten werde; denn er wäre sonst ein löblicher Fürst gewesen; da es aber seine Kf. G. jetzt also gegen ihn vornehmen wollte, so hätte er sein Lebtag solch große Tyrannei nicht gesehen. Es milderte den Zorn des Kurfürsten auch nicht, wenn es bald darauf hieß, daß Craco ein ander Mal gesagt, „seine Kf. G. wären ein frommer Herr; er hätte sich mit seiner Kf. G. vermocht, als wären sie Brüder gewesen; seine Kf. G. hätten ihn geherzt und geküßt und gesagt: Du herziger, lieber, dicker Doktor".

Zu Anfang des neuen Jahres schickte August seinen Geheimschreiber Jenisch nach Leipzig, um sich zu überzeugen, ob seine Befehle streng ausgeführt würden; er sandte ihm ein Rescript mit der Aufschrift „cito, cito, cito, cito" und des Inhalts nach: wenn der neue Kerker fertig sei, so solle der Hauptmann den leberfüchtigen Bösewicht hineinsetzen und fleißig, fleißig, fleißig verwahren, wie es sich nach eines solchen Schelm Art nicht anders gebühre. „Gott schände alle falschen und ungetreuen Herzen. Amen". Jenisch konnte schon folgenden Tags berichten, der Gefangene sei jetzt in dem für ihn besonders hergerichteten Gemach, dessen kleine mit starkem Eisengitter versehene Fenster sich 20 Ellen über der Erde befinden.

Unbeschreiblich ist das Elend, in welchem sich Craco jetzt befand. Zu den großen Geschwüren, welche die Brust bedeckten, kamen in Folge der Ekel erregenden Unreinlichkeit, worin man ihn ließ, Hautausschläge an dem ganzen Körper. Der Kerker war düster und von dem frischen Mauerwerk feucht, die Kleider zerlumpt, das Lager des gemeinsten Verbrechers aus der Hefe des Volkes würdig. Der Geistliche konnte dem Unglücklichen keinen Trost mehr spenden; denn Wettin wollte bemerkt haben, daß er ihm mitleidvoll die Hand gedrückt; der Gefängnißknecht durfte ihn, wenn er ihm das Essen brachte, auf dem Lager nicht mehr aufrichten, weil ein anderer Wärter es gewagt haben sollte, dem Gefangenen bei dieser Gelegenheit einen Zettel von seiner in Leipzig verheiratheten Tochter in die Hand zu drücken, wodurch die endlosen Nachforschungen, die man mit Hilfe der vollendetsten Spionage längst in Gang gebracht, noch um eine neue vermehrt worden waren. Was Wunder, wenn der so gepeinigte Mann in einem Anfall von Verzweiflung einmal mit dem Messer, das ihm bis dahin zum Essen gereicht wurde, nach seiner Brust fuhr? Der Wärter hielt ihn zwar zeitig genug zurück, das Messer ritzte nur die Haut, aber die Verbrechen, welche Craco begangen hatte, waren um einen Selbstmordsversuch vermehrt. Bald war die lange Reihe der Inquisitionsartikel, die dem Gefangenen vorgelegt werden sollten, erst zu „gütlicher", dann zu „peinlicher Frage" vollendet. August hatte zu dem Zweck mit eigener Hand „ungefährliche Capitel und Punkte, deren Doktor Craco zu beschuldigen", aufgesetzt.

Darin lesen wir wieder, daß Craco ihm vertraute Sachen nicht geheim gehalten, das Gift des Calvinismus in Sachsen habe einführen wollen; ferner, daß er sich des Kurfürsten halben gegen viele Leute spöttisch, höhnisch und verächtlich hatte vernehmen lassen, „daß ich, schreibt August, mich um meine eigenen und angelegensten Sachen Nichts bekümmerte, sondern Alles dahin stellte und hinschlafen ließe, allein meiner Wollust wartete", und fügt hinzu, die Leute gegen die ers geredet, könnten ihm namhaft gemacht und vorgestellt werden. Es ist dies freilich nie geschehen. Sogar das Verhältniß des Kurfürsten zu seiner Gemahlin soll Craco zu stören gesucht haben, indem er bösen Samen, wie der Teufel, zwischen sie säen wollte. Das Hauptgewicht aber liegt bei der anzustellenden Inquisition auf fol-

genden Punkten: „Craco hat durch seine Bubenhändel eine Conspiration wie in Frankreich und in den Niederlanden wider den Kurfürsten und die Seinen unter dem Schein der Religion anrichten wollen“ Damit steht in Verbindung, daß er sich „bei den Unterthanen wie beim Adel in großes Vertrauen zu setzen gesucht“. Ja sogar die Einmischung Joh. Casimirs von der Pfalz in die französischen und niederländischen Händel, die August vergebens zu verhüten gesucht habe, soll auf Anstiften Cracos und seines Correspondenten in Heidelberg, des Dr. Ehem, erfolgt sein. So sinnlos dieses Alles auch erscheint, so wußte es doch das krampfhaft erregte Gehirn des Kurfürsten zusammenzureimen. Calvinismus, Conspiration mit den Heidelbergern, Aufstand und Empörung wie in Frankreich und den Niederlanden — das Alles verknüpfte sich ihm mit dem Namen eines Mannes, gegen den sein Haß jetzt noch größer war als früher sein Vertrauen gewesen.

Und doch hatte Craco im Verkehr mit der Pfalz, sowie in den Beziehungen zu anderen Fürstenhöfen überhaupt, nur nach den Intentionen seines Herrn, wenigstens immer nur mit dessen Zustimmung gehandelt. Er hatte die Verbindung des Pfalzgrafen Joh. Casimirs mit der Prinzessin Elisabeth nicht herbeigeführt, hatte jenem, wenn er den bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich und den Niederlanden Hilfe bringen wollte, keine Hoffnung auf sächsische Unterstützung gemacht; die wiederholten Forderungen des Dr. Ehem, daß Kursachsen aus seiner zurückhaltenden Stellung hervortreten und der pfälzischen Politik sich anschließen möge, hatte er abgelehnt; auch ein Bündniß mit England, wie Friedrich der Fromme von der Pfalz es erstrebte, war von ihm nicht befürwortet worden. Nur das gestand Craco zu, daß er persönlich mit den „armen Leuten“ in Frankreich und den Niederlanden Mitleiden gefühlt und dem Herzog von Alba feind gewesen sei.

August jedoch beharrte dabei, daß Craco conspirirt haben müsse, und wollte um jeden Preis der Sache auf den Grund kommen, und sollte jener darüber auch zu Tode gemartert werden. Ja der Tod Cracos war dem Kurfürsten ein willkommener Gedanke; er wünschte, er erstrebte ihn, und zwar nicht allein aus Haß, sondern wie es scheint, auch aus Furcht. Denn so lange der Mann, welcher in die

Geheimnisse der sächsischen Politik wie kein Anderer eingeweiht war, am Leben blieb, konnte den Fürsten die Sorge verfolgen, daß er einmal die Freiheit gewinnen und ihm gefährlich werden möchte. Tauchte doch vor dem argwöhnischen Auge des Kurfürsten in jenen Tagen sogar die Gestalt Johann Friedrich des Mittleren, welcher seit der Gothaer Execution (1567) hinter den Mauern eines österreichischen Kerkers saß, wieder auf, um die Ansprüche der Ernestiner an die sächsische Kurwürde in Erinnerung zu bringen! Craco freilich, der einst in Gotha das Verhör des gefolterten Kanzlers Brück leitete, hatte nie eine Spur von Sympathie für das gestürzte Haus an den Tag gelegt. Aber wenn es, wie August sich vorspiegelte, wirklich auf eine Umwälzung in Kursachsen abgesehen war, und wenn diese in Verbindung mit den Pfälzern herbeigeführt werden sollte, konnten dann nicht die Söhne Johann Friedrich des Mittlern und Johann Wilhelms, die Enkel Friedrich III von der Pfalz, leicht auf den Schild erhoben werden? Und wer war geeigneter, aus Manchem, was August gethan hatte, Waffen gegen ihn zu schmieden als eben Craco? Schon der Gedanke, daß er einmal nach Heidelberg entkommen oder Verbindungen daselbst unterhalten möchte, hatte etwas Beängstigendes. War doch August von seiner Tochter Elisabeth, welche die Nachricht, daß der Vater mit Gottes Hilfe „die Zwingler gekriegt habe", mit Jubel aufnahm, längst gewarnt worden, sie doch ja nicht aus der Hand zu geben, weil der pfälzische Kurfürst sie so gerne haben möchte!

Aber auch abgesehen von allen derartigen Combinationen, welche den Wunsch, Craco unschädlich gemacht zu sehen, nahe legen konnten, mußte August für das, was er aus Zorn und Haß wider die Häupter des Kryptocalvinismus begangen, eine Rechtfertigung zu finden glauben, wenn es ihm gelang, von Craco das Geständniß eines todeswürdigen Verbrechens zu erzwingen. Daß ein Mann, der seinen Herrn getäuscht und geschmäht, wie jener es gethan, ein Bösewicht sein müsse, der den Tod verdiene, das stand dem Kurfürsten bei der ihm eigenthümlichen Auffassung des Verhältnisses von Herr und Diener, von Fürst und Unterthan, unbedenklich fest. Und jeder Zweifel, der in ihm hätte aufsteigen können, wurde in diesem Falle vollends durch die Betrachtung ausgeschlossen, daß es sich

um die Ehre Gottes, um die Reinheit der Religion, gegen die sich jener versündigt hatte, handelte. Nicht vor dem eigenen Gewissen und nicht vor Gott, sondern nur vor der Welt, soweit diese davon erfuhr, kam es darauf an, für Cracos Tod einen Grund zu finden.

Am 18. Januar 1575 sandte August von Annaburg aus an seine Räthe Bernstein, Sebottendorf, Lindemann und Peifer die Aussagen Cracos auf die lange Reihe der Artikel, die ihm im Gefängniß vorgehalten worden waren, nebst den Akten über die mit Georg Richter und Anderen angestellten Verhöre. „Und weil daraus befunden, schrieb der Kurfürst, daß gedachter Craco fast den mehrern Theil aller Artikel, damit er beschuldigt, geständig, der übrigen Punkte aber genugsam überwiesen werden kann, allein, daß er etlicher Artikel, da er meint, daß ihm das Messer an die Kehle gesetzt würde, gern einen Absprung nehmen und die anders deuten wollen“: so wird den Räthen befohlen, ihr Bedenken darüber abzugeben, wie er sich gegen Craco und diejenigen, welche demselben im Gefängniß Vorschub geleistet, verhalten solle. Insbesondere aber sollen die beiden Doktoren Lindemann und Peifer als Rechtskundige berichten, „was das Recht, da man sich dessen über Dr. Craco belernen sollte, ihm für eine Strafe geben oder zuerkennen möchte, und hierinnen wollet also sämmtlich mit keinem Fuchsschwanz herüberstreichen, denn uns die Sache, wie billig, hoch zu Gemüth geht“.

Die Antwort der genannten Räthe aus Torgau vom 23. Januar fiel zu ihrer Ehre nicht nach Augusts Sinne aus. Sie geben zwar zu, daß es sich um große Beschuldigungen handle, die proditionem patriae, seditionem, crimen laese maiestatis, Untreue, Injurien contra magistratum in sich begriffen, wenn sie durch Cracos eigenes Geständniß oder durch vollkommenen Beweis hinlänglich und klar festgestellt würden. Obwohl nun die Vermuthung, daß Craco der fürgehaltenen Artikel schuldig, nicht gering, und auch Vieles, was seine Gefangenschaft berühre, von ihm schon zugestanden sei, so mangle es doch daran, daß die eingestandenen Artikel keine Leibesstrafen auf sich haben, die anderen crimina aber von ihm nicht eingestanden seien. Da nun nach der Rechtsregel, zumal in peinlichen Sachen, der Beweis ganz klar und hell wie der Tag sein solle, so würde in diesem Fall von Rechtswegen nur dahin erkannt werden

können, daß die „Vermuthung zu gewissen Indicien gerichtet und diese Indicien erst zu beweisen seien". Es wäre aber sehr schwer, bei Sachen, die nicht ins Werk gerichtet, sondern bloß in animo ex mente existiren, „die Vermuthungen vollkommen oder auch nur ad torturam zu beweisen". Auch daß er im Gefängniß auf den Kurfürsten gescholten und sich habe erstechen wollen, sei nicht klar genug bewiesen. Denn bei den Worten: „Hat denn die Tyrannei nicht schier ein Ende", welche er nach der Aussage der Trabanten gebraucht haben soll, fehle die ausdrückliche Benennung der Person des Kurfürsten, und „das Aufwerfen des Arms mit dem Messer" werde von Craco nicht als ein Versuch zum Selbstmord eingestanden. Es sei demnach nur zu rathen, daß der Gefangene, wie dies auch in anderen Fällen geschehen (wo nicht, wie bei Dr. Pack, ein Bekenntniß der Praktiken vorgelegen), bis zur Erlangung besserer Beweise in Verwahrung gehalten werde. Sie bitten jedoch, des kranken Cracos Gefangenschaft etwas zu mildern, daß er gepflegt und besser genährt werde und nicht im Gefängniß ante sententiam sterbe. Dabei geben sie noch wahrscheinlich in Rücksicht auf den Hauptmann der Pleißenburg und den diesen überwachenden Bürgermeister Rauscher zu bedenken, ob er nicht besser an einen anderen Ort gebracht werden möchte. — In der Besorgniß, August möchte finden, daß sie in dieser Sache etwas zu gelinde seien, versichern sie, bei ihren Eiden und Pflichten nicht anders rathen zu können, und schließen mit der Bitte, er möge als ein hochverständiger milder Kurfürst der Sache selbst gnädigst nachdenken und Gnade und Barmherzigkeit der Schärfe etwas vorsetzen.

August ließ sich weder erbitten, noch durch Rechtsgründe bedenklich machen. Die bösen Händel, antwortete er u. A., habe Gott deßhalb offenbart, damit sie anderen Leuten, die dem Exempel vielleicht nachzufolgen Willens, zu einem Abscheu gestraft werden. Craco habe den Calvinismus und damit alles Unheil in diese Lande einführen wollen.

„Was er vor ein Gemüth zu mir und meinem Gemahl gehabt, fährt August fort, das weisen seine Reden, welcher er vielleicht noch mehr möchte erinnert werden, genugsam aus, und muß deßfalls sein Nein nicht mehr als unser Ja gelten. Und jammert mich nicht wenig, daß ich

erleben und erfahren soll, daß solche helle klare Sachen wider die Obrigkeit so dunkel wollen gedeutet und verstanden werden. Denn es gemahnet mich jetziger Zeit eines Regenten nicht anders als einer Brücken, die von Jedermann mit Füßen getreten wird, doch muß sie stille sein, auch zum wenigsten nicht knarren, und doch keinen Dank davon haben. Gott bessere solches und halte über seiner Ordnung!" Er möchte ihnen einen Herrn wünschen, welcher dergleichen übersehen. Sich aber wünscht er nicht mehr, als daß ihn Gott „balde, balde, balde" seines Amts entledigen möge. „Denn mit solcher Geduld zu regieren, ist in meinem Vermögen nicht, und wollte viel lieber an einem Stecken mit Weib und Kind aus dem Lande gehen, denn eine solche Memme sein". Nicht einen Fuchsschwanz, sondern ein schneidend Schwert hat ihm Gott in die Hand gegeben, und weil sich gebührt mehr auf Gottes Wort, als auf menschliche Limitationen zu sehen, so will er im Namen der H. Dreifaltigkeit das Schwert nach Gottes Befehl brauchen und das Böse ohne alle Barmherzigkeit strafen. „Und will darauf Gott zu einem Richter zwischen mir und Euch gesetzt haben; der wird erkennen, ob ich daran seinem Befehl zuwider oder demselbigen nach gehandelt habe. Und ficht mich das zweifelhaftige Recht, welches man zu Gutem und Bösen biegen kann, gar nicht an, will ich mich auch demselbigen in Ewigkeit nicht unterwerfen".

So redet der Despot. Kurfürst August aber handelte auch als solcher. Nach Leipzig erging der gemessene Befehl, den Craco von Neuem auf die vormaligen Punkte in Gegenwart des „Meisters" zu verhören, „und da er in der Güte nicht die Wahrheit berichten wird, soll man den Meister mit ihm reden lassen". „Einmal will ich den Grund von ihm wissen, und sollte er gleich zu Stücken zerrissen werden". — Und dabei soll Craco insbesondere auch noch gefragt werden, warum er der Kurfürstin, „meinem Weibe", sagt August, so feind gewesen.

Schon am 26. Januar kam es zu einem neuen Verhör. Ernst von Wettin und Georg Winkler forderten dringend, Craco möge klareren und besseren Bescheid geben, damit er nicht mit schärferen Mitteln gefragt werden müßte. Sie konnten aber im Wesentlichen nichts Anderes herausbringen als in früheren Verhören, und da der

Gefangene hoch betheuerte, daß er die ganze Wahrheit sage, ließen es die Inquisitoren dabei bis auf weiteren Bescheid bewenden, gaben aber zugleich in ihrem Bericht zu bedenken, ob nicht, wenn es zur Tortur käme, die Interrogatorien zu kürzen und allein diejenigen zu stellen wären, an denen etwas gelegen.

August ließ sich nicht die Mühe verdrießen, die 60 bis 70 Artikel, über die Craco gefragt war, noch einmal durchzugehen, um die zuletzt ertheilten Antworten mit den früheren zu vergleichen. Er notirte dabei am Rande, was „concordirte“ und was nicht. Als er aber an die Stelle kam, wo Craco versicherte, er sei seinem gnädigsten Herrn verschwiegen und treu gewesen, schrieb dieser im Zorn daneben: „Druck, du verzweifelter Bösewicht“. Dieselbe Bemerkung wiederholt sich da, wo Craco sagt, er könne sich der Worte, die er im Gefängniß wider den Kurfürsten geredet, nicht erinnern, wenn er auch darob sterben sollte; denn wenn einer in solchen Nöthen läge, wüßte er selbst nicht, was er redete. „Concordirt, ist aber erlogen“, heißt die kurfürstliche Notiz zu der Versicherung Cracos, daß von fremden Höfen Nichts an ihn gelangt, von Dr. Ehem nur Zeitungsnachrichten geschrieben seien, und daß er sich die Discurse desselben nicht habe anfechten lassen, sondern sich allein nach kurfürstlichem Befehl gehalten.

Die Weisung, Craco ohne Zögern auf die Folter zu spannen, und sämmtliche Fragen noch einmal an ihn zu richten, ließ nicht länger auf sich warten. Am Sonntag den 30. Januar sollte es geschehen. Da aber der „Examinator“, d. h. der Foltermeister, zur Stunde nicht anwesend war, so entschuldigten sich Wettin und Winkler wegen des kurzen Aufschubs und machten den ungeduldigen Kurfürsten aufmerksam, daß wegen der Menge der Artikel und etwaiger Zwischenfälle die Arbeit die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Tage dauern könne.

Wirklich hat die Folterarbeit, wie der Bericht vom 31. Januar sagt, vier volle Stunden in Anspruch genommen. Aber trotz der entsetzlichen Qualen legte Craco kein Geständniß ab, wie man es verlangte, sondern die Antworten auf die 67 ihm vorgehaltenen Fragen lauteten im Wesentlichen wie früher, nur daß sie mit Ausrufen

des Schmerzes, wovon die Protocollisten nur das Wenigste notirt haben werden, gemischt waren.

Daß er — um nur einige Punkte zu erwähnen — der Kurfürstin feind gewesen und sie verleumdet habe, giebt er nicht zu; daß er aber den Kurfürsten mit einem unbedachten Briefe an Stößel erzürnt, „welches ihm auch den größten Stoß gegeben", wäre ihm von Herzen leid. Von Tyrannei habe er nur im Gefängniß, in Schwachheit und Angst, gesprochen, dagegen auch mehr als 100 Mal seine Kf. G. gerühmt. — So wahr Gott lebe, sei durch keine Herrschaft in der weiten Welt mit ihm etwas gehandelt und unterbaut worden. In drei Jahren habe Ehem nur etwa 7 Briefe an ihn geschrieben. Kenne er einen Menschen am französischen und englischen Hofe, so wolle er Gottes Angesicht nicht schauen. In Heidelberg kenne er viele Leute, aber er habe mit keinem Menschen „einig Untersteđen" gehabt. „O nur den Kopf herunterschlagen, daß ich der Marter los werde. Es kommt alles aus bösem Verdacht. Gott ist mein Zeuge, dem Niemand lügen kann". — „O hätte ich die Pfaffen zufrieden gelassen", — so würde er in diesen Verdacht nicht gekommen sein. Auf die Calvinischen in Frankreich habe er sein Leben lang nicht gesehen, auch kein Calvinisch Buch gelesen, sondern die Lehre, die er von Herrn Philippo Melanchthon vom Sacrament gehört und in Luthers Katechismus begriffen wäre, für recht erkannt, und sei allein etlicher anderen Gezänke halben von beiden Naturen in Christo mit jungen Theologen, die nicht recht davon geredet, nicht zufrieden gewesen. Er wollte lieber todt sein, als zu einem Auflauf in diesen Landen Ursache gegeben haben.

Als man den Unglücklichen „von der Leiter herunterhob", vermochte er seine Aussagen nicht zu unterschreiben. Er war der „Faust und Finger nicht mächtig"; „wird auch in 14 Tagen schwerlich wieder schreiben können, denn die Tortur scharf genug gewesen". Man brachte ihn ins Bett. Nachdem er sich hier etwas erholt, so daß er, „doch gar übel", reden konnte, gab er in abgebrochenen Worten die Erklärung von sich: Er erkenne sich gegen den Kurfürsten schuldig, und sei ihm treulich leid, daß er wider ihn und die Kurfürstin gehandelt, und daß er sich, Weib und Kind, durch vergeßliche, unbedachtsame Reden und Schreiben in so große Noth ge-

bracht. Weil er aber gleichwohl vor diesem seinen Sündigen seiner Kf. G. in wichtigen großen Sachen bei der K. M., bei Königen, Kurfürsten und Fürsten in lateinischer und deutscher Sprache treulich gedient, auch sonst in Diensten in seiner Kf. G. Landen 34 Jahre, theils als Lehrer der Jugend gestanden, und sein Gemüth nie anders gewesen wäre, denn dieser Lande Wohlfahrt zu fördern, so bitte er wegen seines Falls, Irrthums und „Verbrechung" um Verzeihung. Sollte er aber nach erlittener Strafe, wie sichs doch nicht ansehen ließe, noch eine kleine Zeit im Leben sein, so sei er Leben, Gut und Blut seiner Kf. G. darzusetzen unterthänigst erbötig.

So elend der Zustand war, in dem Craco jetzt da lag, mit zerrissenen Gliedern, auf schmutzigem Lager, ohne Pflege und ohne andere Nahrung, als die Gefängnißkost, die ihm zweimal täglich, gleich einem Kinde, von einem Wächter in den Mund gegeben wurde, — das Herz des Fürsten fühlte kein Erbarmen, und diejenigen, welche sein Ohr jetzt hatten, ein rachsüchtiges Weib und fanatische Priester, erhoben ihre Stimme nicht, um sein Gewissen zu rühren. Und noch immer hatten die Verhöre kein Ende; denn von Woche zu Woche tauchten neue Fragen auf, über die der Unglückliche Auskunft geben sollte. So gaben die Geständnisse, welche der junge Richter am 3. Februar 1575 nach Monate langer Gefangenschaft machte, zur Aufstellung von einer Reihe neuer Artikel Veranlassung. Da handelte es sich z. B. um lateinische Distichen, die Craco in dem ersten Gefängniß geschrieben, worin Lindemann, Jenisch und die Kurfürstin mit ihren Anfangsbuchstaben eine Rolle spielten. Aber auch die Frage der „Conspiration" wurde immer wieder aufgeworfen. Craco sollte genaue Auskunft geben über die einzelnen Räthe, die mit ihm in kirchlichen Dingen übereingestimmt; er sollte den ersten Anstifter namhaft machen, und wer dem „Bündniß" beigetreten, was für ein Haupt sie zur Fortsetzung der Praktiken gewählt, mit welchen Mitteln sie ihre Absicht durchsetzen wollten, wie dieser oder jener Rath in einzelnen Fällen votirt u. s. w. In dieser Weise wurde Craco im Februar zweimal mehrere Stunden lang verhört, im Beisein des Bürgermeisters Rauscher, der als sein Feind bekannt ist.

Am 2. März benachrichtigte Rauscher den Gefangenen, der

Kurfürst, welcher ihn hatte nach Dresden kommen lassen, sei heftiger als je erzürnt, daß Craco die Briefe, auf welche er selbst hingewiesen, in seiner Wohnung längst habe beseitigen lassen, seine Kf. G. seien entschlossen, mit noch größerem Ernst, als bis jetzt geschehen, gegen ihn zu verfahren. Rauscher rieth daher mit der Miene persönlicher Theilnahme, klar zu sagen, wie sich Alles verhalte, was mit den Briefen geschehen, was ihr Inhalt gewesen, wie es sich mit den einzelnen Räthen verhalten, was für Zusammenkünfte sie gehabt, zu welchem Ende die Conspiration vorgenommen.

Es war die Vorbereitung auf das letzte Verhör, das am 4. März stattfand. Rauscher ließ den Unglücklichen zu sich in ein anderes Gemach bringen. Craco, der schon Tage lang Nichts genossen hatte, konnte nicht mehr gehen und wurde nur mit Mühe von drei Männern fortgeschafft, und als er reden sollte, war die Stimme so schwach, daß Rauscher ihn kaum verstand.

„Ach du treuer Gott, seufzte er, wie kommt doch mein gnädigster Herr darauf, daß seine Kf. G. dasjenige aus mir erzwingen wollen, das ich mein Lebtage nicht in den Sinn genommen. Es geschieht Alles nur auf einen bloßen Wahn. Wenn ich etwas wüßte, so wollte ich es auf die geschehene Erinnerung bei dem Leiden Gottes sagen. Es ist doch mit mir aus, ich sehe den Tod vor meinen Augen und wünsche mir auch nichts Anderes. Warum sollte ich denn nicht sagen, was man wissen wollte. Das wird gewiß geschehen, da ich ferner mit der Schärfe sollte angegriffen werden, daß ich auf Alles, was man mich fragen würde, einen Haufen Dinge herauswaschen würde, welches doch alles erlogen wäre. Denn, lieber Gott, wer könnte solche Marter ertragen? Und würden doch seine Kf. G. nichts davon haben als ein bös Gewissen. — In hundert ja in zweihundert Jahren hat man nicht erfahren, daß Einer, der in solchem Ansehen und eines solchen Herrn geheimer Rath gewesen, in solch Elend gerathen wäre". Der Kurfürst sei doch sonst milde und barmherzig; wie komme es doch, daß er sein Gemüth gegen ihn so verändert. Er hätte gedacht, der Kurfürst würde seine Dienste bedacht haben. Jetzt könnte er ihm keine größere Gnade erweisen, als daß er ihn auf den Hohenstein führen und den Kopf abschlagen ließe; das wäre ihm viel lieber, als in diesem Elend noch länger zu leben.

Er soll dann auch gesagt haben, er habe verdient, daß man ihm den Kopf abschlagen ließe, weil er sich nicht in allen Dingen nach dem Kurfürsten gerichtet, sondern aus Bitterkeit etwas wider ihn gedacht, geschrieben und gehandelt habe, was ihm jetzt schwerer ankomme, denn der Tod. Als aber Rauscher bemerkte, der Kurfürst könne ihn nicht aus dem Verdacht lassen, er hätte vorgehabt, neben etlichen Räthen und Theologen eine Meuterei oder zum Mindesten fremde Lehre in diesen Landen einzuführen, und wäre dies das Fürnehmste, was der Kurfürst wissen wolle, daß er hinter den rechten Grund kommen und wissen möchte, was er an seinen Räthen hätte: da betheuerte Craco noch einmal, an diese Dinge nie gedacht, noch jemals vermerkt zu haben, daß etwas dergleichen fürgewesen sei. Es wäre auch von keinem Potentaten je gehört, man finde es auch in keinen Historien, daß Einem in seinem Herzen nicht freistehen sollte, zu glauben, was er zu verantworten wüßte. Und wäre gewiß, daß Melanchthon und Camerarius vom Sacrament auch der Meinung gewesen, man hätte früher Niemand deßhalb gefährdet, und wäre Andern, die sich öffentlich dazu bekannt, das Geringste nicht geschehen.

Als dies letzte Verhör zu Ende war, meinte selbst Rauscher in seinem Bericht an den Kurfürsten, es sei nicht mehr aus ihm herauszubringen. „Ich könnte auch nicht wissen, was man weiter für Indicien oder je zum wenigsten nur Vermuthungen haben könnte, darauf er ferner sollte gefragt werden". Glücklicher Weise konnte der Berichterstatter hinzusetzen, daß es Craco nicht lange mehr treiben werde. Er bitte fleißig um Wein, den man ihm aber ohne besonderen kurfürstlichen Befehl nicht zu geben wage.

Nikodemus von der Esche war jetzt an Stelle Wettins Hauptmann der Pleißenburg und berichtete regelmäßig über das Befinden des Gefangenen, der von Tag zu Tag schwächer und stummer wurde, aber die Bitte um einen Trunk Wein vergebens noch oft wiederholte. Am 12. März kam Rauscher mit dem Hauptmann wieder zu ihm. „Da ist er gelegen und hat geiallt, daß man hat verstanden, er läge da in Gottes Gewalt, man sollte mit ihm machen, was man wollte. Wir seind aber alsbald von ihm gangen und haben ihn liegen lassen". Am 14. trat Nikodemus von der Esche, weil

man Craco in der vorhergehenden Nacht kläglich schreien hörte, noch einmal in den Kerker. „Hat er gar still gelegen. Da hab ich ihn gefragt, was er macht oder was er vorhätte; darauf er geantwortet, er wolle sterben“. Schon zwei Tage zuvor hatte er dem Kurfürsten mit schwacher Stimme eine gute Nacht sagen lassen. „E. Kf. G. wären ein frommer Mann, und E. Kf. G. wollten ihm gnädigst verzeihen. Er hätte auch seine gnädigste Frau erzürnt; die wollen E. Kf. G. bitten, daß sie ihm auch gnädigst verzeihen wollte“. Aber die Bitte um ein Labsal blieb unerhört; statt Wein bot man dem Todtkranken Bier. Endlich in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1575 endeten seine Qualen. Die Wache hörte, wie er stets zu Gott rief und gegen Morgen in Stille verschied. August aber versicherte in einem Briefe an seinen Schwager, den König von Dänemark, Craco habe sich muthwillig mit Verhungern umgebracht, und an einer andern Stelle erlaubte er sich einen rohen Scherz über den Tod des Unglücklichen, den er auf dem Gewissen trug.

V.

Entgegnung auf Maurenbrechers Antikritik.

Von

A. v. Druffel.

Gegen eine von mir verfaßte Recension des Buches „Karl V und die deutschen Protestanten“ von Wilhelm Maurenbrecher hat sich im vorvorigen Hefte dieser Zeitschrift der Herr Verfasser in einer „Antikritik“ erhoben.

Niemand wird es einem Autor verdenken, wenn er den Wunsch hegt, eine ungünstige Beurtheilung zurückweisen zu können, zumal wenn dieselbe vorgiebt, sich auf sachliche Fehler des Buches zu stützen. Und das war bei der meinigen der Fall. In wesentlichen Punkten schien mir Herr M. die bisher übliche Auffassung Rankes ohne genügenden Grund umzustoßen. Auch wo seine Arbeit durch die Benutzung neu erschlossener Quellen einen größeren Werth beanspruchte, auch da schien eben diese Benutzung öfter eine falsche und oberflächliche zu sein. Ich hatte behauptet, die Aktenedition entspreche nicht den vom Herrn Verf. früher selbst verkündeten Grundsätzen. Wie mehrfach bei gedruckten Quellen die Benutzung als eine unrichtige erschien, in einem Falle glaubte ich auch in Bezug auf ein in Simancas von dem Vf. benutztes Aktenstück die Vermuthung aussprechen zu dürfen, daß Herr M. als dessen Inhalt das gerade Gegentheil von dem bezeichne, was wirklich darin enthalten ist, — also lauter Dinge, die, sind sie begründet, den Werth eines Buches wohl erheblich modificiren können. Gelingt es nun dem Vf. alle diese Ausstellungen

als unberechtigt zurückzuweisen, gelingt ihm der Beweis, daß „wohl nie eine urtheilslosere und unwissenschaftlichere Kritik von einem Manne der gelehrten Stände geschrieben werden mag“, wer will ihm übel nehmen, wenn er dies Resultat den Fachgenossen mitzutheilen das Bedürfniß empfindet? Gelingt es ihm aber nicht, — dann freilich hätte er besser geschwiegen.

Der Reihe nach gehe ich meinerseits jetzt an die Prüfung aller in der Antikritik gemachten Einwendungen gegen meine Recension. Bei einigen genügt es, wenn ich deren Wortlaut einfach hervorhebe. Dabei wird sich ergeben, daß Herr M. gegen etwas Anderes ankämpft als gegen meine Behauptungen.

„Gleich im Beginne seiner allgemeinen Bemerkungen“ — so hebt Herr M. an — „macht Dr. die Entdeckung, daß man in dem Buche eine abgerundete Darstellung des Verhaltens Karls V zu den deutschen Protestanten vergebens suchen würde, eine Wahrheit, die aufzufinden wohl keinem Leser große Mühe verursacht haben wird“. Er versichert, es sei ihm nie in den Sinn gekommen dies leisten zu wollen, und nur die letzten 10 Jahre seien sein Thema gewesen.

Ich hatte in der Recension auf dasjenige hingewiesen, was der Herr Vf. selbst über den Gang seiner Studien, über die Entstehungsgeschichte des Buches mittheilt, „wie ihm bei tieferem Eindringen in die spanische Politik die Nothwendigkeit vor Augen trat, auch den Ausgang der Regierung Karls V zu revidiren“, und fuhr dann fort: „Durch diese Bemerkungen wird theilweise erklärt, weßhalb man in dem Buche eine abgerundete Darstellung des Verhaltens Karls V zu den Protestanten vergebens sucht, vielmehr einzelne Abschnitte aus der Geschichte jener Zeit in oft nicht gerade sehr enger Verbindung neben einander hingestellt werden“. Ist es schon hiernach nicht eben leicht, mich in der Weise, wie M. thut, mißzuverstehen, so ist sein Irrthum völlig unbegreiflich, wenn man sieht, daß ich specieller auf die Behandlung des Conclaves Julius III in einem selbständigen Capitel, auf die territorialen Fragen Italiens, kurz auf lauter Dinge hinwies, die wohl jenen 10 Jahren angehören, deren so ausführliche Behandlung man aber nicht in einem Buche „Karl V und die deutschen Protestanten“ ohne Weiteres erwartet.

Auf ähnliche Weise irrt sich M. in den folgenden Sätzen. „Dr. wirft mir ein Mißverständniß der Speierer Beschlüsse von 1526 vor. Dasselbe beruht ganz einfach auf dem Umstande, daß er selbst in meine Worte einen Sinn hineinliest, der nicht darin enthalten ist". Ich hatte gesagt: Nach S. 82 verschafft sich in Speier das „Princip der Territorialität" Geltung — S. 17 aber legt der Verf. durch seine eigenen Zusätze zu den Bestimmungen des Reichstages das Mißverständniß nahe, als sei damals an persönliche Religionsfreiheit gedacht worden, worin der Leser durch das stete Operiren mit dem Begriffe Toleranz nur bestärkt werden kann [1]).

Wenn Herr M. fortfährt zu citiren: Mit Unrecht wird die Behauptung aufgestellt, daß im Nürnberger Religionsfrieden das protestantische Princip des Speierer Tages von 1526 aufs Neue zur Geltung gebracht, die Rechtsgiltigkeit dieses Principes anerkannt sei, während doch Zugeständnisse nur dem Schmalkaldischen Bunde gewährt waren u. s. w., und wenn er dagegen geltend macht, daß seine Erörterung S. 83 den Sachverhalt richtig wiedergegeben, er S. 85 ausdrücklich die Beschränkung des Religionsfriedens hervorgehoben habe, so ist dies überflüssig, da diese Stellen von mir schon berücksichtigt waren [2]). Ich habe gesagt, daß er mit Unrecht von einem 1526 durch die Freunde der Reformation eroberten „Rechtsboden" rede (S. 19), daß es unberechtigt sei zu sagen: „Damit aber (d. h. mit dem den Schmalkaldenern bewilligten Religionsfrieden) meine ich, ist von Reichswegen und durch des Kaisers Autorität das protestantische Princip des Speierer Tages aufs Neue zur Geltung gebracht. In diesem Frieden ist die Rechtsgültigkeit dieses Principes vollständig zu Gunsten der protestantischen Opposition

1) Ich hatte damit auf folgende Stelle hingewiesen: Aus dem Streite der sich kreuzenden Anschläge und Entwürfe stieg zuletzt die Idee empor, die Ordnung der religiösen Frage einem Jeden für sich zu überlassen. Von allen Seiten (!) wurde dieser Schluß des Reichstages gebilligt, daß bis zum allgemeinen oder nationalen Concil ein jeder Stand „so lebe, regiere und es halte, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue", daß also ein Jeder (sic!) der Reformation Luthers anhängen oder ihr widerstreben möge, wie seine Gesinnung ihn treibe. Vgl. S. 333 und öfter.

2) Vgl. die oben citirte Stelle meiner Recension.

anerkannt worden" (S. 85). Ich behaupte, daß durch diese Beschränkung auf die Schmalkaldener der Kaiser eben ein principielles Zugeständniß nicht gewährte, sondern vermied, und befinde mich darin in Uebereinstimmung mit anderen Stellen bei M. z. B. S. 86, wo er fragt: Welchen principiellen Grund gab es, der die Vortheile des Religionsfriedens dauernd allein den Mitgliedern des Schmalkaldener Bundes zugesprochen? Gerade die Widersprüche in Maurenbrechers Darstellung, die denn auch dazu führen, daß er wie ich bemerkte, S. 86 den Schmalkaldener Bund die politische Verbindung aller Protestanten nennt, hatte ich hervorheben zu müssen geglaubt. War 1526 schon ein Rechtsboden geschaffen, was soll dann die Anerkennung des protestantischen Princips von Reichswegen 1532 so bedeutsam sein? Und weder das eine noch das andere Mal ist sie wirklich erfolgt.

Ganz in derselben Weise erledigt sich die Bemerkung Herrn Maurenbrechers, ich habe nicht begriffen, wie er dem Pabste die Entscheidung auf dem Concile zuschreiben und zugleich meinen könne, die spanischen Theologen hätten in den dogmatischen Entscheidungen stets die Majorität geleitet. In der Recension heißt es: „Auf S. 76 sind der Kaiser und Pabst (schon in der Recension waren diese Worte groß gedruckt) Häupter und Leiter des Concils, alle Entscheidung ist in die Hand des Pabstes gegeben, und auf den folgenden Seiten haben dann wieder „diese Spanier" in Trient zwar nie die Majorität der Zahl gehabt, aber in allen wichtigen Lehrstücken die Aussprüche des Concils bestimmt".

Herr M. macht ferner geltend, ich habe den von ihm betonten Unterschied zwischen einer ernstlichen und gründlichen Reformation der Mißbräuche im Leben und Verfahren der Kirche, wie die Spanier sie wollten, und andererseits einer Aenderung im Dogma, einer Neugestaltung des kirchlichen Lebens, wie man sie in Deutschland verlangte, wie sie für Deutschland Bedürfniß geworden, wovon erstere den Wünschen Karls entsprochen, die andere ihm ein Gräuel gewesen sei, nicht beachtet. Herr M. möge diese „Neugestaltung des kirchlichen Lebens, wie man sie in Deutschland verlangte", näher definiren, natürlich abgesehen von der Aenderung im Dogma. Macht er den Versuch, wirklich einmal wenigstens in dieser Beziehung

den Gegensatz spanisch-deutsch zu begründen, anstatt ihn zu behaupten und geht er bei dieser Definition sehr weit, findet er heraus, daß für jene „Neugestaltung", die abgesehen von der Besserung der Mißbräuche und der Aenderung des Dogmas erforderlich war, nur die Deutschen, nicht aber die Spanier Verständniß hatten, so kann er einen wesentlichen Unterschied, den ich dann allerdings nicht beachtet hätte, vielleicht wohl auffinden. Aber er hüte sich, dabei nicht in Widerspruch zu gerathen mit seiner Erörterung auf S. 9, wo er uns erzählt, daß der spanische Beichtvater vieles Berechtigte in Luthers Schriften anerkannt habe, daß aber eine nähere Verständigung dadurch verhindert sei, daß der Eiferer einer dogmatischen Neuerung entgegen war; er möge nicht vergessen, daß er ebendort es beklagt, daß Karl die deutsche Reformbewegung nicht zu führen, auf mäßiger Bahn zu erhalten, nicht im Einvernehmen mit den kirchlichen Autoritäten zu lenken verstanden habe. Die stets wiederholte und entschiedene Betonung des Gegensatzes zwischen spanischem und deutschem Geiste scheint mir die Haltung Karls gegenüber der Reformation weder richtig zu bezeichnen, noch weniger aber sie zu erklären geeignet zu sein.

Herr M. wendet sich jetzt gegen diejenigen Bemerkungen, welche sich auf seine Schilderung des zwischen Kaiser und Pabst wegen der erfolgten Verlegung des Concils nach Bologna entstandenen Streites beziehen. Ich gestehe, daß ich nicht weiß, was ich bei zwei Punkten weiter für die Berechtigung meiner Auffassung geltend machen könnte. In dem einen Falle ist Herr M. entrüstet, weil ich ihm des Effektes halber eine falsche Auffassung angedichtet, in dem anderen besteht er auf der Richtigkeit seiner von mir bestrittenen Ansicht.

Auf S. 181 erzählt uns der Herr Vf. von dem sowohl in Bologna als in Rom durch die kaiserlichen Gesandten notificirten Proteste Karls gegen die Fortsetzung der Verhandlungen in Bologna. Er theilt uns mit, daß diese in Bologna erklärt hätten, der Kaiser wälze den Bruch der Kirchenversammlung von sich ab auf die Schultern des Pabstes, der Legaten und der anwesenden Prälaten: eine Erklärung, die zu einigem gereizten Wortwechsel mit dem Cardinal Monte führte. Von dem Proteste Mendozas in Rom

sagt er: „Auch er schritt am 23. Januar vor Pabst und Cardinälen zu einem ähnlichen Proteste, und auch er, der stolze spanische Cavalier, gerieth in einen heftigen Wortkampf mit dem alten italienischen Pabste". Jetzt erfahre ich von Herrn M., daß es eine tendentiöse Unterstellung ist, wenn ich in der Meinung, Herr M. rede hier wirklich vom 23. Januar diese Worte eben auf den 23. und nicht auf eine spätere private Audienz vom 25. Januar[2a]) bezog; er habe ja nicht behauptet, daß, wie der Streit zwischen Velasco und Monte in der Versammlung der Prälaten, so der zwischen Mendoza und dem Pabste im Consistorium stattgefunden habe. Der Leser wird begreifen, wenn ich hier nicht weiter erörtere, ob es möglich war, jenen Satz anders aufzufassen, als ich gethan habe.

In nicht geringerem Maße wird der Leser den felsenfesten Glauben des Herrn M. an die von ihm selbst einmal verkündete Wahrheit bewundern, wenn er sieht, wie der Vf. darauf besteht, daß seine Erzählung von einem falschen feierlichen Schwure, den Pabst Paul III geleistet habe, durchaus richtig sei. Obgleich diese Entdeckung äußerst auffallend sein würde, da bekanntlich ein römischer Pabst, außer in ganz bestimmt normirten Fällen, überhaupt nicht schwört, trotz der inneren Unwahrscheinlichkeit, daß der Pabst ohne alle Veranlassung einem kaiserlichen Gesandten gegenüber einen Eid geleistet haben sollte, unbekümmert darum, daß die Worte der Vegaschen Depesche, auf die er sich beruft[3]), unmöglich auf einen Schwur gedeutet werden können, bleibt Herr M. in der Antikritik einfach bei seiner Ansicht, verweist etwaige Remonstrationen an die Adresse Sr. Heil. Pauls III, er könne nichts daran ändern, daß dieser Pabst ohne Veranlassung und noch dazu wissentlich falsch geschworen habe.

Einer ausführlicheren Begründung bedarf meine Kritik über

2a) Döllinger 134.

3) affirmandole con tantos juramentos que era la mayor vergença del mundo oyrlo. S. 140. Obschon der Hinweis auf diesen Wortlaut in der Recension Herrn M. nicht überzeugte, kann ich mich auch jetzt nicht dazu verstehen, ausführlicher darzulegen, daß der Zusatz tantos, dann der Gebrauch des Plural es verbietet, hier an einen feierlichen Schwur zu denken.

des Vf. Schilderung der vom Kaiser und Pabst während der in den Jahren 1547 und 1548 gepflogenen Verhandlungen, als man im Streite über die Berechtigung der Verlegung des Concils nach Bologna einen Weg suchte, um die hiedurch zwischen Karl V und Paul III entstandene Spannung nicht zu erweitern, sondern, wie auch immer, eine Annäherung zu versuchen. Herr M. glaubt, daß schon im Mai Mendoza und der Legat eine Vereinbarung erzielt hätten, daß dann eine „förmliche Uebereinkunft" über eine Art von Suspension zwischen Pabst und Kaiser getroffen worden sei, — die man dann in Rom freilich gleich wieder brach. Ich leugne dies und präcisire aufs Neue als den von Mendoza verfochtenen kaiserlichen Standpunkt die Worte, „daß weder S. Majestät noch irgend Jemand für S. M. weder stillschweigend noch ausdrücklich, weder der Translation noch der Suspension noch irgend einer derartigen Maßregel in der Concilangelegenheit seine Zustimmung geben könne". Herr M. versichert, daß er den Sachverhalt aus den ersten Quellen richtig dargestellt habe. Dieselben Quellen sind es, die mich zu meiner Ansicht geführt haben.

Ein Streit wäre wohl unmöglich gewesen, hätte Herr M. den Brief Karls [4]) an Toledo April 11 vollständig mitgetheilt. Aber auch aus dem abgedruckten Stücke scheint die Ansicht eine Bestätigung zu erhalten, daß der kaiserliche Gesandte keinen Befehl hatte, sich auf ein Compromiß, mochte es Suspension oder wie sonst genannt werden [5]), einzulassen. Wenn alle Mittel, die aufgewandt werden könnten, nicht den Pabst zur Erfüllung der Bitte (um den Befehl zur Rückkehr nach Trient) bewegen sollten, dann soll der Gesandte in bescheidener aber entschiedener Weise darauf aufmerksam machen, daß ein Protest, und zwar ein förmlicher, öffentlicher Protest, nicht vom Kaiser werde vermieden werden können.

4) Anhang S. 104*. Hier erzählt Karl von den Mendoza mitgegebenen Befehlen.

5) Denn es hat keinen Grund, wenn M. jetzt zwischen Suspension und Prorogation einen so entschiedenen Gegensatz statuiren will. Nur darin liegt der Unterschied, daß Karl V eine Suspension noch mehr zuwider war, als ein weniger feierlicher Aufschubsakt.

Wie erwünscht wäre es da wohl der päbstlichen Politik gewesen, wenn sie einen Gesandten sich gegenüber gesehen hätte, der den scharfen Standpunkt seines Herrn vergessend bereitwillig auf den von Rom ausgehenden Vorschlag einer Suspension eingegangen wäre. Hatte der Kaiser dies einmal zugegeben, dann war es ihm schwer, sich nach Ablauf der Frist der Fortsetzung der Verhandlungen zu entziehen, und selbst wenn kein Termin festgesetzt war. dann hatte man doch der unbequemen Forderung, daß die Rückkehr der Prälaten nach Trient erfolgen müsse, die Spitze abgebrochen.

Sehen wir zu, ob Mendoza dem kaiserlichen Befehl nachzukommen verstanden hat oder nicht.

Als er auf der Reise nach Rom den Legaten Sfondrato traf, schlug dieser ihm ein Gespräch über ihre beiderseitigen Aufträge vor. Ganz unofficiell, wie Jakob mit Franz, so drückte der Legat sich aus, als alte Freunde wollten sie darüber mit einander reden. Sfondrato war es vor Allem darum zu thun, zu erfahren, ob man sich, falls zu Bologna eine Session gehalten würde, einer Gegendemonstration von den in Trient zurückgebliebenen kaiserlichen Prälaten zu versehen habe. Er wies darauf hin, wie, da die Session so nahe bevorstehe, man vorher keine anderen Maßregeln mehr treffen könne, wie er aber sonst principiell gegen eine Verhandlung der Religionssachen in Deutschland nichts einzuwenden habe [6]). Mendoza machte darauf aufmerksam, wie der Legat durch das Zugeständniß der Rückkehr des Concils nach Trient oder die Verlegung nach Deutschland sofort die schwebenden Schwierigkeiten heben könne.

Sfondrato fragte, ob Mendoza mit einer Suspension einverstanden sein würde, das könne auf einen guten Ausgang Hoffnung erwecken. Mendoza verweigerte jede Rückäußerung hierauf, stellte es dem Legaten lediglich anheim, daß, falls man überhaupt den Wunsch hege, etwas auszurichten, man in Bologna den Streit mit den Tridentinern nicht fortsetzen möge [7]). Hierauf gab wieder Sfon-

6) Bei Döllinger S. 55, wo aber durch ungenaue Interpunktion der Satz zerrissen ist: porque dixo que si fuesse conveniente que las cosas de la religion se tractasen en Alemaña, no le pares cia mal.

7) Ganz ungereimt ist es, wenn M. von der Vereinbarung in Bezug

drato die ausweichende Antwort, dies sei auch seine und Anderer Ansicht [8]).

Dieselbe Politik einer völligen Zurückhaltung befolgte Mendoza in den Audienzen bei Paul III und den Cardinälen, mochte ihm nun in der unbefangensten Weise vorgestellt werden, wie man nur eben deßhalb Bologna gewählt habe, da Mantua, Ferrara und andere Städte sich nicht so empfohlen hätten, oder mochte man ihn zu weiteren Aeußerungen zu veranlassen suchen, als man ihn fragte, ob eventuell nur der Kaiser für seine Person protestiren, oder auch nach Trient entsprechende Befehle abgehen würden.

Die Cardinäle theilten ihm einst mit, man unterlasse die eigentlichen Verhandlungen in Bologna, Congregationen hielte man nur deßhalb ab, damit die Prälaten nicht müßig seien. Nur indem Mendoza diese Auffassung von gelehrten Männern bestätigt fand, nahm er davon Abstand zu protestiren, was nach des Kaisers Befehl eben zu geschehen hatte, wenn ein conciliarer Akt stattfände [9]). Auf jene Aeußerung der Cardinäle gab er lediglich die Antwort, es scheine ihm, als ob die Prorogation der Session sich empfehlen würde. Oefter gab man dem Gesandten zu verstehen, man werde das Concil in Bologna in den Verhandlungen fortfahren lassen.

---

auf Bologna und Trient redet. Auf einer Erörterung, ob etwa die in Trient zurückgebliebenen Prälaten ein Concil repräsentirten, hat der kaiserliche Gesandte sich, soweit wir sehen, nicht eingelassen.

8) Ich berichtige den ungenauen Textesabdruck bei M. Antikr. S. 148, da dadurch der Sinn von Mendozas Antwort nicht unwesentlich geändert wird — pero que — „pues no le parecia, que habia tiempo para llegar el en Alemaña, en caso que tubiesse proposito, de hacer en esto algun buen efecto“ — estubiessen sin trabar etc. Durch diesen Zwischensatz constatirt Mendoza, daß er hier weit entfernt sei, einen Wunsch auszusprechen, sondern nur vom Standpunkte des Legaten aus auf den einzigen Weg hinweisen wolle, den Protest zu vermeiden.

9) Döll. 77. La carta de V. M. dice que se haga el protesto (so ist entschieden statt proceso zu lesen) en caso que en Bolonia se procediese a algun auto conciliar, y porque me han dicho los letrados que las congregaciones son autos simplices . . . . no he curado de insistir en que no se hagan . . .

Am 4. August meldet Mendoza sogar dem Kaiser, es sei ein Gutachten der Legaten eingelaufen, das sich für Abhaltung der Session am 15. September ausgesprochen habe [10]).

Der Kaiser antwortete hierauf in zwei Erlassen vom 23. August [11]). Beachten wir dieselben, da es die letzten Befehle sind, die Mendoza vor dem angeblichen Abschluß der Uebereinkunft zugingen, ob der Kaiser vielleicht jetzt den bisher von Mendoza vertretenen Standpunkt mit einem milderen vertauschte. Alle Mittel soll der Gesandte aufbieten, die Session zu hintertreiben, so lautet des Kaisers Befehl. Gelingt es nicht, dann soll der Protest erfolgen. Bevor er aber in dieser Weise vorgehe, möge Mendoza, wie auf eignen Antrieb und wie es ihm gutdünke [12]), den Vorschlag machen, man möge doch mit dem Procediren in der Session und allen anderen conciliaren Akten einhalten, bis man sehe, wie sich die Angelegenheiten auf dem Reichstage entwickeln würden. Finde dies Anklang, für diesen Fall erhielt Mendoza die Erlaubniß, zu bemerken, daß auch der Kaiser auf seine Verwendung hin wohl darauf eingehen werde [13]).

Und nach dieser Instruction soll Mendoza, obschon ihm ausdrücklich eingeschärft worden war, ja nicht sich weiter, als die Grenzen der gegebenen Vorschriften erlaubten, einzulassen [14]), dies dennoch gethan, dem Befehle seines Herrn und Kaisers ausdrücklich entgegengehandelt haben [15]), indem er, wie M. erzählt, mit den

---

10) Döll. S. 99.

11) Maur. S. 111*—117*.

12) como de vuestro y como mejor os paresciere.

13) en tal caso prodreis ofrecer y asegurar que con el oficio, que en esto hareis, vernemos en ello.

14) no passando empero fuera de los terminos, que sin aprovechar en esto, podrian dañar a nuestra autoridad.

15) Die Anschauung Mendozas über die einzuschlagende Politik unterschied sich allerdings von der kaiserlichen, wie sich aus der Depesche vom 18. Sept. ergiebt. Aber dem Pabste gegenüber hat Mendoza den Befehlen seines kaiserlichen Herrn gemäß gehandelt, er würde nicht in so ruhiger und unbefangener Weise jene seine Auffassung darlegen können, wenn er vorher statt des kaiserlichen Gesichtspunktes seine eigenen Ansichten in der Verhandlung mit Rom

Cardinälen Farnese und Crescentio, die, wie er ja recht wohl wußte, jeden Augenblick vom Pabste desavouirt werden konnten, eine förmliche Uebereinkunft abschloß. Herr M. behauptet es [16]; ich glaube es um so weniger, da Mendoza am 5. Oktober schreibt, wie der Pabst dringend zu wissen wünsche, welche Aufnahme die Suspensionsmaßregel bei dem Kaiser gefunden habe, woraus also deutlich hervorgeht, daß von kaiserlicher Seite noch damals gar keine Aeußerung erfolgt war.

Herr M., nicht zufrieden mit diesem einen Irrthum, fährt in seinen Phantasien noch weiter fort. Nicht einmal, sondern öfter soll eine derartige Verständigung, die dann freilich jedesmal nicht zur praktischen Geltung kam, stattgefunden haben. Mit der rein fingirten Septemberconvention „schien aus dem zeitweiligen Bruche wieder eine neue Eintracht der beiden Häupter zu erwachsen". In diesem Momente bricht über die „glückliche Lage" des Pabstes, — gerade vorher hatte er gesagt, man habe den Pabst mürbe gemacht, alle diplomatischen Künste hätten demselben Nichts geholfen, „der Pabst mußte sich dem Kaiser ergeben" — ein furchtbares Donnerwetter herein durch die Ermordung Pierluigis [17], seines Sohnes. Dessen Leiche steht zwischen den Farneses und dem Kaiser. „Sie ließen wohl auf indirekten Wegen dem Kaiser noch Andeutungen zugehen, daß er mit ihnen noch immer seinen Handel schließen könne, aber auch der Cl. Farnese erklärte es Mendoza, wenn Karl sich nicht ihrer annehme, Gonzaga bestrafe,

---

hätte vorwalten lassen. Döllinger S. 116: Siendo criado y hechura de V. M. no pueda dejar en esto del concilio de decir mi opinion con la reverencia, que debo. Yo Señor tuve siempre por buena la suspension con seguridad que el concilio tornase a Trento, teniendo estos inconvenientes que agora se comienzan a mostrar. Der Kaiser wollte davon nichts wissen, da er damit die Rechtmäßigkeit der Translocation zugegeben haben würde.

16) Aber auch wenn M. Recht hätte, wäre es ungereimt, in der Wiedereröffnung des Concils einen „Bruch" der Uebereinkunft zu finden, da gerade von kaiserlicher Seite es vermieden worden war, die Zeit der Suspension zu fixiren. Mendozas Depesche vom 10. Sept. Bruchstück bei Maur. S. 154: pues la suspension es sin tiempo.

17) S. 155.

dann würde man bei dem Teufel Schutz suchen müssen" [18]). Der Pabst wendet sich an Frankreich, droht mit Fortsetzung der Verhandlungen am Concil.

Als inzwischen Karl Deutschlands Einwilligung zu einem Concil erhalten hatte, war es für ihn von Gewicht, wenn es gelang. den Pabst dazu zu bewegen, die Rückverlegung nach Trient vorzunehmen. Beachten wir, wie jetzt die oben geschilderten Dinge von einem ganz anderen Standpunkte aus beleuchtet werden.

„Wenn auch der Pabst noch so sehr dem Kaiser zürnen mochte, so durfte man doch wohl erwarten, daß er auf jene Nachricht von Deutschlands Unterwerfung hin sich dem Kaiser fügen werde".

„Es war den Politikern in Rom endlich klar geworden, was der Schlag der kaiserlichen Macht in Piacenza bezweckt hatte. Und dennoch gab es wohlmeinende Kirchenpolitiker, welche glaubten, sich mit dem Kaiser einigen zu können" [19]). Und dieser wohlmeinende Herr soll der Legat am kaiserlichen Hofe gewesen sein, der mit Granvella übereinkam, daß man den Farneses zwar eine Entschädigung gebe, daß der Kaiser aber Piacenza und Parma behalte und sofort das Concil in Trient wieder aufgenommen werde. Der Vorschlag dieses Compromisses macht auch den Pabst wieder unentschieden.

Schon aus den inneren Widersprüchen kann man ersehen, daß diese Behauptungen unrichtig sein müssen. Sollte wirklich Granvella ein Uebereinkommen mit Sfondrato getroffen haben, das, wie man es damals ausdrückte, die Particularsache mit der allgemeinen zusammenwarf, während sein kaiserlicher Herr damals demselben Sfondrato gegenüber es ernstlich verwies, als dieser ihn ersuchte, dem nach Rom in der Concilangelegenheit abreisenden Cardinal von Trient auch einen Auftrag über die Territorialfrage mitzugeben [20]), während nach Karls Wunsch selbst von den so weit-

18) S. 161.

19) S. 177.

20) pues-que costumbré nunca havia sido ni era, de mezclar los negocios generales con los particulares como siempre lo haviamos dicho; y que asi creiamos, que lo hacia su Sd. en esto del concilio, y que en lo de Plasencia se miraria lo que era razon. Maur. 126*.

aussehenden und nichtssagenden Versprechungen, welche nach und nach sein Gesandter in Rom machen, Sfondrato noch kein Wort erfahren sollte. Denn zu nichts weniger als zu einer Concession in der territorialen Frage hatte Karl Lust, falls nicht die päbstliche Politik ihrerseits zur Nachgiebigkeit sich verstand. Vorläufig galt es, eben dies zu erforschen, und deßhalb sollte, und zwar wie aus eignem Antriebe, der Cardinal von Trient in dem Pabste die Hoffnung wachrufen, daß, wenn nicht die Wiedergabe, so doch ein Ersatz für Parma und Piacenza erlangt werden könne [21].

---

21) Ueber die angebliche „Punktation" zwischen Sfondrato und Granvella, die S. 127* abgedruckt, ist es kaum nöthig, noch ein Wort zu verlieren. Es ist, wie M. sagt, eine einfache cedula, der Inhalt besteht aus zwei Absätzen. In dem ersten ist gesagt, daß der Kaiser sich entschlossen habe, über die Angelegenheit von Piacenza mit vom Pabste zu bezeichnenden Persönlichkeiten in Verhandlung zu treten, um je nach der Lage der Dinge Restitution oder anderweitigen Ersatz zu erörtern, aber — unter der Bedingung der Rückkehr des Concils nach Trient.

Der zweite Abschnitt enthält die mündlich dem Cardinal mitgegebenen Aufträge von Arras Hand geschrieben, größtentheils in wörtlicher Uebereinstimmung mit dem Passus der Depesche Karls Nov. 10, worin der Kaiser dem Mendoza davon Mittheilung macht. Und jener erste Absatz, der nach Maurenbrechers Mittheilung von „einem Italiener" — er ist italienisch — also von Sfondrato oder Mignonello (!) geschrieben sein soll, ist der Entwurf, vielleicht aber auch ein Auszug, aus der dem Cardinal von Trient mitgegebenen schriftlichen Neben-Instruction, von der Sfondrato nach des Kaisers Bemerkung eben keine Kenntniß haben sollte; se acabo la platica sin dar le a entender, que llevaria alguna comicion el cardenal de Trento sobre lo de Plasencia. Maur. 126*. Jedenfalls aber wurde der 2. Absatz dem Legaten sorgfältig verheimlicht. Es ist um so unbegreiflicher, daß M. dies nicht erkannt hat, da der zweite Absatz anfängt: Demasd e lo de arriba dado al Rev. mo de Trento se la ha dicho a bocca und Karl V schreibt in der erwähnten Depesche gleichlautend: demas de lo que se ha dado por escripto al dicho cardenal de Trento fuera de la instruccion — se le ha dicho de palabra. Herr M. würde mich in diesem Falle auch nicht durch die Versicherung überzeugen, daß seine Ueberschrift dem Archive von Simancas entnommen sei. Die angebliche Punktation ist nichts Anderes als eine geheime Nebeninstruktion für den nach Rom abgehenden kaiserlichen Gesandten!

Diese Uebereinkunft von der Herr M. zu melden weiß, löst sich also gleichfalls in Nichts auf!

Eben weil dem Familieninteresse des Pabstes nicht genügt wurde, fanden die kaiserlichen Vorstellungen bei Paul III kein Gehör. Wie früher stets, wies er darauf hin, wie nicht er, sondern das Concil eine Verlegung zu beschließen habe und dieses verlange, daß die Tridentiner auch nach Bologna kämen. Der Gegensatz verschärfte sich zum Protest; im Sommer 1548 sandte Paul III den Bischof von Fano zum Kaiser. Maurenbrecher fährt fort[22]):

„Es kam wirklich zu einer Vereinbarung. (Also wieder!) — Die kaiserliche Politik ihrerseits gab nach, daß man nicht in dem Streite der beiden Concilversammlungen fortfahre, daß man den Augen der Welt jenes unerquickliche Schauspiel entziehe, daß man also jede conciliare Handlung, sowohl in Bologna als in Trient, für die nächsten sechs Monate suspendire“ [23]).

Also der Kaiser sollte dies wirklich gethan haben, er sollte in eine Suspension des Bologneser Concils — von einem Concile zu Trient in jener Zeit zu reden ist natürlich unberechtigt, und Herr M. hebt a. a. O. selbst ganz richtig dies hervor — ohne Klauseln gewilligt haben! Herr M. citirt dazu ein Aktenstück aus Simancas, theilt mit Auswahl in zwei Anmerkungen Stellen daraus mit, die freilich für seine Ausführung eben gar nichts beweisen, sondern nur die vom Kaiser für die nach Deutschland zu entsendenden Legaten verlangten Fakultäten mittheilen. Die Stellen, worin der kaiserliche Standpunkt in der Concilfrage sich präcisirt, hat Herr M. leider nicht beachtet.

Es ist wahr, eine Suspension bewilligt Karl V, wenigstens zum Scheine; aber sind die Bedingungen, die er an diese Concession knüpft, nicht derartig, daß der Kaiser in der That in verschärfter Weise ganz dasselbe vertheidigt, was er bis dahin erstrebt hatte? Er ver-

---

22) S. 205.

23) Die weitere Darstellung des Herrn Vf. läßt wohl gleich wieder durchblicken, daß an dieser Stelle unter Vereinbarung nur eine „vorläufige Verabredung“ verstanden werden darf, diesmal bricht auch nicht der Pabst das Abkommen, dafür hat der Kaiser seinen Standpunkt aufgeben müssen.

langt, daß jene Suspension nicht etwa bloß in Bologna, sondern auch den Trientiner Prälaten notificirt werde. Nach Ablauf der sechs Monate soll die streitige Sache wieder ganz so stehen, wie in dem jetzigen Augenblicke. Ferner dürfe der Pabst die Bologneser Versammlung weder ausdrücklich noch stillschweigend, noch durch gleichbedeutende Worte als Concil bezeichnen und von allen auf diese Frage bezüglichen Schriftstücken, die aus der Kanzlei hervorgingen, möge man vorher Mendoza Einsicht zu nehmen gestatten. Schließlich wird ausdrücklich hervorgehoben, man dürfe ja nicht der Auffassung Raum geben, als ob er damit irgend eine Anerkennung der Translocation ausspreche, und der Kaiser verwahrt sich, daß keinem Worte diese Deutung gegeben werden dürfe [24]).

Das ist der Inhalt des Aktenstückes, und danach ist ersichtlich, daß Karl seinen Standpunkt auch jetzt auf das Entschiedenste fest-

---

24) Su M. no puede dexar de acordar a V. S., que en ninguna manera puede consentir novedad ni mutacion del dicho lugar de Trento, conforme a la obligacion que tiene a eos stados del imperio, quanto mas haviendolos reduzido a la submission del concilio specialmente en el lugar de Trento. . . . embiando las dichas facultades, como dicho es, V. S. quisiere hazer una vacacion o suspension, o como la quisieremos llamar porque no se esta en los vocables del dicho concilio por tiempo de seys meses solamente en nombre de Dios la haga, embiando a los perlados de Trento y Bolonia, que la reciban. Pero esto sea con tanto, que se haga de manera y expressamente, que las cosas quanto al concilio queden y se hallen en los terminos y en el mismo puncto que agora estan, passados los seys meses. Que todo lo que en esto caso pasare, y scripturas que se hizieren, o palabras formales o necesarias, que se huvieren de dezir, V. S. sea servida, que yo don Diego de Mendoça las vea y entienda antes para dar cuenta a su Mt. Zuletzt wird der Pabst noch ersucht que mire de no dar a los perlados de Bolonia titulo del concilio en las palabras y scripturas que sobresto se hizieren per tacitas o expressas o equivalentes palabras por no prejudicar directa ny indirectamente a lo que hastaquiso pretende y se ha dicho. Ich habe die von Montesa, der das Aktenstück bei Mendozas Abwesenheit dem Pabst zu übergeben hatte, am 10. September an König Ferdinand übersandte Abschrift benutzt. Wiener Haus- Hof- und Staatsarchiv Romana.

hielt und von einer Nachgiebigkeit keine Rede sein kann, vielmehr dem Pabste ein völliger Bruch mit der bisherigen Politik angesonnen wird. Er erlaubt die Suspension; aber die zugefügten Bedingungen beweisen, daß durch dieses scheinbare Zugeständniß, Karl am Sichersten seinen Zweck, die Verhinderung einer Suspension zu erreichen hoffte. Gerade bei dieser Gelegenheit hebt Karl womöglich noch entschiedener als sonst hervor, wie er der Versammlung zu Bologna seine Anerkennung verweigert. Auch jetzt ist der Standpunkt sachlich derselbe, wie damals, als Mendoza in Viterbo sagte: „que ni S. M. ni persona por S. M. podia consentir tacita ni expresamente a la translacion . . . .“ Und weil diese Worte dies am Klarsten bezeichnen, deßhalb hob ich sie hervor. Wie ich glaube mit Recht! Denn nie hat eine Verständigung in der Concilfrage zwischen Karl V und Paul III stattgefunden, nie hat letzterer die geschehene Maßregel, wie der Kaiser doch wünschte, zurückgenommen, nie sich dazu verpflichtet, also auch keine angeblich übernommene Verpflichtung gebrochen. Das ist es, was sich aus den Quellen, nicht aber aus dem Buche des Herrn M. erkennen läßt.

Auf eine Vertheidigung seiner Beurtheilung des Kurfürsten Moritz läßt sich der Vf. nicht ein. Es läßt sich annehmen, daß er, trotz alles selbstbewußten Pochens auf seine Forschung, seine Mängel erkennt, da er eine neue Darstellung in Aussicht stellt [25]).

An seiner Beurtheilung ist nämlich wirklich nur das Eine merkwürdig, daß Herr M. ernstlich zu glauben scheint, er habe überhaupt eine Auffassung geltend gemacht, die den Anspruch auf Neuheit mache, während er unsere Forschung auch nicht um ein Haarbreit in dieser Beziehung gefördert hat. Herr M. erfreut den Leser in der That doch nur mit Variationen des auf dem Dresdener Moritzmonument stehenden Spruches: „Was die deutsche Nation an

25) In dem gegen Waitz gerichteten Theile der Antikritik: „Waitz erhebt ferner eine Reihe von Einwendungen gegen meine Darstellung der Politik des Kurfürsten Moritz: auch hier finde ich mehr allgemeines Raisonnement als genaue Berücksichtigung meiner Erörterungen im Einzelnen. Es ist meine Absicht, demnächst auf die Discussion über Moritz in weiterer Ausführung einzugehen, dabei werde ich auch auf Waitz' Meinungen kurz zurückzukommen haben.“

ihm verloren rc."; während er auf die Verunglimpfung, die sein Held durch die theologische Geschichtschreibung erfahren habe, sehr erbost ist, verfällt er in ganz denselben Ton, wie ihn eben die Geistlichen bei des Kurfürsten Tode angestimmt haben. Mit Albinus und Sarcerius, Pfeffinger und Bugenhagen würde Herr M. sich sofort verstehen [26]), wenigstens mit ihrer officiellen Ansicht, denn in Briefen an Freunde reden sie anders. Und denselben panegyrischen Ton, den noch der letzte Biograph des Sachsenfürsten, v. Langenn vertreten hat, betet M. nach. Langenns Buch wird denn auch, während z. B. Voigt wegen zu großer Vorliebe für seinen Helden Tadel empfängt, rückhaltlos als treffliche Monographie anerkannt. Neu ist nur der Versuch, eine derartige Auffassung auch nach Rankes Forschung, unter Nichtbeachtung der von ihm festgestellten Thatsachen, ohne jeden Versuch eines Gegenbeweises, in einer Monographie dem Leser vorzutragen [27]).

Im Einzelnen freilich, da fehlt es nicht an angeblich neu entdeckten Thatsachen! Das Schlimme ist nur, daß die übrigen Menschen aus den angeführten Quellen etwas ganz Anderes herausgelesen haben und herauslesen werden. Herr M. stützt sich z. B. für seine Darstellung der Pläne des Kurfürsten, gegen den Kaiser aufzutreten, auf Voigts Fürstenbund. Aber eben aus diesem Aufsatze geht das Gegentheil von dem hervor, was M. behauptet: „daß nämlich Moritz nicht der Mann war, seinen a l t e n K r i e g s h e r r n ohne weiteres zu überfallen"; gerade aus Voigt ergiebt sich, daß allerdings Moritz Plan war, den Kaiser zu überraschen, und daß er es möglichst vermied, vorher offen seinen feindseligen Standpunkt zu bekennen. Und

26) Man warf gerade den Theologen vor, daß sie behaupteten, Kurfürst Moritz sei für das Vaterland gestorben. Es heißt in einer Schrift gegen die Theologen zu Wittenberg und Leipzig: „Sie rühmen und preisen nicht allein die bösen Thaten (des Kf.), sondern dürfen auch öffentlich Lügen, so nit allein der Deutschen, sondern auch fremden Nationen kunt und offenbar seint, für gewisse Wahrheit rühmen und schreiben, gleich als ob wir alle Klötz und Blöck wären, und nicht wüßten, gesehen noch gehört hätten, was diese vergangenen 7 Jahre geschehen wäre. Dresden Kriegsf. 170/35, f. 473.

27) Von dem Aufsatze von Cornelius, der die Rankesche Beurtheilung in wesentlichen Punkten wieder ergänzt und berichtigt, ist abzusehen, da derselbe erst nach dem Maurenbrecherschen Buche erschien.

man wird zugeben, daß jene Behauptung und die von mir gleichfalls getadelte Betonung der Sendung an den Kaiser im September 1551 gerade genügt, um die Voigtsche Darstellung auf den Kopf zu stellen.

Nicht besser steht es mit der von ihm „mit Nachdruck [28]) gegenüber der früher üblichen Auffassung“ geltend gemachten Behauptung, daß andererseits Karl V durch die Erhebung des Kurfürsten 1552 nicht plötzlich überrascht worden sei. Auf Grund „aktenmäßig festgestellter Thatsachen“ glaubt er diese Ansicht aussprechen zu dürfen; prüfen wir dieselben, zumal dies der einzige Punkt ist, wo er durch Heranziehen von Quellenstellen seine Ansicht zu behaupten unternimmt.

„Schon im Sommer 1550 äußerte sich der Groll der spanischen Höflinge laut und heftig über Moritz zweideutige Zurückhaltung“. Wahr ist daran nur, daß dem sächsischen Gesandten aus zweiter Hand Mittheilungen zugekommen sind, wonach die Spanier über den Kurfürsten sich mißtrauisch äußerten; und weßhalb? weil er eine Empörung vorbereite? Nein — weil er nicht zum Reichstage komme [29]).

„Im September 1550 finden wir, daß der kaiserliche Gesandte in Paris den Minister Granvella von einer „Conspiration“ benach-

---

28) Sieht der Leser das Buch an (S. 292), so findet man, daß der Nachdruck darin besteht, daß M. sagt: „Die Ansicht bedarf heute keiner Widerlegung mehr, als ob der Kaiser in rückhaltlosem, uneingeschränktem Vertrauen auf Moritz gerechnet rc.“ Von rückhaltlosem Vertrauen war bei Karl V freilich nicht die Rede; aber der Kaiser glaubte dennoch den Worten des Kurfürsten, um so mehr, da er ihn durch die Magdeburger Aussichten an sich gefesselt zu haben glaubte; daß ein besonders väterliches Vertrauen nicht existirt habe, das haben auch die bisherigen Darsteller erkannt. Herr M. ist sich, wie die Antikritik zeigt, auch völlig bewußt, daß er Widerspruch erhebt gegen die bisherige Auffassung; deßhalb hob ich nur das widersinnigste Citat Pap. d'état III 612 hervor, und wies die übrigen einfach von der Hand; jetzt bringt der Herr Vf. mit rührendem Eifer sie alle wieder heran — nur jenes eine wird durch zwei neue ersetzt.

29) Herr M. hätte statt Langenn I 448 nur den Textesabdruck II 318 ansehen sollen. Unter den Reden der „Spanier“ haben wir uns wohl nur den Wachtstubenklatsch spanischer Officiere und Soldaten zu denken.

richtigt hat"; Conspiration! verdächtiges Wort; also hat eine Conspiration existirt, also ist Kurfürst Moritz daran betheiligt gewesen, also hat Karl V an die Richtigkeit der Meldung geglaubt. Wie logisch und einfach ist doch dieser Maurenbrecherische Gedankengang gegenüber der Pedanterie, mit der Ranke[30]) den citirten Brief des Bischofs von Arras benutzt. Ranke findet aus demselben nämlich heraus, daß Arras sich durch eine Aeußerung des französischen Gesandten über eine Verschwörung gegen den Kaiser habe auf falsche Spur leiten lassen; er glaubt auf jene Mittheilung des kaiserlichen Gesandten habe Arras deßhalb kein Gewicht gelegt, weil ihm geschienen, als ob auch sie aus officieller französischer Quelle herstamme[31]).

Auch daraus, daß der venetianische Gesandte richtige Kenntniß von den Verhandlungen mit Frankreich zu haben scheint, wagt Ranke nicht einen Schluß auf des Kaisers Ansichten. Herr M. ist dazu natürlich sofort bereit.

„Im Sommer 1551 ist Karls Sinn über Moritz Benehmen vor Magdeburg von lebhaftem Mißtrauen erfüllt; er besteht trotz Ferdinands Gegenvorstellungen darauf, daß in der Successionsfrage der Unterhändler auch eventuelle Drohungen gegen Moritz gebrauche; und dennoch wagte Moritz die Ablehnung des kaiserlichen

30) Ranke sagt: es fehlte ihm nicht an Warnungen. Sogar der französische Gesandte hat dem Hofe einmal von einer Conspiration gesagt, von der er höre, wahrscheinlich nur um denselben auf eine falsche Spur zu leiten, die dann Arras verfolgte, natürlich ohne etwas zu entdecken: V 184.

31) Marillac, der französische Gesandte in Augsburg, erzählte dem Bischof von Arras von einer Instruction, die er erhalten habe, und der gemäß er über gewisse Dinge, falls er danach gefragt würde, unerwartete Aufklärungen machen dürfe. Arras aber glaubt nicht daran und schreibt darüber an den kaiserlichen Gesandten in Paris: cette instruction sécrète doit être sur la conspiration, dont vous avez donné avertissement, et laquelle ils auront envoyé pour prévenir içi, avant que celui, que nous jugeons avoir été envoyé par L. (den Connetable?) ou autres ministres, vous vint à reveler ce point de la dite conspiration, de laquelle, grâce à Dieu, nous ne pouvons jusques à oires aperçevoir aucune apparence. Pap. d'état III 455.

Wunsches". Die behaupteten Thatsachen sind unrichtig; aber auch wenn sie wahr wären, würde man nicht viel eher das Gegentheil von dem, was M. will, daraus schließen? Würde Karl Drohungen angewandt haben, wenn er gewußt hätte, daß Moritz mit Frankreich im Bunde sei? Würde er das Successionsproject, das nur durch die Nachgiebigkeit der Kurfürsten vollführt werden konnte, auch dann vorgebracht haben, wenn er sich doch sagen mußte, daß es den Bund mit Frankreich nur befestigen könne[32])?

„Dem Gesandten in Paris trägt damals, im August 1551, Granvella auf, allen französischen Anzettelungen nachzuforschen, auch zu erfahren, was Schärtlin, der Rheingraf und andere Deutsche[33]) mit König Heinrich geplant hätten: man hat also von solchen Plänen am kaiserlichen Hofe gewußt!" Ja freilich wußte man, daß Schärtlin und der Rheingraf in französischen Diensten und zwar in der Umgebung des Königs waren; man befürchtete, daß Frankreich

---

32) Die „eventuellen Drohungen" bestanden nämlich darin, daß Karl wünschte, der Gesandte möge wie aus eigenem Ermessen und gleich als ob er keinen Befehl dazu habe, den Kurfürsten darauf aufmerksam machen, wie eine Befreiung des Joh. Friedrich Nachtheile für ihn bringen könne, daß ferner Philipp, falls derselbe nicht Kaiser würde, leicht Versuche machen könne, sich in Niedersachsen festzusetzen. Gerade damit dies nicht Verdacht errege, wünschte er einen der bedeutenderen Räthe Ferdinands zu dieser Gesandtschaft verwendet zu sehen, einen solchen, der Moritz schon persönlich bekannt sei. Ferdinand äußerte die Besorgniß, der leidenschaftliche und schlaue Fürst könne dadurch leicht Veranlassung nehmen, neue, andere Bahnen einzuschlagen. Karl theilt diese Befürchtung nicht, da er Moritz durch die bezüglich Magdeburgs eröffneten Aussichten hinlänglich an sich gefesselt glaubte, und bemerkt, der Gesandte könne jene Bemerkungen in einer Weise vorbringen, die, weit entfernt Verdacht zu erwecken, Moritz vielmehr zur Dankbarkeit verpflichte. Ob aber dem Grafen Schlick, der schließlich die Werbung überbrachte, jene Nebeninstruction auch gegeben wurde, ist sehr zweifelhaft. Da Moritz das Successionsprojekt endlich in weit milderer Form ablehnte, als z. B. der Kurfürst von Brandenburg, so sehe ich nicht, wie deßhalb Karl V gerade gegen den Sachsen, der in seinem und des Reiches Auftrag den Krieg gegen Magdeburg führte, besonderen Verdacht gefaßt haben sollte. Vgl. eben die von M. citirte Stelle Bucholtz VI 466.

33) z. B. glaubte man, der Herzog Friedrich von Liegnitz wolle in französische Dienste treten. Pap. d'état III 578.

diese Leute benutzen werde, um in Deutschland Truppen zu werben, da man ja jeden Augenblick den Ausbruch der Feindseligkeiten erwartete. Von Kurfürst Moritz aber ist hier gar nicht die Rede[34]).

Von dem Briefe der Königin Maria, 5. Oktober, hatte ich gesagt, daß derselbe nur Möglichkeiten erörtere, alle möglichen Vorschläge, chasteaulx en Espagne, legt sie Arras vor, um darunter die in der schwierigen Lage zweckmäßigen auszuwählen; aber sie weiß nichts von dem Bunde des Kurfürsten und des jungen Landgrafen mit Frankreich. Verdacht hat sie gegen Moritz, und deßhalb ist ihr Rath, man möge kein Geld sparen, den sächsischen Kurfürsten zur Annahme einer Bestallung als Reitergeneral gegen die Türken zu veranlassen. Lehne dies Moritz ab, dann sei klar, wie er nichts Gutes im Schilde führe, und dann müsse man Johann Friedrich gegen ihn verwenden oder den Landgrafen Wilhelm von Hessen zum Eintritt in kaiserliche Dienste bewegen, sei auch dies vergeblich — dann den Grafen von Nassau. Ringsum sieht sie Gefahren und weist auf verschiedene Wege hin, denselben zu begegnen, praktische wie unpraktische. „Ich schreibe Euch im Vertrauen die Hauptpunkte meiner Phantasien, nicht um dabei stehen zu bleiben, sondern damit Ihr auswählt, was dem Interesse des Kaisers am meisten entspricht". Von einer Kenntniß des Bundes mit Frankreich finden wir in diesem Briefe k e i n e S p u r; hätte die Königin sonst noch den Rath geben können, Moritz oder Wilhelm von Hessen für den kaiserlichen Dienst zu gewinnen?[35])

Und alle bisher angeführten Stellen reichen nur bis Anfang Oktober 1551, während es vor Allem auf das folgende halbe Jahr, auf die Zeit, die eben dem Ausbruche unmittelbar vorherging, ankommen muß. Und aus dieser Zeit bringt Herr M. jetzt wirklich einige Nachrichten bei, Depeschen Stroppianas, des Gesandten von Savoyen, die aber auch wieder nur constatiren, daß man am 28. De-

---

34) Daß man auf Moritz eben die Worte „autres de la Germanie" nicht beziehen kann, ist klar; man hat an die Schärtlin, Roggendorf und andere abenteuernde Söldnerführer zu denken.

35) Lanz Corresp. III 78.

cember anfing Argwohn gegen den Kurfürsten zu fassen [36]), daß am 4. Febr. der Berichterstatter noch nicht weiß, ob Markgraf Albrecht in Paris oder in Königsberg gewesen ist und darüber erst am 27. Febr. Aufklärung erhält. Am 15. März meldet derselbe Savoyische Gesandte, daß ein demüthiger Brief des Kurfürsten an den Kaiser eingelaufen sei.

Hätte Herr M. die übrigen diesen Monaten angehörenden Briefe benutzt, so würde er gefunden haben, daß die bisherige Auffassung die richtige ist, und daß er einen vergeblichen Versuch gemacht hat, sie zu beseitigen. Warnungen kamen vielfach an den Kaiser, Argwohn gegen Moritz war vorhanden, aber dennoch glaubte der Kaiser nicht an die drohende Gefahr, und Gegenmaßregeln wurden erst getroffen, als es zu spät war. Um nur auf eins hinzuweisen, wie wollte man es sonst erklären, daß Karl V am 3. Januar eben die geistlichen Kurfürsten, auf deren Unterstützung er doch hoffen mußte, in Trient festzuhalten suchte, indem er ihnen sagte, die Gerüchte von Gefahren seien unbegründet, das Werk unruhiger Köpfe, verständige Menschen würden sich durch solchen Wahn nicht von ihrem Eide abbringen lassen [37]). Es wäre ein Leichtes, die Beweise zu häufen; ich halte es aber für überflüssig, da dadurch eine bereits anerkannte Wahrheit demonstrirt würde und es mir hier nur darauf ankommt, die Scheingründe des Gegners zu beseitigen.

Gleiches Mißgeschick hat M. mit der folgenden Bemerkung, daß Ferdinand die gegen den Bruder vorbereitete Bewegung gerne gesehen, jede Mittheilung über sie demselben verweigert habe.

---

36) On commence à soupçonner.

37) Auszug bei Voigt, Fürstenbund 159. Der sächsische Gesandte Wolf Koller schreibt am 26. Dec. 1551 an den Kf. Moritz von Innsbruck, wo er sich auf dem Wege zum Concil aufhielt: E. Kf. G. kan ich in untertenigkeit nit verhalten, das mir ein vertrauter freund der E. Kf. G. ganz treulich und wol meint auf vertrauen angezeigt, wie der Kai. M. allerlei schreiben und zeitung einkemen E. Kf. G. person belangend, dadurch man gern die Kai. M. gegen E. Kf. G. in ein mißvertrauen füren wolte. J. M. geben aber dergleichen auch der bischof von Arras dem noch zur zeit nit glauben . . . . Dresdener Staatsarchiv. Aehnliche Stellen ließen sich in großer Zahl beibringen.

Voigts Ansicht[38]) wird von ihm auf den Kopf gestellt; die Worte: je continuerai voulentiers d'adviser V. M. de ce que pourrai entendre destites affaires werden mit: „Ich weiß nichts davon“ wiedergegeben. Jetzt erfährt man aus der Antikritik, daß jeder Kenner diplomatischer Schriftstücke sofort sehen muß, daß dies nur selbstverständliche Höflichkeitsreden sind, daß die Bedeutung des Schreibens lediglich darin liegt, daß Ferdinand den Kaiser mit seiner Bitte von sich fort an Schwendi verweist, also selbst nichts mit der Sache zu thun haben wollte.

Sehr scharfsinnig! Sofort muß man durch diese Phrase überzeugt sein. Wenn nur nicht das fatale Wort continuerai dastände, aus dem man ersieht, daß doch schon einmal vorher von Seiten Ferdinands der Kaiser in der That gewarnt worden war, und wenn nicht bei Bucholtz VII 23 im Auszuge der unmittelbar vorhergehende Brief des Königs an den Kaiser, in dem eben jene ersten Nachrichten erfolgten, abgedruckt stände[38a])! Möge Herr M. auch hier die Trennung zwischen Höflichkeitsphrasen und dem eigentlichen Sinne vornehmen! Vorläufig wird der Leser daraus ersehen, daß 1) nicht Karl sich zuerst an Ferdinand um Mittheilung wandte, sondern dieser selbst die Initiative ergriff, um die Rede auf diese Dinge zu bringen; 2) daß Ferdinand wirklich dem Kaiser Mittheilungen zukommen ließ; 3) daß der Hinweis auf Schwendi nichts Auffallendes hat, da Schwendi eben in der Umgebung des Kurfürsten war, Ferdinand dadurch nur verhindern wollte, daß man ihm allein die Verantwortlichkeit aufbürde, indem er wohl wußte, wie mißtrauisch der Bruder war; eben aus der Instruction vom 3. März ersehen wir, daß er trotzdem dasselbe nicht völlig zu bannen vermochte[39]).

---

38) Voigt sagt: Durch Nachforschungen seines Bruders . . . hatte er erfahren . . . Fürstenbund 165.

38a) Es scheint, daß man neue Liguen und Bündnisse mache, wobei u. A. gesagt wird, daß auch der Kf. Theilnehmer sein könnte.

39) Das Vorhandensein des Mißtrauens beweist noch nicht, daß dasselbe begründet war. In der Zeit vom 2. Dec. bis 3. März konnte sich die Stellung der beiden Brüder noch mehrfach ändern. Hier ist nicht der Ort, die Haltung Ferdinands im März 1552 zu erörtern. Die Instruction vom 3. März als Antwort auf diesen Brief Ferdinands zu fassen, ist unrichtig.

Auch die Behauptung, daß Karl V den Passauer Vertrag habe umstoßen wollen, wird von M. mit Entschlossenheit vertheidigt. Auch hier beruft er sich gerade auf die Stellen, aus denen ich die Veranlassung nahm, seine Ideen zu bestreiten [40]).

Nach meiner Ansicht hatte Karl V, der noch im Kriege mit Frankreich, dessen Bruder von den Türken bedroht war, allen Grund, die Wiederherstellung des Friedens in Deutschland zu wünschen, und wir finden keine Beweise dafür, daß er dies nicht gethan haben sollte. Der erste der von M. angezogenen Briefe beweist nichts Anderes, als daß der Kaiser sich keinen Einbildungen darüber hingab, daß Moritz wohl auf den ihm günstigen Bestimmungen des Passauer Vertrages bestehen, aber seinerseits die gegebenen Versprechungen zu erfüllen sich durchaus nicht beeilen werde. Falls dies nun geschehe, falls er von Moritz betrogen würde, dann erklärt er, wolle er an den Vertrag nicht mehr gebunden sein. Des Kf. Moritz Bitte um längere Festhaltung Johann Friedrichs hatte er abschläglich beschieden, da er dieselbe ebenso wenig erfüllen, als die

40) Es handelt sich um folgende Stellen des Buches S. 314: Und gegen diese allgemeine Richtung auf den Frieden arbeitete der Kaiser noch eine Zeitlang an, in vereinzelten Schlägen und Stößen seine Kräfte versuchend. — Schon wenige Wochen nach der Unterzeichnung des Vertrages hatte Karl geäußert, wenn Moritz nicht pünktlich und genau alle einzelnen Stipulationen erfülle, werde er sofort die erste Gelegenheit ergreifen, nach seiner Anschauung in Deutschland eine andere Ordnung zu schaffen. Und als nun Heinrich von Braunschweig gegen die ihm auferlegten Bedingungen reklamirte, als dort eine lokale (!) Fehde auszubrechen drohte, die einen Theil der Passauer Bestimmungen zerriß, da meinte Karl diesen Anlaß schon gefunden zu haben, aus dem er den Vertrag zu verwerfen berechtigt wäre. — S. 319: Das größte Hinderniß fanden Karls Agenten in dem Heidelberger Fürstenbunde, der den wühlenden Umtrieben des Kaisers durchaus nicht als Werkzeug dienen wollte. — S. 323: Die conservativen Elemente im Reiche, die den Passauer Vertrag begründet und die der unruhigen Politik des spanischen Kaisers entgegenzutreten entschlossen waren, — Moritz und Ferdinand und der Heidelberger Bund haben sich die Hand zur Bekämpfung des Markgrafen gereicht. Herr M. ist nicht im Stande auch nur irgend eine Quellenstelle zum Beweise seiner Behauptungen anzuführen.

Ratification des Vertrages habe unterlassen können. Aus dieser Erklärung, er werde, falls Moritz den Vertrag bräche, sich auch nicht für gebunden erachten, folgert M., daß Karl auf den Bruch hingearbeitet habe.

In dem Schreiben vom 17. Okt. frägt Karl V den Bruder um Rath, was auf die Bitte des Herzogs von Braunschweig, der, weil die Restitution der Junker in den früheren Besitz darin festgesetzt war, den Vertrag nie ratificirt hatte und jetzt die Suspension desselben wünschte, wohl zu geschehen habe. In jedem Falle sah er Verwicklungen; er fürchtete des Herzogs Widerstand und anerkannte, daß andererseits Nachgiebigkeit eine Verletzung des Vertrages von Passau sein würde, und nun sollte Ferdinand einen Mittelweg vorschlagen, was auch geschah [41]).

Ferner aber spricht der Kaiser in diesem Briefe freilich aus, daß, wenn der Mecklenburger, von den Hessen unterstützt, neuen Aufruhr errege, daß dann auch er nicht an den Vertrag gebunden sein wolle. Wie König Ferdinand, so werden auch wir dem Kaiser zugestehen müssen, daß er durch ein solches Verhalten der Gegner berechtigt worden wäre, gegen den offenbaren Friedbrecher aufs Strengste vorzugehen [42]).

Damit beschließt Herr M. die gegen meine Kritik seiner Darstellung erhobenen Einwendungen. Zu meinem Bedauern ist er auf den einzigen Punkt, wo er sich vielleicht rechtfertigen konnte, wo ich eine Erklärung dringend gewünscht hätte, nicht eingegangen. Herr M. hatte nämlich im Widerspruch gegen Ranke V 194 behauptet, daß die rheinischen Kurfürsten Frankreich gegenüber energisch aufgetreten seien. Er meint, Heinrich II hätte damals, als er gegen den Rhein zog, eine Erhebung der deutschen Nation befürchten müssen,

---

41) Considerant d'ung coustel, que si l'on ne lui accorde la suspension — il se pourrait de ceçi susciter nouveau trouble; d'autre part suspendant ou faisans changer aux dites comissions ce serait de mon coustel contrevenir au traicté de Passau.

42) Vre. M. auroit juste cause proceder contre eux, comme rebelles et infracteurs de la dite confederation. Lanz III 509. Brief Ferdinands vom 27. Okt. Antwort auf den Brief Karls vom 17. Okt.

und beruft sich hiefür auf einen Brief eben jener Kurfürsten, der in Abschrift in Simancas vorhanden sei. Ich hatte erwidert, daß jenes Schreiben der Kurfürsten das direkte Gegentheil von dem, was M. behaupte, besagen müsse. Ich durfte dies thun, da alle Citate aus Druckwerken, die M. für diese Frage machte, sich als falsch erwiesen, obgleich ich die Möglichkeit nicht verkannte, daß ja vielleicht die Kurfürsten dem Kaiser falsche Mittheilungen über ihre Haltung zu Frankreich hätten zukommen lassen und ein zweideutiges Spiel treiben können. Wäre Herrn Maurenbrechers Mittheilung wahr gewesen, hätte er den Einwand gestützt auf sein Dokument zurückweisen können, welch interessantes Licht würde dadurch auf die Haltung jener Fürsten fallen, die vor dem Franzosen kriechen und gleichzeitig dem Kaiser ein energisches Schreiben, das sie angeblich an Frankreich gerichtet, zusenden.

Herr M. schweigt; er wird sich also überzeugt haben, daß er den Brief falsch verstanden hat.

Wenden wir uns nun zu dem über die Aktenedition Gesagten, so habe ich zuerst auf die gegen meine Behauptung, „daß der Vf. mit der Autorschaft der Briefe es zuweilen wenig genau nehme", gemachten Bemerkungen zu antworten[43]). Die Art der Benutzung des Campeggioschen Memoires, der ersten von ihm mitgetheilten Beilage, vertheidigt Herr M. nicht. Und die „articuli notati", das andere Aktenstück, von dem ich redete, will er jetzt nur „gleichsam" als den Inhalt der Erörterungen im kaiserlichen Rathe bezeichnet haben, wogegen nichts einzuwenden ist, da damit nichts gesagt

43) Denn, da der Vf. wenigstens die früher in dem Buche befolgte Citirmethode fallen läßt, so darf man es nur für einen Scherz halten, wenn der Vf. sich hinter die „guten Gründe" rettet, die er bei seiner gruppenweisen Zusammenstellung gehabt haben will. Er wird nicht leicht Jemanden überzeugen, daß die chronologische Anordnung aufzugeben sei, um unter der Rubrik „Mittheilungen Karls an seinen Sohn Philipp" auch Briefe von Vargas, von Karl an den Vicekönig von Neapel, von König Ferdinand an Karl mitzutheilen. Und auf seine Vorrede brauchte er sich bezüglich der hervorgehobenen sonstigen Mängel nicht zu berufen, da ich nicht solche Fehler hervorhob, deren Grund in dem dort hervorgehobenen Umstande lag, daß er bei der Arbeit in Simancas noch nicht eine Publication im Sinne hatte, sondern nur behauptete, daß auch hiervon abgesehen die Edition ihre Mängel habe.

ist. Aber wenn er behaupten wollte, es sei wirklich das Resultat der Berathungen des Staatsraths in diesem Aktenstücke niedergelegt, und so hatte er es wenigstens im Buche benutzt: dagegen würde man Einsprache erheben müssen. Ich wenigstens glaube schwerlich, daß der Staatsrath dem Kaiser gesagt haben würde: certo credat quod si istam expeditionem debito modo aggrediatur, quod cito finiet eam, und daran weitere Ausführungen geknüpft haben sollte, wie der Kaiser nicht bloß den Glauben dadurch befestigen, sondern auch weltliche Vortheile erlangen werde. Und ist es wahrscheinlich, daß die kaiserlichen Staatsmänner ihr Gutachten hätten schließen sollen: Multi praeterea possent articuli his super addi qui tamen in executione luculentius et commodius disputabuntur? Es ist weit wahrscheinlicher, daß in dieser Weise ein Einzelner, jedenfalls wohl kein praktischer Staatsmann, sondern wohl ein Geistlicher zu dem Kaiser reden durfte. Herr M. scheint auch jetzt selbst dies einzusehen, wenigstens wagt er das Aktenstück jetzt in der Polemik gegen Waitz über Karls Absichten bei dem schmalkaldischen Kriege nicht mehr zu verwenden [44]).

In günstigerer Lage war Herr M. bei dem anderen Aktenstücke. Hier genügte, um die Autorschaft des Idiaquez zu vertheidigen, die Angabe, daß die Ueberschrift, die er mittheilt, schon auf dem Aktenstücke selbst sich findet [45]); er konnte sie aber über allen

---

44) Vgl. die Stellen des Buches S. 25 und 108. Hier hatte gestanden: Schon im Jahre 1530, als man im kaiserlichen Staatsrath davon sprach, daß man Gewalt gegen die Protestanten werde anwenden müssen, schon damals war es die Meinung der Legaten und der kaiserlichen Minister, daß dabei nicht der Grund der Religion vorzuschieben sei, sondern daß man auf reichsrechtlichem Wege, wie gegen Rebellen und Empörer durch Reichsacht und Execution dieser Reichsacht vorgehen solle. Und genau nach diesen damals entwickelten Plänen hat der Kaiser 1546 sein Verhalten geregelt. Und dafür wurden jene articuli geltend gemacht.

45) Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, wie gerade über derartige Aktenstücke schon bei der Edition erklärende Bemerkungen erforderlich gewesen wären. Herr M. weiß es recht wohl, daß der Herausgeber nach sonstigem Gebrauche selbst eine Ueberschrift macht, die wenigstens Autor und Adressaten enthält, ohne zu berücksichtigen, was gerade ein Kanzlist auf der

Zweifel erheben durch die einfache Mittheilung, daß dasselbe von Idiaquez eigenhändig geschrieben sei.

Daß der „Staatssekretair Cobos“ der Adressat sei, hatte ich nicht bestritten, sondern nur die apodiktische Sicherheit, mit der dies behauptet worden, getadelt. Und darüber redet nun Herr M. sehr viel, aber freilich wenig verständig. Daß Idiaquez Berichte nach Spanien zu schicken hatte, das bezweifelt Niemand. Aber wie thöricht ist die Behauptung, daß „im spanischen Archive alle Originalschreiben aus Deutschland in jener Zeit von seiner Hand geschrieben seien“. Muß durch diese Uebertreibung der Leser nicht fast wieder schwankend werden, ob des Herrn M. Behauptung über die Autorschaft des Idiaquez überhaupt begründet ist! Denn da findet man natürlich gleich S. 33* bei Maurenbrecher einen Brief vom Jahre 1546, der an denselben Cobos von Erasso gerichtet ist [46]), und dieser wieder war nicht Staatssekretair, wie M. meint, sondern Comendador mayor de Leon. Ich habe keinen Grund zum Zweifel; aber bewiesen ist es nicht, daß Cobos der Adressat ist. Und das hätte M. hervorheben müssen.

Zum Schlusse führt Herr M. einen ungenau ausgedrückten Satz meiner Recension an, der ihm die Möglichkeit zu seiner Annahme, als habe ich verschiedene Dinge zusammengeworfen, allerdings darbietet. Es liegt dies indessen einfach daran, daß ich es unterlassen hatte, für den ersten Theil meiner Behauptung: „es fehlt die Angabe, ob ein Brief ganz oder theilweise abgedruckt ist“, die Belege hinzuzufügen, was ich jetzt nachholen kann [47]). Und da-

---

Außenseite eines Aktenstückes geschrieben hat. Sind solche Aufschriften von Werth, dann hatte Herr M. darauf aufmerksam zu machen. Jetzt weiß man nach Herrn M. Erklärung auch den Grund, weßhalb so viele Aktenstücke unklare und ungenügende Ueberschriften haben. Herr M. hat sie aus dem Originale in Simancas herübergenommen.

46) Die Ueberschrift bei M. lautet: **Erasso al Com. mayor en cifra.** In dem Register ist gesagt, daß Cobos darunter zu verstehen ist.

47) Während bei sehr vielen Briefen eine Anzahl von Punkten am Anfang oder Schluß die Unvollständigkeit andeutet, fehlt diese Angabe bei N. 15 S. 110*, N. 20 S. 58*, N. 23 S. 64*, N. 20 S. 121*, N. 21 S. 125*. Nur der Sinn zeigt die Unvollständigkeit.

für, daß bei diesen unvollständigen Abdrücken nicht immer der Gesichtspunkt, wenigstens alles Wichtige aufzunehmen, beobachtet wurde, dafür wies ich auf N. 2 S. 154* hin, wo eben gegen das Princip, daß ein auszugsweiser Abdruck alle die Stellen, wo es auf den Wortlaut ankommt, auch wörtlich mittheilen muß, gefehlt ist [48]).

Sachlich bin ich mit den Auslassungen der Antikritik zu Ende. Ich darf mir aber wohl nicht verhehlen, daß ich dem Herrn Vf. gerade da, wo er seine Hauptkraft verwendet, auf dem Gebiete der Injurie, der Charakterverdächtigung, der Denunciation nicht entgegengetreten bin, ihn hier völlig sich selbst überlassen habe. Hier aber schien mir eine Berücksichtigung des Gegners ebenso unnöthig, wie unverträglich mit der Achtung, die man dem Leser und sich selbst schuldet.

---

48) Man mag dieses eine Beispiel kleinlich finden; das Princip aber, daß der Herausgeber von Aktenstücken alle die Stellen, wo er selbst den Wortlaut für wichtig hält, auch wirklich wörtlich mittheilen muß, steht fest, und daß Herr M. dies nicht beachtet hat, sahen wir oben auch in wichtigeren Punkten.

VI.

Zusatz zu Druffels Entgegnung.

Von

W. Maurenbrecher.

So gut und vornehm auch die letzten Worte der Entgegnung klingen, sie sind in diesem Streite durchaus nicht am Platze.

Die Leser meiner Antikritik werden sich erinnern, um was es sich zwischen Herrn von Druffel und mir handelt. Ich habe behauptet und mit einer Reihe von Beispielen belegt, daß Herr von Druffel gegen mein Buch jene Recensentenkünste angewandt hat, die sich kurz dahin zusammenfassen lassen: nicht aus den gegebenen Quellen die gegebene Darstellung eines Autors zu widerlegen, sondern den Autor oder die Quellen Dinge sagen zu lassen, welche dieselben nicht gesagt haben, — ein Verfahren, bei dem es wenig Mühe kostet, durch eine Kritik einen Autor scheinbar zu vernichten. Diese Behauptung bildet den Inhalt meiner Antikritik: sie ist es, welche Herr von Druffel jetzt Injurie, Charakterverdächtigung, Denunciation zu nennen beliebt. Ich meine, auf die Bezeichnung kommt nicht eben viel an: es kommt hier einzig und allein auf die thatsächliche Begründung jenes in der Antikritik ausgesprochenen Vorwurfes an: allerdings nicht auf die Begründung des Urtheils, ob er oder ich Recht habe in der Auffassung des Kaisers, des Pabstes, des Kurfürsten Moritz, — darüber werde ich nachher noch ein paar Worte sagen, sondern auf die Begründung des Satzes, daß er bald den Quellen, bald meinem Buche Dinge andichtet, die nicht darin stehen,

oder auch umgekehrt Dinge wegläßt, die sich dort finden, und die für die streitigen Fragen entscheidend sind. Wäre es seiner Entgegnung gelungen, diese meine Anklage, nicht wahrheitsgetreu citirt zu haben, zu entkräften, so würde ich gern und sofort bereit sein, die harten Worte, die ich gebraucht, zurückzunehmen; hat er aber einen solchen Beweis nicht geliefert, so bleibt meine Charakteristik seines Benehmens bestehen: es bleibt alles das bestehen, was er Injurie, Charakterverdächtigung, Denunciation nennt, — und dies selbst in dem Falle, wenn er wirklich hier und da meiner Geschichte Karls V einen oder den anderen Irrthum nachgewiesen hätte.

Einzig und allein darum handelt es sich hier, ob jener Vorwurf durch Herrn von Druffel widerlegt worden ist. Wäre es nun von unseren Lesern zu erwarten, daß sie bei jedem Streitpunkte mein Buch und seine Recension, meine Antikritik und seine Entgegnüng überall vergleichen wollten, so würde ich es für überflüssig halten, hier aufs Neue das Wort zu ergreifen: so deutlich und unverkennbar klar liegt der Sachverhalt zu Tage. Nicht in einem einzigen Punkte hat Herr von Druffel die vorgebrachten Beweise meiner Anklage entkräftet, an den meisten hat er gar nicht einmal den Versuch einer Widerlegung gemacht. Er begnügt sich den erdichteten und von mir gebührend zurückgewiesenen Vorwurf gegen mein Buch einfach und ruhig zu wiederholen und dünkt sich damit mich widerlegt zu haben. Es sei mir gestattet dies so kurz als möglich hier anschaulich zu machen.

Zunächst was den Speierer Reichstag von 1526 angeht, so hatte ich es gerügt, daß Herr von Druffel in meine Worte einen Sinn hineingelesen, der nicht darin enthalten ist. Dies soll nach der Entgegnung jetzt auf einem „Irrthum" beruhen. In der Recension hatte er mir vorgeworfen, ich lege das Mißverständniß nahe, als sei damals an persönliche Religionsfreiheit gedacht worden. Jetzt citirt er selbst die Stelle meines Buches, in der ich wörtlich den Reichsschluß anführe, daß jeder Stand die Religionsfreiheit haben sollte; er citirt ferner selbst eine Stelle, in der ich aus späterer Zeit das Begehren allgemeiner Religionsfreiheit als eine Ausdehnung des Religionsfriedens bezeichne. Und bei dieser Sachlage soll ich ir-

thümlich behauptet haben, daß er in jener Stelle der Recension mir eine Meinung unterschiebe, die ich nicht ausgesprochen?

Ueber den Nürnberger Religionsfrieden von 1532 hatte er mich belehrt, daß dort der Grundsatz von 1526 nicht für alle Protestanten, sondern allein für die Schmalkaldener Bundesgenossen anerkannt worden sei. Jeder Leser der Recension mußte denken, daß ich das Gegentheil behauptet hätte. Die Illoyalität dieses Verfahrens hatte ich in der Antikritik gerügt, indem ich hervorhob, daß mein Buch genau denselben Hergang erzähle, wie die Recension. Meine Beschwerde richtete sich also auch an dieser Stelle auf die fälschende Berichterstattung meines Recensenten: ich meine, das lange Gerede auf S. 130 und 131 bringt gegen diese Beschwerde gar nichts bei, ja, wie der Leser bemerkt haben wird, hat es sie gar nicht berührt, sondern sie mit bedeutungslosen Redewendungen zu verhüllen gesucht.

Ganz in derselben Weise erledigt sich, was Herr von Druffel über meine angeblichen Widersprüche betreffs des Tridentiner Concils sagt. Ich hatte erzählt, daß Kaiser und Pabst, die Häupter und Leiter des Concils neben den religiösen auch durch politische Momente sich lenken ließen; ich hatte weiter bemerkt, daß durch die vom Concil beliebte Abstimmungsweise der Pabst die Möglichkeit gehabt, jeder Zeit über eine dienstwillige Majorität zu verfügen; zuletzt hatte ich ausgeführt, daß die spanischen Theologen, obgleich sie nie die Majorität gehabt, durch ihre geistige Bedeutung die dogmatischen Entscheidungen bestimmt und den Tendenzen des Kaisers vielfach Vorschub geleistet. Jeder sieht, daß diese Sätze sich gar nicht berühren, viel weniger widersprechen. Herr von Druffel aber bringt sie auf die Liste meiner „seltsamen Widersprüche“; es ist ihm dies nur dadurch möglich, daß er jeden meiner Sätze seiner näheren Bestimmungen entkleidet und so als Inhalt meiner Darstellung den Aberwitz construirt, den er auf S. 131 oben zur Erbauung der Leser wiederholt hat.

Eine noch stärkere Leistung war die Weise, wie er die Stelle auf S. 59 meines Buches citirte. In der Entgegnung freilich verschiebt Herr von Druffel wiederum die Frage. Ich habe ihm nicht vorgeworfen, daß er — wie er dies jetzt darzustellen sucht — den Unterschied zwischen den spanischen und deutschen Reformbestrebungen

nicht begriffen; sondern meine Anklage ging dahin, daß er durch Auslassung der entscheidenden Worte meinem Buche eine nicht existirende Thorheit angedichtet habe. Wenn ich dort gesagt, Karl hätte eine Reform im Leben der Kirche nach dem Sinne der Spanier gewollt, aber eine Aenderung im Dogma und eine Neugestaltung des kirchlichen Lebens, wie man sie in Deutschland verlangte, sei ihm ein Greuel gewesen: so ließ Herr v. Dr. frischweg die hier gesperrten Worte aus und war so im Stande einen höchst absurden Widerspruch mir nachzuweisen. Ueber diese seine kritische Heldenthat, die allein schon hinreichte, seine ganze Recensentenarbeit zu kennzeichnen, geht er jetzt in der Entgegnung ohne jeden Versuch einer Entschuldigung hinweg und zieht es vor, mich zu examiniren, was denn eigentlich unter dieser deutschen Neugestaltung des kirchlichen Lebens, im Gegensatz zur spanischen, verstanden sei, „natürlich abgesehen", setzt er dabei hinzu, „von der Aenderung im Dogma". Der Zusatz ist vortrefflich! Als wenn bei den Forderungen der deutschen Reformatoren für Neugestaltung des kirchlichen Lebens nicht Alles von dem dogmatischen Gegensatze ergriffen und abhängig gewesen wäre? Welcher bona fide verfahrende Leser kann einen Augenblick an dem Sinne meines Satzes zweifeln? Auch Herr von Druffel war erst dann im Stande, Zweifel und Anstoß an ihm zu finden, nachdem er ihn selbst durch jene von mir gerügte Auslassungen gefälscht hatte!

Diese Fälschung aber liegt ganz offen und nackt zu Tage; — es ist auch Herrn von Druffel unmöglich gewesen, sie in seiner Entgegnung zu leugnen: ich bin also berechtigt, die in der Antikritik hier angeknüpfte Charakteristik seines Verfahrens in geschärftem Ausdruck zu wiederholen. Ich wüßte nicht, wie ich einem solchen Verfahren gegenüber in anderem Tone reden sollte. Ich glaube, es giebt Fälle, wo unumwundene, rücksichtslose Schroffheit und Schärfe eine Pflicht gegen die Wissenschaft selbst ist, und ich meine es genügend nachgewiesen zu haben, daß Herrn von Druffel gegenüber wir uns in einem solchen Falle befinden.

Wird es nöthig sein, diese Erörterung noch länger fortzusetzen und den Leser mit der Wiederholung desselben Bildes zu ermüden? Die Ausreden der „Entgegnung" sind alle von gleichem Schlage

und Werthe; es wäre Zeitvergeudung, alle einzeln zu besprechen. Die Hauptsache dieses Streites ist hiermit völlig erledigt: mit einem Gegner, wie er sich selbst hier dargestellt hat, würde man eine sachliche Controverse ablehnen dürfen. Nachdem ich aber in der Antikritik mich einmal auf eine Polemik eingelassen, so will ich doch auch diesmal an einem Beispiele die Zuverlässigkeit der Schlüsse, die Herr von Druffel aus dem gegebenen Quellenmateriale zieht, darlegen. Ich wähle dazu die ausführliche Erörterung über die Verlegung des Conciles nach Bologna.

In der Recension hatte Herr v. Dr. gerügt, daß ich bei der Darstellung dieser Verhandlungen die Quellen nicht durchweg vorsichtig benutzt hätte, und zum Beweise gegen mich eine Aeußerung Mendozas citirt, die sich scharf gegen jede Art von Suspension oder Translation des Concils ausspricht. Ich hatte darauf entgegnet, der Recensent hätte in derselben Depesche, die jenen Ausspruch enthält, weiter lesen sollen, um die Richtigkeit meiner Darstellung an diesem Punkte zu erkennen und ich hatte dann mit ein paar Worten die weiteren Stadien jener Verhandlung angedeutet. Dabei hatte ich eine genauere sachliche Erörterung der Frage, zu der die Recension keinen Anlaß bot, gar nicht im Auge, sondern es galt mir allein des Recensenten Leichtfertigkeit im Citiren abgerissener Depeschenstellen bekannt zu machen. Jetzt beschenkt uns Herr von Druffel mit einer detaillirteren Darlegung der kaiserlich-päbstlichen Verhandlungen über das Concil 1547 und 1548, freilich ohne dabei eine wirkliche Kenntniß der in Frage kommenden Aktenstücke seinerseits zu verrathen. Die zuversichtliche und dreiste Leichtfertigkeit, von der ich in der Antikritik wiederholte Beispiele aufgedeckt hatte, läßt sich auch in dieser neuen Ausarbeitung nachweisen. Um nun ein für alle Mal die wissenschaftliche Charakteristik des Herrn von Druffel festzustellen, gehe ich auf diese Dinge ein.

Bekanntlich war die Verlegung des Concils von Trident nach Bologna, wie die Legaten sie am 11. März 1547 vornahmen, ein Ereigniß, dem die kaiserliche Politik Karls V ihre Zustimmung verweigerte, über das sie ihre heftigste Entrüstung mit nachdrücklicher Wiederholung äußerte. Karl verlangte, daß ohne Weiteres die Prälaten

aus Bologna nach Trident zurückkehren und in Trident ihre Arbeiten fortsetzen sollten. Der Pabst aber weigerte sich dies zuzugeben. Am 11. April instruirte daher Karl seinen Gesandten in Rom, jenes Verlangen recht nachdrücklich beim Pabste vorzubringen, und wenn der Pabst trotz Allem hartnäckig auf seiner Weigerung bestehe, mit einem förmlichen Proteste des Kaisers gegen die Verlegung zu drohen. Diesen Standpunkt hielt Karl gegen die Erörterungen des Nuntius aufrecht und dieser Anweisung folgte auch Don Diego de Mendoza, der eben damals sein Amt in Rom neu antrat.

Bis hierhin erhebt Druffel keinen Widerspruch gegen meine Erzählung. Was aber weiter den ersten Schritt Mendozas betrifft, — seine Besprechung mit dem zum Kaiser entsendeten Legaten Sfondrato in Viterbo — so liegt darüber Mendozas eigener Bericht an den Kaiser vor (bei Döllinger S. 54—56). Verfolgen wir, was die Beiden über das Concil mit einander verhandelt haben.

Sfondrato zeigte da den besten Willen zu vergleichen und Karl zu versöhnen. Und als ihm nun Mendoza sagte, der beste Weg zur Beilegung des Zwistes sei der, daß die Prälaten von Bologna nach Trident zurückkehrten oder daß man das Concil weiter nach Deutschland verlege, da lehnte Sfondrato dies Letztere gar nicht ab, aber er bemerkte doch, es bleibe ihm nicht Zeit mit dem Kaiser darüber zu verhandeln, weil die nächste Session nahe bevorstände, und deßhalb schlug er vor, in dieser nächsten Session in Bologna das Concil für einige Zeit zu suspendiren: so werde sich Alles ordnen lassen. Darauf erklärte Mendoza mit Nachdruck, von kaiserlicher Seite könne man nicht auf Suspension oder Translation des Concils eingehen, aber, da[1]) Sfondrato meine, die Zeit zur vorherigen Ankunft in Deutschland reiche nicht aus, wenn er wirklich etwas hierin zu fördern beabsichtige, so solle man das Scharmützel mit den Prälaten in Trident aufgeben, und am Status quo der Sache nichts ändern, — jeder synodale Akt in Bologna aber würde

1) Dieser Zwischensatz, den ich beim Abdruck dieser Stelle in der Antikritik ausgelassen, enthält nichts, was den Sinn des Hauptsatzes, wie ich ihn gefaßt habe, ändert.

ein solches Scharmützel herbeiführen. Sfondrato antwortete, das sei auch seine und anderer Leute Meinung. — Und diese Begegnung der Beiden in derselben Ansicht war die Basis, auf der man in Rom vorwärts zu kommen suchte. Man unterließ jeden Akt in Bologna, man schob die Session hinaus (Döllinger S. 59). Aber Farnese ließ in Rom ängstlich bei Mendoza anfragen, ob er dies Benehmen als guten Anfang einer Annäherung ansähe. Mendoza wies nun zwar darauf hin, das sei doch eine Art von Suspension, aber er äußerte sich nicht weiter darüber, — und jedenfalls unterließ er den Protest. Ja in dem Gespräche mit dem Pabste selbst, in welchem er Karls Mahnungen zur Rückkehr nach Trident vortrug, äußerte er sogar: da man ja die Session in Bologna hinausschiebe, so sei Gelegenheit, daß der Pabst die Sache weiter überlege, und Hoffnung, daß Sfondrato in Deutschland zur Ausgleichung etwas ausrichte (ebd. S. 63). Mendoza suchte also den Bruch zu vermeiden, immer auf jener Basis, in der er sich schon mit Sfondrato begegnet, daß man in Bologna stillschweigend den Status quo der Concilfrage bewahre [2]).

Und ganz dieselbe Haltung nahm er auch gegen die mit ihm conferirenden Cardinäle an (D. S. 65 u. 66): er gab sachlich nichts nach, aber während in Bologna man sich jedes Aktes enthielt, wollte er Sfondrato die weitere Verhandlung mit dem Kaiser möglich machen.

In dieser Lage verharrten die Parteien im Mai, im Juni, im Juli: (vgl. Mendozas Aeußerungen bei Döllinger S. 73. 83. 85 [3]);

---

2) Druffel meint: „Es hat keinen Grund, wenn M. jetzt zwischen Suspension und Prorogation einen so entschiedenen Gegensatz statuiren will". Ich erwidere, es hat sehr wohl Grund zu unterscheiden zwischen einer erklärten Suspension und einem einfachen Stillestellen der Akte, dadurch daß man gar nichts thut und sich rein passiv verhält.

3) Gelegentlich will ich hier noch einige falsche Lesarten im Abdrucke der Depeschen Mendozas bei Döllinger notiren, die mir gerade auffallen.

S. 85 Z. 6 ist zu lesen yo ni he propuesto ni aprobado; Z. 7 ist die Interpunktion falsch: es gehört zusammen la prorogacion de la sesion se rodeo; Z. 9 muß es heißen aunque tengan razon. — Auf S. 97 Z. 2 v. u. statt des sinnlosen que España hat das Original ganz deutlich que esperaran. S. 101 Z. 15 ist in der angedeuteten Lücke aus dem Sinne

man berieth in Rom allerlei Compromisse, aber Mendoza gab zu nichts seine Zustimmung, und allein das war gewonnen, daß man in Bologna keine synodale Haltung vornahm, wie man in Rom es Mendoza zugesagt hatte.

Von seiner Forderung, daß ohne alle Bedingung die Prälaten von Bologna nach Trident zurückzukehren hätten, ließ Karl auch Sfondrato gegenüber nicht nach (Döll. S. 96). Während Karls Minister allerlei Projecte mit Sfondrato erörterten (vgl. mein Buch S. 153. 154), gaben die Concillegaten in Bologna ihr Gutachten ab, daß man am 15. September die aufgeschobene Session halten und dann zum Schlusse des Concils eilen solle (Döll. S. 99).

Darauf stellte Karl es Sfondrato dar, wie üble Folgen diese Schroffheit auf päbstlicher Seite haben müsse, und diesmal deutete er noch auf etwas Schlimmeres hin als auf den schon früher gedrohten Protest — auf die Berufung eines neuen Concils durch kaiserliche Autorität. Sfondrato half sich dagegen mit der Erklärung, er sei nicht genügend instruirt, und so erhielt Mendoza am 23. August Karls definitiven Auftrag in der Concilsache (vgl. mein Buch S. 111*—117*). Sehen wir dessen Inhalt genauer an, da auch Druffel gegen mich hierauf sich beruft.

---

queriendo zu ergänzen. S. 102, letzte Zeile, ist im Original an der als lückenhaft bezeichneten Stelle deutlich zu lesen que por esto V. M. le debria contentar, und ähnlich auf S. 104, Z. 8, wo das Original hat yo envie a decir al papa que les mandase de tener. Das wunderbare „Lo que escribe de su mano“ (S. 106 Z. 9) erklärt sich daraus, daß die moderne Copie von dem Blatte genommen ist, welches die Dechiffrirung enthält; am Ende desselben hatte der alte Kanzleibeamte angedeutet, daß im Originale noch eine eigenhändige Nachschrift Mendozas sich finde. Die heutige Edition hat, wie man sieht, bona fide diesen Kanzleivermerk in ihren Text aufgenommen. (!!) — S. 115 Z. 3 v. u. reißt die Interpunktion einen zusammengehörenden Satz auseinander, ebenso S. 138 Z. 4. — S. 116 Z. 19 ist statt los dos mas zu lesen los dogmas. S. 122 Z. 5 statt yo heißt es y. S. 125 Z. 30 statt dira heißt es diran. In dieser und folgenden Depeschen ist der Name Apolonio gedruckt als A Polonio. S. 129 Z. 3 statt desafiuciado zu lesen desafinziado. S. 136 Z. 8 v. u. ist de zu streichen. S. 138 Z. 19 statt servia zu lesen via (yo no via). S. 145 Z. 20 ist das Wort manda ausgelassen (en lo que V. M. manda).

Mendoza wurde angewiesen, durch Drohungen und Ueberredungen es dahin zu bringen, daß in Bologna die beabsichtigte Session nicht abgehalten werde, und wenn alles das nichts helfe und man doch zu dem offenen Akte schreite, dann soll er den vorbereiteten Protest förmlich erheben. Gleichzeitig aber erhielt er noch eine zweite Instruction für eine mehr private Unterhandlung. Ehe er protestire, sollte er, wie aus sich selbst, dem Pabste vorschlagen, in Bologna keinen synodalen Akt vorzunehmen „bis man gesehen, welchen Weg die deutschen Reichstagsverhandlungen einschlagen würden", und habe er sich von der Bereitwilligkeit der Römer überzeugt, darauf einzugehen, so könne er versichern, auf seine Vorstellung werde Karl dies gutheißen [4]).

Die kaiserliche Politik selbst deutete es also an, auf welche Weise sie den Bruch mit dem Pabste zu vermeiden wünschte. Nach des Kaisers Weisung sollte Mendoza ein Compromiß vorschlagen, — freilich so, als ob er es nur aus sich vorschlage, aber er wußte dabei es sehr wohl, daß der Kaiser dies ratificiren werde, ja daß der Kaiser selbst ihm diesen Mittelweg angezeigt hatte. Und die Uebereinkunft, die Mendoza mit Farnese und Crescenzio wirklich verabredete, — „daß man die nächste Session aussetze bis dahin, daß man den Fortgang der deutschen Angelegenheiten auf dem Reichstage sehe, ohne irgend einen synodalen Akt vorzunehmen; daß diese Suspension ohne nähere Zeitbestimmung geschehe; daß der Pabst Mendoza von einer beabsichtigten Sitzung 14 Tage vorher benachrichtigen solle" — diese Uebereinkunft ist ja auf Grund

4) Es mag doch nicht überflüssig sein, anzumerken, daß die von Druffel herausgehobenen Worte no passando empero fuera de los terminos que sin aprovechar en esto podrian dañar a nuestra auctoridad, die er so wiedergiebt (S. 137): „es war ihm ausdrücklich eingeschärft, ja nicht sich weiter als die Grenzen der gegebenen Vorschriften erlaubten, einzulassen" — von ihm nicht in den richtigen Zusammenhang gestellt sind. Sie beziehen sich nämlich nicht auf den Mendoza gegebenen Auftrag für die private Verhandlung, sondern auf die Form und das Auftreten bei dem eventuellen Proteste. Diese Anmerkung mag kleinlich erscheinen; aber es ist Druffels Methode, solche Einzelnheiten umzustellen und einzelne Wendungen der Quellen an anderen als den ursprünglichen Stellen anzubringen: — so giebt er für den nicht stets nachschlagenden Leser den Quellencitaten eine andere ihm zusagendere Färbung.

der Anweisung vom 23. August geschlossen worden; sie ist nur die Ausführung des an Mendoza ertheilten Befehles.

So ist nach den ersten Akten der Zusammenhang dieser Dinge. Wird das Raisonnement über die Unwahrscheinlichkeit dieser Dinge, das Druffel S. 137 anstellt, etwas daran ändern? Oder wird seine scharfsinnige Phrase: „Herr M. behauptet es (den Abschluß einer förmlichen Uebereinkunft); ich glaube es um so weniger, da Mendoza am 5. Oktober schreibt", u. s. w. — im Stande sein, Mendozas Bericht vom 10. September zu beseitigen? (vgl. mein Buch S. 154 [5]).

Nachdem Mendoza mit Farnese und Crescenzio dies abgemacht, gab auch der Pabst selbst sein Wort (fee y palabra) die Abkunft halten zu wollen. Und obwohl die Legaten in Bologna ärgerlich über die vom Pabste eingegangenen Bedingungen waren, so wurde auch dort am 14. September die Uebereinkunft verkündet.

Da trat das blutige Ereigniß von Piacenza ein.

In Rom war man in den ersten Tagen nicht sicher, wer dabei die Hand im Spiele gehabt; bald erhob sich Argwohn; dann — und dies schreibt Mendoza schon am 22. September, Döll. S. 121 — gewannen der Pabst und die Farneses die sichere Ueberzeugung, daß Gonzaga der Urheber sei und daß Karl darum gewußt habe. Jetzt redete der Pabst auch wieder davon, eine Session in Bologna abhalten zu lassen (Mendoza 26. Sept. S. 123): freilich es blieb einstweilen bei dieser hingeworfenen Drohung. Man verhandelte zunächst über die farnesischen Fürstenthümer, über Piacenza und Parma; — von der Ausgleichung dieser territorialen Frage hing das Schicksal der Concilangelegenheit ab. Man darf bei diesen diplomatischen Verhandlungen sich nicht irren lassen durch Betheuerungen beider Parteien, die Privatangelegenheiten mit den allgemeinen Interessen nicht ver-

---

5) Da Herr von Druffel in die Richtigkeit meiner Excerpte wenig Zutrauen zu setzen scheint, so will ich ihm sagen, daß auch in den schon gedruckten Berichten Mendoza (bei Döllinger S. 116 Zeile 2) sagt: dos dias despues que nos hubimos concertado und (ebd. S. 128) erzählt lo que se habia hecho en Bolonia, que fue aprobar y obedecer lo que el papa assento comigo ai pie de la letra, de la manera que lo assento, y yo screbi. Vgl. auch Pallavicino X 5. §. 1.

mischen zu wollen: es sind Phrasen, die man auf beiden Seiten vorbrachte, die man auf keiner Seite ernstlich meinte [6]).

Der Reichstag von Augsburg brachte die Unterwerfung Deutschlands unter das Concil. Das war, wie der Kaiser meinte, ein verstärkter Antrieb zur Wiederaufnahme des Concils in Trident. Durch den Cardinal von Trident ließ er aufs Neue in Rom diese seine alte Forderung erheben. Derselbe Cardinal hatte gleichzeitig die Weisung, auch in der Territorialangelegenheit Hoffnungen auf eine Ausgleichung zu erregen, wenn nur das Concil in Trident wieder aufgenommen würde [7]). Aber es half nichts. Des Kaisers Forderung wurde abgelehnt, und darauf schritten die kaiserlichen Bevollmächtigten wirklich zum Protest gegen die Rechtsgültigkeit der geschehenen Verlegung von Trident nach Bologna.

Nichtsdestoweniger war damit die Verhandlung zwischen Kaiser und Pabst nicht abgebrochen. Wie oft auch der geknüpfte Faden schon gerissen, man negociirte auch jetzt noch über das Concil, über die Concessionen des deutschen Interim, über die italienischen Fürstenthümer Parma und Piacenza. Ich gehe darauf nicht weiter ein,

---

6) Was Druffel mit seinen Bemerkungen hierüber (S. 139) eigentlich will, vermag ich nicht einzusehen. Denn er selbst führt ja an, daß durch den Cardinal von Trident in dem Pabste die Hoffnung auf Restitution oder Ersatz für Piacenza wachgerufen werden sollte. Er selbst giebt also zu, daß auch Karl trotz seiner sittlichen Redensarten die Particularsache mit der allgemeinen zusammenwarf.

7) In meinem Buche (S. 127*) ist eine kurze cedula abgedruckt, welche die Resultate der über diese Frage gepflogenen Verhandlung kurz summirt: es ist der Inhalt dessen, was dem Cardinal von Trident als Instruction mitgegeben wurde. Die Aufschrift, die ich beim Abdrucke hinzugefügt — Punktation zwischen dem Legaten und Granvella — ist nicht richtig. Ich ergreife gerne die Gelegenheit, die bisher mir sich nicht geboten, dies meinerseits zu bemerken. Was übrigens den Inhalt der cedula angeht, so weise ich, Druffels Erörterungen gegenüber, darauf hin, daß ähnliche Compromisse Farnese durch Mittelspersonen schon angeregt hatte (vgl. Mendozas Depeschen bei Döllinger S. 121. 125. 129) und daß auch die Erwähnung eines Schreibens von Farnese an Sfondrato, auf Grund dessen jene kaiserliche Entschließung erfolgte, den Schluß erlaubt, in Rom selbst sei man mit dem vom Kaiser gegebenen Vergleiche im Voraus schon zufrieden gewesen.

sondern begnüge mich gleichsam als den Abschluß aller der Concilstreitigkeiten, die im Sommer 1548 zwischen den päbstlichen und kaiserlichen Ministern getroffene Uebereinkunft kurz zu erwähnen, nach welcher Karl in eine sechsmonatliche Suspension willigte, unter Wahrung seines früheren principiellen Standpunktes und unter der Voraussetzung, daß die geforderten Concessionen für Deutschland vom Pabste zugestanden würden [1]).

Nachdem ich im Vorhergehenden Druffels Einwendungen gegen meine Auffassung und Darstellung der Verhandlungen zwischen Kaiser und Pabst im Einzelnen besprochen und gezeigt habe, wie wenig seine Erörterungen und Raisonnements trotz ihres Scheines von Gelehrsamkeit gegen die Zeugnisse der Akten selbst Stand halten, glaube ich das früher ausgesprochene Urtheil über seine kritische Thätigkeit aufs Neue erhärtet zu haben. Und durchaus nicht besser steht es mit dem Theile seiner Polemik, den er gegen meine Bemerkungen über Kurfürst Moritz richtet.

Auch hier bemüht Druffel sich, die in der Antikritik gegen seine Ausstellungen beigebrachten Zeugnisse zu entkräften. Auch hier verwendet er wieder eine Reihe von Redensarten, scheinbar gelehrt und mit Sachkenntniß gewählt, niemals aber den Kern der Fragen tref-

---

1) Auch hier stellt Druffel über meinen Bericht (S. 205 u. 206 meines Buches) allerlei Betrachtungen an. Er tadelt, daß ich bei dem von mir zuerst benutzten und stellenweise wörtlich mitgetheilten Document die Stellen, worin der kaiserliche Standpunkt in der Concilfrage sich präcisire, leider nicht beachtet habe. Was bei mir „leider" fehlt, ist der vollständige Abdruck des spanischen Textes, und dieser fehlt eben aus dem in meiner Vorrede angeführten Grunde, weil ich in Simancas nur von wenigen Akten aus dieser Zeit vollständig Copie genommen. Ich freue mich, daß Druffel die fehlende Stelle mittheilen konnte, aber — ich sehe nicht, daß meine Darstellung dadurch modificirt wird. Der Inhalt dieses Aktenstückes ist im wesentlichen in meine kurze Erzählung aufgenommen. Und daß die Suspension „ohne Klauseln" geschehen sollte, hatte ich nicht behauptet, ebensowenig wie ich etwas davon gesagt, daß Karl seinen Standpunkt, die Prälaten in Bologna niemals als Concil anzuerkennen, aufgegeben hätte. Was sollen also Druffels Tiraden gegen mich über diese Punkte bedeuten?

fend. Und ebenso legt er auch hier wieder Proben einer ganz unglaublichen Leichtfertigkeit des Citirens nieder, wie ich deren ähnliche schon in der Antikritik (S. 151. 152. 154) gerügt hatte.

Gegen die von mir wiederholt zusammengestellten Quellenzeugnisse werden theils ausweichende, nicht zur Sache gehörige und die Beweiskraft für das, was ich behauptet, nicht abschwächende Erörterungen angestellt [9]), theils frischweg allbekannte Fakta geläugnet [10]): man wird mir nicht zumuthen, mich auf Gegenreden im Einzelnen einzulassen. Nicht Herrn von Druffel, aber unsere Leser bitte ich, die Quellen selbst zu beachten, die ich citirt habe. Nur Eins greife ich aus Druffels Argumentation noch heraus.

Herr von Druffel sagt über den Brief der Königin Maria vom 5. Oktober 1551, auf den ich mich als Beweis dafür berufen, daß Moritz Einverständniß mit Frankreich den kaiserlichen Politikern schon bekannt war: „sie (Maria) weiß nichts von dem Bunde des Kurfürsten und des jungen Landgrafen mit Frankreich (S. 150). Dr. wiederholt nachher noch einmal (S. 151): „Von einer Kenntniß des Bundes mit Frankreich finden wir in diesem Briefe keine Spur." (das Letzte gesperrt von Druffel selbst!) Wer diesen selbst bei Lanz Correspondenz III 78 nachschlägt, findet gleich in der 13ten Zeile: tous concourent que le duc Mauris a intelligence en France avec les enffans et alliez du lantgrave dung couste et les villes et aucuns pouvres princes du couste de la Hanse [11]).

---

9) Die auf S. 144 über meinen Hinweis auf Voigts Abhandlung angestellten Betrachtungen gestehe ich hiermit ein nicht zu verstehen.

10) „Die behaupteten Thatsachen sind unrichtig, aber auch wenn sie wahr wären, würde man nicht viel eher das Gegentheil von dem, was M. sagt, daraus schließen"? (S. 147).

11) Im Eingange des Schreibens hatte Maria sich auf die Nachrichten über französische Absichten bezogen, die ihr vom Gesandten und de tous coustez zugekommen. Sie fährt fort: et tous concourent que, si sa ma[te] part Dallemaigne, que lon congnoistra la part que les Francois y ont (d. h. in Deutschland), ou pour mieulx dire ce quilz y ont brouillasse. Und nach der Gefahr, die von Frankreich und von Moritz drohe, bespricht sie noch eine dritte gefährliche Seite der kaiserlichen Politik, die englischen Zustände. (Beiläufig bemerkt, auf S. 79 Z. 6 ist jedenfalls zu lesen quilz ne

Man begreift, daß ich einem solchen Verfahren gegenüber auf jede weitere Ausführung verzichte.

---

pretent loreille statt des gedruckten quilz ne perdent loreille.) Und erst nach dieser Aufzählung sagt sie: Sur ces choses je fais souvant beaucoup de chasteaulx en Espagne. Herr von Druffel in seiner schon vorher gerügten Weise benutzt diese Worte in anderem Zusammenhang. Deßhalb constatire ich, daß Marias Wahrscheinlichkeitserwägungen, ihre Phantasien, sich auf die Mittel der Abwehr, nicht auf die Gefahren der Lage beziehen.

VII.

Literaturbericht.

Abriß der Quellenkunde der griechischen Geschichte bis auf Polybios. Von Arnold Schaefer. 8. (108 S.) Leipzig 1867, Teubner.

Der Verfasser hat diese Schrift zum Gebrauch bei Vorlesungen bestimmt. Er wollte seinen Zuhörern die wichtigsten Nachweisungen aus der alten wie neuen Literatur in einer kurzen Zusammenstellung an die Hand geben. Quellenkunde der griechischen Geschichte ist ein ausgedehntes Gebiet und die Zeit, welche ihr im Lehrplan unserer Universitäten eingeräumt werden kann, vergleichsweise beschränkt. Schüler wie Lehrer werden es dem Vrf. daher Dank wissen, daß er ihnen durch dies Textbuch die Aufgabe bedeutend erleichtert hat. Es verdient besonders betont zu werden, daß überall die wichtigsten Stellen der Alten, welche Leben, Schriften oder Charakter eines Autors betreffen, vollständig mitgetheilt sind. Der Abriß gewinnt hierdurch auch vielfach Bedeutung für weitere Kreise, als diejenigen, für welche das Vorwort denselben ausdrücklich bestimmt: z. B. die ferner stehenden Collegen, welchen die Müllerschen Fragmente weniger vertraut sind als Wattenbachs Geschichtsquellen, werden sich gern dieses handlichen Nachschlagebuches bedienen. Wenn wir hauptsächlich die Verdienstlichkeit der Schäferschen Schrift nach ihrer äußeren Seite hervorheben, so liegt darin auch das Urtheil über ihren Inhalt. Der Verf. hat sich mit Recht beschieden, die Zeugnisse selber reden zu lassen, ohne seine eigenen Ansichten über die verschiedenen Controversen in den Vordergrund zu stellen. Es läßt sich zwar auch hier zwischen den Zeilen lesen, doch ist die Gefahr des Mißverständnisses zu groß, um derartige Versuche an diesem Orte zu machen. Nur auf einen Punkt dürfen wir ohne Mißdeutung und mit voller Zustimmung aufmerksam machen, nämlich auf den bedeutenden Einfluß, welchen der Verf. der peripatetischen Schule auf die spätere Geschichtschreibung (S. 85—90) einräumt. Neben den Geschichtschreibern,

für welche die Auswahl des Materials kaum hie und da geringen Wünschen Raum läßt, werden auch die übrigen Quellen, Literatur, Denkmäler, Inschriften, Münzen in eigenen Paragraphen berücksichtigt. Hier erscheinen allerdings mancherlei Einwendungen möglich; z. B. will es dem Refer. bedünken, als ob der Abschnitt „Denkmäler“ etwas stiefmütterlich behandelt sei und als ob neben den Bauten von Mykenae und den Standbildern des Harmodios und Aristogeiton noch rein historische Darstellungen der Folgezeit wie die Alexanderschlacht u. a. Erwähnung verdient hätten. Es würde nach der Ansicht des Ref. die Handlichkeit des Abrisses erhöhen, wenn im Register nach Seitenzahlen statt nach Paragraphen citirt wäre.

Curtius, Ernst, griechische Geschichte. Dritter Band. Bis zum Ende der Selbständigkeit Griechenlands. 8. (IV u. 784 S.) Berlin 1867, Weidmann.

Der dritte Band führt die griechische Geschichte vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Feststellung der makedonischen Oberherrlichkeit nach der Schlacht bei Chaeroneia. Der Vf. hat die Ergebnisse der diesem verwickelten Zeitraum gewidmeten Specialuntersuchungen umsichtig verwerthet und was an Material neuerdings hinzugekommen, namentlich aus Münzen und Inschriften, mit Sorgfalt herangezogen. Ein besonderes Verdienst liegt wie bei den früheren Bänden so auch hier in der Kunst, mit welcher das äußere und innere Leben der Griechen, wie es in Staat und Gemeinde wie in Kunst und Literatur zu Tage tritt, zu einem Gesammtbilde verwebt ist. Es handelt sich nicht mehr um die Blüte der griechischen Volkskraft, denn diese war in dem peloponnesischen Kriege geknickt, sondern um die fortschreitende Zersetzung, welche unter immer erneuten und verworrenen Kämpfen sich vollzieht. Aber dazwischen treten hochbegabte Männer, welche große Zwecke verfolgen und eine hellenische Politik zu begründen unternehmen, namentlich Epaminondas und Demosthenes. Diese werden mit frischen Farben lebendig geschildert. Man fühlt es der Darstellung an, daß der Vf. mit dem Herzen bei dem Gegenstande ist, und es macht einen wohlthuenden Eindruck, daß er das Alterthum aus sich heraus wirken läßt und es verschmäht die Geschichte mit den Redensarten politischer Pamphletisten zu würzen.

In den Anmerkungen sind Nachweisungen gegeben und streitige Fragen in knapper Kürze erörtert. Wir heben davon nur einen Punkt heraus, um daran eine Bemerkung über das Geschichtswerk des Ephoros zu knüpfen. S. 770, 13 wird bei den Quellen für den phokischen Krieg

Diyllos Fortsetzer des Kallisthenes genannt, im Widerspruch mit Diodor 16, 76, der bezeugt, daß Diyllos die allgemeine Geschichte des Ephoros fortsetzte. Kallisthenes hatte selbst ein besonderes Buch über den phokischen Krieg geschrieben. Ephoros beabsichtigte, wie wir aus Clemens Al. strom. 1, 21 p. 403 P. schließen dürfen, sein Werk bis zu Alexanders Uebergang nach Asien herabzuführen, war aber im 29. Buche erst bis zur Belagerung von Perinthos (340) gekommen, als er starb. Er schrieb bekanntlich nicht annalistisch, sondern faßte die Begebenheiten in größeren Abschnittten ethnographisch zusammen; demgemäß hatte er sich die Vorgänge im inneren Griechenland vom Ausbruch des phokischen Krieges an für das 30. Buch vorbehalten, welches er vermuthlich mit der Zerstörung Thebens durch Alexander und den Rüstungen zum Perserkriege geschlossen haben würde. Diesen fehlenden Abschnitt ergänzte sein Sohn Demophilos nur zum Theil, indem er die Geschichte des phokischen Krieges als 30. Buch dem Werke seines Vaters hinzufügte (Diod. 16, 14. Vgl. Athen. 6 p. 232 D.) Diyllos, der etwa dreißig Jahre später schrieb, nahm auf diese Fortsetzung keine Rücksicht, sondern verfaßte seine *πρώτη σύνταξις* (vom Beginn des phokischen Krieges) in einem Buche zur Ergänzung des Ephoros, hierauf seine *δευτέρα σύνταξις* in 26 Büchern zur Fortsetzung desselben. Diese endete c. 299—295, oder wie sich mit Bestimmtheit aussprechen läßt, mit dem Tode des Königs Philippos IV von Makedonien, der vier Monate nach seinem Vater Kasandros 296 v. Chr. starb. Diod. 16, 14. 76. 21 fr. 12 p. 490 W.

Der Schluß des Werkes bleibt nach der Erklärung der Verlagshandlung einem vierten Bande vorbehalten. Wir wünschen aufrichtig, daß der Vrf., dessen noch andere wissenschaftliche Aufgaben warten, in nicht zu langer Frist Muße finden möge, den letzten, besonders schwierigen Theil der griechischen Geschichte zu bearbeiten und damit sein bedeutendes Werk würdig abzuschließen. Arnold Schaefer.

Die Quellen Plutarchs für das Leben des Perikles von H. Sauppe. 4. (38 S.) Göttingen 1867.

Die Quellen Plutarchs im Leben des Kimon, Inaugural-Diss. von Fr. Rühl, 55 S. Marburg 1867.

De Lysandri Plutarchei fontibus, diss. hist. scr. H. Stedefeldt. 58 p. Bonnae 1867.

Während auf dem Gebiet der mittelalterlichen Quellenkunde die letz-

ten Decennien eine außerordentliche und sehr fruchtbare Thätigkeit entfaltet haben, läßt sich dies von der antiken Quellenkunde bei weitem nicht in dem Maße sagen. Wie die römische Geschichte Niebuhrs der modernen kritischen Geschichtschreibung überhaupt die Bahnen gewiesen hat, so hat wiederum die alte Quellenkunde von der mittelalterlichen eine erneute Anregung empfangen, ist aber bis heute noch hinter vielen billigen Wünschen zurückgeblieben. Vorliegende drei, in kurzer Zeit hinter einander erschienene Abhandlungen suchen nun für einzelne Biographien des Plutarch diesem Mangel abzuhelfen und zeigen, daß diese Studien, methodisch betrieben, keineswegs so aussichtslos sind, wie man bei dem trümmerhaften Zustande der antiken Historiographie fürchten könnte. Die drei Vf. sind gleichmäßig zu dem Resultat gekommen, daß Plutarch keineswegs, wie man früher glaubte, seine Lebensbeschreibungen aus Atomen unzähliger Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter sorgfältig zusammensetzte, sondern den Grundstock nur einem oder zwei Autoren entnahm, die er nicht immer nennt, um daran dann eine Anzahl anderweitiger Notizen ergänzend und rectificirend anzuknüpfen. Für letztere hebt Hr. Rühl S. 25 mit Recht hervor, daß Plutarch wohl schwerlich alle die von ihm angeführten Schriftsteller gelesen, sondern wie etwa Winckelmann in seiner deutschen Zeit den Bayle, gar manches Sammelwerk ausgezogen und vielleicht speciell ein Collectaneum historischer Parallelen sich angelegt haben mag. Nimmt man hinzu, daß Hr. Sauppe S. 5 mit Recht für die Wahrheitsliebe und Naivetät des Plutarch gegen Courier in die Schranken tritt, so leuchtet ein, daß damit die Möglichkeit, größere Partien verlorener Historiker aus Plutarch wieder zu gewinnen, und also der Werth von Quellenforschungen auf diesem Gebiete erheblich gestiegen ist.

Für Perikles hält nun Hr. Sauppe in seiner ebenso scharfsinnigen als vorsichtigen Abhandlung im Allgemeinen den Ephoros und Thucydides für die Grundlage, während er für einzelne Partien die Benutzung von Jon und Theopomp sehr wahrscheinlich macht. Es ist hier nicht der Ort, auf das Einzelne näher einzugehen und Vermuthungen auszusprechen, für deren Begründung der Raum fehlt; nur eines wagt Ref. kurz anzudeuten. In der dritten, vom Ref. verfaßten Abhandlung S. 37 ff. ist der Nachweis versucht worden, daß Ephoros in großen Partien seines Werks nur, so zu sagen, eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des Xenophon lieferte, die z. Th. sogar bis zu wörtlicher Uebereinstimmung ging. Dies

wirft vielleicht ein bedeutsames Licht auf die Arbeitsmethode des Ephoros überhaupt, und wenn nun Hr. Sauppe selbst S. 10 zu dem Resultate kommt, daß „Ephoros den samischen Krieg in allem Wesentlichen wie Thucydides erzählte" und c. 16—23 bei Zugrundelegung des Theopomp doch einige Zusätze aus Ephoros annimmt, so ist vielleicht die Behauptung nicht übereilt, daß Ephoros vielmehr auch den Thucydides nur, wie er meinte, rectificirend und ergänzend überarbeitete. Wir würden dann für die ganze Partie c. 16—37 Ephoros als Grundstock gewinnen. Dies ist um so gerathener, als Plutarch einerseits schwerlich im Stande war, zwei Schriftsteller so geschickt mit einander zu verschmelzen, als man nach Hrn. Sauppe für Thucydides und Ephoros annehmen müßte, andererseits aber augenscheinlich die secundären Quellen (Ephoros und Theopomp) vor den primären bevorzugte. Wie glücklich dagegen Hr. Sauppe in den Raisonnements des c. 12 Reden erkannt und wie zutreffend die Zugabe von Conjecturen ist, welche er in den Noten mittheilt, hat schon A. Schöne im Literar. Centralbblatt gebührend hervorgehoben.

Für den Kimon weist Hr. Rühl in seiner ebenfalls besonnenen und soliden Arbeit zuerst den Theopomp als Grundlage nach; weiter tritt er mit Recht der, übrigens noch von Niemand adoptirten Behauptung Franz Ritters entgegen, daß Jons Reisewerk untergeschoben sei, und begründet endlich ausführlich die schon von Bursian und A. Schaefer ausgesprochene Ansicht, daß des Stesimbrotos' Werk über Themistokles, Thucydides und Perikles von einem späteren Sophisten oder Rhetor gefälscht sei.

Im Lysander endlich hat Ref. als Hauptquellen den Ephoros und in geringerem Grade den Theopomp zu erkennen geglaubt. Damit ist der Versuch verbunden, die Reden des Lysias gegen Agorat und Eratosthenes nur als advokatische Plaidoyers mit starker aber geschickt verborgener Parteitendenz gegen die Aristokraten zu erweisen: Der Redner hüllt die Thatsachen von der Schlacht bei Aegos-Potamoi bis zur Einsetzung der Dreißig in ein Helldunkel, worin es unklar bleibt, wie viele davon vor oder nach der Capitulation von Athen zu denken sind. Dem gegenüber sucht Ref. wahrscheinlich zu machen, daß die Geschichtschreibung für diese Partie auf Xenophon zurückzugehen und die von Lysias erzählten aristokratischen Parteimanöver zwischen den Friedensschluß und die Dreißig-Herrschaft einzuschieben habe. Außerdem führt der Gang der Abhandlung zu dem Nachweise, daß Diodor 13, 68—107 und Nepos, Alcib. 1—10,

Lys. 4 den Theopomp, Pausanias dagegen in dem Excurs des dritten Buches über Agesilaos und Nepos, Lys. 1—3 den Ephoros ausgeschrieben haben.

Zum Schlusse darf man wohl die Hoffnung aussprechen, daß es durch Fortsetzung einer so einsichtigen Quellenforschung, wie sie die Hrn. Sauppe und Rühl bieten, gelingen möge, den Theopomp und Ephoros wenigstens annähernd mit demselben Erfolge zu reconstuiren, wie dies Giesebrecht für die Annales Altahenses so glänzend geleistet hat.

H. Stedefeldt.

Acta regum et imperatorum Karolorum digesta et enarrata. Die Urkunden der Karolinger, gesammelt und bearbeitet von Th. Sickel. Erster Theil: Urkundenlehre. Zweiter Theil: Urkundenregesten. 1. Abtheilung. 8. XVIII u. 433. 206 S.) Wien 1867, Carl Gerolds Sohn.

Von einer der bedeutendsten Arbeiten auf dem Gebiete der Quellenkunde Deutscher Geschichte hat diese Anzeige Nachricht zu geben. Eine neue vervollständigte Bearbeitung der Karolingischen Regesten kann an sich nach den mehr als 30 Jahren, die seit dem Erscheinen von Böhmers grundlegendem Buche verflossen, nur als sehr wünschenswerth erscheinen: Böhmer selbst hat ja, wo er konnte, Hand an eine solche erneuerte und erweiterte Zusammenstellung der vorhandenen Urkunden gelegt, und wo er nicht mehr dazu gelangte, die Aufforderung an Andere erlassen, das Begonnene weiter zu führen. Hier handelt es sich aber noch um ein Anderes und Allgemeineres: zugleich um eine „Lehre von den Urkunden der ersten Karolinger", wie es auf dem besonderen Titel des einen Bandes heißt, d. h. um eine ausführliche Entwickelung aller Verhältnisse, welche für die Prüfung der Urkunden, ihrer Echtheit, Authenticität, der Ueberlieferung, der Form und zum Theil wenigstens des Inhalts in Frage kommen. Diese Urkundenlehre kann als Grundlage für die Regesten, als Rechtfertigung des hier eingehaltenen Verfahrens, die Regesten können aber auch als Beilage und Belege zu dieser systematischen Arbeit angesehen werden. Beide stehen im engsten Zusammenhang mit einander, und jedes hat seinen selbständigen hohen Werth. Sollten wir scheiden, so könnten wir freilich nicht anstehen dem Ersteren die höhere Bedeutung beizulegen: hier ist fast alles neu, wenigstens mit der Genauigkeit und Vollständigkeit niemals dargelegt, während die Regesten selbst, so viel sie auch des Besseren bringen, und so sehr sie in ihrer Anlage und ihrem Zwecke

von denen Böhmers abweichen, doch der Natur der Sache nach nicht in dem Maße das Verdienst einer neuen Schöpfung in Anspruch nehmen können.

Hr. Sickel geht, um dies zunächst zu bemerken, darauf aus, Urkunden, Briefe, Gesetze, überhaupt alle von den Königen ausgegangenen Akte möglichst vollständig zu verzeichnen, den Inhalt, namentlich auch den rechtlichen oder geschäftlichen, dies jedoch mit Ausnahme der Capitularien, genau anzugeben, die Daten, wie sie in dem betreffenden Aktenstück sich finden, mitzutheilen, außerdem über die Art der Ueberlieferung, Original oder Copie, und die bisherigen Veröffentlichungen Nachricht zu geben. Was irgend auf ein echtes Stück zurückgeht, ist in die Hauptreihe aufgenommen und soweit wie möglich chronologisch bestimmt; außerdem ist eine Zusammenstellung falscher und eine andere verlorner, nur in Auszügen bekannter Urkunden in Aussicht gestellt; diese werden sammt ausführlichen Anmerkungen, die einzelnen Nummern beigefügt werden sollen, die zweite Abtheilung des zweiten Bandes füllen, welche noch aussteht. Ausgeschlossen sind die Nachrichten der Historiker, die Böhmer aufnahm: während dieser sein Hauptaugenmerk auf die allgemein geschichtliche Bedeutung der Urkunden, das durch sie bestimmte Itinerar der Könige u. s. w. richtete, überwiegt hier mehr die Rücksicht auf ihren Charakter speciell als Aktenstücke, auf ihren Inhalt; doch wird auch auf die chronologische Bestimmung die sorgfältigste Rücksicht genommen und da manche wesentliche Berichtigung gewonnen. Daß die Zahl sich erheblich vermehrt hat, kann am wenigsten auffallen: statt 164 Stücke, die Böhmer von Karl d. Gr. verzeichnete, hat Sickel 251: sind von jenen einige als unecht ausgeschieden, so dagegen viele aufgenommen, die Böhmer kannte, aber wegen Mangelhaftigkeit der chronologischen Daten nicht einreihte. Immer aber ist eine nicht ganz unbedeutende Zahl seitdem, einzelne durch Hrn. Sickel selbst, bekannt geworden; von anderen gab es neue bessere Ausgaben zu verzeichnen. Der Verf. ist nicht darauf ausgegangen, diese vollständig aufzuführen, wie es Stumpf in seinen Regesten der deutschen Könige gethan, und was sicher manche Vortheile hat; er verwirft auch das Verfahren, eine chronologische Reihenfolge der Editionen zu geben, sondern begnügt sich abgeleitete durch ein Zeichen (=) kenntlich zu machen, die ihm bekannte älteste mit ihrer Quelle aufzuführen; allen voran aber stellt er die, welche er für die beste hält, und das ist ja wenigstens regelmäßig die neueste, welche auf eine selb-

ständige Quelle zurückgeht: nur einzeln kommt es vor, daß eine ältere Ausgabe vor einer solchen, z. B. Mabillon selbst vor Tardif, den Vorzug erhält.

Einen ganz besonderen Werth erhält das Werk aber dadurch, daß der Verfasser überall den Originalen oder alten Abschriften in Archiven und Bibliotheken nachgespürt hat: nicht, wie einige Regestenwerke, ausschließlich oder hauptsächlich ein Verzeichniß der Drucke, sondern der Urkunden in der Gestalt, in welcher sie uns überhaupt erhalten, wird hier gegeben. Auch hier hat Stumpf etwas Aehnliches geleistet; es wird aber immer als ein seltenes Verdienst bezeichnet werden müssen, daß der Verfasser die Mühe nicht scheute, alle die Archive und Bibliotheken zu besuchen, die in dem Vorwort aufgezählt sind: Wien, St. Paul, Berlin, Kassel, Fulda, München, Stuttgart, Karlsruhe, St. Gallen, Zürich, Bern, Venedig, Udine, Cividale, Verona, Colmar, Straßburg, Nancy, Metz, Paris, Sens, Auxerre, Chaumont, Dijon, Besançon, Rouen, London. Er kann mit Zuversicht sagen, daß die weitaus größere Zahl der Originale ihm vorgelegen, von ihm geprüft worden ist. Dazu kommen private Nachweisungen aus 29 anderen Orten. Da ist es denn lebhaft zu beklagen, daß die Sammlungen der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ihm nicht zugänglich waren, für welche K. Pertz in Greifswald die Ausgabe der Karolingischen Diplome besorgt, obschon sich wohl sagen läßt, daß nach dem von Hrn. Sickel gemachten Aufwand von Zeit und Kraft nicht viel mehr auch in jenen Jahre lang fortgesetzten Sammlungen enthalten sein kann. Die bevorstehende Ausgabe der Monumenta aber hat hier eine Vorbereitung erhalten, wie kein anderer Theil des großen Werkes sich einer solchen zu erfreuen hatte; aber auch die Anforderungen an den Herausgeber sind dadurch um ein sehr Bedeutendes gestiegen. Jede Angabe, fast jede Abschrift hat in dem, was Sickel hier gegeben oder für dieses Werk gesammelt, seine Controlle zu erwarten, und der Wunsch liegt wohl nahe, daß auch jetzt noch eine Vereinigung der bisher getrennt geführten Arbeiten für das große Nationalunternehmen möglich sein möge. Vier Augen sehen mehr als zwei, und verschiedene Bearbeiter verfolgen verschiedene Gesichtspunkte, gelangen zu verschiedenen Resultaten. So ist es durchaus wahrscheinlich, daß Hr. Pertz Manches abweichend bestimmen wird, als es Sickel gethan, daß er auch in der Lage ist Ergänzungen und Berichtigungen im Einzelnen zu geben, während dazu ein Anderer kaum Gelegenheit hat. Denn

selbst wenn auf den ersten Blick man Einiges anders ansehen oder wünschen mag, wird man Bedenken tragen damit hervorzutreten, da man nicht weiß, ob nicht der Verf. auch dies schon erwogen und an anderem Ort berücksichtigt hat [1]) (wie ich bei einigen Bemerkungen erfahren, die ich in einer Anzeige zu Stumpfs Regesten gemacht). Das vielfach Zweifelhafte und Unsichere mancher Entscheidung erkennt Sickel selbst vollkommen an: er berichtigt mehrmals frühere eigene Annahmen; er entwickelt in dieser und anderer Beziehung Grundsätze, die man nur als durchaus verständig und vorsichtig bezeichnen kann.

Eben diese Grundsätze enthält dann der Band der Urkundenlehre. Aber er enthält viel mehr als das. Er umfaßt Alles, was für die Prüfung von Form und Inhalt der Urkunden in Betracht kommt, eine Specialdiplomatik für diesen wichtigen Theil unserer Urkunden, angelehnt an gewisse allgemeine Grundzüge der Urkundenwissenschaft, und so jedenfalls das Bedeutendste, was seit den Benedictinern und bei uns seit Heumann auf diesem Gebiete geleistet ist, verbunden mit einer Kritik der bisherigen Arbeiten; zugleich aber eingehende Untersuchungen über die verschiedensten damit in Verbindung stehenden Verhältnisse. Von dem Reichthum und der Wichtigkeit der hier niedergelegten Untersuchungen geben die Ueberschriften der größeren Abschnitte (außer der Einleitung: Hof und Kanzlei, die inneren Merkmale der Diplome, die äußeren M. d. D., Placita, Zur Kritik der Diplome, Briefe und Capitularien, Erläuterungen zu den Regesten) nur eine sehr ungenügende Vorstellung, eher schon die Inhaltsbezeichnung der 120 Paragraphen, in welche die Darstellung zerfällt. Da ergiebt sich, daß über die Sprache, die Schrift, die Siegel, die Chronologie auf das Eingehendste gehandelt ist, ebenso über die Titel der Könige, die Beglaubigung und Corroboration der Urkunden, über das Verhältniß dieser zu den uns erhaltenen Formeln, über den Unterschied der Gerichtsurkunden von andern, hier im engern Sinne als Diplomata bezeichneten. Aber

---

1) So habe ich mir z. B. bemerkt, was ich hier nicht finde: 814 Juni 10 für S. Vincenz de Vulturno, Duchesne III p. 687; Extract einer Urk. von 821 Okt. 27 für Volterra, Cecina p. 6 Note. An neueren Ausgaben war wohl anzuführen: Karl 148 Hardys Edition des Wilhelmus Malmesb.; Ludw. 56 Van de Putte, Ann. S. Petri Bland. S. 69; Ludw. 133 vollständig in Mémoires de la société arch. de Montpellier III p. 273.

auch vieles Andere kommt zur Sprache: ist auch die Absicht des Vrfs. nur zu geben, was für die Beurtheilung der Urkunden wichtig ist, so wird doch auf dem Wege auch berührt, was umgekehrt die Urkunden an Ertrag für die Kenntniß vieler geschichtlicher und namentlich verfassungsgeschichtlicher Fragen austragen. Die nähere Bestimmung der Regierungsepochen, die wechselnde Titulatur, die Angaben über die in den Urkunden erwähnten Personen, die Verhältnisse der Kanzlei haben dafür ein unmittelbares Interesse. Bemerkenswerth ist z. B., was über die Stellung der Kanzler, ihrer und anderer Personen Einfluß unter Ludwig dem Fr. bemerkt wird (S. 92 ff.), in anderer Beziehung nicht weniger, wie gerade unter ihm bedeutende Veränderungen und Wechsel in Allem, was das Kanzleiwesen betrifft, eintraten, außerdem, wie sich verschiedene Personen in die Geschäfte bei Ausfertigung der Urkunden theilten: eine genaue Beachtung und Entzifferung der Tironischen Noten hat da manche neue Aufschlüsse gegeben (vgl. z. B. S. 68 über das 'ambasciare'). Der Verf. geht noch einmal auf die Theilung zwischen Karlmann und Karl ein und kommt zu dem Resultat, daß mit Sicherheit nur St. Denis und die nächste Umgebung als beiden gemeinschaftlich angesehen werden können (S. 245 bis 247); er macht es wahrscheinlich, daß der eine Zeitlang bemerkbare Gebrauch eines anderen Siegels als gewöhnlich durch K. Ludwig daraus zu erklären, daß Lothar damals im Besitz des alten war (S. 353); er stellt eine neue Ansicht auf über das Verhältniß der verschiedenen Pfalzgrafen zu einander (S. 365). Die früher schon entwickelte Ansicht, daß nicht schon Pippin, sondern erst Karl d. Gr. das 'gratia Dei' in dem Titel angenommen, wird wiederholt (S. 255), doch nachträglich (S. 401 N.) bemerkt, daß es in der Encyclica de letaniis faciendis Pippins, wo es steht, doch vielleicht echt sein könne, da diese nicht einem strengen Kanzleigebrauch unterlag und ein Schreiber geistlichen Standes diese Bezeichnung einführen mochte. Auffallen wird die Nachweisung, daß die Merovinger schreiben konnten (S. 214), während Pippin dieser Kenntniß entbehrte und Karl bekanntlich sie erst später erwarb. Manche kleine Berichtigung und erwünschte Vervollständigung erhält die deutsche Verfassungsgeschichte; über ein und das Andere wird sich weiter verhandeln lassen. Im Ganzen darf ich zufrieden sein, auch ohne ein Hilfsmittel, wie sie die Arbeiten des Vrfs. gewähren, die früher auch hier besprochenen Beiträge zur Diplomatik und dies neue umfassendere Werk, in der Benutzung der Urkunden nirgends wesent-

lich in die Irre gegangen zu sein, während ein anderer fleißiger Forscher unserer Zeit sich sagen lassen muß, eine Menge seiner Angaben ständen in der Luft, weil er unterschiedslos echte und unechte Diplome ausgebeutet habe (S. 392 Anm. 4). Auch mit Stumpf und Abel ist Sickel nicht immer einverstanden: seine Polemik ist aber überall eine gehaltene und sachliche.

Ueberhaupt verdient auch die Form des darstellenden Theils alles Lob. Man folgt dem Verf. bei seinen Auseinandersetzungen mit Vergnügen: vielleicht daß ein und das Andere etwas kürzer gefaßt oder sonst etwas anders geordnet sein könnte; aber dem günstigen Eindruck, den die ganze Arbeit macht, thut es keinen Abbruch: sie sichert ihrem Verfasser einen der ersten Plätze nicht bloß unter den Diplomatikern, sondern unter den Geschichtsforschern unserer Zeit, und Wien darf sich rühmen, in ihm einen hervorragenden Vertreter eines wichtigen Zweiges historischer Wissenschaft zu besitzen. G. W.

Jules van Praet, Essais sur l'histoire politique des derniers siècles. Tome I. 8. (433 p.) Bruxelles 1867, Christophe-Bruylant.

Herr J. v. Praet, der frühere belgische Minister und persönliche Vertraute König Leopolds I bietet hier dem Publikum einen ersten Band von Abhandlungen zur Geschichte der modernen europäischen Politik. Derselbe verräth eine eifrige Lectüre besonders der belgischen Arbeiten über die Geschichte des 16. Jahrhunderts, namentlich Gachards; vor Allem kommt es, wie begreiflich, dem Buche zu Statten, daß sein Verf. seine Studien nicht bloß in Büchern gemacht, daß ein langer vertrauter Verkehr mit einflußreichen und hochgestellten Persönlichkeiten, eine bedeutsame politische Stellung sein Verständniß für politische Verhältnisse geschärft, deren richtige Auffassung und Würdigung ihm wesentlich erleichtert hat. Die Einleitung behandelt die Geschichte der vier burgundischen Herzöge aus dem Hause Valois, eingehend besonders die Politik Philipps des Guten und Karls des Kühnen; dann folgen vier Essays über Karl V, Philipp II und Wilhelm von Oranien, Richelieu und die erste englische Revolution, schließlich Wilhelm III. Der Verf. erklärt selbst in der Vorrede, vielleicht sei er entraîné par une préférence involontaire ou par l'effet d'une habitude longuement et forcément contractée, à considérer plus specialement le côté personnel des événements historiques, à donner trop d'attention à l'action individuelle des hommes au sein des crises; in der That scheint uns das persönliche Element in der Geschichte allzusehr betont,

der Einfluß der allgemeinen Verhältnisse mehr als einmal unterschätzt. Auch über manches Einzelne wird man mit dem Verf. rechten können; weder mit der Auffassung Karls V noch mit der äußerst ungünstigen Beurtheilung Philipps II möchten wir uns einverstanden erklären; es kann uns dies selbstverständlich nicht hindern, das Interesse anzuerkennen, welches das mannigfach anregende und gut geschriebene Buch uns eingeflößt.

V.

1) Friedrich von Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im neunzehnten Jahrhundert mit Benutzung handschriftlichen Materials von Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. (VIII u. 128 S.) Leipzig 1867.

2) Aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz. Erster Band. Briefe, kleinere Aufsätze, Aufzeichnungen. (XII u. 301 S.) Wien 1867.

Seit dem Tode Friedrichs von Gentz sind fünfunddreißig Jahre verflossen, eine hinreichende Zeit, um die Vorurtheile zu mildern und eine unbefangene Meinung über den einst vielbewunderten und stark gehaßten Mann zu gestatten. Großes, aber allerdings ganz unfreiwillig hat schon Zedlitz zur Ehrenrettung von Gentz beigetragen. Zedlitz hielt sich für den natürlichen Erben, den legitimen Nachfolger von Gentz; er übernahm von dem Letzteren mannigfache Geschäfte, war wie Gentz als Journalist und diplomatischer Vertreter kleiner und kleinster Regierungen thätig, zeigt, von der Ferne betrachtet, ähnliche Stärken und Schwächen, eine gleichartige Natur. Aber wie Zedlitz Gefräßigkeit von Gentzens Gourmandise himmelweit entfernt ist, so erscheinen auch bei näherem Einblick in seine im Morgenblatte veröffentlichten Briefe alle übrigen Eigenschaften als ein schlechter Abklatsch des Gentzschen Originals. Man bekommt eine gewaltige Achtung vor Gentz, wenn man ihn mit den späteren reactionären Publicisten vergleicht. Seine Grundsätze sind verdammenswerth, die Art ihrer Vertheidigung aber meisterhaft; der Charakter, in welchem Gentz auftritt, gewinnt nicht unsere Neigung, die Anerkennung jedoch, daß er seine Rolle mit vollendeter Virtuosität durchführt, können wir ihm nicht versagen. Gentz hat trotz der zahlreichen Pensionen, Douceurs, Gratificationen, die er bezog, doch eigentlich seine Ueberzeugungen niemals verkauft, sich nie in grober Weise bestechen lassen. Er hätte, auch wenn er nicht bezahlt worden wäre, doch nicht anders handeln können, er hätte den Kampf gegen Napoleon muthig, ja leidenschaftlich geschürt, dem endlichen Siege Europas über Napoleon gleichgültig zugesehen und dann einem blasirten Quietismus sich hin-

gegeben. Gentz ist kein Gegenstand moralischer Kritik, sondern psychologischer Analyse. So faßt ihn auch Mendelssohn in seinem lesenswerthen Essay auf. Er schildert zunächst „Gentz in Preußen“, seine publicistischen Anfänge, die Zerrüttung seiner privaten Verhältnisse, die genial-frivole Lebensauffassung, die Hindernisse, die sich seiner größeren öffentlichen Wirksamkeit in Preußen entgegenstellten. Seine Auswanderung nach Oesterreich rettete Gentz aus der Gefahr moralischen und materiellen Bankerottes. Gleichzeitig aber gewann er auch die einzig richtige Grundlage für seine politische Thätigkeit. Diese konnte sich gedeihlich nur in einem Reiche entwickeln, das ener gewissen kosmopolitischen Anschauung huldigte, in welchem die äußere Politik von der inneren Verwaltung strenge getrennt war und die Noth dazu drängte, eine energische Leidenschaft einem Charakter, ein entschiedenes Talent einer vollen Persönlichkeit gleichzustellen. Ueberdieß brachte ihn im alten Oesterreich die ausländische Abstammung den aristokratischen Kreisen näher, was ihm in Preußen trotz einzelner intimen Beziehungen nicht gelingen konnte. Daß sein persönlicher, privater Vortheil mit der rechten Erkenntniß seiner Bestimmung Hand in Hand ging, ist kein Makel. In seinem ersten Briefe an Thugut, der seine Berufung einleitete (S. 21), schmeichelt er diesem Minister nicht über das zulässige und hergebrachte Maß heraus, und was am Ehestem ihn in den Verdacht nichtswürdiger Heuchelei bringen könnte, die Motivirung seiner Einwanderung durch eine religiöse Wandlung, war ihm damals allerdings eine ernste Sache. In der von Mendelssohn mitgetheilten Denkschrift an Kaiser Franz (9. Mai 1806) heißt es: „Mein längst genährter Widerwille gegen den Protestantismus, in dessen ursprünglichem Charakter und fortschreitender bösartiger Tendenz ich die Wurzel alles heutigen Verderbens und eine der Hauptquellen des Verfalles von ganz Europa entdeckt zu haben glaubte, und mein Vorsatz, die früher schon in meinem Herzen beschlossene Trennung von diesem System auch äußerlich zu vollziehen, das sind die einzigen Triebfedern, die mich nach Wien geführt.“ Daß dieses Bekenntniß nicht reine Dichtung enthalte, beweist ein Brief an Pilat v. J. 1818 (A. d. Nachlasse S. 48). „Noch im J. 1808 habe ich über den zweiten Brief Pauli an die Korinther halbe Nächte lang geweint. — Ich kämpfte fünf Jahre mit dem Entschlusse, katholisch zu werden.“ Er kämpfte diesen Entschluß doch nieder und wehrte in späteren Jahren alle Bekehrungsversuche beharrlich von sich ab. Was ihn zurückschreckte, darüber spricht er sich

gleichfalls in einem Briefe an Pilat (A. d. Nachlasse S. 95) mit vollkommener Offenheit aus. Seinem Genußsinne widerstand die finstere Ehrbarkeit, die er doch als Convertit hätte annehmen müssen, seinem an Kant und der Weimarer Schule gebildeten Verstande widerstrebte auch der Lehrbegriff, wie ihn etwa der Jesuit Passy entwickelte. Noch ein anderer Umstand mochte auf Gentz bestimmend einwirken. Sollte seine Energie geweckt werden, seine Denkkraft einen wohlthätigen Reiz empfinden, er sich für einen Gegenstand, ihn durchdringend, interessiren, so mußte er ihn f ü r c h t e n. Das psychologische Räthsel zu erklären, daß eine deprimirende Leidenschaft bei Gentz aufregend und anregend wirkt, die eigenthümliche Natur seiner „Nerven" zu definiren, ist nicht unsere Sache. Wir begnügen uns mit der Darlegung der Thatsache. In dem religiösen Gedankenkreise rief nun namentlich in den spätern Jahren nichts seine Furcht hervor, daher konnte ihn derselbe auch aus seinem moralischen Opiumrausche nicht wecken, wie er auch dem constitutionellen Regiment gegenüber zuletzt eine überraschende Lässigkeit zur Schau trug, weil er dessen Schwächen erfahren hatte. Dagegen wurzelt sein Kampf gegen Napoleon, dessen Mord er nicht unbedingt verwarf, unzweifelhaft in der Furcht vor demselben. Sobald Napoleons Furchtbarkeit aufhört, beinahe ganz Europa sich zusammenballt, um sich auf den Usurpator zu werfen, und dessen Niederlage gewiß erscheint, hört auch für Gentz der Kampfreiz auf. In ähnlicher Weise hat auch die Furcht vor Rußland seinen politischen Verstand während des russisch-türkischen Krieges erhellt und ihn 1831 zu einem Gönner der polnischen Revolution gemacht. Diese letzte Wandlung schildert Mendelssohn sachgemäß und eingehend, ebenso ausführlich und anziehend erzählt er von dem bisher wenig bekannten Plane, den Gentz 1806 gehegt, eine Neugestaltung Deutschlands herbeizuführen. „Er stellte (Haugwitz gegenüber) ein Programm auf: Deutschland in zwei große Conföderationen zu theilen, die durch eine immerwährende Allianz vereinigt sein sollten, die eine unter österreichischem, die andere unter preußischem Schutz, deren Mitglieder alle Souverainetätsrechte behalten und nur einer einheitlichen Militärorganisation unterworfen sein sollten. Um die für jene neue Ordnung der Dinge nothwendigen Teritorialausgleichungen zu machen, müsse man sich an Baiern halten, das mehr als irgend ein anderer Staat an der gegenwärtigen Unordnung in Deutschland Schuld trage." Es ist bezeichnend, daß kein österreichischer Staatsmann die sogenannte deutsche Mission Oesterreichs sich anders ver-

wirklicht denken konnte, als durch eine totale oder partielle Einverleibung Baierns. Andere interessante, auch politisch werthvolle Enthüllungen mag der Leser in der kleinen Schrift Mendelssohns sich selbst holen, die mit einer fein gedachten Charakteristik des Helden schließt.

Das andere Werk, dessen Titel oben angegeben ist und als dessen Herausgeber uns der jüngere Prokesch genannt wird, erfüllt nicht die von demselben gehegten Erwartungen. Auf die an die Adresse Rothschilds gerichteten Briefe legen wir keinen besondern Werth. Es sind verkappte Noten, bestimmt auf die Beschlüsse des französischen Cabinets einzuwirken, keine naiven Herzensergüsse von Gentz, sondern klug durchdachte, mit dem Fürsten Metternich concertirte Depeschen. Nicht als ob sie nicht zuweilen pikante Enthüllungen böten. Z. B. (S. 130) das Geständniß: „Preußen, welches mit seiner schlagfertigen und vortrefflichen Armee ein furchtbarer Bundesgenosse (Rußlands) sein würde, in vollkommener Unbeweglichkeit zu erhalten, ist eine der ersten Aufgaben der österreichischen, jeder echt-europäischen Politik. Nur mit Oesterreich und durch Oesterreich kann es der guten Sache dienen; sobald es diese Linie verläßt, führen alle seine Wege zum Verderben."

Als biographisches Material besitzen aber diese Briefe denn doch nur eine untergeordnete Bedeutung. Ungleich wichtiger sind die mit dem Herausgeber des österreichischen Beobachters, mit Pilat gewechselten Briefe. Herr von Prokesch theilt 40 derselben mit; wie aber eine Anzeige Mendelssohns in den deutschen Zeitungen behauptet, nur verkürzt und, wie wir fürchten, verstümmelt. Sie entziehen sich dadurch der Beurtheilung. Erst wenn sie uns vollständig vorliegen, können sie von der historischen Wissenschaft verwerthet werden. Sp.

Briefe ohne Adresse von Arthur Görgei. (XIV u. 48 S.) Leipzig 1867, Brockhaus.

Wer unmittelbar nach dem blutigen Niedergange der ungarischen Revolution anders von Görgei sprach als mit dem Ausdrucke des Abscheus über den Verräther: mit dessen Urtheilskraft schien es bedenklich zu stehen. Alle Welt war seit der Frühjahrscampagne 1849 von dem Uebergewichte der Magyaren so fest überzeugt, alle Welt, die österreichischen Officiere voran, glaubten an die Unüberwindlichkeit des genialen Görgei, daß die Waffenstreckung von 23,000 Mann mit 129 Geschützen bei Világos ohne vorangegangenen Kampf nothwendig nur die Frucht eines schwarzen

Verrathes sein konnte. Görgei versuchte in seinem Werke: „Mein Leben und Wirken in Ungarn" die Schuld von sich abzuwälzen und zu beweisen, daß die Lage Ungarns bereits vor Világos hoffnungslos war, daß seine Pläne die volle Zustimmung Kossuths und des Ministeriums besaßen. Seine Bemühungen waren erfolglos. So lange man in Kossuth einen Staatsmann ersten Ranges verehrte, so lange die Literatur in den Händen einer turbulenten Emigration blieb, deren Glieder stets sich selbst in das hellste, alle anderen Führer in das trübste Licht zu stellen liebten, mußte Görgei den Makel auf seinem Namen dulden. Jetzt wo die Leidenschaften sich beruhigt, die Verhältnisse sich geklärt haben, instruirt Görgei den Proceß aufs Neue, hoffentlich mit besserem Erfolge bei seinen Landsleuten. Außerhalb Ungarns hat ihn die unbefangene Geschichtsschreibung schon längst von dem Vorwurfe der Verrätherei freigesprochen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um den Besitzer der Memoiren Bayers, des Görgeischen Staatschefs an die Pflicht ihrer endlichen Herausgabe zu mahnen.

Sp.

Franklin, Otto, das Reichshofgericht im Mittelalter. I. Geschichte. 388 Seiten. 8. Weimar 1867.

Der deutsche König als Quelle des Rechts und oberster Hort der Gerechtigkeit hatte die Pflicht, des Richteramts persönlich zu warten; er genügte derselben in der fränkischen Zeit durch das Pfalzgericht, später durch das Reichshofgericht, an dessen Stelle seit Friedrich III das Reichskammergericht errichtet wurde. Unter den vielen Ausdrücken, deren die Quellen sich für das R. H. G. bedienen, empfiehlt sich der von dem Verf. gewählte am meisten, da es sowohl landesherrliche Hofgerichte wie königliche Hofgerichte gab, deren Jurisdiction auf gewisse Theile des Reichs eingeschränkt war, während das R. H. G. das ganze Reich umfaßte. Ein „Hofgericht" war es aber, weil es keine feste Gerichtsstätte dafür gab, sondern das Gericht an dem jedesmaligen Aufenthaltsorte des Königs abgehalten wurde, mit ganz zufälliger Besetzung, meist unter seinem persönlichen Vorsitz, zuweilen unter Bevollmächtigten, die er für den einzelnen Fall ernannt hatte.

Die Jurisdictionsverhältnisse, Verfassung, Verfahren und eine Zusammenstellung der von dem R. H. G. beobachteten Rechtsgrundsätze hat der Verf. den späteren Büchern vorbehalten, in dem vorliegenden Bande giebt er die äußere Geschichte des Gerichts und eine Darstellung der wich-

tigsten vor demselben verhandelten Processe. Bei dem streng persönlichen Charakter des Gerichts war es natürlich, daß seine Bedeutung je nach der Persönlichkeit der Könige eine verschiedene sein mußte, daß zwischen der Geschichte des R. H. G. und der politischen Geschichte des Reichs der innigste Zusammenhang besteht. Darum beginnt die erstere auch erst mit Heinrich I; denn Ludwig und Konrad I hatten nur gegen die Auflösung des Reiches zu kämpfen, das Reich selbst ist nicht vor Heinrich I vorhanden. Weit berühmt als Väter des Rechts waren Otto I, Heinrich II, Konrad II, Heinrich III und Lothar, mangelhaft versahen Otto II und III, auch Heinrich V ihr Amt, und unter Heinrich IV herrschte ein völlig unwürdiger Zustand. Die Geschichtschreiber aus der Zeit bis Lothar [1]) berichten fast nur von Hochverrathsprocessen; mannigfaltiger sind die Urkunden, in denen namentlich Processe des Klerus eine Hauptrolle spielen. Bezeichnend war der Proceß der St. Galler Mönche gegen ihren Abt Gerhard unter Otto III (S. 36—38); viel besprochen wurde der gegen Herzog Adalbero von Kärnthen i. J. 1035 (S. 27), der viele Anfechtung erfuhr, aber doch nicht so allgemeinen Abscheu erregte wie der gegen Otto von Nordheim i. J. 1070. (S. 31 ff.) — Unter den Hohenstaufen zeichnete sich auch in der Rechtspflege Friedrich I vor allen Anderen aus; seine Nachfolger hatten guten Willen, waren aber durch die äußeren Verhältnisse verhindert, sich des R. H. G. besonders anzunehmen [2]). Nur so lange Engelbert von Köln die Leitung des jungen Königs Heinrich (VII) führte, herrschte ein völlig befriedigender Zustand. Eine neue Grundlage des öffentlichen Rechtszustands wurde durch Friedrichs II Mainzer Landfrieden v. 1235 gewonnen, der gleichzeitig eine wesentliche Reform des R. H. G. einführte. Nach Art der Pfalzgrafen im fränkischen Reich wurde, wie man das in Italien schon früher gehabt hatte, ein ständiger Stellvertreter des Königs im R. H. G. (Hofrichter, iustitiarius curiae) eingesetzt, welcher am jedesmaligen Aufenthaltsorte des Königs statt seiner die Rechtspflege handhaben sollte, natürlich nur wenn der König nicht selbst den Vorsitz führte, was in gewissen ihm vorbehaltenen Sachen stets der Fall sein mußte.

---

1) Für diese Zeit konnte sich der Verf. im Wesentlichen auf seinen Aufsatz in den Forsch. z. deutsch Gesch. IV stützen.

2) Bezeichnend ist, daß wir von Otto IV nur aus den Jahren 1209—1215 Hofgerichtsurkunden besitzen.

Das Hofrichteramt hat sich zwei Jahrhunderte hindurch erhalten, zeitweise wurde es selbst dahin erweitert, daß der Hofrichter nicht bloß an dem wandernden Hofe des Königs, sondern sogar in Abwesenheit desselben sein Amt wahrnehmen durfte. (Vgl. S. 70 ff.) Eine andere wichtige Neuerung des Mainzer Landfriedens war die Bestellung eines eigenen Hofgerichtsschreibers und die Anordnung eines Präjudicienbuches und eines Achtregisters beim Hofgericht. — Wenn Friedrich II in der angegebenen Weise eine erfreuliche gesetzgeberische Thätigkeit für das R. H. G. entwickelte, so verhinderte ihn doch seine häufige Abwesenheit an einer dauernden strafferen Rechtspflege, und unter seinen Nachfolgern konnte noch weniger die Rede davon sein. Von den Processen aus der Hohenstaufenzeit sind keine berühmter als die gegen die Salzburger Erzbischöfe Konrad und Adalbert (S. 83—86) und besonders der Proceß gegen Heinrich den Löwen (S. 90—98). Hinsichtlich des Letzteren nimmt der Verf. an, daß Heinrich nicht wegen seines Auftretens gegen den Kaiser, sondern wegen seiner vielfachen Uebergriffe gegen die norddeutschen Fürsten angeklagt und schließlich verurtheilt sei; die Verhandlungen haben nach ihm zu Worms, Magdeburg, Goslar oder Kayna, endlich aus besonderen Rücksichten noch einmal zu Würzburg [1]) stattgefunden, der Verf. ist aber geneigt, außer diesen vier Rechtstagen noch zwei andere (Ulm und Regensburg) anzunehmen. In dieser Beziehung scheint uns die Entwicklung Weilands in seiner schönen Abhandlung über die Reichsheerfahrt (Forsch. z. deutsch. Geschichte 7, 115 ff. und besonders 175—188) den Vorzug zu verdienen. Nach ihm wurde auf dem Reichstage zu Worms sowohl von Seiten der norddeutschen Fürsten wie von Seiten des Kaisers gegen den abwesenden Herzog Klage erhoben, derselbe darauf vergebens dreimal (nach Magdeburg, Nürnberg und Kayna) vorgeladen und auf dem dritten Rechtstage in die Acht gethan; als Rechtsvergünstigung erging noch eine vierte Ladung nach Würzburg, wo gegen den sachfälligen Herzog auf Verlust der Lehen und Allode und auf Landesverweisung erkannt wurde; die Vollstreckung in Betreff des Herzogthums Sachsen erfolgte dann zu Gelnhausen, die in Betreff Baierns zu Regensburg. Diese Entwickelung schließt sich vorzugsweise den vollkommen glaubwürdigen Pegauer Annalen an, während Arnold von

---

1) Seite 94 Z. 16 v. o. und Seite 97 Z. 5. v. u. steht aus Versehen „Augsburg" gedruckt.

Lübeck, dem unser Verf. folgt, in der ganzen Frage als mangelhaft unterrichtet erscheint und entschieden für Heinrich Partei nimmt. Besonders auch darin müssen wir Weiland Recht geben, daß es sich von vornherein neben der Klage der Fürsten um eine Klage des Kaisers auf Hochverrath handelte (vgl. Weiland, a. a. O. 157 f. 169—171). — Neben diesen beiden Hofgerichtsprocessen treten alle anderen, deren der Verf. eine größere Zahl zusammengestellt hat, in den Hintergrund, aber nur was das politische Interesse angeht, denn unter den ergangenen Rechtssprüchen finden sich viele von dem höchsten juristischen Interesse, auf die hier jedoch nicht näher eingegangen werden kann. Nur die Thatsache sei hier erwähnt, daß der letzte Rechtsspruch Konrads IV dem Jahre 1245 angehört und daß wir von Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland nur sehr wenige, von Richard und Alphons gar keine Hofgerichtsurkunden besitzen. Rudolfs I rastlose Thätigkeit brachte das R. H. G. wieder zu einigem Ansehen, doch selbst er vermochte den Urtheilen des höchsten Gerichts nur so weit Geltung zu verschaffen, als er dieselben mit Waffengewalt durchzusetzen im Stande war. Dies gelang ihm z. B. in dem Verfahren gegen Ottokar (S. 166—173), während der Proceß wegen der Grafschaft Flandern zum Hohn für Kaiser und Reich lange Jahre hindurch wirkungslos fortgesponnen wurde (vgl. S. 152—163). Kein Wunder daher, wenn auch seine nächsten Nachfolger, trotz redlichen Strebens, wenig oder gar nichts durchzusetzen vermochten. Die traurigste Zeit für den Rechtszustand des Reiches beginnt mit Karl IV, denn von nun an hatten die Kaiser, von dem kurzen Intermezzo unter Ruprecht und Albrecht II abgesehen, nur noch Interesse für ihre Erblande, das Reich kümmerte sie nicht und das R. H. G. wurde häufig Jahre lang gar nicht abgehalten; alles Vertrauen zur Reichsjustiz ging verloren, besonders da man (namentlich unter Sigismund) den schamlosesten Handel mit derselben treiben sah. Die Exemptionen durch privilegia de non appellando und de non evocando wurden immer häufiger verlangt und gegen Geld und gute Worte ertheilt, und Reformentwürfe in Betreff der Reichsjustiz schossen wie Pilze aus dem Boden [1]). Allein weder die amtlichen, noch die nichtamtlichen Entwürfe brachten etwas zu Stande; Verfassung und Verfahren des R. H. G. blieb, von vor-

1) Unter diesen auch ein beachtenswerther des Nikolaus von Kues. (S. 226 ff.)

übergehenden Einrichtungen abgesehen (vgl. S. 233 f.), auf dem alten Fleck. Lieber wandte man sich an den Kaiser persönlich als Schiedsrichter, und schon von Rudolf von Habsburg wissen wir, daß er in dieser Eigenschaft weit mehr Sachen erledigt hat, als durch sein Hofgericht. Es war natürlich, daß die Kaiser bei ihrer schiedsrichterlichen Thätigkeit sich der Hilfe ihrer Räthe bedienten, und so fanden hier die gelehrten Juristen einen ausgedehnten Wirkungskreis schon zu einer Zeit, wo am R. H. G. noch das deutsche Verfahren herrschte und ungelehrte Richter ausschließlich nach den Grundsätzen des einheimischen Rechts entschieden. Aus dieser Zuziehung der königlichen Räthe wird das „Kammergericht" entstanden sein, das sich unter Friedrich III zuerst neben dem R. H. G. zeigt, dann seit 1450 das Letztere vollständig verdrängt hat. Die Entstehung im Einzelnen zu verfolgen ist bei dem dermaligen Stande der Quellen nicht möglich, aber auf einen Akt der Gesetzgebung läßt sich das Kammergericht nicht zurückführen, es kann sich vielmehr nur auf gewohnheitsrechtlichem Wege und unbewußt entwickelt haben. Der einzige Unterschied zwischen dem R. H. G. und dem K. G. beruhte in der Besetzung des Letzteren mit königlichen Hofbeamten, also namentlich mit gelehrten Richtern, und deßhalb ist dieser Umwandlung des höchsten Gerichts die größte Bedeutung für die Receptionsgeschichte beizulegen. Uebrigens konnte auch das K. G. Friedrichs III, troß der Regensburger Kammergerichtsordnung von 1471, selbst den mäßigsten Ansprüchen ebenso wenig genügen wie das R. H. G.; das Streben nach Reformen wurde immer lebhafter, führte aber erst 1495 zum Ziel.

Die äußere Geschichte des R. H. G. kann nur eine dürftige sein, der Schwerpunkt des vorliegenden Werkes liegt daher in den mit äußerster Sorgfalt zusammengetragenen Proceßgeschichten. Der Verf. verdient schon jetzt unseren größten Dank, und mit Freude dürfen wir der Fortsetzung seines Werkes, wobei auch die Bedeutung des ersten Bandes erst recht zur Geltung gelangen wird, entgegensehen.

Es mag gestattet sein, bei dieser Gelegenheit noch einer anderen Arbeit zu gedenken, die uns einen schätzbaren Beitrag liefert zu der Geschichte der deutschen Reichsjustiz:

W. Vogel, des Ritters Ludwig von Eyb des Aelteren Aufzeichnung über das kaiserliche Landgericht des Burggrafthums Nürnberg. 1. Abth. 8. 79 S. Erlangen 1867.

Ritter Ludwig von Eyb († 1502) bekleidete unter den Markgrafen

des Brandenburger Hauses, namentlich unter Albrecht Achilles, wiederholt die wichtigsten politischen Aemter, bis er, schon in höherem Alter, das Amt eines Landrichters zu Nürnberg übernahm. In dieser Eigenschaft verfaßte er während des 30jährigen Stillstands, welchen die Geschäfte des Landgerichts seit dem Frieden von Roth v. J. 1460 erlitten, eine Schrift über Verfassung, Competenz und Verfahren des ihm untergebenen Gerichts, zu Nutzen und Frommen seiner Herren und der fränkischen Ritterschaft. Diese Schrift, in einer Nürnberger Hs. v. 1492 und einer Göttinger des 18. Jh. erhalten, läßt erkennen, wie viel wir von den Forschungen über die königlichen Landgerichte, unter denen das Nürnberger eine besonders hervorragende Stellung einnahm, zu erwarten haben. Die von dem Herausgeber bei der Publication befolgten Grundsätze sind verständig; auch die das Nürnberger Gericht, den Verfasser und sein Werk betreffende Einleitung verdient unsere Anerkennung. Möge er uns bald als reife Frucht seiner Studien eine vollständige Geschichte jenes Gerichts liefern und damit einen der von Franklin in der Vorrede geäußerten Wünsche erfüllen! — Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß durch die von Ficker verheißenen „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens" abermals eine bedeutende Erweiterung unserer Kenntnisse von der Geschichte der deutschen Reichsjustiz in Aussicht gestellt ist.

R. S.

Leopold von Rankes sämmtliche Werke. Bd. I und II. — (Separattitel:) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Vierte Auflage. Bd. I (XII u. 350 S.) II (VIII u. 391 S.) 8. Leipzig 1867, Duncker und Humblot.

Von der Gesammtausgabe der Rankeschen Werke sind die beiden ersten Bände erschienen; sie enthalten den Anfang der vierten Auflage der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation. Wie bei den früheren neuen Ausgaben ist es auch dies Mal Rankes Absicht nicht gewesen, jedes Detail der Darstellung und jedes Citat nochmals zu revidiren, so eine Umarbeitung des ganzen Werkes zu liefern; nur an einzelnen Stellen begegnen wir Aenderungen und Zusätzen. Die wesentlichste Umgestaltung hat in dem ersten Band das 2. Capitel des 2. Buches erfahren, welches den „Uebergang des Kaiserthums von Maximilian auf Karl V" behandelt, besonders der Abschnitt über die Kaiserwahl von 1519; die Acta Tomiciana, die von Le Glay publicirten negotiations, die Forschungen Mignets,

Paulis u. A. sind dafür benutzt. Beiläufig mag erwähnt werden, daß Ranke auch in der neuen Auflage daran festhält, die angeblich am Tag der Wahl von den Kurfürsten gehaltenen Reden (die man neuestens wieder für authentisch ausgegeben) seien erdichtet. Einem interessanten Zusatz begegnen wir auf S. 339; er betrifft die Mahnung, die im April 1521 Bischof Adrian von Tortosa an den Kaiser gerichtet, Luther dem Pabste auszuliefern, der zum Trotz aber Karl sein dem Ketzer gegebenes Versprechen freien Geleites gehalten. Außerdem finden wir Erweiterungen der Charakterzeichnungen Kaiser Maximilians und Johann Ecks; in die Charakteristik von Max ist der Satz eingeschoben: „Ein einfacher Mann, von mittler Gestalt, blaß von Gesicht, der auf Jedermann einen guten Eindruck machte, immer bei seiner Sache war und allen Pomp vermied." (S. 237.) Unbedeutendere Aenderungen begegnen S. 17, 113, 118, 167, 209, 306, 315 und 329. — In dem zweiten Bande ist sehr wesentlich umgestaltet und erweitert die Darstellung der preußischen Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 5. Capitels des 4. Buchs; außerdem finden wir einzelne neue, einzelne vermehrte Anmerkungen; einige Zusätze auch im Text zeigt die Erzählung der Schlacht bei Pavia. Der Ankündigung der Verlagshandlung zufolge werden der neuen Auflage auch wieder die in der letzten Ausgabe vermißten Urkunden und kritischen Excurse beigegeben; von diesen ist am Ende des ersten Bandes der Aufsatz über „eine ungedruckte Lebensbeschreibung Maximilians I von H. J. Fugger" abgedruckt; den Schluß des zweiten bilden 4 Beilagen (früher Bd. VI 99—166): Ueber ein im J. 1837 zu Rom erschienenes apokryphes Geschichtswerk, Jacob Ziegler und Adam Reitner, Chronisten Karls V, Anhang einige Documente für den italienischen Krieg. Erweitert sind davon die Aufsätze über Fugger und über die Chronisten Karls V. pp.

Moritz Ritter, Geschichte der deutschen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tode Kaiser Rudolfs II (1598—1612). Erster Band XII, 293 S. 8. Schaffhausen 1867, Hurter.

Unter den Arbeiten, welche die Historische Commission in München begonnen hat, nimmt der inneren Bedeutung nach sicher nicht die letzte Stelle ein die beabsichtigte Herausgabe der Wittelsbachischen Correspondenzen aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts und den Zeiten des 30jährigen Krieges. Wie die jährlichen Berichte der Commission es zeigen, schreiten die beiden Zweige des Unternehmens rüstig vorwärts, und auch

bevor wir die Veröffentlichung der Akten selbst erhalten, haben schon einzelne Mitarbeiter Anlaß genommen, aus dem gesammelten Materiale einzelne Partien in Monographien zu verwerthen. Es ist ein durchaus zu billigendes Verfahren: nicht nur daß wir auf diese Weise schon vorher von der Wichtigkeit des zu Erwartenden einen Begriff fassen können, wir sind auch in den Stand gesetzt, die Befähigung der einzelnen Arbeiter zu ihrer Aufgabe zu prüfen. Die jüngst erschienene Geschichte der deutschen Union gewährt uns in beiden Richtungen recht erfreuliche Aussichten. Wir finden unsere Erwartung einer ausgedehnten Bereicherung unserer Kenntnisse durch diese Arbeit bestätigt, wir gewinnen aber auch die Ueberzeugung, daß — wenigstens für diesen Theil der Aufgabe — der richtige Arbeiter gefunden und ausgewählt worden ist.

Das Buch Ritters tritt anspruchslos auf, aber es birgt einen reichen Inhalt in sich. Aus den Archiven von München, Stuttgart, Kassel, Dresden, Berlin, Wolfenbüttel und Bernburg ist eine Fülle authentischen Materiales zusammengebracht, das seiner Natur nach zuverlässige Aufschlüsse über die Tendenzen der protestantischen Fürsten bietet und einen Einblick gestattet in das diplomatische Gewebe jener Periode, in welcher die religiös-politischen Gegensätze in Deutschland sich zum Kampfe zusammenfaßten und ihre Vorbereitungen für einen entscheidenden Krieg trafen. Es kann nicht die Absicht dieser Anzeige sein, dem fleißigen Verfasser in das Detail seiner Sudien zu folgen oder die Genauigkeit seiner Angaben zu prüfen; gerade auf einem Gebiete, wo die archivalischen Mittheilungen über das früher schon bekannte Material bei weitem überwiegen, ist es nicht möglich, ohne archivalische Nacharbeit über die Einzelheiten der Arbeit zu urtheilen. Wo eine Vergleichung nur möglich war, haben sich Ritters Angaben als durchaus zuverlässige bewährt; höchstens gegen seine Deductionen über den jülichschen Erbfolgestreit (S. 58 u. 59) ließe sich doch vielleicht Einzelnes einwenden.

Das Buch ist klar und lebendig geschrieben; trotz der Fülle des Details sind die leitenden Gesichtspunkte gut festgehalten; es ist überall Klarheit in die Darstellung der oft sehr verwickelten und verwirrten Fäden des politischen Netzes gebracht. Und einzelne Charakteristiken leitender Fürsten, — ich weise z. B. auf S. 119, 120, besonders aber auf S. 260 ff. hin — lassen eine nicht unbedeutende historiographische Begabung erkennen.

Ritter versichert, er wolle „nur die Grundsätze der streitenden Parteien

darstellen, nicht aber mit seinem Urtheil über den Werth dieser Grundsätze in die Kämpfe vergangener Zeiten hineinreden". Man wird nicht umhin können, ihm das Zeugniß auszustellen, daß er ernstlich und redlich diesem Vorsatze nachzukommen sich bestrebt hat. Die principiellen Grundlagen der verschiedenen Parteien jener Zeit sind mit anerkennenswerther Objektivität dargelegt, das Verhältniß der deutschen und europäischen Parteigegensätze ist in seinen Grundzügen rückhaltlos und offen charakterisirt. Ich hebe Einzelnes heraus, gerade diese Seite des Buches ins Licht zu stellen.

Bei der Darstellung dieser Gegensätze geht Ritter sachgemäß aus von dem Augsburger Religionsfrieden. Er urtheilt: „Zufällige, vorübergehende Verhältnisse waren die wankende Grundlage der neuen Rechtssatzungen, daran man bei fürstlichen Ehren und rechter Treue ewig festzuhalten versprach, als ob ein ewiges Rechtsverhältniß sich anders aufbauen ließe, als auf wirklich anerkannten ewigen Rechtsnormen, als ob ein für göttlich gehaltenes Gebot, welches den Religionsfrieden verneinte, nicht stärker wäre, als die in der Noth geleisteten Eide!" (S. 5 u. 6.) Er führt dann weiter aus, wie nach dieser principiellen Anschauung man in Rom „den Vertrag als einen verderblichen, als einen gottlosen ansah", wie man sich nicht verpflichtet fühlte ihn zu halten. Er fährt fort: „So dachte der päbstliche Hof über den Religionsfrieden. Die katholischen Reichsstände mochten seine Umdeutung des Vertrages von sich weisen; konnten sie aber auch der Folgerung entfliehen, daß der Religionsfriede vernichtet werden müßte, weil er gegen die göttliche Ordnung verstoße?" (S. 7.)

Dann erzählt Ritter, wie in der nächsten Zeit der Protestantismus noch weiter um sich gegriffen, und wie die Protestanten sich bemühten die in Augsburg noch aufgerichteten Schranken ihrerseits einzurennen. Diese Entwicklung ist im Einzelnen richtig verfolgt. Dann heißt es: „Die Katholiken sahen diesem Vernichtungskampfe gegen ihre Religion mit machtloser Bitterkeit zu. Allein mit dem Anspruch auf die Wiedergabe des so Entrissenen, behielten sie sich auch hier den künftigen Angriff auf die Protestanten vor." (S. 15.)

Und zuletzt verschließt Ritter sich nicht der Einsicht, daß die europäischen Verhältnisse in diese Dinge eingriffen. „Der Schutz und die Fortpflanzung der katholischen Religion war im sechszehnten Jahrhundert bestimmend für die Politik katholischer Mächte. Es liegt aber im Wesen

des Katholicismus, daß er als vollgültiger Inhalt der religiösen Ueberzeugung aller Menschen die Beseitigung jedes andern Bekenntnisses verlangt. Wenn nun nicht allein der Gewalt der Ueberredung und freien Anerkennung, sondern nächstdem auch dem Staate, dem die Macht des Zwanges zur Erreichung seiner Zwecke dient, die Erfüllung dieser Forderung anheimgegeben wird, so kann man aus der Allgemeinheit derselben schließen, daß der Staat sie nicht nur unter seinen Unterthanen, sondern auch denen anderer Staaten zu verwirklichen hat, sobald nämlich die letzteren in der Erfüllung ihrer Aufgabe hilfebedürftig oder nachlässig erscheinen". (S. 16 u. 17.) „Dieser Grundsatz wurde in Rom in seiner ganzen Schärfe ergriffen", und „der Verbündete Roms war Philipp II von Spanien". Ritter führt dann aus, wie diese Politik in Europa thätig war, während in Deutschland bis zum Tode Maximilians II noch die Protestanten in der Verwirklichung ihrer Ansprüche rücksichtslos vorwärts schritten. „Als aber ein zwanzigjähriger Friede die Kräfte der Katholiken erstarken ließ und dann der hohe Eifer für die Neupflanzung katholischer Lehre und Sitte auch die Deutschen ergriff, da mußten die Ansprüche, welche die Katholiken zu Gunsten ihres Bekenntnisses erhoben, ins Leben und in die Kämpfe der Parteien hineintreten." (S. 19.)

Kurz und übersichtlich sind die einzelnen Stadien des Kampfes vorgeführt, der unausbleiblich zu einem gewaltigen Religionskrieg führen mußte. Die Erzählung Ritters ist voll von Einzelheiten, die es darthun, wie die katholische Partei, auf Grund jener oben entwickelten Anschauung, nach und nach die einzelnen Positionen der Protestanten angriff. Was blieb den so Bedrohten übrig, als sich zu energischer Gegenwehr aufzuraffen und zur Vertheidigung ihrer Stellung sich eng an einander zu schließen?

„Man mußte, — so sagt auch Ritter S. 163 — auf einen Punkt kommen, wo die Gegensätze ihre Lösung durch Gewalt erheischten und die reichsverfassungsmäßigem Institute ohnmächtig zurückstanden. Da war die Union der letzte Ausweg."

Unter den Protestanten gab es auch Männer, die diesen Zusammenhang der Dinge durchschauten, die auf energische Schritte drängten. Es kam nicht dazu, weil man gespalten durch Sonderinteressen trotz der Einheit der Ueberzeugung in jedem einzelnen Falle sich nicht zur That entschließen konnte.

Alle diese einzelnen Versuche zur Gründung einer Union und ihr jedesmaliges Scheitern sind nach den Akten der betheiligten Mächte in diesem Buche bis zum Jahre 1603 ausführlich erzählt.

Was auch immer die persönliche Stellung des Verfassers zu den hier behandelten Fragen sein möge — und ich glaube, sie ist doch aus seinem Raisonnement an manchen Stellen zu erkennen, — wir haben jedenfalls mit Dank es anzunehmen, daß er die Thatsachen jener Epoche und die aus ihnen sich ergebende Gruppirung der Parteitendenzen offen und gewissenhaft ausgesprochen hat. Ich meine, das ist der Weg, auf dem die Forscher katholischen und protestantischen Bekenntnisses in der Geschichte der deutschen Vergangenheit sich begegnen und zu einer Verständigung mancher heute noch schwebender Controversen gelangen können. Man wird Herrn Ritter Glück wünschen dürfen, daß er diesen Weg betreten hat.

Maurenbrecher.

Johann Georg von Rauchbar, Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck (1620—1692). Vollendet und mit Beilagen herausgegeben von Dr. L. Curtze. Erste Lieferung. (XII u. 160 S.) Arolsen, in Commission bei A. Speyer 1867.

Graf Georg Friedrich von Waldeck, dessen Geschichte die obenstehende Biographie enthält, gehört zu den bedeutendsten deutschen Staatsmännern in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Ein vielthätiges Leben hat ihn in Verbindung gebracht mit fast allen bedeutenden Ereignissen, welche in der Zeit vom westfälischen Frieden bis gegen das Ende des Jahrhunderts hin Deutschland und die Nachbarlande bewegten. In niederländischen Kriegsdiensten begann er seine Laufbahn; er trat dann bei Gelegenheit der pfalz-neuburgischen Verwickelungen im Jahr 1651 in den Dienst des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem er bis zum Jahr 1658 angehörte; er hat von da an nach einander in schwedischen, niederländischen, kaiserlichen Diensten gestanden, meist mit hohen militärischen Chargen betraut und immer zugleich eine sehr ausgebreitete und oft einflußreiche diplomatische Thätigkeit übend. In den Türkenkriegen seiner Zeit, in den Kämpfen gegen Ludwig XIV stand er an bedeutender Stelle, selten sehr glücklich, aber immer gesucht und geachtet. Im Jahr 1682 ward er von Kaiser Leopold in den Reichsfürstenstand erhoben und starb zu Arolsen 1692.

Eine eingehende Geschichte dieses Fürsten, gestützt vorzüglich auf die

trefflichen Materialien des wohlgeordneten Arolsener Archivs, auf seinen ausgedehnten Briefwechsel, seine zahlreichen eigenhändigen Aufzeichnungen, würde eine der dankenswerthesten und dankbarsten Arbeiten für die deutsche Geschichte im siebenzehnten Jahrhundert sein. Georg Friedrich hat in seinen späteren Jahren den Plan, seine Lebensgeschichte actenmäßig bearbeiten zu lassen, selbst in die Hand genommen. Lange Zeit trug sich der bekannte Wittenberger Polyhistor Samuel Schurtzfleisch mit dem Gedanken, die Arbeit zu übernehmen („vermuthlich aus unterthäniger Erkenntlichkeit, weil er aus Corbach im Waldeckischen gebürtig war", wie ein Waldeckischer Autor des vorigen Jahrhunderts sagt) und stand deßwegen mit dem Fürsten in Verbindung. (Vgl. darüber die Correspondenzen in Schurtzfleischs Epistolae arcanae.) Er ist nicht dazu gelangt, sein Vorhaben auszuführen, jedenfalls wenigstens nicht in der Weise, wie er es nach seinen Briefen beabsichtigte; das in Arolsen aufbewahrte lateinisch geschriebene handschriftliche Fragment (bis 1674), welches angeblich von Schurtzfleisch herstammen soll, ist ein sehr unbedeutendes Machwerk. Dagegen fand Georg Friedrich einen geeigneten Biographen an dem aus Worms gebürtigen und in die Dienste der Waldeckschen Regierung getretenen Rath Johann Georg v. Rauchbar. (Auch über ihn finden sich in den oben genannten Schurtzfleischschen Briefen mehrfache Nachrichten.) Er schrieb während der letzten Lebensjahre des Fürsten die umfassende Biographie, welche, bisher nur handschriftlich aufbewahrt, jetzt zum ersten Mal veröffentlicht wird und deren erste Lieferung uns vorliegt.

Der Werth und die Art dieser Biographie ergiebt sich bereits aus diesem ersten Bruchstücke. Keinerlei künstlerischen Anspruch erhebt sie, aber sie ist durchaus actenmäßig. Dem Verfasser stand das Waldeckische Archiv in ganzem Umfang zu Gebote, und er trägt dasselbe in ziemlich ausgedehnter Weise in sein Werk hinein. Wir erhalten ein ziemlich schwerfälliges Stück Geschichtschreibung, aber wir stehen auf Schritt und Tritt den Akten gegenüber, aus denen überall weitläufige Auszüge mitgetheilt werden. Der Standpunkt des Verfassers ist, wie zu erwarten, der eines Hofhistoriographen; aus der Handschrift ergiebt sich, daß Waldeck selbst an der Abfassung des Werks durch Revision und wohl auch Correcturen directen Antheil nahm. Die Tendenz der Verherrlichung geht überall hindurch; in den Partien, welche seine Conflicte am brandenburgischen Hof und während des nordischen Krieges schildern, macht sich ein gewisses apologe-

tisches Interesse geltend — wir haben es eben mit einem memoirenartigen Werke zu thun, bei dem eine mehr oder minder starke persönliche Färbung von vornherein vorauszusetzen ist: genug nur, wenn innerhalb dieser Grenzen die Erzählung aufrichtig, die Benutzung der Akten eine treue sei. In wie weit diese Forderung in dem vorliegenden Werk erfüllt sei, kann hier nicht im Einzelnen dargelegt werden. Wir machen nur auf einen Punkt aufmerksam. Bei Weitem der wichtigste Theil von Waldecks Thätigkeit während seines brandenburgischen Ministeriums war sein Antheil an der inneren Reichspolitik der Jahre 1652 ff., besonders während der Königswahl und des Reichstags von 165³/₄. Die brandenburgische Politik dieser Zeit trägt die schärfste antiösterreichische Färbung; namentlich alle Briefe und Denkschriften Waldecks aus diesen Jahren stehen durchaus in dieser feindseligen Richtung gegen das Kaiserhaus: er ist die Seele aller gegen die Pläne desselben gerichteten Bestrebungen. In unserer Biographie leuchtet hiervon fast gar nichts durch; all der wichtigen Vorgänge jener Jahre, der Wahl Ferdinands IV, des merkwürdigen Reichstags, all der sehr bemerkenswerthen Pläne, mit denen sich Waldeck damals trug, wird entweder gar nicht oder mit auffallender Kürze gedacht. Hält man nun hieneben, daß Waldeck, als er die Abfassung dieser Biographie veranlaßte, schon seit längerer Zeit in sehr guten Beziehungen zu dem kaiserlichen Hofe stand, so ergiebt sich von selbst, in welcher Richtung eine gewisse Vorsicht bei der Benutzung dieser Aufzeichnungen sehr anzurathen ist. Aber bei all dem erhalten wir, wie sich schon jetzt erkennen läßt, in diesem Werk eine große Menge werthvoller neuer Nachrichten, und dasselbe wird, wenn es vollendet vorliegt, zu den wichtigeren Quellen für die deutsche Geschichte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu rechnen sein.

Wir verdanken die Herausgabe dem um die Waldeckische Specialgeschichte wohlverdienten Director Dr. Curtze in Corbach. Nach einer literarhistorischen Einleitung, in welcher das Nöthige über die Entstehung und Geschichte des Werkes beigebracht wird, druckt der Herausgeber die Handschrift buchstäblich genau ab; in den späteren Bogen modificirt er einigermaßen die Orthographie und, wie in der Einleitung angegeben wird, auch den Satzbau derselben, der allerdings äußerst barbarisch ist. Es könnte darin, wie uns scheint, selbst noch weiter gegangen werden; namentlich können wir keinen Nutzen darin erkennen, wenn nicht nur alle Fremdwörter, sondern auch die Orts- und Personennamen je nach der Willkür der Hand-

schrift mit lateinischen Lettern gedruckt werden, was für das Auge sehr unerquicklich ist. Die Hinzufügung gelegentlicher kurzer Anmerkungen über manches der Erläuterung Bedürftige, namentlich auch über die zahlreichen auftretenden Persönlichkeiten, würde für viele Leser eine willkommene Erleichterung gewesen sein.

Die vorliegende erste Lieferung umfaßt die Jugendgeschichte Waldecks und die Zeit seines brandenburgischen Dienstes bis zum Vertrag von Labiau (Nov 1656). Wir wünschen, daß es dem Herausgeber möglich werde, uns durch eine recht baldige und rasche Aufeinanderfolge der übrigen zu erfreuen. B. E.

Maitre, Léon, Les Ecoles épiscopales et monastiques de l'Occident depuis Charlemagne jusqu'à Philippe-Auguste. 8. (VIII et 313 p.) Paris 1866, Dumoulin.

Die Geschichte des Unterrichtswesens und der Bildungsanstalten der früheren Zeiten ist in Frankreich noch sehr wenig entwickelt. Die Arbeiten von Théry, Valet de Viriville und einigen Anderen sind meist oberflächliche Compendien oder ergehen sich in allgemeinen Redensarten. In vorliegender Schrift wird zum ersten Mal der Versuch gemacht die Geschichte der bischöflichen und Klosterschulen Frankreichs zu schildern. Mehr umfaßt, trotz des Titels, das Werk nicht und nur einige Male geht es über die deutsche Gränze hinüber. Der Vrf. hat mit großer Umsicht Alles gesammelt, was auf Organisation dieser Schulen, auf Leben und Wandel der Lehrer und Schüler, auf Methode und Ausdehnung des Unterrichtes Bezug hat und in den Quellen vom IX—XII Jahrhundert zu finden war. Jedenfalls übertrieben ist die Beschreibung der Thätigkeit Karls des Großen im Schulsache. So lobenswerth sein Eifer auch gewesen, an Volksschulen hat er so wenig gedacht als irgend einer seiner Zeitgenossen. Auch darf man nicht vergessen, daß seine Anstrengungen selbst in den bischöflichen Schulen großentheils fruchtlos blieben, was seinem Verdienst natürlich keinen Abbruch thut. Einige kleine Irrthümer bei Personen- und Ortsnamen sind kaum nennenswerth. Am Schluß finden wir die Verzeichnisse einiger wichtiger Klosterbibliotheken; ihre Vollständigkeit ist aber wohl zweifelhaft, besonders bei denen, die der Vrf. bloß mit dem Handschriftenkatalog der Bibliothèque Impériale zusammengestellt hat.

Bourquelot, Felix, Les Foires de Champagne, Extrait du T. V des »Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des In-

scriptions et Belles-Lettres«. 2 T. 4. (335 et 391 p.) Imprimerie Impériale 1866.

Unter einem anscheinend beschränkten Titel bietet uns der Vrf. in vorliegendem Werk eine der reichsten und interessantesten Urkundensammlungen dar, über Handel und Wandel des Mittelalters. Hr. Bourquelot, Prof. an der Ecole des Chartes, giebt uns das Resultat langjähriger Forschungen über Industrie und Gewerbe, über kaufmännische Beziehungen und Geldverhältnisse des ganzen westlichen Europas, welches vom X. bis zum XV. Jahrhundert in den Jahrmärkten der Champagne einen Zusammenkunftsort hatte, wie ihn noch jetzt die Leipziger Messe bietet. In den 700 Quartseiten seines Mémoire untersucht er nicht nur den Ursprung dieser großen Märkte, deren Bedeutung in Frankreich sprichwörtlich geworden war, und giebt uns nach meist ungedruckten Documenten eine Schilderung des Lebens und Treibens auf denselben, sondern er begleitet die Handelstreibenden auf Anzug und Heimweg, beschreibt uns ihre eigenthümlichen Waarencaravanen, notirt die hauptsächlichsten Handelsstraßen. Die Geldsorten des Mittelalters, die Wechsler und Wechselbriefe liefern Stoff zu genauen und doch anziehenden Untersuchungen. Diese Jahrmärkte hatten eine eigene Gesetzgebung hervorgerufen, die uns noch erhalten ist und von Hrn. Bourquelot mitgetheilt wird. Die Streitigkeiten wurden durch ein Specialgericht geschlichtet. Mit dem Ende des XIII. Jahrhunderts beginnt die Abnahme jener Messen von Rheims, Troyes, Provins u. s. w. Die haltlose Regierung der Könige-Grafen aus dem Geschlecht Navarra, neu sich erhebende Märkte zu Lyon und Bourges, der hundertjährige Krieg mit England, die allgemeine Verbreitung der Industrie über Europa gaben ihnen nach und nach den letzten Stoß. Wir glauben nicht, daß eine ähnliche Arbeit die geschäftlichen Verhältnisse in Westeuropa und besonders in Frankreich je mit größerer Gelehrsamkeit und eingehender geschildert hat. Das Werk Hrn. Bourquelots ist in jeder Hinsicht des ihm vom Institut zuerkannten Preises würdig.

Recueil des Historiens des Gaules et de la France. T. XXII contenant la troisième livraison des monuments des règnes de St. Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis X, de Philippe V et de Charles IV (depuis 1226—1328) publié par M. M. de Wailly et Delisle. Fol. (XLIV. 971 p.) Paris 1865, Imprimerie Impériale.

Es sind jetzt zehn Jahre verflossen seit der letzte Band erschienen

ist und jedenfalls darf eine rasche Herausgabe der Quellen nicht zu den Vorzügen gezählt werden, welche die Franzosen so gern der Sammlung von Bouquet vor derjenigen von Pertz nachrühmen. Nach und nach ist man schon dahin gelangt, die Zeitabschnitte bedeutend zu verlängern (über ein Jahrhundert in vorliegendem Band), und es ist überhaupt unbegreiflich, wie die Herausgeber angesichts der Resultate noch immer an der unglücklichen Methode des gelehrten Benedictiners festhalten können. Wir erhalten hier 23 Fragmente von Schriftstellern und Quellen zum oben angegebenen Zeitabschnitt, darunter mehreres Ungedruckte. Die wichtigsten Nummern darunter sind wohl die: 1) Chronik des Gotfried von Collon; sie schließt mit dem Jahr 1294 und bringt besonders zur Geschichte des Erzbisthums Sens manches Neue bei. 4) die letzten viertausend Verse der Reimchronik von Philippe Mouskot, die bereits von Reiffenberg edirt worden sind, hier aber nochmals einer genauen Collation mit den Handschriften unterworfen worden sind. 9) Die Reimchronik von Gotfried von Paris, die sich bereits im neunten Band der Sammlung von Buchon befindet. 11) La branche des royaus lingnages von Wilhelm Guiart aus Orleans verfaßt im Jahr 1306 und ebenfalls bei Buchon (Bd. VII u. VIII) befindlich. 13) Fragmente aus den Anciennes Chroniques de Flandre, die Sauvage im Jahr 1562 herausgab. 14) Die Wachstafeln des Peter von Condé und andere zu den Jahren 1282—1308. Diese Documente zur königlichen Finanzwirthschaft waren noch ungedruckt. Die Nummern 15—23 enthalten ebenfalls Rechnungen. Auf die sorgfältige Herausgabe der Texte ist von den auch in Deutschland rühmlichst bekannten Gelehrten großer Fleiß verwandt, während die Einleitung über die Arbeit im Ganzen Rechenschaft ablegt. Nur ist freilich zu wünschen, daß künftighin das Unternehmen etwas rascher voranschreiten möge.

Comptes de l'Hôtel des Rois de France aux XIV et XVe siècles, publiés pour la Société de l'Histoire de France par L. Douet- d'Arcq. 8. (XLII et 437 p.) Paris 1865, Renouard.

Die Einrichtung der »Maison du Roi« reicht ziemlich weit hinauf; seit Ludwig dem Dicken finden wir in den Urkunden die vier Hauptämter derselben erwähnt; aber erst im XIII. Jahrhundert haben specielle königliche Verordnungen dieselbe regulirt. In den Handschriften von Clairambault auf der Bibliothèque Impériale ist uns ein Bruchstück einer solchen Ordonnanz vom Jahr 1231 aufbewahrt worden; die erste vollstän-

dige jedoch stammt vom Jahr 1261. Der vorliegenden Sammlung der in Folge dieser Verordnungen geführten Rechnungsbücher ist eine höchst interessante Notiz vorangeschickt, in welcher der Nutzen dieser Documente für die Culturgeschichte, für die Itinerarien der Könige, für die Verbindungen mit dem Auslande u. s. w. nachgewiesen wird. Leider ist diese Rechnungsablage des königlichen Hauses nur sehr zerstückelt auf uns gekommen. Selbst für die Regierung Karls VI, desjenigen Herrschers von dem wir die zahlreichsten Comptes besitzen, bieten unsre Sammlungen statt 96 halbjährigen Rechnungen nur noch 17 dar. Das besprochene Werk beginnt mit den Rechnungen Karls VI und Isabeaus von Baiern für das Jahr 1380. Es folgen dann, meist in Excerpten, sämmtliche vorgefundene Documente bis auf Ludwig XI, von dem einige Budgetproben von 1478—1481 noch mitgetheilt werden. Wohl hat die nur theilweise erfolgende Herausgabe solcher Aktenstücke aus manchen Gründen etwas Mißliches. Der Herausgeber versichert jedoch, es sei unmöglich gewesen, wohl aus finanziellen Rücksichten, Alles in extenso zu geben. Das beigelegte ausführliche Register erleichtert jedes Nachschlagen außerordentlich.

Jamisson, D. F., Bertrand Duguesclin et son époque, traduit par Baissac. 8. Paris 1866, J. Rothschild.

Dieses äußerlich schön ausgestattete Werk ist auf Befehl des Kriegsministeriums entstanden. Wenn auch der Gegenstand desselben ein sehr empfehlenswerther war, so muß entschieden die Ausführung der Idee, dem berühmten Connetable ein Ehrendenkmal zu setzen, als durchaus verfehlt bezeichnet werden. Der Vrf., ein Amerikaner, hat diese Biographie geschrieben eingeschlossen in dem belagerten Charleston, mitten unter dem Lärm des Bruderkrieges. Es ist vielleicht ungerecht demselben vorzuwerfen, nicht mehr geleistet zu haben, da sein Buch für ein überseeisches Publikum gewiß des Neuen viel enthielt. Aber unglücklich war der Gedanke dieses Werk das eigentlich bloß nach Froissart und der Reimchronik von Cuvelier verfaßt ist, dem französischen Publikum als ein Muster mit so reicher materieller Ausstattung vorzuführen. Abgesehen von dem absoluten Mangel an neuen Quellen, die noch zahlreich vorhanden und für eine officielle Unternehmung gewiß leicht zugänglich waren, muß auch die ganze Anschauung des Buches als eine verschrobene bezeichnet werden. In der That, wie könnte ein Amerikaner unser Mittelalter ohne langes Studium und Leben in Europa erfassen und begreifen? Die militärischen Begebenheiten sind flüchtig ge-

nug bearbeitet, die beigegebenen Noten von nicht sehr competenter Hand verfaßt (so sind z. B. über die grandes compagnies die Arbeiten von Fréville nicht einmal genannt), und das ganze Werk, weit entfernt einen Fortschritt der Wissenschaft zu bezeichnen, steht nicht einmal auf der Höhe der bisherigen Forschung auf diesem Gebiete. R.

Parr, Harriet, The Life and Death of Jeanne d'Arc, called The Maid. 2 vol. London 1866, Smith and Elder.

Eine fleißig und mit großer Vorliebe für den Gegenstand geschriebene Biographie der Jungfrau von Orleans; indeß treten keine neuen Gesichtspunkte in der Behandlung hervor, und es fehlt sogar nicht an romantischen Neigungen, wie man sie bei einer schriftstellernden Dame an und für sich erwarten wird. Daher wird denn noch ein gewisses Maß von Uebernatürlichkeit für die Erscheinung und Mission der Jeanne d'Arc in Anspruch genommen. r.

Pilergerie, G. de la, Campagne et bulletins de la grande armée commandée par Charles VIII, 1494—1495. 12. (XXXVII. 475 p.) Nantes et Paris 1866, Didier.

Unter diesem etwas wunderlichem Titel hat der Herausgeber interessante Materialien zur Geschichte des französischen Feldzugs Karls VIII nach Italien mitgetheilt, welche er theils aus Handschriften, theils aus sehr seltenen fliegenden Blättern geschöpft hat. Das Meiste kommt aus der Bibliothek von Nantes, Einiges aus den Schätzen der Bibliothèque Impériale; die Archive der Familie Rohan und Privatsammlungen haben das Uebrige geliefert. Besonders wichtig sind eine Reihe von Avisen oder Zeitungen, wie sie sich für deutsche Geschichte auch noch auf den großen Bibliotheken in mehr oder minder bedeutender Anzahl finden. Diese Kriegsbülletins scheinen von der Regierung ausgegeben worden zu sein um die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten zu beeinflussen und bieten daher, außer ihrem faktischen Inhalt, auch das erste Beispiel einer officiellen Presse. Außerdem sind noch ungedruckte Briefe König Karls zu beachten. Die bisher allein maßgebenden Berichte von Commines und Guicciardini über den Feldzug werden an manchen Stellen ergänzt oder berichtigt. Ueber die Krankheit des Königs in Asti z. B. werden die hämischen Andeutungen des italienischen Historikers durch einige harmlose Zeilen von Karl selbst Lügen gestraft. Auch die Politik der beiden Hauptrathgeber des Königs Etienne de Vesc und Bischof Briçonnet stellt

sich hier in einem günstigeren Lichte dar. Freilich darf man auch nicht immer die officielle Version der Dinge für die unbedingt richtige ansehen. Mehrere der in vorliegendem Bande enthaltenen Schriftstücke hätten übrigens ausgelassen werden können, da sie bereits früher und vollständiger in der musterhaften Ausgabe der Memoiren von Commines, die Mlle. Dupont für die Société de l'Histoire de France besorgt hat, zu finden waren.

Oeuvres Complêtes de Pierre de Bourdeille, seigneur de Brantôme, publiées d'après les manuscrits avec fragments inédits par Lud. Lalanne. (Société pour l'Histoire de France.) T. II. 8. (460 p.) Paris 1866, Renouard.

Der zweite Band dieser ausgezeichneten Ausgabe enthält die Lebensbeschreibungen der „Grands capitaines estrangers et français". Brantômes Erzählungen werden noch zu oft als werthloser Klatsch verworfen und ihm selbst jeglicher historische Werth abgesprochen. Diese absprechenden Behauptungen lassen sich nun schwerlich mehr in ganzer Schärfe aufrecht halten, da Hr. Lalanne nicht nur an unzähligen Stellen den bisher fehlerhaften Text nach dem Original der kaiserlichen Bibliothek restituirt hat, sondern auch ebendaselbst, besonders in der Collection Dupuy, authentische Belege zu einer großen Anzahl der von Brantôme erzählten Fakten gefunden hat. Die zahlreichen gelehrten Noten weisen außerdem überall auf die gedruckten Quellen hin, aus denen der Vrf. schöpfte, meist Italiener, Paul Jovius, Guicciardini, Ruscelli, Bourdigné u. s. w. und erläutern alle sachlichen und persönlichen Verhältnisse auf die ausreichendste Weise. Hr. Lalanne hat das Beste dazu beigetragen dem wegen eines einzigen seiner Werke zu sehr verschrieenen Chronisten des XVI. Jahrhunderts seine Stellung in der französischen Literatur wieder zu verschaffen und die früheren Ausgaben von Lacour und Buchon verdientermaßen in den Schatten gestellt.

Journal d'un curé ligueur de Paris sous les trois derniers Valois, suivi du journal du sécretaire de Philippe du Bec etc. publiés pour la première fois par E. de Barthélémy. 18. (311 p.) Paris 1866, Didier.

Es sind zwei Documente, die in diesem Band auf einander folgen und, sich so zu sagen, ergänzend an einander schließen. Das erste Journal aus der Feder von Johann de la Fosse, Pfarrer an der Bartholomäuskirche zu Paris, geht von 1557 bis 1590 und bietet uns in ziemlich un-

gefälliger Form ein getreues Bild des damaligen katholischen Parisers mit allen seinen Hoffnungen und Aengsten, seinen Neigungen und seinem Haß. Der unbekannte Vrf. des zweiten Tagebuchs war Schreiber des Erzbischofs von Rheims Philipp du Bec, und seine Notirungen erstrecken sich von 1588 bis 1605; er zählt sich, wie sein Herr, zur Partei der gemäßigten Politiker und sieht ziemlich gleichgültig auf die feindlichen religiösen Strömungen herab. In so fern kann er während einer kurzen Zeit dazu dienen den Curé zu controliren. Späterhin wird sein Tagebuch sehr uninteressant und läßt sich eigentlich nur noch zur Herstellung eines Itinerars Heinrichs IV mit Nutzen gebrauchen. Leider ist der Nutzen, der uns aus diesen Beiträgen zur Geschichte der letzten Valois erwachsen könnte, beinahe ganz zerstört durch die ungeheure Leichtfertigkeit, mit welcher die Herausgabe ausgeführt worden ist. Die lesbare Handschrift der Bibliothèque Impériale ist an hundert Stellen von Hrn. von Barthelémy auf unverzeihliche Weise verstümmelt worden. Leicht zu entziffernde Worte z. B. sind ausgefallen, alles Lateinische ist zu gränzenlosem Unsinn geworden, und so kommt es, daß fast bei jedem Personen- und Ortsnamen, bei jedem Datum berechtigte Zweifel sich erheben. Ein solches Verkennen der Pflichten eines Herausgebers kann nur der strengste Tadel treffen.

Béchard, F., Droit Municipal dans les temps modernes (XVI. et XVII. siècles). 8. (447 p.) Paris 1866, Durand.

Der Titel des Werkes gibt nur einen höchst unklaren Begriff des Inhalts. Hr. Béchard versteht unter Droit Municipal etwa dasjenige, was man in Deutschland Verfassungsgeschichte nennt. Sein Buch ist eine Schilderung der inneren Zustände Frankreichs von Karl VIII bis zu Ludwig XIV; um andere Länder hat sich der Vrf. nicht bekümmert. Der vorliegende Band ist eigentlich die Fortsetzung einer früheren, dreibändigen Arbeit »Droit Municipal dans l'Antiquité et au Moyen-Age«, welche vom Institut gekrönt wurde. Er gibt uns in sehr einfacher und gediegener Weise eine Geschichte der Institutionen und der Verfassung Frankreichs von dem Augenblick an, da die Monarchie die hergebrachten ständischen Freiheiten systematisch zu untergraben anfängt, bis zu demjenigen der vollständigen Beseitigung derselben durch die Allmacht der Krone. Es ist weniger eine Entwicklung als ein allmäliger Verfall, dem wir beiwohnen. Franz I führt die Ordnungen du bon plaisir ein, die Valois corrumpiren das Volk, Heinrich IV wendet die Thatkraft desselben nach Außen, Riche-

lieu knechtet die noch aufstrebenden selbstständigen Gewalten, Ludwig XIV endlich macht ihren letzten Zuckungen ein Ende. Wir verfolgen dieses allgemeine Erstarken der königlichen Gewalt in den Gemeinden, den Provinzen, den Parlamenten und der Kirche. Auch die ökonomischen Zustände des Landes, die Thätigkeit Sullys und die großen Unternehmungen Colberts werden in eingehender Weise besprochen, so wie die staatsrechtlichen Theorien von Bodin, Pasquier, Loyseau und Anderen. Zahlreiche Historiker zwar haben uns in allgemeinen Umrissen jene Epoche vorgeführt; hier finden wir aber auf Grund eingehender Nachforschungen und speciellen Studiums der alten Gesetzsammlungen, so zu sagen Jahr für Jahr, die Veränderungen im inneren Staatsleben Frankreichs dargestellt und erläutert.

Chéruel, A., Saint-Simon considéré comme historien de Louis XIV. 8. (X. 660 p.). Paris 1865, L. Hachette.

Das Werk zerfällt in zwei Hälften. Die erste gibt uns eine Lebensbeschreibung St. Simons nebst dem Nachweis der Quellen seiner Memoiren. Die zweite enthält kritische Untersuchungen über die von St. Simon, betreffs verschiedener Persönlichkeiten, erzählten Geschichten. Das Leben des Herzogs ist zu bekannt, als daß man darüber viel Neues bringen könnte, um so mehr als dem Vrf. trotz der Unterstützung des letzen Nachkommen St. Simons die Mittheilung der Correspondenz desselben, welche im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten sich befindet, verweigert wurde. Unstreitig interessanter ist der zweite Theil des Buches, in welchem Hr. Chéruel den historisch-wissenschaftlichen Beweis für die oft behauptete Parteilichkeit der Memoiren zu führen sucht. Eine genaue Vergleichung derselben mit denjenigen der Zeitgenossen (St. Hilaire, Torcy, Barbier, Marais u. s. w.) führt denn auch den Vrf. und mit ihm wohl jeden unbefangenen Leser zur Ueberzeugung, daß das alleinige Zeugniß des geistreichen, aber eitlen und oft boshaften Pairs nicht immer zur Beglaubigung historischer Begebenheiten dienen kann. Störend ist in dem sonst gediegenen Werk die fortwährend versuchte, jedenfalls allzuweit getriebene Apologie Ludwigs XIV.

Cazenove, Raoul de, Rapin-Thoyras, sa famille, sa vie, ses oeuvres. 4. (VIII. 372 p. CCXLV p.) Paris 1866, Aubry.

Selten hat ein Historiker ein würdigeres Denkmal erhalten als dasjenige, welches hier dem Verfasser der Geschichte Englands von einem seiner Nachkommen gesetzt worden ist. Mit kindlicher Pietät und umsichtigem

Fleiß geschrieben, bietet uns vorliegender Prachtband nicht nur die äußerst interessanten Einzelheiten des Lebens Rapins dar, von seiner Geburt in Castres (1661) bis zu seinem Tod in Holland im Jahr 1725; er umfaßt auch die vorhergehenden Zeiten und die späteren Schicksale des Geschlechtes und zieht sämmtliche Ahnen und Sprossen der Familie Rapin in den Kreis seiner Untersuchungen hinein. Dieselben zerstreuten sich in Folge der Religionsverfolgungen Ludwigs XIV über ganz Europa, sind aber jetzt bis auf einen einzigen Zweig ausgestorben. Der Abschnitt über R.'s wissenschaftliche Thätigkeit und Bedeutung ist sehr anziehend. Neuere Arbeiten haben allerdings Rapins Werke längst in den Schatten zurückgedrängt, wer aber dessen „Englische Geschichte" je zu Händen genommen, wird gewiß über die für damalige Zeiten außerordentliche Genauigkeit und Unparteilichkeit des Vrfs. erstaunt gewesen sein. Er war der erste, welcher die Geschichte Englands von einem allgemeinern Standpunkte aus geschrieben, und noch jetzt nehmen die acht Quartbände derselben einen Ehrenplatz in den englischen Bibliotheken ein.

L'Oratoire de France au XVII. et au XIX. siècle par le P. A. Perraud. 2. édit. 12. (XVI. 507 p.) Paris 1866, Douniol.

Man weiß, welche große Rolle in der geistigen Entwicklung des XVII. Jahrhunderts die Väter des Oratoriums gespielt haben. Eine Geschichte dieses gelehrten Ordens wäre daher sehr erwünscht, falls sie nur einigermaßen gut wäre, was leider bei der vorliegenden nicht der Fall ist. Der Vrf., Mitglied des neuen von Pius IX im Jahre 1864 wieder aufgerichteten Oratoriums (das alte gieng 1792 zu Grunde), geht nur darauf aus, gegen alle geschichtliche Wahrheit die neue Institution an die alte zu binden und ignorirt dabei geflissentlich die geistig-freie Richtung der Oratorianer, die allein ja denselben Werth verleiht. Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen; die erste enthält das Leben des Cardinals von Bérulle, des Stifters des Ordens und den Bestand desselben bis 1641 oder vielmehr bis 1792. Das heißt die letzten 150 Jahre, in denen der Jansenismus im Oratorium herrschte, werden in zwanzig Seiten abgethan. Die zweite Hälfte enthält Lebensbilder der bedeutendsten Männer des Ordens. Der Wichtigste aber unter ihnen, der berühmte Theologe und Kritiker Richard Simon, wird nicht einmal genannt und nur später in einem Anhang hochmüthig abgekanzelt. Der letzte Theil handelt von der Neuer-

richtung des Ordens. Was von ungedruckten Documenten angeführt wird, ist kaum der Rede werth.

Journal de la Régence (1715—1732) par Jean Buvat. Publié pour la première fois par Emile Campardon. 8. T. I. II. (528 p. 559 p.) Paris, H. Plon.

Dieses Journal ist nun endlich nach den zwei (übrigens namenlosen) Handschriften der Bibliothèque Impériale herausgegeben worden, nachdem es seit Langem von Duclos, Levasseur, Michelet und Anderen benutzt worden war. Der Vrf., Schreiber an der königlichen Bibliothek seit 1697, hat es im Jahr 1715 begonnen, im Jahr 1726 zu Ende gebracht, konnte aber keinen Verleger dafür finden und starb 1729 im größten Elend. Als historische Quelle lassen sich diese Aufzeichnungen bei Weitem nicht mit denen von Mathieu Marais vergleichen, da Buvat, in sehr untergeordneten Kreisen lebend, den Hof- und Stadtklatsch erst aus zweiter Hand erfahren konnte. Wichtig sind jedoch die Nachrichten über Cellamares Verschwörung. Buvat wurde von dem Abbé Brigaut, dem Vertrauten der Herzogin von Maine, dazu verwandt Cellamares Depeschen zu copiren und lernte so die ganze Intrigue kennen. Er war es auch, der das Geheimniß an Dubois verrieth.

Journal et Mémoires du Marquis d'Argenson, publiés pour la Société de l'Histoire de France par E. Rathény. T. VIII. 8. (511 p.) Paris 1865, Vve Renouard.

Auch hier wie in den früheren Bänden finden wir ein buntes Gemisch der Tagesneuigkeiten mit mehr oder weniger Lebensweisheit versetzt. Rousseau und Voltaire erscheinen auf diesen Seiten neben dem berühmten Räuber Maudrin und dem Herzog von Richelieu, dem Verfolger der Protestanten im Languedoc. Die Mätressenwechsel des alternden Ludwig XV werden so getreulich notirt wie seine despotischen Launen in Staat und Gesellschaft. Wir schauen die tiefe Zerrüttung der Finanzen und die oft ganz verrückte Tyrannei der Intendanten. Den meisten Raum jedoch nehmen zahllose Mittheilungen ein über die Parlamentsstreitigkeiten wegen der Bulle Unigenitus, welche mit der Verbannung des Pariser Parlamentes nach Pontoise (Mai 1753) nicht zu Ende gingen und das Königthum in den Augen der Menge durch diesen Kampf gegen die Justiz tief herabwürdigten. Auch über die Parlamente von Aix, Rouen, Rennes u. s. w. finden wir zahlreiche Nachrichten.

Correspondance secrête inédite de Louis XV sur la politique étran-

gère avec le comte de Broglie etc. publiée d'après les originaux conservés aux Archives de l'Empire par M. E. Boutaric. 2 vol. 8. (502 p. 528 p.) Paris 1866, H. Plon.

Schon früher hatte Hr. Camille Rousset aus dem Archiv des Kriegsministeriums eine vierzehnjährige intime Correspondenz Ludwigs XV mit dem Herzog von Noailles veröffentlicht (1742—1756), die den bisher so apathisch geglaubten König merkwürdig thätig und neugierig auf politischem Gebiete zeigte. Der geheime Briefwechsel, der uns hier von Hrn. Boutaric geboten wird, bildet die Folge dieser jüngst veröffentlichten Documente. Die Beziehungen zu Broglie wurden um dieselbe Zeit ungefähr angeknüpft, als die Freundschaft zu Noailles erkaltete, und dauerten dann von 1754 an, fast ununterbrochen bis zum Tod des Königs fort. Einige der hier vorkommenden Dokumente sind bereits in Flassans Histoire de la diplomatie française und in Ségurs Politique des Cabinets de l'Europe benützt worden. Sie zerfallen in drei Abtheilungen: die erste derselben enthält die Briefe des Königs nebst den Antworten seiner geheimen Correspondenten; die zweite, wichtigere umfaßt die politischen Mémoires, die Favier und Andere unter Broglies Leitung zur Belehrung Ludwigs verfaßten; in der dritten endlich finden wir die nothwendigen Erläuterungen über den ganzen Mechanismus dieser geheimen Diplomatie, welche mit der officiellen Vertretung Frankreichs so oft in Conflict gerieth. Diese Erläuterungen kommen von competenter Seite, da sie von Broglie selbst herrühren, der beim Beginn der folgenden Regierung der Veruntreuung großer Summen und geheimer Verbindungen mit dem Ausland angeklagt, sich Ludwig XVI gegenüber durch Auslieferung eben dieser ganzen Correspondenz und ihrer Geheimnisse rechtfertigte. Die gründliche Einleitung des Hrgbrs. wirft auf die Politik Ludwigs XV ein helleres Licht als bisher geschehen. Es steht nun fest, daß der König in der That sehr ausgeprägte politische Ansichten besaß: einen tiefen Haß gegen England, große Sympathie für Polen und gründlichen Hang zum Frieden. Niemals aber konnten, wenn es galt, diese Stimmungen und Meinungen über den angeborenen Egoismus und die angelebte Schlaffheit des Charakters den Sieg davon tragen. Ludwig XV gewinnt absolut nichts durch diese tiefere Einsicht in seine Thätigkeit, und entschieden zu beanstanden ist daher auch die Vorliebe, mit welcher der Herausgeber fortwährend von den guten und edlen Eigenschaften des Monarchen spricht. R.

Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores:

1) Royal and other historical Letters illustrative of the reign of Henry III from the originals in the Public Record Office, selected and edited by W. W. Shirley. D. D. Vol. II. 1236—1272. 8. (LIX. 423 p.) London 1866.

Dem in der Hist. Ztschft. X p. 514 besprochenen ersten Bande ist nach vier Jahren, nachdem der Herausgeber mittlerweile Professor der Kirchengeschichte in Oxford geworden, ein zweiter gefolgt, eine inhaltreiche und correcte Arbeit, leider auch die letzte Shirleys, da er wenige Monate nach ihrer Vollendung einer tödtlichen Krankheit erlag. Er war neben mehreren Cambridger Mitarbeitern der nationalen Monumentensammlung fast der einzige würdige Repräsentant der andere Universität. Mit besonderem Fleiß hat er in dem vorliegenden Bande aus der alten Briefsammlung und den Jahresrollen der Staatskanzlei eine Reihe höchst werthvoller, fast durchweg noch ungedruckter Documente zusammengestellt, durch welche die Epoche der Verfassungswirren und der Bürgerkriege, namentlich seit dem Jahre 1258 in erwünschter Weise illustrirt wird. Zu bedauern allerdings ist es, daß der Umfang des Werks es nicht gestattete, den ganzen Rotulus Lit. Pat. 49 Henr. III, welcher die unter dem Protectorat Simons von Montfort 1264—1265 ausgefertigten Erlasse enthält, abzudrucken und, wie im ersten Bande, mit den päpstlichen Bullen fortzufahren. Besonders reich fließen die Documente zur Geschichte der englischen Herrschaft in der Gascogne, die in den Tagen Heinrichs III. mehr als einmal gefährdet war. Der Herausgeber hat nichts unterlassen, die oft sehr verstümmelten Schreiben verständlich zu machen, mit Hilfe der Staatsrollen und persönlicher Belehrung in Paris die Orts- und Personennamen, die Daten und die Materien festzustellen. Im Appendix p. 399 ff. findet sich ein sauber chronologisch angelegtes Verzeichniß der englischen Seneschalle für das Herzogthum von 1216 bis 1272. Die Geschichte der inneren Kämpfe, welcher die meisten der etwa dreihundert Urkunden des Bandes angehören, erhält in der Einleitung eine klare, lichtvolle Erläuterung und eine schöne Bestätigung für die Annahme, daß die erste Repräsentation des Reichs, die auf revolutionärem Wege zu Steuerzwecken und allgemeinen politischen Aufgaben berufen wurde, aus dem Muster der Grafschaftsversammlung entsprang. Selbstverständlich ist jedes Aktenstück, welches über Leben und Wirken Simons von Montfort neues Licht zu verbreiten im Stande war, mit

besonderer Aufmerksamkeit geprüft und edirt worden. Unter den Beilagen p. 379 ff. finden sich noch 29 diesen Reformer persönlich betreffende Auszüge aus den Rot. Lit. Pat. und Claus. Von besonderem Interesse sind einige Berichte englischer Procuratoren am römischen Hofe, die schon ähnlich wie die Depeschen moderner Gesandten lauten, indem sie den Aufträgen der eigenen Regierung Mittheilungen einflechten über das, was in ihrer Nähe vorgeht, p. 104. 204. 206. Ueberhaupt haben manche der hier abgedruckten Briefe Bedeutung für auswärtige und allgemeine Geschichte der Zeit. P. 17 ff. begegnen drei Schreiben des Herzogs Sturle von Norwegen (Dux totius Norwegiae) an Heinrich III, die zwischen 1237 und 1240, vielleicht etwas zu spät angesetzt sein dürften, da in ihnen noch auf den alten Grafen Wilhelm Marschall Bezug genommen wird. Wie die Beziehungen des Königs von England zu Frankreich und Sicilien (gegen Manfred) wiederholt berührt werden, so begegnen ähnliche mit Aragon und Castilien p. 109. 110. Ein Document vom März 1256 beschäftigt sich mit der in Deutschland bevorstehenden Königswahl, bei der gegen die französischen Intriguen mitzuwirken sei: ut talis in regem Alemanniae eligatur qui ecclesiae Romanae devotus et nobis dilectus existat, p. 114. Für eine längst wünschenswerthe neue Bearbeitung des Lebens und der Regierung Richards von Cornwall bietet diese Sammlung sehr werthvolle Beiträge, die allerdings nur dem Aufenthalt in der englischen Heimath und nicht den Besuchen in Deutschland angehören, aber doch auch nicht ganz ohne Zusammenhang mit der Reichsgeschichte sind. Unter den Zeugen eines königlichen Patents vom 16. December 1263 erscheint auch magister Ernaldus cancellarius regis Alemanniae p. 252. Endlich ist noch auf ein Schreiben an den Kanzler und die Magister von Cambridge aufmerksam zu machen, p. 165, das wahrscheinlich zu den ältesten diese Universität betreffenden Documenten gehören wird. Die Sammlung ist zum bequemen Gebrauch auf das Sorgfältigste mit Regesten, Tabellen und Indices ausgestattet.

2) Chronica Monasterii S. Albani. — Johannis de Trokelowe et Henrici de Blaneforde, Monachorum S. Albani, necnon quorundam anonymorum, Chronica et Annales, regnantibus Henrico III, Edwardo I, Edwardo II, Ricardo II et Henrico IV. Ed. H. T. Riley, M. A. 8. (XLIV, 544 p.) London 1866.

Abermals ein Sammelband, welcher aus mehreren, jetzt in verschie-

denen Bibliotheken zerstreuten Handschriften des einst für die nationale Geschichte besonders thätigen Klosters St. Albans weitere Bruchstücke der dort geführten, weitläufigen Annalen zugänglich macht. Er beginnt mit einem kleinen Opus Chronicorum, die Jahre 1259 bis 1296 umfassend und für die Zeit der Bürgerkriege nicht ohne Bedeutung, späterhin aber recht dürftig werdend. Wegen einer Anspielung auf den Tod Eduards I kann es erst nach 1307 geschrieben sein. Sein Verfasser ist nicht Rishanger, da die unter dessen Namen gehende Chronik nachweislich aus diesem Werke schöpft. Dann folgen die schon 1729 von Th. Hearne edirten Trogelowe und Blaneforde, beide Mönche von St. Albans, deren kurze Arbeiten zur Geschichte Eduards II, die erste bis 1323, die zweite bis 1325, längst eine bessere Ausgabe verdient hatten. Sie können erst um oder nach 1330 geschrieben haben, doch werden auch ihre Annalen wie so manches andere in demselben Kloster Entstandene in den späteren großen Compilationen, namentlich der des Thomas Walsingham, wieder dem William Rishanger beigelegt, dessen Name zufällig in einer hervorragenden Rubrik des Codex begegnete, der aber niemals so weit Autor oder Compilator war wie Matthäus Paris vor ihm.

Das an Umfang und Werth bei Weitem wichtigste Stück des Bandes sind die Annales Ricardi Secundi et Henrici Quarti regum Angliae, die der Herausgeber in einem gleichfalls aus St. Albans stammenden Manuscript des Corpus Christi Collegium zu Cambridge N. VII fand, verkehrt gebunden und vielfach auseinander gerissen. Sie erzählen in ausführlichem Zusammenhange die inhaltreiche Geschichte Englands von 1392 bis 1406, die Mißregierung und Katastrophe Richards II, die Usurpation und die ersten Regierungsnöthe Heinrichs IV. Eine sorgfältige Collation mit dem entsprechenden Abschnitte der Chronik Walsinghams hat ergeben, daß dieser Autor dem bis heute unbeachtet gebliebenen Codex zwar durchweg nacherzählt, aber überall zusammenzieht und oft die wichtigsten Dinge, vielleicht aus politischen Bedenken, unterdrückt. Es ist somit für einen auch in der Verfassungsgeschichte höchst bedeutsamen Zeitabschnitt neben Henricus Knyghton bei Twysden, Walsingham und anderen englischen und französischen Berichterstattern eine neue Quelle gewonnen worden, die nach mehrfachen Anzeichen durchaus gleichzeitig entstanden ist. Der Hergang der Thronentsetzung Richards und der Einsetzung seines Vetters, der Wortlaut der einschlagenden Documente, Ansprachen und Re-

den werden sich neben den Parlamentsrollen nirgends so vollständig beisammen finden wie hier, so daß die Partie p. 253—286 geradezu urkundlichen Werth hat. Auch die Notizen über zwei im Jahre 1404 in London und Coventry gehaltene Parlamente sind lehrreich, p. 378. 391. Gar manche Einzelheiten, wenn auch nicht Hauptsachen dürften mit Hilfe dieser Annalen in der bisherigen Darstellung der Epoche modificirt werden. Für deutsche Geschichte begegnet nur Weniges in ihnen: p. 199 im Jahre 1397 die Mission des Propstes von Köln und Anderer, die Richard II um Annahme der deutschen Krone zu ersuchen kommen; p. 239 bei der Expedition nach Irland im Jahre 1399: Quidam etiam Alemannicus natione, nomine Ranyeo (Variante: Janicho), per idem tempus Hibernensium multos prostravit, multos cepit, multos ad deditionem coegit; p. 320 nach der Thronbesteigung Heinrichs IV die Mission des Bischofs von Bangor nach Deutschland.

Den Band schließt ein derselben Cambridger Handschrift entnommener, aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammender Liber de benefactoribus Sancti Albani.

3) Matthaei Parisiensis, Monachi Sancti Albani, Historia Anglorum, sive, ut vulgo dicitur, Historia Minor, item ejusdem Abbreviatio Chronicorum Angliae. Ed. Sir Frederic Madden, K. H., F. R. S. Vol. I. A. D. 1067—1189. 8. (LXXVI. 466 p.) Vol. II. 1189—1245. (511 p.) London 1866.

Endlich wird von competentester Hand, dem bisherigen Vorstande der Manuscriptensammlung des Britischen Museums, aus dem ganzen vorhandenen handschriftlichen Material die längst ersehnte Auskunft ertheilt über einen der wichtigsten Chronisten des englischen Mittelalters. Die gelehrte Einleitung Maddens zu den bisher großentheils ungedruckten Schriften des Matthäus Paris liefert in der That einen Beitrag zu der Geschichte der Historiographie, der nach vielen Seiten neue Wege bahnt und eine Menge bisher geltender Annahmen entweder beseitigt oder wesentlich modificirt. Der Herausgeber bespricht zuerst die seit ihrer Stiftung durch König Offa im Jahre 793 stets hervorragende Bedeutung der dem Protomartyr des Landes gewidmeten Benedictinerabtei St. Albans, die, nachdem sie zur Sachsenzeit stets Beziehungen zu den Königshäusern unterhalten, mit dem Eintritte der Normannen unter Paul von Caen, einem Verwandten Lanfrancs, sich mit Eifer auf die Reproduction theologischer und gelehrter Literatur

legte. Schon damals wurde das Scriptorium errichtet, aus dessen Thätigkeit noch während des zwölften Jahrhunderts nachweislich eine Reihe meist in der alten königlichen Sammlung des Britischen Museums befindlicher Werke herrührt. Aus dieser Werkstatt ist die Beschäftigung mit der Landesgeschichte, was man wohl die historische Schule von St. Albans genannt hat, seit der Regierung des Königs Johann hervorgegangen. Daß aber die großen Annalenwerke in höherem Auftrage von eigens bestellten königlichen Historiographen verfaßt worden seien, ist lediglich eine bis heute fest gehaltene Tradition, deren erste Spuren in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aufgetaucht sein mögen, die dann hundert Jahre später vorzüglich durch Bale so viel Anklang gefunden hat. An der Spitze steht bekanntlich als der eigentliche Begründer der Chronica Majora Sancti Albani der Mönch Roger von Wendover, dessen Urschrift seit etwa 25 Jahren durch die Ausgabe von Coxe zugänglich geworden ist. Irrthümlich ist selbst hier noch 1237 als Todesjahr des Autors angegeben, während ein Necrologium von der Hand des Matthäus Paris selber deutlich 1236 nennt. Die hohe Bedeutung dieses ersten Chronisten bezeugt noch im fünfzehnten Jahrhundert der späteste, Walsingham: in nostro monasterio floruit Rogerus de Wendovere, noster monachus, cui paene debent totius regni cronographi quicquid habent. Späterhin verschwand fast alle Erinnerung an ihn, und selbst sein Ueberarbeiter und viel namhafter gewordener Fortsetzer blieb merkwürdiger Weise dem John Leland, der für Heinrich VIII nach Aufhebung der Klöster Handschriften sammelte und wiederholt nach St. Albans kam, längere Zeit fast unbekannt, so daß die zahlreichen Manuscripte des Matthäus damals schon zerstreut gewesen sein müssen. Erst der eifrige Protestant John Bale hat sich durch Nachforschungen für seine Bibliographie wie um viele andere Historiker des Mittelalters so ganz besonders um diesen unleugbare Verdienste erworben, wie wenig auch die Kritik zu seinen Talenten gehören mochte. Er hatte es sich, nachdem er 1549 aus seiner Verbannung nach Deutschland zurückkommen durfte, zur Lebensaufgabe gemacht gerade die von der nationalen Geschichte handelnden Werke von dem Untergange zu erretten. Madden citirt aus seinen handschriftlich in der Bodleyschen Bibliothek bewahrten Collectaneen mehrere würdige Aussprüche, unter anderen p. XVIII Note 1. folgenden: „Wenn die Gesetze und Decretalen, die Extravaganzen und Clementarien des Bischofs von Rom und anderer solcher Teufelsschund, ja, wenn Hey-

tesburys Sophismen, die Universalien des Porphyrius, des Aristoteles alte Logik sammt anderen eben so widerwärtigen Gaukeleien als Deckel für fremde Bücher gebraucht worden wären, so hätte das nichts zu sagen. Aber indem unsere alten Chroniken, unsere noblen Historien, unsere Commentarien und Homilien über die heilige Schrift zu einem so niedrigen und verächtlichen Zwecke verwendet wurden, haben wir nicht nur unsere Nation verunehrt, sondern uns selber den Nachkommen als sehr verdorben gezeigt". Erst unter seiner Anregung unternahm Erzbischof Parker eine Anzahl Quellenschriften herauszugeben, besonders auch die dem Matthäus von Westminster zugeschriebenen Flores Historiarum, deren Grundlage, wie sich früher schon erkennen ließ, wesentlich dem Matthäus Paris von St. Albans entnommen ist. Jetzt hat Madden p. XXII dasselbe Exemplar wiedergefunden, welches dem späteren Compilator vorlag und als ein Auszug seiner großen Chronik nicht nur unter den Augen, sondern von den Jahren 1241 bis 1249 von der eigenen Hand des Matthäus Paris geschrieben wurde. Ein Freund und Schüler hat es fortgeführt in der wichtigen Partie bis 1265, aus welcher nach Maddens bündigem, bisweilen nicht mit Riley übereinstimmendem Beweise sowohl das Buch des William Rishanger wie der Liber Chronicorum geflossen sind. Erst nach Ueberführung des erwähnten Exemplars (Chetham Library, N. 6,712, Manchester) nach Westminster stammen die folgenden Zusätze aus der dortigen Abtei. Sie sind hauptsächlich von John Bevere, auch John von London genannt, verfaßt und gewannen sammt der ganzen Compilation durch eine auf mehrere Orte zurückzuführende Vervielfältigung bald eine ungemeine Verbreitung. Vor dem Titel Flores Historiarum des niemals existirenden Matthäus von Westminster geriethen die ursprünglichen Autoren Wendover und Paris fast ganz in Vergessenheit.

Die erste Notiz über die eigene Chronik des M. Paris dagegen findet sich in einem Briefe des Mathias Flacius Illyricus aus Jena vom 22. Mai 1561 an Erzbischof Parker: Quoniam etiam proxime tua amplitudo indicavit Matthei Paris chronicon apud vos non reperiri, mitto excerpta ejus, quae dudum per quendam amicum fueram consecutus. Correspondence of Matthew Parker p. 141 (Parker Society 1853). Der Freund war zuversichtlich Niemand anders als Bale, dessen noch vorhandene Auszüge aber nicht der großen Chronik, sondern der jetzt eben publicirten Historia Anglorum entnommen sind. Nun erst

kam Parker mehreren Handschriften auf die Spur. Auf ihnen ist die neue Ausgabe in seinen Scriptores vom Jahre 1571 begründet, nur daß er höchst unkritisch nach Belieben aus den verschiedenen, ihm zugänglichen Manuscripten interpolirte und Bruchtheile aus beiden Werken bunt durch einander warf. Das wurde durch Wats in seiner Ausgabe der großen Chronik aufgedeckt und wird jetzt von Madden p. XXXIII ff. in sehr prägnanten Nachweisen bestätigt.

In derselben Zeit kam nun auch die seither gebräuchliche Bezeichnung des kleineren Werks als Historia Minor auf, welches von dem Autor selber freilich nur Historia Anglorum genannt wurde. Nur ein vollständiges Exemplar, Ms. Mus. Brit. Reg. 14. C. VII ist vorhanden, das Original des Matth. Paris, das er, nachdem er das ursprünglich nicht weiter reichende größere Werk abgeschlossen, im Jahre 1250 begann (nec usque ad tempora haec scribentis, videlicet annum gratiae M CC L, p. 9), bis 1253 herabführte und seinem Kloster zufolge der autographen Aufschrift zum Andenken vermachte. Madden stellt folgende nicht uninteressante Geschichte des Manuscripts zusammen. Um 1419 schrieb Walsingham, zwischen 1430 und 1440 Thomas Rudborne, ein Mönch von Winchester, aus ihm ab. Später kam es in die Bibliothek des Herzogs Humphrey von Glocester, was durch dessen vergeblich ausradirte Inschrift bezeugt wird. Dann verschwindet es, bis es 1488 unter den Büchern des Johann Russell, Bischof von Lincoln auftaucht, der Richards III Kanzler war. Sein Gelübde es an New College in Oxford zu vermachen scheint nicht in Erfüllung gegangen zu sein, denn nachmals befand es sich, wie aus zahlreichen Randnoten hervorgeht, in den Händen des bekannten Italieners Polydor Vergil, der als Zehntensammler Alexanders VI nach England kam und dort auch mit Hilfe dieser Quelle seine Anglica Historia schrieb. Möglich, daß der Band damals der alten Königlichen Bibliothek gehörte, da um dieselbe Zeit auch ein Advocat, John Slewys, aus Cornwall gebürtig, daraus Excerpte machte. Eben dort hat ihn zwischen 1550 und 1552 Bale benutzen können. Wahrscheinlich nahm er ihn als Bischof von Ossory mit nach Irland; nach seinem Tode aber ist das Buch vom Grafen von Arundel und erst nach dem Ableben des Schwiegersohns desselben, Lord John Lumley, von Jakob I wieder für die Königliche Bibliothek angekauft worden. Seither ist es zwar viel benutzt, von Wats höchst ungenügend collationirt (worauf sich auch noch Coxe in seiner Ausgabe des

Wendover 1844 verläßt), von Twysden 1648 zwar abgeschrieben, aber niemals gedruckt worden, obwohl es dies als eigenstes Werk des Matthäus Paris gar sehr verdient hätte.

Die ausführliche Beschreibung des Manuscripts enthält viel Interessantes. Auf eine Tafel der Winde, die erst im 14. Jahrhundert vorangestellt ist, folgt ein Itinerarium von London nach Jerusalem, eine bemalte Karte von England, Wales und Schottland, eine Jungfrau mit dem Kinde, welcher der Künstler im Mönchsgewande zu Füßen liegt, eine Ostertafel, ein Kalender in doppelten Columnen, die bemalten Bildnisse der Könige von Wilhelm I bis Heinrich III, Alles mit einander von der Hand des Matthäus selber, der Maler, Kalligraph und Annalist in einer Person war und Fol. 6 u. 6 b. seinen Beinamen Parisiensis zweimal vollends ausschreibt [1]). Hierauf folgt Prolog und Text der Historia Anglorum von 1067 bis 1253 eigenhändig und vielfach durchcorrigirt, mit zahlreichen Initialen in Roth und Blau, Wappenschildern und ähnlichen Illustrationen an manchen Stellen. Im Jahre 1253 beginnt eine andere Hand, die des Freundes und Schülers, die auch in mehreren Handschriften der großen Chronik begegnet. Der zweite Abschnitt des Bandes von 1254—1259, nur hier vorhanden, gehört letzterem Werke an und ist um so werthvoller, weil er großentheils wieder von der Hand des Matthäus selber geschrieben ist, bis gegen 1258 nochmals der ungenannte Freund eintritt und bald den Autor auf dem Todtenbette abbildet mit der Ueberschrift: Hic obit Mattheus Parisiensis. Hieran schließt sich drittens die dem Rishanger zugeschriebene und von Riley neuerdings edirte Continuation bis 1272.

Madden hat nun seiner Ausgabe, von welcher zwei Bände, die Jahre 1067 bis 1245, erschienen sind, dies merkwürdige Autograph des Autors, sein letztes Werk, das von liebevoller Hand fortgeführt wurde, mit fast zu scrupulöser Genauigkeit zu Grunde gelegt, natürlich aber, da es durchaus ein Auszug der großen Chronik, bis 1235 der des Wendover ist, die Handschriften derselben zu Rathe gezogen. Nicht nur das Exemplar, welches dem Matthäus vorlag, Ms. Corp. Christ. Cantab. N. 26, sondern auch alle übrigen in Cambridge, in der Cottonschen und Harleyschen Sammlung,

---

1) Nach p. LVIII Note 1 bediente sich Matthäus bald nach 1250 häufig der arabischen Ziffern.

in Oxford und Paris vorhandenen Exemplare, auf die es ankommt, werden noch einmal zu Nutz und Frommen einer zukünftigen, Wats endlich ersetzenden Ausgabe der Chronica Majora von p. LIV bis LXXIII genau beschrieben. Was die Wiedergabe des Textes betrifft, so schließt sich Madden mehr den Grundsätzen von Pertz als der Franzosen an. Der Inhalt ist natürlich derselbe wie in der großen Chronik, nur knapper und, da es der Originalauszug des Autors, vielfach zuverlässiger als die ungenügenden Editionen jener. Leider sind die biographischen Notizen und eine Würdigung des Matthäus als Historiker auf den dritten und letzten Band verschoben, wo dann nothwendig auch über die von ihm aufgenommenen Urkunden Kaiser Friedrichs II die Rede sein wird.

4) Annales Monastici. Vol. III. Annales Prioratus de Dunstaplia. Annales Monastorii de Bermundeseia. Ed. H. R. Luard. M. A. 8. (LXXI. 492 p.) London 1866.

Das erstere, nur in einer Cottonschen Handschrift erhaltene Werk, ist zwar schon 1733 von Hearne gedruckt, aber nur in 200 Exemplaren, nach einer Copie Wanleys, da das Original durch das Feuer vom Jahre 1731 für völlig zerstört galt, und in der bekannten, höchst oberflächlichen Weise dieses Herausgebers. Wegen seiner hervorragenden Bedeutung verdiente es längst eine bessere Edition, die nun wirklich vortrefflich von Luard geliefert wird. Fast zum Ueberfluß ist ihr p. 489 eine Concordanz der Seitenzahlen mit Hearne beigegeben. Die Jahrbücher der in Bedfordshire gelegenen, einst von Heinrich I für regulirte Augustiner Chorherren gestifteten Priorei sind bis 1210 von derselben Hand, später von mehreren geführt, die jedoch sämmtlich dem dreizehnten Jahrhundert angehören. Seit 1221 sind die Ereignisse sehr wahrscheinlich Jahr für Jahr eingetragen worden, was den Berichten einen namentlich durch Wiederholungen zwar sehr ungleichartigen, aber geradezu unmittelbaren Charakter giebt. Sie beginnen mit kurzen, unselbständigen Auszügen von Christi Geburt bis 1201, dann folgt ein ausführlicher, originaler Abschnitt bis 1297. Auf den letzten Blättern sind vereinzelte Zuthaten von späterem Datum eingetragen, namentlich zum Jahre 1381 über die Erhebung des vierten Standes, die letzte vom Jahre 1459. Sie haben in einem Appendix p. 409 Platz gefunden. Der Herausgeber hat bis zur Evidenz nachgewiesen, daß der Verfasser des Abschnitts von 1210 bis 1242 (et exinde usque ad octavum annum nostrum MCCX p. 3 cf. p. 28) der im Jahre 1242 ge-

storbene Prior Richard de Morins selber gewesen ist, ein schon unter Johann nicht unangesehener Prälat, der das Lateranische Concil besuchte und unter Heinrich III vielfach im Interesse seines Ordens und der Kirche thätig war. Die Persönlichkeit der Fortsetzer dagegen ließ sich nicht in Erfahrung bringen. Daß der Herausgeber, wie man das an ihm gewohnt ist, die Herleitung der meist aus Radulph de Diceto stammenden Partien verfolgt und sorgfältig im Druck unterschieden hat, versteht sich von selbst. Die Annalen bieten vielleicht das beste und vollständigste Abbild eines Conventuallebens im dreizehnten Jahrhundert. Mit Vorliebe handeln sie von den Angelegenheiten des Stifts, von Verleihungen, Käufen, einer ganzen Reihe von Processen, z. B. von einem großen Abgabestreit mit den Bürgern des Orts in den Jahren 1227 bis 1229, von der Baugeschichte; aber auch reiche Materialien zu der nationalen Geschichte sind eingeflossen, über die Belagerung von Bedford im Jahre 1224, vorzüglich über die Wirksamkeit des Bischofs Grosseteste von Lincoln, die Exactionen der Krone und der Curie, die Bepfründung italienischer Kleriker, Simon von Montfort und den Krieg der Barone, denen die Chorherren von Dunstaple wie die meisten anderen Klöster des Landes ihre Sympathien zuwandten. Manche öffentliche Documente sind mit Sorgfalt aufgenommen worden. Eben so wenig fehlt es an Notizen zu der gleichzeitigen Geschichte des Auslandes. Schottische Ereignisse wie die Ermordung des Bischofs von Caithneß im Jahre 1222 so gut wie das Schreiben des Legaten Pelagius aus Damiette vom Jahre 1221 über den König David der Nestorianer, den vermeintlichen Priester Johann werden mitgetheilt. Unter 1225 p. 96 finden sich Aufzeichnungen über die Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln, und über die Gefangennahme Waldemars II von Dänemark durch den Grafen von Schwerin, letztere romanhaft und confus. Zwischen den Jahren 1228 und 1250 begegnet häufig Kaiser Friedrich II, von da an nicht minder häufig Ludwig der Heilige. Die Fortsetzungen nach 1241 sind so ziemlich in demselben Charakter gehalten wie die vorhergehende Arbeit des Priors Richard, nur daß vielleicht die auswärtigen Dinge etwas mehr in den Hintergrund treten.

Die kurzen Annalen der im Jahre 1082 begründeten, erst 1399 zur Abtei erhobenen Priorei von Bermondsey unmittelbar bei Southwark sind dem in einem Harleyschen Manuscript enthaltenen Original entnommen. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammend umfaßt es die Jahre 1042

bis 1432 und kann erst seit 1433 geschrieben sein. Es fließt aus verschiedenen bekannten Quellen, meist dem sogenannten Matthäus von Westminster, gegen welche sorgfältig in größerer Schrift die seit 1206 häufiger werdenden selbständigen Partien abstechen. Im Ganzen unbedeutend haben diese Annalen vielleicht für die Zeiten Heinrichs IV und V etwas eigenthümlichen Werth.

5) Chronica Monasterii de Melsa, a fundatione usque ad annum 1396, auctore Thoma de Burton, Abbate, accedit Continuatio ad annum 1406 a Monacho quodam ipsius domus. Ed. Edward A. Bond. 8. (LXXXI. 443 p.) London 1866.

In Herrn Bond, seit Kurzem als Nachfolger Maddens Vorstand des Manuscripten-Departements im Britischen Museum, hat das vom Master of the Rolls geleitete Unternehmen nicht nur einen ausgezeichneten Mitarbeiter gewonnen, sondern er tritt auch sofort mit der Herausgabe eines aus vielen Gründen besonders merkwürdigen Werks auf. Die Cistercienserabtei Meaux, absichtlich in Melsa latinisirt zum Unterschied von dem Stammschloß einer nach England verpflanzten adligen Familie, Meldis in Frankreich p. 78, lag in Holderneß, dem südöstlichen Yorkshire, nicht weit von Beverley, und wurde 1150 zunächst aus Donationen eines Grafen von Albemarle errichtet. Den überaus strengen Regeln des eben in seine Blüthe tretenden Ordens angepaßt, zeigt ihre Geschichte durchaus die Eigenthümlichkeiten desselben in Disciplin, Lebensart, Bildung und Geschmack. Der Visitation durch den Abt von Fountains untergeben, erhielt die neue Stiftung ihren ersten Abt Adam, der schon bei der Begründung von Woburn und Vaudey mitgewirkt hatte, ebenfalls von dort. Der zweite, Philipp von 1160—1182, war bereits Cistercienserabt von Hovedoe in Norwegen gewesen, p. 159. Unter dem dritten, Mänas, mußte zum Lösegeld für Richard Löwenherz beigesteuert werden. Der vierte, Alexander, war ein gewaltiger Vorkämpfer im Streite der Cistercienser mit König Johann, der auch diese Mönche austreiben ließ; der fünfte, Hugo, bestand das von Innocenz III verhängte allgemeine Interdict, während dessen unter anderen in ungeweihter Erde Bestatteten auch Asketil, Abt von Hovedoe, in Meaux seine Ruhestätte fand, p. 343. Außerdem umfaßt dieser erste Band noch die Zeiten der beiden folgenden Aebte, Geoffrey und Richard, bis zum Jahre 1235. Fast alle sieben hatten mit bitterer Armuth und vielen Nöthen zu kämpfen, wiederholt war die Congregation ihrer

Auflösung nahe; und doch wuchsen durch Kauf, Verleihung, Tausch und andere Mittel unter beständigen Transactionen und Processen, unter Einreißen und Neubauen Aecker, Vorwerke und Klostergebäude. Mehrfach ist von den Laienbrüdern und Convertiten die Rede, die von den allmählich ihren strengen Arbeitsregeln entwachsenden Mönchen eifersüchtig niedergehalten und als Feldarbeiter und Handwerker benutzt wurden. Das vorliegende Stück der Chronik handelt denn auch ganz besonders von diesen eigensten Angelegenheiten des Stifts. — Im Jahre 1846 wurde ein Manuscript derselben von der Egerton Sammlung des Britischen Museums angekauft, das sich bei näherer Prüfung als zwischen den Jahren 1394 und 1400 von einem Mitgliede der Abtei Melsa geschrieben ergab. Später entdeckte Herr Bond in der berühmten Sammlung des Sir Thomas Phillipps zu Cheltenham ein anderes, von derselben Hand, aber auf Papier geschrieben. Es war fast doppelt so stark, da der Geschichte der einzelnen Aebte regelmäßig zum Schluß mehr allgemein historische Materien beigegeben waren, Rom, Europa, Palästina, die Erzdiöcese York und England betreffend. Diese Handschrift ergab sich als erster Entwurf des Verfassers und durfte füglich, während Ms. Egerton der Ausgabe zu Grunde gelegt wurde, zur Collation benutzt, die ihr eigenthümlichen Excurse hinter jedem einzelnen Abt als Appendix beigegeben werden. Ms. Phillipps enthält aber außerdem noch Zuthaten von einer späteren Hand über den neunzehnten und zwanzigsten Abt, aus denen erhellt, daß der Verfasser des in zwei autographen Exemplaren vorhandenen Werks Thomas von Burton, der neunzehnte Abt, gewesen ist. Ueber ihn hat der Herausgeber p. LX ff. mehrere nicht uninteressante biographische Notizen zusammengetragen. Wahrscheinlich hatte er die Universität besucht, wozu die Cistercienserabteien ja nach einer bestimmten Mitgliederzahl einen der Ihrigen erwählen durften. Im Jahre 1394 erscheint Thomas als Rechnungsführer (bursarius) des Stiftes und hatte schöne Gelegenheit sich mit den Urkunden und Einkünften desselben vertraut zu machen; 1396 wurde er zum Abt erwählt, jedoch unter Protest einer Partei, welche große Zwistigkeiten hervorrief. Sie standen dem päpstlichen Schisma nicht fern. Dennoch wurde ein Vergleich getroffen und Thomas gar zum Besuche des Generalcapitels des Ordens nach Wien (Vienne?) entsendet, als durch die Schuld des Visitators, des Abts von Fountains, der Streit noch ein Mal ausbrach. Nachdem die Opponenten an die Curie appellirt, resignirte

Thomas im Jahre 1399, verblieb aber im Kloster, nunmehr angelegentlich mit der Geschichte desselben beschäftigt, bis er ein erblindeter Greis im Jahre 1437 starb. — Ueber die meisten Quellen, die ihm zu Gebote standen, kann kein Zweifel sein. Noch fanden sich zwei Originalcartularien von Melsa, das eine wieder von seiner Hand mit Listen der Mönche im Jahre 1396, der Revenuen, des Viehstandes u. s. w. Einer im Britischen Museum aufbewahrten Abschrift seiner Chronik vom Jahre 1650 sind auch Copien der urkundlichen Collectaneen Burtons beigegeben. Außerdem aber fand er im Klosterarchiv wenigstens Bruchstücke älterer Aufzeichnungen, da er sich wiederholt auf cronica et alia monasterii memoranda und bis zum achten Abt herab auf einen antiquus rotulus beruft. Die Versicherung der Praefatio p. 71: nihil in hoc opusculo esse congestum, nisi quod aut scriptum in aliorum opusculis et memorandis diversis inveni etc. wird durch die Gewissenhaftigkeit der Arbeit selbst durchaus bestätigt. Im Uebrigen hatte er Martinus Polonus, Higdens Polychronicon, ein Exemplar des Brut, Joh. Brompton, Thomas Stubbs für York, den Quadrilogus über Thomas Becket, die Canonisation des S. Edmund von Canterbury, auch Heinrich von Huntingdon und Ailred von Rivaux vor sich, wozu fast durchweg der noch vorhandene Bücherkatalog von Meaux stimmt, p. LXXIX. Von den Annalen von St. Albans findet sich keine Spur. Um so interessanter ist Alles, was Bond aus keiner der bekannten Quellen herzuleiten vermag, z. B. ein Bericht über Richards I Kreuzfahrt und Gefangenschaft und ähnliche die allgemeine Geschichte berührende Notizen. Die höchst sorgfältige, durch verschiedenen Druck, durchlaufende Collation und beständige Quellenangabe leicht brauchbare Edition beginnt mit einem Capitelverzeichniß der beiden Originalhandschriften; p. 47 folgt ein Abtskatalog nach Ms. Egerton, p. 50 Tabellen der Güter und Besitzungen unter den einzelnen Aebten nach demselben Manuscript; p. 71 ff. enthalten den Text von 1150 bis 1235.

6) Liber Monasterii de Hyda, comprising a Chronicle of the affairs of England, from the settlement of the Saxons to the reign of king Cnut, and a Chartulary of the abbey of Hyde, in Hampshire. Ed. Edward Edwards, Esq. 8. (CXIV. 468 p.) London 1866.

Wir haben in der Histor. Ztschft. XII 447, 448 schon über das bis auf einige fragmentarische Auszüge des 16. Jahrhunderts lange verloren geglaubte, aber im Jahre 1861 durch Herrn Edwards wieder auf-

gefundene Werk Bericht erstattet und einigermaßen die Competenz des Finders bezweifelt es zu ediren. Wenn sich auch die Vorwürfe gegen die erste dürftige Beschreibung nicht zurücknehmen lassen, wenn auch der Herausgeber vielfach schülerhaft und in der Einleitung unausstehlich redselig erscheint, so hat er doch Manches nachgetragen, was damals vermißt wurde, und vielfache Erläuterung zu einem sonderbaren Buche beigebracht, das halb Chronik, halb Urkundensammlung ist. Das sehr schöne Facsimile läßt keinen Zweifel darüber, daß Handschrift und Illumination dem Ende des vierzehnten, wenn nicht dem Anfange des folgenden Jahrhunderts angehören. Ob der Verf. mitten in einem Satze, der vom Jahre 1023 handelt, am Ende einer Seite abbrach, oder ob das Manuscript ursprünglich noch weiter ging, bleibt unbestimmt, p. XXI. Eine Notiz über die Schicksale des Bandes in der Zwischenzeit zwischen der Aufhebung der Abtei und der Errichtung der Bibliothek des Grafen von Macclesfield in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo er so lange unentdeckt gelegen, ist nicht beizubringen gewesen. Vielleicht kam er zugleich mit dem Schlosse von der katholischen Familie des Viscount Gage an den Grafen. Jedenfalls ist es ein Fingerzeig, daß im siebenzehnten Jahrhundert katholische Autoren wie Spelman, Alford, Harpsfeld sich in ihren kirchengeschichtlichen Werken auf das Buch von Hyde bezogen, p. LXXXIV ff. Es ist verdienstlich, daß bei der Ausgabe die außerdem vorhandenen Cartularien und Register derselben Abtei, zwei im britischen Museum und ein drittes in der Bibliothek Lord Ashburnhams, das Kemble einst nicht zugänglich gewesen, vorzüglich wegen des Textes und der Authenticität mancher angelsächsischen Urkunden nicht übersehen worden sind. Willkommen ist auch, so wenig uns der Stil gefallen will, der Abriß einer Geschichte des Stiftes, das Aelfred der Große in seinem letzten Jahre zu errichten beschlossen, und zu dessen Abt er den bereits um 885 nach England berufenen Grimbald von St. Bertin erkoren hatte. Was die Ausführung so lange verhinderte, ist unbekannt; doch weilte nach dem Cartularium Sithiense Grimbald in den Jahren 889 und 892 wieder in St. Bertin. Erst nach dem Tode des Königs vermochte er den Sohn und Nachfolger die Abtei Neumünster innerhalb der Mauern von Winchester zu begründen. Eadweard I dotirte sie und ließ die Leiber von Vater und Mutter aus der Kathedrale v. St. Swithhun überführen, p. 51, 79 cf. XCVIII. Auch die späteren Könige ließen es an Donationen nicht fehlen, doch erscheint

erst wieder um 963 ein Abt bei Namen, Ethelgar von Glastonbury, der im Sinne Ethelwolds und Dunstans die benedictinische Reform durchführte und Mönche an die Stelle der Chorherren setzte. Auch Knut der Große unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu der Abtei. In der Schlacht bei Senlac stritten und fielen zwölf ihrer Mönche, weßhalb der Eroberer viele der Besitzungen confiscirte und eine Burg auf Klostergrund aufführte. Trotzdem erscheint die Abtei noch mit sehr respectablen, über sechs Grafschaften zerstreuten Gütern im Domesday Buch (p. XCX ff. Uebersetzung des Abschnitts). Allein überdies im Streit mit der benachbarten Kathedrale wurde sie zur Stadt hinausgedrängt, bis sie sich 1110 auf der Wiese von Hyde wieder ansiedelte und auch die Königsgräber mit sich nahm. Nachdem sie im Kriege zwischen König Stephan und der Kaiserin Mathilde durch den Bruder des ersteren, den Bischof Heinrich von Winchester, zerstört worden, gediehen Abt und Convent niemals zu einer hervorragenden politischen oder wissenschaftlichen Bedeutung. Im Jahre 1352 unterwarfen sie sich ganz dem Bischof und hatten sich dann in der Folge der Gnade Williams von Wykeham so wie des Cardinal Beaufort zu erfreuen. Der letzte im Jahre 1530 erwählte Abt, John Salcot, der nach einander Bischof von Bangor und Salisbury wurde, half Heinrich VIII eifrig bei Spoliation der Klöster, bis 1538 auch Hyde Abbey von Thomas Cromwell aufgehoben wurde. Ihre Güter wurden rasch zerstreut, doch kamen die bedeutendsten an Thomas Wriothesley, den ersten Grafen von Southampton. Bei dem Bau eines Grafschaftsgefängnisses im Jahre 1788 fand man noch Ruinen und kunstvolle Fragmente der einst stattlichen Klosterbauten. Unter den aufgedeckten und roh vernichteten Steinsärgen befand sich höchst wahrscheinlich auch die Asche Aelfreds des Großen, seiner Gemahlin Ealhswith und Eadweards I. — Gerade wegen dieser Stifter nun behält der Liber de Hyda einen eigenthümlichen Werth. Seine Geschichtserzählung freilich ist eine späte Compilation, die hastig zugleich mehrere, meist bekannte und untergeordnete Quellen ausschreibt und deßhalb in der Chronologie sehr unsicher ist. Viel mythischer Stoff ist aufgenommen, wie unter Aethelstan der Kampf zwischen Guido von Warwick und Colbrand dem Dänen, worüber der Herausgeber p. XLIII fast noch alberner fabelt. Nach elf ganz kurzen Capiteln über die Geschichte Britanniens von Albina bis auf die Eroberung, über König Knut, die Reiche der Heptarchie, die Sachsenkönige, welche Mönche werden, die Herkunft der

Sachsen, das einheitliche Reich unter Egbert folgen Cap. 12 bis 23 Cronica der Fürsten von Aethelwulf bis Knut. Schon über Aelfred verbreitet sich der Stoff bedeutend, wird aber nicht direct aus Asser, sondern aus Higdens Polychronicon geschöpft. Eigenthümlich sind die Partien über Grimbalds Berufung; das Schreiben Fulcos von Reims an Aelfred, Grimbalds Rede auf der Synode in London sind wörtlich eingeschaltet. Ebenso der einzige aus dem Mittelalter erhaltene Originaltext von Aelfreds angelsächsischem Testament nebst mittelenglischer und lateinischer Uebersetzung. In ähnlicher Weise werden allen folgenden Regierungen die auf Hyde bezüglichen Urkunden in dreifachem Texte beigegeben, so daß der historische, höchst selten originale Stoff immer mehr vor dem Cartular zurücktritt. In den Beilagen endlich finden sich eine andere kurze Chronik des Stifts von 1035 bis 1120, eine Urkunde König Eadgars, ein von Knut ertheiltes Privilegium und Uebersetzungen aller vorkommenden angelsächsischen Documente und Grenzbestimmungen. Letztere wie das Glossar und die Indices sind sorgfältig gearbeitet.

7) Year Books of the Reign of king Edward the first. Year XX and XXI. Edited and translated by Alfred J. Horwood, of the Middle Temple, Barrister-at-law. 8. (XXIX. 509 p.) London 1866.

Ueber Wesen und Inhalt dieser Rechtsdocumente ist bei Gelegenheit zwei vorhergehender Bände schon in der Histor. Ztschft. X 520 und XIV 496 berichtet worden. Es folgen jetzt ganz ähnliche Proceßacten aus etwas früheren Jahren desselben großen Königs 1292 und 1293. Das Hereford Iter, d. h. die Proceßreports über den Circuitus der Richter in jener Grafschaft, und die Akten des Gemeinen Gerichtshofs (Common Bench) aus 20 Edw. I sind die ersten fest datirten, die sich finden. Bei dem Salop und dem Stafford Iter 20 und 21 Edw. I, die ebenfalls in diesem Bande abgedruckt sind, kann schon wegen des Inhalts das Jahr nicht zweifelhaft sein. Alle diese Akten sind einer Handschrift der Universitäts-Bibliothek zu Cambridge entnommen, in der sich neben vielen anderen, meist juristischen Materien auch ein Exemplar von Bractons Rechtsbuch findet. Die durchweg in französischer Sprache abgefaßten Reports, denen wieder Seite für Seite eine englische Uebersetzung beigegeben ist, lassen an häufigen Irrthümern erkennen, daß sie nach Dictat geschrieben worden sind. Der Herausgeber macht wegen des Reichthums der Fälle auf die ungemeine Proceßlust der Zeit aufmerksam, die im Gegen-

satz zur Fehdesucht und Anwendung roher Gewalt entschieden als ein Zeugniß für die Ordnungsliebe und das Vertrauen zu den Reichsgerichten gefaßt werden muß. Es ist freilich bekannt, daß der König wenige Jahre zuvor 1289 gegen die meisten wegen ihres geringen Gehalts auf Bestechlichkeit und Erpressungen ertappten Richter scharf einzuschreiten genöthigt war. Er legte damit den Grund zu der später so hoch gerühmten Integrität der Tribunale. Vielleicht entsprang aber auch aus denselben Anlässen das System der Berichterstattung über die Sitzungen, denen wir die Year Books verdanken. Auf das Verfahren wider den Richter Thomas de Weylonde wird noch in einem Proceß des Jahres 1292 Beziehung genommen, p. 337. Außerdem begegnen, abgesehen von der speciell juristischen Bedeutung des Stoffs, wieder manche für Personal- und Localgeschichte interessante Dinge. In einem die Familie Longchamp angehenden Quo Warranto Fall werden deren Besitzverhältnisse bis hinauf zur Kaiserin Mathilde, der Mutter Heinrichs II verfolgt, p. 101. Ein gewisser Thomas Corbet weist noch 1293 das Anrecht auf ein Eigenthum nach, das seinem Vorfahren einst von Heinrich II, verliehen worden, als er den König auf der Jagd bei sich bewirthete, ke le Roy Henri le veyl dina en askun tens sour cele place, p. 395. Der Herausgeber hat nach sorgfältiger Vergleichung der Manuscripte die Ueberzeugung gewonnen, daß der Name des großen Rechtsgelehrten urkundlich nicht Bracton, sondern Bratton zu schreiben sei, p. XIV, Note 483. R. P.

Camden Society.

1) Letters and other documents illustrating the relations between England and Germany at the commencement of the thirty years war. From the outbreak of the revolution in Bohemia to the election of the Emperor Ferdinand II. Edited by Samuel Rawson Gardiner, late Student of Christchurch. Camd. Soc. 4. (XL. 212 p.) 1865.

Es werden hier im Ganzen 95 Schreiben und Aktenstücke mitgetheilt, von denen nur sehr wenige bisher bekannt oder gar gedruckt waren. Die meisten sind dem State Paper Office, ein paar nur anderen englischen Sammlungen oder dem Archiv von Simancas entnommen. Sie fallen sämmtlich zwischen den Juni 1618 und den August 1619, in das erste Jahr, in welchem sich noch eine Beilegung des europäischen Kampfs hoffen ließ. Mit Recht macht der kundige Herausgeber, dessen Arbeit von erfreulichen Fortschritten historischer Studien in Oxford zeugt, darauf aufmerksam, daß die Haltung der Parlamente von 1621 und 1624 gegen-

über der Pfälzer Frage längst Aufhellung durch diplomatisches Material erheischte. Er bietet somit einen ersten Beitrag und verheißt mehr. Mit Vergnügen liest man den einleitenden Abriß über die Lage des Reichs, die österreichischen Erblande, den aristokratischen Charakter der Reformation in denselben, den protestantischen Klerus und die böhmischen Stände, denen ein kurzer Hinweis auf Schottland p. XVI trefflich zur Folie dient. Der Verfasser beurtheilt Hurters Buch ganz wie die deutsche Kritik es thut; die neuesten Arbeiten Gindelys sind ihm nicht entgangen. Man wird seine Charakteristik Ferdinands II, in welchem er ein Stück Philipp II und ein Stück Richelieu zu finden glaubt, die Johann Georgs von Sachsen und Friedrichs V von der Pfalz billig und gerecht finden. Im Mittelpunkte steht ihm aber der weise, unbehilfliche Jacob I, der es unternimmt im Vertrauen auf sein vermeintlich gutes Verhältniß zu Spanien zwischen Ferdinand und den aufständischen Böhmen versöhnlich einzuwirken und zugleich die calvinistische Pfalz und ihre Unionsgenossen mit dem lutherischen Sachsen zu vereinigen. Mochte der Plan auch noch so gut angelegt sein, seine Ausführung mußte wegen der Schwierigkeit des Beginnens in solchen Händen, die überdies keinen großen Diplomaten zur Verfügung hatten, nothwendig scheitern. Außer Schreiben der böhmischen Stände sub utrâque an den König von England enthält die Sammlung Berichte seiner Gesandten aus Madrid und Turin, wo Karl Emanuel eine Weile an die Kaiserwahl dachte und zuerst auf den Gedanken kam den Pfälzer zum König von Böhmen zu machen, und die Briefe seines Schwiegersohns Friedrich V, die ungemein inhaltreich von den Anschlägen der Spanier auf Venedig, von Dohnas Mission nach London und dem Haag, von den Kriegsereignissen in Böhmen und dem Unionstage in Heilbronn handeln. Jacob glaubte sich auch von Madrid aus zur Mediation bevollmächtigt, doch stellte ihm schon der kürzlich aus London zurückgekehrte Gondomar ein übles Prognostikon: antes se puede sacar fruto y obligalle a que aya verguenza de simismo y que realmente haga buenos y verdaderos officios para la reducion de los Bohemios a la obediencia de S. M. Cessarea y Rey Ferdinando. Da ihm in der That nichts in den Weg gelegt wurde, setzte sich Jacob in Einvernehmen mit den holländischen Generalständen, die gleich England nur für den Frieden arbeiteten und jeden Gedanken an Krieg zu unterdrücken suchten. Zuerst wurde Sir Henry Wotton, Gesandter in Venedig, zum Botschafter des Schieds-

richters designirt; es bleibt unbekannt, weßhalb man ihn fallen ließ, obgleich er in einem auch sonst nicht uninteressanten Schreiben p. 48 ff. bereits angenommen hatte. An seiner Statt wurde dann Viscount Doncaster, später unter Karl I Earl von Carlisle, abgefertigt, wie damals alle Schotten den Spaniern abgeneigt und parteiisch für die Union. Wenn für den ernsten Zweck ein überaus artiger, vollendeter Gentleman, ein Meister in diplomatischer Etiquette, mündlich und schriftlich mehrerer Sprachen mächtig, genügt hätte, so hätte die Wahl in der That nicht besser getroffen werden können. Von seinen Vollmachten für die verschiedenen Staaten und Fürsten sind die meisten mitgetheilt; seine Instructionen haben sich nur in spanischer Sprache zu Simancas gefunden, p. 64. Vor der Abreise schlug Jacob den noch im Bette liegenden Edelmann zum Ritter, and told him he was the first that ever he made in that manner, p. 75. Seine Berichte, welche die Hauptpartie des Bandes bilden, sind denn auch mehr unterhaltend als staatsmännisch. Beim Empfang in Heidelberg bricht er in Schmeicheleien über den Schwiegersohn und die Tochter seines Königs aus und räth sofort zu directer Hilfeleistung gegen Ferdinand. Dem Pfalzgrafen sagt er: that his Majesty had sent me as a white paper to receyve impression from his Highnes by the way of information, advise and commandement. Er berichtet ferner über einen Empfang in München, über die Audienz, die ihm Ferdinand in Salzburg ertheilt und die ihn auf Bescheid erst in Frankfurt vertröstet. Während der Präliminarien zur Kaiserwahl residirt er in Hanau, bis ein langer Bericht, p. 181 ff., das Scheitern des Vermittlungsversuchs und immerhin anschaulich die Complication der Lage ausführt. Das letzte Schreiben p. 205 ist aus Köln datirt. Auch ein eigenhändiger Brief des Prinzen Karl von Wales an Doncaster ist aufgenommen, p. 140, wo es von Friedrich V heißt: I am verrie glad to heer that my brother is of so rype a judgement and of so forward an inclination to the good of Christendume.

2) Registrum sive Liber Irrotularius et Consuetudinarius Prioratus Beatae Mariae Wigorniensis, with an introduction, notes, and illustrations, by William Hale Hale, M. A., Archdeacon of London. Londini: Sumptibus Societatis Camdenensis. 4. (CXXVIII. 200 p.) 1865.

Es wird bei diesem Werke genügen kurz darauf hinzuweisen, daß, wie schon im englischen Mittelalter die finanzielle Buchführung eine überaus

sorgfältige gewesen, Studium und Erklärung der erhaltenen Documente auch für die Gegenwart einen ganz besonderen Reiz zu haben scheint. Das genau nach Seite und Zeile abgedruckte Originalmanuscript stammt aus dem Jahre 1285 und ist bis auf spätere Zuthaten auf den Anfang- und Endblättern durchweg von einer Hand geschrieben. Es hat sich lange in fremdem Besitz, sogar in Italien befunden, bis es in neuerer Zeit wieder Eigenthum des Capitels der Domkirche von Worcester geworden ist. Neben allerhand öffentlichen Documenten, die bunt durch einander eingeschaltet werden, der Magna Charta Heinrichs III nebst den sie stets begleitenden Beilagen, neben den Provisionen von Merton 1235, den Provisionen von Westminster 1259, neben älteren und neueren königlichen, bischöflichen und Privaturkunden, neben Berichten über gerichtliche Verhandlungen und Urtheile bleibt die Hauptsache doch ein auf ein Normaljahr reducirtes Rentalbuch der zugleich das Capitel der Kathedrale repräsentirenden Benedictinerabtei zu Worcester, in welches sowohl die klerikalen Einkünfte von Kirchen und Zehnten, als alle Land- und Lehngefälle eingetragen sind. Der Redditus Prioratus Wigorniae anno incarnationis Domini MCCXL verdient gar wohl die eingehenden Untersuchungen, die ihm der schon durch eine ähnliche, die St. Paulskirche in London betreffende Arbeit bekannte Herausgeber gewidmet hat. Er läßt sich hauptsächlich einen Vergleich mit den aus dem Domesday Buche des Eroberers bekannten Besitzverhältnissen der Kirche von Worcester im Jahre 1086 angelegen sein. In Einleitung und Noten wird der ungemein vielseitige Stoff erläutert nach seiner kanonistischen, civilrechtlichen, antiquarischen, agrarischen und ökonomischen Bedeutung. Nach den verschiedensten Seiten, über Ackerland, Mühlen, Fischereien, Salzwerke, Abhängigkeit der Cultivatoren, Kirchen und Capellen, Einkünfte und Ausgaben aller Art, Topographie, Maß und Gewicht, Preise von Brod und anderen Lebensmitteln, Gerichtsbarkeit u. s. w. wird eine besonders für den Statistiker und Volkswirthschafter höchst ergiebige Fundgrube eröffnet.

R. P.

Von neu erschienenen Schriften über den Krieg in den Vereinigten Staaten 1861—1865 notire ich:

John Abbot, The history of the civil war in America. New-York 1867.

Vollständige Geschichte des Krieges mit Plänen und Zeichnungen.

Andrews Sidney, The south since the war.

Interessant, aber in schroff unionistischem Sinne geschrieben.

Gruley, Horace, The American Conflict. A history of the great rebellion in the united states 1861—64, its causes, incidents and results. Hartford.

Der Verfasser war Redacteur des New-York-Herald und einer der Führer der Abolitionisten-Partei. Das Buch ist parteiisch, aber mit großer Kenntniß der Verhältnisse geschrieben.

Lessing, Berson, Pictorial history of the civil war in the U. S. Illustrated.

Mehr ein Roman als Geschichte, mit trefflichen Kupfern. Parteiisch für den Norden.

Pollard, Edward, The lost cause, a new southern history of the war of the confederates. Comprising a full and authentic account of the rise and progress of the late southern confederacy, the campaigns etc. New-York 1866.

Der Verfasser war während des Krieges Redacteur des Richmond-Examiner; er ist parteiisch für die Südstaaten. Seine Schlachtbeschreibungen sind sehr gut. Interessant ist Pollards scharfe Beurtheilung des Präsidenten Davis dem er vorwirft, seine Cabinetsminister zu Secretairen erniedrigt, den Congreß der Secessionisten in autokratischer Willkür für nichts geachtet zu haben. Das Mißlingen des Feldzuges hat Davis nach Pollards Behauptung dadurch verschuldet, daß er alle Operationen vom grünen Tische in Richmond durch den Telegraphen habe lenken wollen, ferner dadurch, daß er den Krieg auf die Defensive beschränken wollte und die Feldherrn von jeder energischen Offensive zurückhielt. Davis Günstlinge waren Braxton, Bragg und Pemberton, gegen die er verdienstvolle Führer, wie Price und van Dorn, selbst Beauregard zurücksetzte.

Tenney, W. J., The military and naval history of the rebellion in the U. S. with biographical sketches of deceased officers. New-York 1865.

Kurze vollständige Zusammenfassung der Thatsachen.

Swinton, William, Campaigns of the army of the Potomac. A critical history of operations in Virginie, Pensylvania and Maryland. New-York 1866.

Der Verfasser war Correspondent der New-York-Times bei der Potomac-Armee während des Krieges.

Conyngham, David, Shermans march trough the south, with sketches and incidents of the campaign. New-York 1866.

Der Verfasser war Correspondent des New-York-Herald in Shermans Hauptquartier während dessen sämmtlicher Feldzüge.

Borcke, H. v., Memoirs of the confederate war for independence. 3 vol. with maps. London, Blakwood.

Der Verfasser war früher preußischer Kavallerie-Offizier.

F. v. M.

Correspondance générale de Mme. de Maintenon, publiée pour la première fois, sur les autographes et les manuscrits authentiques, par **Theophile Lavallée**, t. IV. Paris 1866.

Wir haben unsern Lesern die Entdeckung einer neuen französischen Autographenfälschung zu berichten. In dem vierten Bande seiner correspondance générale de Mme de Maintenon hat Th. Lavallée Briefe der Frau von Maintenon an den Herzog und Cardinal von Noailles publicirt nach Autographen, die sich gegenwärtig im Besitz des Herzogs von Cambacérès befinden. Leider giebt uns der Herausgeber, der mit sehr anerkennenswerther Vorsicht in die früheren Bände der Correspondenz nur Stücke aufgenommen, von denen authentische Copien ihm vorgelegen, keine Auskunft darüber, auf welche Weise und zu welcher Zeit die fraglichen Briefe in den Besitz des genannten Herzogs gekommen; interessant ist jedenfalls, daß 1854 Lavallée selbst öffentlich bedauert, es sei ihm nicht gelungen, authentische Copien der gedachten Briefe aufzufinden, von denen bisher nur offenbar gefälschte Abschriften bekannt geworden. Unmöglich wäre es nicht, daß diese Notiz Lavallées einem Fälscher die erste Veranlassung geboten, die vermißten Briefe zu fabriciren; daß wir es hier wieder mit einem Erzeugniß der rührigen französischen Autographenfabrik zu thun, dafür scheint in der That Alles zu sprechen. Aufmerksam gemacht durch Widersprüche, die sich zwischen den Angaben der Briefe und dem äußerst zuverlässigen Journal von Dangeau finden, hat neuerdings Herr **Grimblot** in, wie uns scheint, völlig überzeugender Weise dargethan, daß die mehrerwähnten Documente falsch; wir verweisen unsere Leser auf die interessanten Ausführungen, die er zuerst im Temps vom 13. August (n. 2286) und sodann bedeutend erweitert in einer eigenen Broschüre — Les faux autographes de Mme. Maintenon. Paris 1867, Germer Baillière — veröffentlicht.

Es erscheint passend hier eine Notiz anzuschließen über den Streit,

der in den letzten Wochen die wissenschaftliche Welt von Paris in gerechtfertigte Aufregung versetzt. Es handelt sich dabei ebenfalls um die Echtheit von Briefschaften des 17. Jahrhunderts, zunächst um Briefe und Notizen Pascals, so wie um Briefe Newtons, die der französischen Akademie in verschiedenen Sitzungen des Juli d. J. von einem ihrer Mitglieder, Hrn. Chasles vorgelegt und in den Comptes Rendus (T. 65, n. 3 ff. p. 95 ff.) publicirt sind. Dieselben enthalten Mittheilungen von äußerstem Interesse für die Geschichte der Naturwissenschaften; wie Herr Chasles ausgeführt, ergiebt sich aus ihnen, daß nicht Newton, sondern Pascal das wesentlichste Verdienst für die Auffindung des Gesetzes das Schwere zuzuschreiben. Sofort nach der Publication dieser Documente haben sich indeß Zweifel gegen ihre Echtheit erhoben. Herr de Faugère, der zur Restitution des Textes der pensées von Pascal das von diesem selbst geschriebene Manuscript benutzt, erklärte, die Schrift der angeblich von Pascals Hand geschriebenen Briefe sei nicht die Handschrift Pascals (C. R. l. c. 202); als ihm Hr. Chasles weitere Mittheilungen aus seiner Sammlung gemacht, u. A. die Briefe von zwei Schwestern Pascals ihm vorgelegt, behauptete er ferner, daß die angeblich von Pascal und von seinen beiden Schwestern geschriebenen Briefe von einer und derselben Hand abgefaßt seien (C. R. l. c. 455). Ebenso entschieden hat sich gegen die Echtheit Herr Benard aus Evreux ausgesprochen (C. R. l. c. 203); er betonte, daß die Briefe wahrscheinlich englischen Ursprungs; aus lexicographischen Gründen hat Hr. Littré Zweifel erhoben (Philosophie positive 1867 n. 2 p. 328). Nicht minder schwer wiegende Bedenken wurden von englischen Gelehrten geltend gemacht, von Professor A. de Morgan und R. Grant, sowie von dem Biographen Newtons, Sir David Brewster. (Vgl. Athenäum n. 2077 ff. Times v. 20. September 1867 und C. R. l. c. n. 7 u. 14.) Letzterer hob u. A. hervor daß von Beziehungen zwischen Newton und Pascal uns absolut nichts bekannt, daß Pascal unmöglich einem damals 11jährigen Knaben in der Weise geschrieben, wie er unsern Briefen zufolge Newton gegenüber gethan, daß dieser damals sich mit durchaus anderen Dingen beschäftigt als den Studien, die er nach unsern Briefen zu dieser Zeit getrieben haben soll. Unter den fraglichen Documenten befindet sich auch ein Brief von Newtons Mutter, Anna Ayscough, an Pascal, worin sie ihm für die Freundlichkeit dankt, die er ihrem Sohn erzeigt; allein Newton

war kaum 4 Jahre alt, als seine Mutter den genannten Namen mit einem neuen, Hanna Smith, vertauschte. Wir wissen von Newton selbst, daß er französisch geschriebene Sachen nur das Wörterbuch in der Hand zu lesen vermocht, und nun soll er an Pascal nicht englisch oder lateinisch, sondern französisch geschrieben haben. Allen diesen Bedenken gegenüber wiederholte Hr. Chasles stets auf das Neue die Versicherung der Echtheit seiner reichen Autographenschätze — es befinden sich darunter fast 500 Briefe Pascals, außerdem mehr als 100 Briefe von Newton, Leibnitz u. A. —; er stellte ihre vollständige Publication in Aussicht, verharrte aber leider über den wichtigsten Punkt in unerschütterlichem Schweigen, über die Frage nämlich, wie die fraglichen Documente in seinen Besitz gekommen. Natürlich, daß er immer dringender aufgefordert worden, dieses Schweigen zu brechen; so besonders lebhaft von Herrn Libri. In Paris war das Gerücht verbreitet, die angezweifelten Briefe stammten von keinem Anderen als von Libri; daraufhin erklärte dieser, er habe die von Chasles publicirten Documente sofort als Fälschungen erkannt, bewies durch ein beigefügtes Schreiben des Prof. A. de Morgan, daß er selbst diesen zuerst auf ein Indicium für die Unechtheit aufmerksam gemacht, und protestirte in den entschiedensten Ausdrücken dagegen, daß man ihm aufbürde la responsabilité de ces absurdes et sottes falsifications. (Vgl. auch Athenäum n. 2081.) Das unfraglich Wichtigste, wie uns scheint, für die Erledigung der Frage ist in der allerletzten Zeit in England geschehen. Hr. Chasles, der von vornherein mit sehr anerkennenswerther Liberalität jedes Stück seiner Sammlung jeder wissenschaftlichen Prüfung zur freien Disposition gestellt, sandte mehrere seiner Autographen Newtons über den Kanal an Sir David Brewster und an Professor Hirst. Der Erstere legte die ihm übermittelten Briefe verschiedenen Kennern der Newtonschen Handschrift, u. A. dem Vorstand der Manuscriptensammlung des Britischen Museums, Madden vor; ihr einstimmiges Verdict erging dahin, die Schrift der angeblichen Autographen sei nicht die Handschrift Newtons. (Athenäum n. 2083 u. C. R. l. c. n. 14.) Und zu demselben Resultat gelangte Professor Hirst hinsichtlich der ihm übersandten Documente. Aber es ergab sich noch Weiteres. Aufmerksam gemacht durch das häufige Vorkommen des Namens Desmaizeaux in den von Chasles publicirten Documenten untersuchte man ein Werk dieses im J. 1720 in die Royal Society aufgenommenen Gelehrten: Recueil des diverses Pièces sur la Philosophie, la Re-

ligion etc. par Leibnitz, Clarke, Newton etc.; dabei entdeckte man, daß 3 von den 5 an Hirst überschickten Autographen wörtliche Copien einzelner Stellen aus Desmaizeaux französischer Uebersetzung dreier ursprünglich von Newton englisch geschriebener Briefe seien. Auch ein viertes angeblich Newtonsches Autograph fand sich in dem genannten Werke wieder; es entpuppte sich als ein Ausspruch von Clarke in einer von ihm mit Leibnitz geführten Correspondenz, von welcher Desmaizeaux nur eine französische Uebersetzung in sein Recueil aufgenommen. (Times v. 1. Okt.) In der That scheint es uns, als sei durch diese Entdeckung die Frage erledigt; hier ist ein Einblick sogar in die Werkstätte des Fälschers gewonnen, und wir gestehen, auch die neuesten Ausführungen von Hrn. Chasles (in der Sitzung der Akademie vom 30. Sept. C. R. l. c. n. 14) haben uns die Ueberzeugung nicht zu nehmen vermocht, daß es sich hier allerdings um eine Fälschung handelt.

Zum Schluß noch zwei Worte über eine dritte Autographenfälschung. Es sind kürzlich in Frankreich 16 Briefe von Madame Elisabeth an die Marquise von Raigecourt verkauft; in einem Eingesandt des Journal des Debats vom 22. Sept. erklärt nun der Sohn der Letzteren, nach genauer Vergleichung der in seinem Besitz befindlichen Briefe von Madame Elisabeth an seine Mutter, von den erwähnten 16 Autographen seien unzweifelhaft 13 falsch. pp.

Von Herrn G. P. Vieusseux werden wir ersucht, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf zwei neue wichtige Publicationen zur Geschichte Italiens zu lenken, die folgenden Titel tragen: I capitoli del commune di Firenze. Inventario e regesto. Tom. I. Firenze 1866 und: I diplomi Arabi del R. archivio Fiorentino, testo originale con la traduzione letterale e illustrazioni di Michele Amari. Appendice. Firenze 1867.

Außerdem geht uns folgende Anzeige zur Veröffentlichung zu:

La Revue des Questions historiques ouvre sa deuxième Année par une Livraison où nous remarquons les travaux suivants: I. Alesia, son véritable emplacement, par M. Anatole de Barthélemy. — II. Galilée, son procès, sa condamnation, d'après des documents inédits, par M. Henri de l'Epinois. — III. Le Caractère de Louis XV, par M. G. du Fresne de Beaucourt. — IV. Louis XVI et le Serrurier Gamain, par M. J. A. Le Roi. — V. Polémique: Jérusalem et le Golgotha, par Mr. l'Abbé Coulomb et Anatole de Barthélemy. — VI. Mélanges. — VII. Courrier Anglais, par M. Gustave Masson. — VIII. Courrier Italien, par Mr. César Cantû. — IX. Chronique, par M. Léon Gautier. — X. Revue des Recueils périodiques, par M. M. Fr. de Fontaine et H. de L'Epinois. — XI. Bulletin bibliographique, Compte rendu de cinquante ouvrages historiques.

VIII.

Beiträge zur Würdigung der ungarischen Geschichtschreibung.

Von

Alexander Flegler.

II.

Der Zeitabschnitt, welcher von dem Tode Georg Rákóczis II im Jahre 1660 bis zum Frieden von Szatmár im Jahre 1711 reicht und durch die langen Türkenkriege, durch beständige Erschütterungen im Innern und die heftigsten Kämpfe um die Verfassung bezeichnet wird, war auch auf die Gestaltung der ungarischen Geschichtschreibung von großem Einflusse. Das Beispiel des Cardinals Pázmány hatte gezeigt, wie wichtig und bedeutsam es für die Interessen der katholischen Kirche sei, sich der heimischen Sprache zu bedienen, und man fing daher an auch die Landesgeschichte in populärer Weise zu behandeln. So erschien im Jahre 1660 zu Wien eine Chronik in magyarischer Sprache. Ihr Verfasser war Gregorius Petthö, über dessen Lebensstellung ich nichts aufzufinden vermochte. Selbst der Jesuite Andreas Spangar, der späterhin diese Chronik fortsetzte, sagt bloß, daß derselbe wahrscheinlich bald nach 1626 gestorben sei. Ohne Zweifel gehörte er zu der angesehenen gleichnamigen Familie, deren Glieder sich jederzeit durch Anhänglichkeit an das habsburgische Haus, sowie durch ihren Eifer für die römisch-katholische Kirche bemerklich machten. Die Chronik selber ist von höchst einfachem Gefüge.

Auf einem einzigen Blatte schickt der Verfasser den Ueberblick von zwölf großen Weltbegebenheiten voraus, von der Eroberung von Troja bis zur Erhebung des Augustus. Dann folgt auf einem anderen Blatte das seltsame Privilegium Alexandri Magni, regis Macedonum, Sclavis et eorum linguae concessum, das in Constantinopel irgendwo aufgefunden worden sein soll, und allerdings in unglücklich nachgeahmtem byzantinischem Stile verfaßt ist. Von den drei Abschnitten, in welchen die ungarische Geschichte erzählt wird, haben die beiden ersten über die árpádischen Könige und über die Könige aus gemischten Häusern für heute keine Bedeutung mehr. Es sind zusammengedrängte Auszüge, meist aus Bonfini, auch als Auszüge nicht zum Besten gelungen, oft mit falschen Zeitbestimmungen, selbst wo jener sie richtig angegeben hat. Sicherer wird der Verfasser in der habsburgischen Periode, wo Istvánfi sein Führer ist; bleibenden Werth aber hat nur die Erzählung der Ereignisse aus dem ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, die er als Augenzeuge oder mindestens als Zeitgenosse schildern konnte. Hier hat er über die siebenbürgischen Fürsten und namentlich über Gabriel Bethlen und seine Zeit manche Züge und Thatsachen aufbewahrt, die auch jetzt nicht übersehen werden dürfen. Der katholische Standpunkt des Verfassers ist unverkennbar; doch wird derselbe im Ganzen mit Schonung durchgeführt. Im Widerspruche damit stehen bloß einzelne Stellen, welche den Einfluß einer fremden Hand vermuthen lassen. Diese Annahme ist um so gerechtfertigter, wenn es mit der Angabe Spangars über den Tod Petthös seine Richtigkeit hat, da in diesem Falle die Herausgabe des Buches, welche erst im Jahre 1660 erfolgte, nothwendig von einem Anderen besorgt werden mußte. Dieser erste Abdruck war mir nicht zur Hand, und so bin ich gänzlich auf die zweite Ausgabe von 1729 [1]) verwiesen. Hier lesen wir nun da, wo die Erzählung von Bocskay beginnt, eine mit NB. bezeichnete Einleitung, welche die damals für die Vertreibung der Türken höchst günstige Lage der Dinge klar zu machen sucht und die Versäumniß dieser Gelegenheit den verblendeten Leidenschaften der Führer beimißt. Zwar giebt der Verfasser zu, daß Basta durch sein unver-

1) Petthö Gergely, rövid magyar kronika. Cassán, 1729.

antwortliches Benehmen die Erbitterung des Volkes hervorgerufen habe, gleichwohl wirft er die Hauptschuld auf Bocskay, den er einen verfluchten Menschen und Sohn des Verderbens nennt. „O möchte doch dieser unselige Verderber seines Vaterlandes und Zerstörer seines Volkes — so schließt die Stelle — zugleich mit Georg Basta, der dazu die Veranlassung gab, nie geboren sein!" Eine ebenfalls mit NB. bezeichnete Apostrophe ähnlichen Inhalts findet sich beim Tode Bocskays. Zwischen beiden Herzensergießungen liegt nun aber eine Darstellung, die sich durch ihre Ruhe bemerklich macht und fast unwillkürlich das große organisatorische Talent Bocskays vor uns erscheinen läßt. Ein Zwiespalt wie der, daß man zuerst die Thatsachen mit Unparteilichkeit darstellt, und sodann die Wirkung derselben durch sinnlose Ausfälle zu verwischen sucht, ist in der Seele eines und desselben Menschen nicht wohl denkbar. Man darf daher voraussetzen, daß wenigstens die Ausgabe von 1729 durch einen übereifrigen Zeloten, wenn auch auf sehr plumpe Weise, für das lesebegierige Publikum zugestutzt worden ist.

Dies wird durch die Art und Weise, wie Petthö überhaupt fortgesetzt wurde, beinahe zur Gewißheit. Schon im Jahre 1702 veranstaltete nämlich der siebenbürgische Kanzler Graf Kálnoki eine neue mit einer Fortsetzung versehene Ausgabe, von der ich indessen keine Einsicht nehmen konnte. Es folgt hierauf die so eben angeführte von 1729, welche zu Kaschau, einem der damaligen Hauptsitze des Jesuitenordens, veranstaltet wurde. Endlich schrieb auch der Jesuite Andreas Spangar eine Fortsetzung [2]), die uns völlig in die gehässige, fast gemeine Tendenz dieser Art von populärer Geschichtschreibung einweiht. An die Eintheilung von Petthö anknüpfend hat er noch drei weitere Abschnitte hinzugefügt, in welchen die Geschichte vom Jahre 1627 bis zum Jahre 1732 fortgeführt wird. In dieser Darstellung sieht fast aus jedem Blattwinkel der Zelote hervor. Weit entfernt die Wahrheiten der katholischen Kirche zu vertheidigen — welcher noch so eifrige Protestant dürfte dieses Recht dem überzeugungstreuen Katholiken bestreiten wollen? — verherrlicht er in eigensüchtiger

---

2) Spangar András, Jesuvita, a magyar kronikának, a' mellyet elsőben megirt Petthő Gergely etc. Cassán, 1734.

Weise ausschließlich seinen Jesuitenorden, überschüttet ohne deutlichen Beweggrund die Andersdenkenden mit Schmähungen und Verdächtigungen und drückt so seinem Geisteserzeugnisse den Stempel kleinlicher Gehässigkeit auf. Für die Ansichten der förmlich anerkannten evangelischen Kirchen hat er nur den Namen Ketzerei, für ihre Bekenner den der Ketzer. Darum berichtet er von dem Cardinal Pázmány bloß, was derselbe zur Aufrichtung der Gesellschaft Jesu gethan; darum wird der sündige Leib Gabriel Bethlens von dem Feuer des heiligen Antonius verzehrt, und das Andenken des wieder bekehrten Franz Nádasdi gesegnet, der in seinem gottesfürchtigen Feuereifer die ganze Ketzerei mit Stumpf und Stil ausgerottet haben würde, wenn man ihn nur hätte gewähren lassen. Dagegen wird der zum Schutze der Protestanten aufgerichteten Staatsverträge mit keiner Silbe gedacht. Den einzelnen Capiteln sind häufig kleine Gedichte beigegeben, durch welche dem vorausgeschickten Inhalte in saftigen Worten Nachdruck gegeben wird. Angehängt sind dieser Chronik allerlei nutzbringende Mittheilungen. Zunächst ein chronologischer Ueberblick der Regierung Stefans des Heiligen, ganz insbesondere aber die Ermahnung desselben an seinen Sohn Emerich, damit — wie Spangar sich ausdrückt — die Ketzerei daraus erkennen möge, wie weit sie sich von den Absichten des heiligen Königs verirrt habe. Sodann folgt das Verzeichniß der von Stefan ernannten Erzbischöfe und Bischöfe, und endlich eine Chronik der ungarischen und siebenbürgischen Ketzer mit einem langen Sündenregister derselben bis auf das Jahr 1732 herab. „Gebe Gott!", so schließt Spangar diesen Bericht, „daß in Ungarn forthin nur Ein Glaube, Eine Heerde und Ein Hirte sei!" Zum Schlusse verweist er den Leser auf seine „ungarische Bibliothek", worin er gar viele andere schöne und nützliche Dinge finden werde.

Wahrscheinlich ist damit das Buch gemeint, welches Spangar im Jahre 1738 erscheinen ließ [3]). Auf den ermüdend langen Titel desselben folgt eine phantastische Widmung an Stefan den Heiligen,

---

3) Spangar András, Jesuvita, magyar kronika diszessen és röwédeden elö adván etc. de leg föképpen a' Magyarok bibliotekajával etc. Kassán, 1738.

durch dessen wirksames Gebet er einst gemeinschaftlich mit ihm in die ewige Herrlichkeit einzugehen hofft. In einem höchst magern Capitel spricht er von einigen ungarischen Büchern und in einem nicht minder dürftigen über die alte Geographie Pannoniens. Dann giebt er neben Anderem die Reihenfolge der Könige, ihrer Palatine, sowie der siebenbürgischen Fürsten. Er erzählt Einiges von der Religion der alten Ungarn, ihrer Kleidung und Bewaffnung, von Gesetzen, Bauwerken und Münzen. Hieran schließt sich das Gerippe einer weltgeschichtlichen Tabelle des Alterthums von der Erschaffung der Welt bis auf die Geburt der heiligen Jungfrau Maria. Ausführlich behandelt Spangar die Geschichte dieser Letzteren, sowie des ihr in Ungarn gewidmeten Dienstes, und auch dies wieder um den Ketzern die Schamröthe in das Gesicht zu treiben. Den Schluß dieses bunten Gemisches bildet eine ziemlich ausführliche, nach den Anschauungen der Gesellschaft Jesu zurechtgesetzte Chronik des ungarischen Volkes, in welcher kirchengeschichtliche Notizen und Nachrichten von klösterlichen Stiftungen die Hauptrolle spielen. Dies ohngefähr war der Inhalt des encyclopädischen Hausbuches, welches nach der Meinung des Paters Spangar den Ideenkreis eines gottesfürchtigen Ungars ausfüllen sollte. An drastischem und derbem Humor fehlte es diesen Ergüssen keineswegs; sonst aber wirkten sie wie einlullender Zaubertrank, beförderten die Versteinerung der öffentlichen Zustände und betrogen damit Völker und Regierungen auf gleiche Weise. Man könnte trostlos werden über die öde Unfruchtbarkeit dieser Volksliteratur, wie sie Ungarn damals zu ertragen hatte, wenn nicht bereits eine mächtige Gegenströmung sich von allen Seiten bemerklich gemacht hätte, wenn nicht gerade in demselben Augenblicke, als Pater Spangar sich am Unsinnigsten gebärdete, die wissenschaftliche Behandlung der ungarischen Geschichte in sicherer Stufenfolge angebahnt gewesen wäre. Wir müssen, um diese Entwickelung in ihrem inneren Zusammenhange zu begreifen, nothwendig wieder einige Schritte rückwärts thun.

Für die allgemeine Geschichte und namentlich für eine edlere populäre Behandlung derselben geschah allerdings sehr wenig, obschon es den protestantischen Schriftstellern wohl angestanden hätte, gerade auf diesem Gebiete den jesuitischen Bestrebungen die Spitze

zu bieten. Seit Heltai findet man aber kaum die Spur einer solchen Richtung, und es läßt sich nicht verkennen, daß das protestantische Leben in Ungarn während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus seinem Zusammenhange gerissen und innerlich gebrochen war. Zwar erschien im Jahre 1692 zu Debreczen der Abriß einer ungarischen Geschichte von Paul Lisznyai, aber dieses kleine und unbedeutende Buch scheint jene Thatsache eher zu bestätigen als zu widerlegen. Ich konnte dasselbe nicht aus eigner Anschauung kennen lernen, da das auf der Pester Akademie befindliche Exemplar [4]) als Unicum aufbewahrt wird, und war daher auf dasjenige beschränkt, was Andere darüber sagen. Der Verfasser nennt sich einen Schulmeister in Debreczen und war Calvinist. Sein Geschichtsbuch beginnt mit dem Jahre 268 und schließt mit der Krönung Mathias Hunyadis im Jahre 1464; es läßt also gerade denjenigen Zeitraum der ungarischen Geschichte unbeachtet, in welchem der protestantische Standpunkt hätte geltend gemacht werden können. In Bezug auf die Urgeschichte des Volkes steht übrigens der Verfasser auf dem Boden aller Irrthümer der früheren Zeit. Er hält die Hunnen geradezu für Magyaren und erzählt von Jornandes, einem griechischen Geschichtschreiber und Rathgeber des Belisarius, daß er aus Haß die Ungarn angeschwärzt habe; überdies seien die Vorfahren Attilas, welcher als Sohn des Bendeguz König der europäischen Tataren war, nicht aus dem nördlichen, sondern aus dem südlichen Asien gekommen. Mehr als die Hälfte der Chronik beschäftigt sich mit der Geschichte der Hunnen und Avaren. Aus den dort zusammengestellten Thatsachen erfahren wir, daß Arpád im Jahre 744 über 210,857 Tataren herrschte und daß er im Jahre 748 nach Siebenbürgen kam, wo bereits Zigeuner und Sachsen wohnten. Die Geschichte der Eroberung wird weitläufig erzählt, der Zeitraum von Stefan bis auf Johannes Hunyadi dagegen auf dreißig Seiten abgefertigt und zum Schlusse noch Einiges von König Mathias be-

4) Lisznyai Kovács Pál, Magyarok krónikája, melly befoglal etc. Debretzenben 1692. Ich bin zunächst den Angaben Paul Hunfalvys gefolgt; doch ist auch zu vergleichen: Szilágyi Sándor, Erdély irodalomtörténete in Budapesti szemle, 1858, IV, 396 u. w.

richtet. — Lisznyais Buch war, wie man sieht, nur ein ärmlicher Nothbehelf, und Heltai blieb noch immer das beste geschichtliche Volksbuch der Magyaren.

Zeigte nun die ungarische Historie in dem bezeichneten Zeitraume eine große Armuth an Werken über die allgemeine Geschichte des Landes, so war sie um so reicher an solchen über einzelne Zeiträume und Landestheile und besonders an geschichtlichen Denkwürdigkeiten, welche die Zeitereignisse unter den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchteten. Auf dem ersten dieser Gebiete muß zunächst Ambrosius Somogyi genannt werden. Aus angesehener und wohlhabender Familie abstammend wurde er ohngefähr um das Jahr 1564 geboren und erhielt, als Protestant erzogen, eine gute klassische Bildung. Später wirkte er als Notar des Inner-Szolnoker Comitates. Als der wetterwendische Sigmund Báthori den letzten Versuch unternahm sein verlorenes Fürstenthum wieder zu gewinnen, entschied sich der Kampf gerade in dieser Gegend. In dem Treffen von Goroszló wurde Moses Székely, Báthoris Feldherr, am 3. August 1601 von den Kaiserlichen gänzlich geschlagen, und Somogyi sah sich mit Anderen genöthigt sein Heil in der Flucht zu suchen, die ihn zuletzt in das entfernte Bistritz führte. Dort zu einer unfreiwilligen Muße verurtheilt und des größeren Theiles seines Vermögens beraubt, wendete er sich mit doppeltem Eifer dem Studium der Geschichte zu; „denn obschon den Sterblichen", so sagt er selbst in der Vorrede, „die Kenntniß aller Wissenschaften nützlich und angenehm ist, so hält man doch insgemein die Kenntniß geschichtlicher Dinge für die nützlichste und angenehmste zugleich". Er unternahm eine Darstellung der Zeitereignisse mit besonderer Rücksicht auf Siebenbürgen und zugleich mit einer Uebersicht des denselben vorausgehenden Zeitraumes. So entstand sein Buch, welches mit dem Tode Mathias Hunyadis anhebt und mit dem Jahre 1604 abschließt. In dem letzteren Jahre wurde es auch vollendet, und erst später fügte er noch einen Bericht über das Jahr 1605 hinzu. Die Zeit, während welcher er seine Aufgabe löste, war demnach eine knapp zugemessene, und daß er sie trotz der Beschränktheit der Hilfsmittel, welche ihm seine Lage auferlegte, dennoch zu Stande bringen konnte, wird nur daraus erklärlich, daß er schon seit längerer Zeit, wie er

selber andeutet, Sammlungen über seinen Gegenstand angelegt hatte. Für die frühere Zeit benutzte Somogyi außer einer Reihe kleinerer Schriften ganz vorzüglich die geschichtlichen Arbeiten Johannes Zsámbokis und Paolo Giovios, obschon er jenem eine parteiische Vorliebe für Oesterreich, diesem Verwirrurg in Namen und Orten vorwirft. Den späteren Zeitraum kannte er aus eigener Anschauung, und man darf sein Werk von dem Jahre 1588 hinweg als brauchbare zeitgenössische Quelle betrachten. Nur selten geht er in die inneren Zustände des Landes ein; aber die Erzählung der äußeren Thatsachen ist übersichtlich und klar. Da das Buch Somogyis alsbald nach seiner Vollendung bei vielen angesehenen Männern Siebenbürgens Theilnahme fand, so scheint dasselbe schon frühe handschriftlich verbreitet, und noch von Istvánfi für den Schluß seines Werkes benutzt worden zu sein. Wenigstens stimmen ganze Abschnitte des Letzteren mit der Darstellung bei Somogyi beinahe buchstäblich überein, und die leitende Hand Istvánfis zeigt sich nur darin, daß er einzelne Stellen über kirchliche Gegenstände beseitigte, die seiner Richtung nicht entsprachen, und in gleichem Sinne kleinere Zusätze hinzufügte. Somogyi blieb bis in den Anfang dieses Jahrhunderts ungedruckt, und als Eder die Veröffentlichung desselben unternahm[5]), konnte die ursprüngliche Handschrift des Verfassers nicht mehr aufgefunden werden. Der Herausgeber hat das erste Buch des Geschichtschreibers mit kritischen Anmerkungen begleitet, die, obschon sie selber öfters zu neuer Kritik herausfordern, für die Beurtheilung der Geschichtschreibung jener Zeit manches schätzbare Material enthalten.

Von weit vorzüglicherem Werthe und schon durch die äußere Lebensstellung wie durch die Bildung des Verfassers innerlich berechtigter ist das Werk, welches Johannes Bethlen der Nachwelt hinterlassen hat. Die Schilderung der Wirksamkeit dieses Mannes müßte zugleich den größeren Theil der gleichzeitigen Geschichte Siebenbürgens umfassen; ich begnüge mich daher mit den nachfolgenden Andeutungen. Johannes Bethlen gehörte einer der vornehmsten

5) Ambrosii Simigiani historia rer. ungar. et transsilv. in: J. C. Eder, Scriptores rerum transsilv. II. 1 u. 2. Cibinii, 1800 & 1840.

Familien Siebenbürgens an und war im Jahre 1613 geboren. Er sah und kannte noch persönlich den Fürsten Gabriel Bethlen, der den hoffnungsvollen Knaben in seine besondere Gunst genommen hatte, und leistete hierauf unter Georg Rákóczi I die ersten öffentlichen Dienste. Im Verlaufe des polnischen Feldzuges, welchen Georg Rákóczi II unternahm, war er eine Zeit lang Befehlshaber von Krakau, und kehrte von dort aus mit seinen Truppen wohlbehalten in die Heimath zurück, während der Fürst selber erst nach Verlust eines trefflich ausgerüsteten Heeres und nach Zerrüttung aller staatsrechtlichen Verhältnisse Siebenbürgens den vaterländischen Boden wieder betreten konnte. Sofort entspannen sich die Zerwürfnisse zwischen diesem und Achaz Barcsai; Johannes Bethlen stellte sich auf die Seite des Letzteren, da er die Unhaltbarkeit der Stellung Rákóczis erkannte. Nachdem dieser in der Schlacht von Gyalú am 22. Mai 1660 seinen Untergang gefunden hatte, erhielt Barcsai in Johannes Kemény einen neuen gefährlichen Gegner. Bethlen wurde in alle diese wechselvollen Ereignisse verwickelt. Von Kemény durch Gewaltmittel genöthigt in dessen Dienste zu treten, erhielt er zuletzt, nachdem auch dieser Thron und Leben verloren hatte, unter Michael Apaffi I das wichtige Amt eines siebenbürgischen Kanzlers. Lange Zeit hindurch behauptete er sich unter den leidenschaftlichen Umtrieben, welche an dem kleinen siebenbürgischen Hofe unaufhörlich fortwucherten; doch konnte auch er zuletzt den Anfechtungen seiner Neider nicht entgehen. Politische Verfolgung verbitterte die letzten Jahre seines Lebens, das er nach langen körperlichen Leiden am 28. Hornung 1678 beschloß. Die Unparteilichkeit seines Wesens, die Ehrenhaftigkeit seines Charakters und seine außerordentliche Geschäftstüchtigkeit wurden indessen auch von den Gegnern anerkannt; seinen humanen Sinn aber bethätigte er durch gemeinnützige Unternehmungen der edelsten Art. Er hob und unterstützte die öffentlichen Schulen von Marosvásárhely und Enyed; diejenige von Udvarhely gründete er aus eigenen Mitteln. Trotz seiner vielfach zerstreuenden Geschäfte entsagte er gleichwohl den wissenschaftlichen Studien nicht, und widmete ihnen die stillen Stunden der Nacht.

Wenn es bei solcher Bürde des Lebens überhaupt schwer war, ein geschichtliches Werk zu verfassen, so erregt es um so mehr unsere

Bewunderung, wenn wir sehen, in wie kurzer Zeit und wie vortrefflich Bethlen sich dieser Aufgabe entledigte. Schon im Jahre 1663 veröffentlichte er sein Werk: „Vier Bücher siebenbürgischer Geschichte“ [6]), welches die Ereignisse vom Tode Gabriel Bethlens hinweg bis zum Jahre 1663 umfaßte. Er war darin zunächst der Aufforderung des Fürsten Apaffi nachgekommen, zugleich mit der Absicht zu einer unbefangenen Beurtheilung der damals so höchst eigenthümlichen Lage des siebenbürgischen Staates auch in europäischen Kreisen beizutragen. Die große Schwierigkeit über die Thaten der Zeitgenossen zu sprechen, fühlte er lebhaft. „Aber ich sehe nicht ein“, so sagt er in der Widmung an Apaffi, „warum ich zaudern sollte, dasjenige wahrheitsgetreu zu erörtern, was Andere zu sagen oder zu thun nicht errötheten. Denn wer sagt oder thut, was ihm immer beliebt, der muß auch hören und erfahren, was ihm nicht gefällt“. Der nächste Vorzug seines Buches besteht in der gleichmäßigen Bewältigung seines Materials, und in der Sicherheit, worin er den Faden der Entwickelung in seiner Hand behält. Die unerschütterliche Ruhe der Erzählung erinnert an antike Muster, und es widerspricht diesen nicht, wenn sie wie bei der Mittheilung offenkundiger Verbrechen zuweilen bis zur Kälte hinüberstreift. Ueberhaupt hütete sich Bethlen sehr in die geheimen Beweggründe der Menschen einzugehen; er schien der Ansicht zu huldigen, daß die Wechselfälle des Lebens weit weniger der Absichtlichkeit der Einzelnen, als dem Zusammenstoße entgegengesetzter Bestrebungen beizumessen seien. Die Charaktere werden durch kurze, aber meist höchst gewichtvolle Bezeichnungen verdeutlicht. Bei solchen Vorzügen bleibt Bethlen für den von ihm ausgewählten Abschnitt der siebenbürgischen Geschichte das Hauptwerk, obschon neben ihm auch Szalárdi nicht entbehrt werden kann. Istvánfi hat den weiteren Gesichtskreis vor demselben voraus, steht aber in politischem Fernblicke weit hinter ihm zurück.

Am Schlusse seines Werkes versprach Bethlen auch noch die

---

6) Rerum transilvanicarum libri quatuor etc. Authore Ioanne Betlenio. Anno salutis 1663. Diese erste in Szeben (Hermannstadt) erschienene Ausgabe scheint selten geworden zu sein; doch wurde das Buch später zu wiederholten Malen abgedruckt.

späteren Ereignisse zu schildern. Dieses geschah in der That vom Jahre 1663 an bis zum Schlusse des Jahres 1673; aber zur Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen gelangte er nicht mehr. Erst ein Jahrhundert nach seinem Tode beförderte Alexius Horányi dieselben zum Drucke [7]); nur lassen uns seine Erläuterungen völlig im Dunkeln, ob das bei dem kaiserlichen Hofkammerrathe von Rustenfeld aufgefundene Manuscript Bethlens eigenhändige Schrift oder bloße Abschrift gewesen sei, wiewohl Form und Inhalt durchaus das Gepräge der Echtheit an sich tragen. Außer einzelnen fertigen Abschnitten besteht das Buch aus einer Reihe abgerissener, aber in Bezug auf die Gegenstände sorgfältig ausgearbeiteter Notizen, deren Ueberarbeitung zu einem zusammenhängenden Ganzen der Verfasser sich vorbehalten hatte. Die Eile, mit welcher der vielbeschäftigte Staatsmann in freien Augenblicken diese Aufzeichnungen besorgte, beweist der ungarische Curialstil, welcher hier viel unbewachter hervortritt, als in dem früheren Werke. Bald begegnen wir chronikartigen Erzählungen, in denen ohne innere Verbindung von einem fremdartigen Gegenstande zum anderen übergegangen wird, bald vereinzelten Bemerkungen in Form eines Tagebuches, bald endlich ausführlichen Berichterstattungen über diese oder jene Vorfälle, welche Bethlen nach mündlichen Mittheilungen entworfen hatte. Wichtig sind die zahlreich eingeschalteten Aktenstücke, besonders aber die diplomatischen Verhandlungen mit der Pforte, und das Ganze bildet ein dem Geschichtforscher unentbehrliches Material.

Ein Geschichtswerk nach umfassenderem Plane lieferte Wolfgang Bethlen, ein jüngerer Zeitgenosse des Johannes, der einer anderen Linie desselben Geschlechtes angehörte. Er wurde vermuthlich um das Jahr 1639 geboren, obschon Einige das Jahr 1648 angeben [8]). Den ersten Unterricht erhielt er im älterlichen Hause;

---

7) Historia rer. transilvanic. ab a. 1662 producta et concinnata auctore Ioanne Bethlenio. Recogn. Alexius Horányi. Tom. II. Viennae, 1782—1783.

8) Die Gründe, welche Alexander Szilágyi für das erstere Jahr geltend gemacht hat, scheinen mir überwiegend zu sein. Die Feststellung des Geburtsjahres ist aber von Wichtigkeit, weil die Entscheidung der Streitfrage, ob

dort empfing er auch an der Hand eines höchst gebildeten Vaters, der mehrere Staatsämter bekleidete, die ersten Eindrücke, welche die Richtung seines Lebens bestimmten. Er begeisterte sich für öffentliche und vaterländische Wirksamkeit und nicht minder für das Studium der Geschichte: beide Ziele hingen in seinem Geiste auf das Engste zusammen. Seine historischen Forschungen verfolgte er unablässig und bedauerte daher aufrichtig, schon im fünfzehnten Jahre seines Lebens aus dem Zusammenhange seines wissenschaftlichen Unterrichtes herausgerissen worden zu sein. Die damaligen Wirren des siebenbürgischen Landes zogen ihn unwillkürlich in den Strudel des Parteilebens hinein, obschon er in demselben einen möglichst unbefangenen Standpunkt einzunehmen suchte. Die Sache Georg Rákóczis II wurde auch von ihm bald aufgegeben, und die charakterlose Schwäche Achaz Barcsais bestimmte ihn mit Entschiedenheit auf die Seite Johannes Keménys zu treten, der wenigstens ein festes Ziel im Auge zu behalten schien. Als aber auch dieser zu Falle gekommen war, zog sich Wolfgang Bethlen von den öffentlichen Angelegenheiten zurück. Mittlerweile suchte Michael Apaffi durch versöhnliche Maßregeln die Gemüther zu beruhigen und die befähigten Männer des Landes in seinen Dienst zu ziehen; so ließ sich denn auch Wolfgang Bethlen wieder zu den Staatsgeschäften herbei. Er wurde Mitglied des fürstlichen Rathes, versah seit dem Jahre 1675 während der Erkrankung Johannes Bethlens die Stelle eines siebenbürgischen Kanzlers, wurde sodann, nach dem Tode dieses Letzteren, im April 1678 dauernd mit dieser Würde betraut, und unternahm noch in demselben Jahre eine gesandtschaftliche Reise nach Konstantinopel. Mitten aus dieser Thätigkeit raffte indessen schon am 20. December 1679 der Tod den um sein Vaterland hochverdienten Mann in der Blüthe seiner männlichen Jahre hinweg.

Wolfgang Bethlen hinterließ ein in lateinischer Sprache verfaßtes Geschichtwerk, dem er seit Langem alle seine freie Muße gewidmet hatte. Der ursprünglichen Absicht gemäß sollte dasselbe den

---

Wolfgang Bethlen wirklich der Verfasser des nach ihm benannten Geschichtswerkes sei, zum Theil davon abhängig ist. (Szilágyi Sándor, Erdély irodalomtörténete etc. in Budapesti szemle, 1858, IV 407—408.)

Zeitraum von der Schlacht von Mohács hinweg bis auf seine Gegenwart umfassen; Ueberhäufung mit amtlichen Geschäften aber nöthigte ihn schon beim Anfange des Jahres 1609 abzubrechen. Obschon es wie die zuletzt genannten Werke vorzugsweise die siebenbürgische Geschichte behandelt, so unterscheidet es sich doch von jenen durch zwei wesentliche Vorzüge. Einmal betrachtet es die Ereignisse in Siebenbürgen unter einem allgemeinen Gesichtspunkte, und bringt dieselben mit dem Gange der ungarischen Geschichte in engere Verbindung. Sodann hatte Wolfgang Bethlen in den Berichten der früheren Chronisten die Widersprüche derselben sowie ihre Lücken erkannt. Er suchte daher aus dem überlieferten Stoffe eine richtige Auswahl zu treffen und so die Geschichte auf haltbare Thatsachen zu gründen. Sein Buch zeigt den ersten Anfang eines kritischen Verfahrens, wie es bisher noch nirgends geübt worden war. Zur Grundlage seiner Erzählung nahm er das Werk Istvánfis, das sich hierfür am Besten eignete; er berichtigte und ergänzte indessen die Darstellung desselben vielfach durch Auszüge aus anderen Schriftstellern und benutzte überhaupt die sämmtlichen Quellschriften des sechszehnten Jahrhunderts bis auf Ambrosius Somogyi und Stefan Szamosközi, den Geschichtschreiber des Fürsten Bocskay. Wo sich Schreibart und Auffassung der seinigen anbequemen ließen, behielt er den Wortlaut bei; häufig aber wählte er nur das Thatsächliche aus und brachte dieses in die Form, die der übrigen Einrichtung seines Werkes entsprach. In den Faden der Darstellung hat der Verfasser nicht ohne künstlerisches Geschick eine Reihe urkundlicher Belege eingewoben. So reich und mannigfaltig der zusammengetragene Stoff, so einfach und klar bleibt der Stil; derselbe hebt die Thatsachen anschaulich hervor und befriedigt Verstand und Gemüth in gleicher Weise. Wären aber auch diese Vorzüge nicht, so würde das Werk Wolfgang Bethlens schon deßwegen ein höchst verdienstliches bleiben, weil in demselben bedeutende Abschnitte aus Geschichtschreibern aufbewahrt sind, von denen wir sonst nur noch Bruchstücke besitzen, oder welche ungedruckt im Verborgenen liegen oder gänzlich verloren gegangen sind.

Noch in seinem letzten Lebensjahre beschäftigte sich Wolfgang Bethlen eifrig mit der Herausgabe seines Buches, und nach seinem plötzlich erfolgten Tode setzte sein Bruder Alexius Bethlen das be-

gonnene Unternehmen fort. Von Kaschau wurde eine Druckerei nach dem Schlosse Keresd geschafft, der Druck begonnen. Derselbe schritt indessen wegen vieler Abhaltungen des Herausgebers nur langsam vor, und zuletzt machte der Tököliſche Einbruch im Jahre 1690 der ganzen Sache ein Ende. Die Druckerei mußte nach Szegesvár geflüchtet werden; die schon gedruckten Exemplare wurden nach allen Seiten hin zerstreut; Wolfgang Bethlens eigene Handschrift ging verloren. Erst hundert Jahre später veranstaltete der Buchhändler Martin Hochmeister von Szeben nach einem der in Keresd gedruckten Exemplare die Herausgabe der zehn ersten Bücher des Geschichtwerkes, und später besorgte Josef Benkö aus Udvarhely die sechs noch fehlenden Bücher [9]), deren Text er nach mehreren zum Theil mangelhaften Handschriften wieder herzustellen suchte. Der Letztere hat zugleich in der Vorrede zu dem fünften Bande des Bethlenschen Werkes die Behauptung, daß das vorliegende Geschichtswerk nicht eigentlich von Wolfgang Bethlen, sondern von zwei bei ihm befindlichen Polen verfaßt worden sei, mit gewichtigen Gründen widerlegt. Auch darf diese Meinung nach dem, was Alexander Szilágyi in seiner bereits angeführten Abhandlung noch hinzugefügt hat, wohl als beseitigt betrachtet werden.

Außer diesen Geschichtswerken besitzt die ungarische Literatur aus dem gleichen Zeitraume noch eine Reihe von Denkwürdigkeiten. Ihre Verfasser, meist mithandelnde und hervorragende Staatsmänner, nehmen entweder ihre besonderen Lebensverhältnisse zur Grundlage und gelangen von da aus zu den allgemeinen Ereignissen, oder sie gehen von diesen aus und knüpfen die Erzählung ihrer eigenen Schicksale an dieselben an. Schriften dieser Art sind schon an sich äußerst schätzenswerthe Geschichtsquellen; ihr Hervortreten ist aber gerade für die ungarische Geschichte von besonderem Werthe. Auch auf diesem Gebiete hat das kleine Siebenbürgen, besonders der protestantische Theil, verhältnißmäßig die meisten Beiträge geliefert. Die ältesten dieser Denkwürdigkeiten sind diejenigen des Fürsten Johannes

9) Die vor mir liegende zweite Ausgabe der vier ersten Bände führt den Titel: Wolfgangi de Bethlen, historia de rebus transsilvanicis tom. I—IV. Cibinii, 1782—1785. Dazu kommen: tom. V u. VI. recogn. Iosephus Benkö. Cibinii, 1789—1793.

Kemény, der nach dem Tode Georg Rákóczis II eine ebenso unglückliche als zweideutige Doppelstellung einnahm, den Antritt seiner Regierung mit Grausamkeiten bezeichnete, und ohne nach irgend einer Seite volles Vertrauen gewonnen zu haben, am 23. Januar 1662 in der Schlacht von Nagyszöllös ohnweit Segesvár Tod und Untergang fand. Im Jahre 1607 geboren, fiel seine Kindheit in die Zeiten Gabriel Báthoris. Schon im sechszehnten Jahre kam er an den Hof Gabriel Bethlens, blieb auch unter Georg Rákóczi I in öffentlicher Thätigkeit, nahm an der unglücklichen Unternehmung Georg Rákóczis II gegen Polen Antheil, gerieth aber in tatarische Gefangenschaft und kehrte erst zurück, als in Siebenbürgen bereits ein offenes Parteigewühl um die Fürstenwürde begonnen hatte. Leider brechen die Denkwürdigkeiten bei dem Regierungsantritte Georg Rákóczis II ab; sie lassen also den wichtigsten Zeitabschnitt in dem Leben Keménys unberührt. So anziehend es nun gewesen wäre, gerade aus seinem Munde die Gründe seines späteren politischen Verfahrens zu vernehmen, so bleibt auch das Vorhandene noch dankenswerth. Er schildert nach Eindrücken und Erzählungen aus der Kindheit die damals einflußreichen Staatsmänner und Fürsten wie Moses Székely, Stefan Bocskay, Sigmund Rákóczi, Valentin Homonnai und Gabriel Báthori, nach eigener Wahrnehmung aber vorzüglich Gabriel Bethlen, dessen hervorragende Persönlichkeit tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint. Am längsten verweilt er, weil dahin die Wirksamkeit seiner männlichen Jahre fällt, bei Georg Rákóczi I, auf den er übrigens nicht besonders günstig zu sprechen ist. Alle diese Schilderungen liefern zugleich für die Kenntniß der damaligen gesellschaftlichen Zustände, Sitten und Einrichtungen eine ergiebige Ausbeute, obschon die Gegenstände, welche den Fürsten beschäftigen, sich weniger in dem frischen Leben des Volkes als in den Kreisen des Hofes und der vornehmen Familien bewegen. Sie betreffen ferner die Regierungsangelegenheiten und politischen Fäden der Zeit, die Kemény oft bis in kleinliche Intriguen hinab, überall mit Geist und Scharfblick, aber nicht ohne pessimistische Anwandlungen verfolgt. Man würde übrigens aus der gehaltenen und maßvollen Darstellung kaum die spätere Leidenschaftlichkeit seines Wesens herauslesen können. Nur zuweilen erinnert uns eine diplo-

matische Kälte, daß er geheime Gedanken zu verbergen im Stande war, und in der Schilderung Georg Rákóczis I ist eine steigende innerliche Verbitterung wahrzunehmen. Kann auch mit diesem Allem noch lange nicht das spätere Auftreten des Mannes begründet werden, so enthalten seine Bekenntnisse doch manchen Fingerzeig, der die Enträthselung seines Charakters erleichtert. — Die Denkwürdigkeiten Keménys wurden lange nicht der Oeffentlichkeit übergeben; doch scheinen sie häufig gelesen worden zu sein, da die nähere Nachforschung zur Kenntniß einer Reihe von Abschriften geführt hat. Aus einer solchen gab sie zuerst Karl Rumy, aber mit unzähligen Fehlern, in Druck. Erst Szalay gelang es sie nach der Urschrift zu veröffentlichen [10]), und die in dieser durch das Verschwinden einzelner Blätter entstandenen Lücken aus der Vergleichung mehrerer Abschriften zu ergänzen.

Von völlig verschiedenem Gepräge und ungleich größerer Bedeutung für die Geschichte seiner Zeit ist die Selbstbiographie Nikolaus Bethlens. Er war der älteste Sohn des Geschichtschreibers Johannes Bethlen und am 1. Herbstmond 1642 auf der Burg von Kisbún geboren. Seine Bildung erhielt er auf der Schule von Fejérvár. Zu der Zeit, als sein Vaterland von den bürgerlichen Fehden zwischen Achaz Barcsai und Johannes Kemény, und später zwischen diesem und Michael Apaffi I heimgesucht wurde, widmete er sich vom Jahre 1661 auf 1662 in Heidelberg den Studien, wo damals unter der Regierung Karl Ludwigs berühmte Männer wie Spanheim, Hottinger, Samuel Puffendorf und Joachim Camerarius eine einflußreiche Wirksamkeit entfalteten. Er hörte namentlich bei den beiden Ersteren auch theologische Vorlesungen. Hierauf besuchte er die Universitäten Utrecht und Leiden und begab sich von dort nach London und Paris. Als Angehöriger eines einst durch den Besitz der fürstlichen Würde ausgezeichneten Hauses, fand er auch in den höheren Kreisen der Gesellschaft zuvorkommende Aufnahme. Erst im Brachmond 1664 kehrte er auf weitem Umwege durch die Niederlande und das nördliche Deutschland nach der Heimath zurück.

10) Kemény János, erdélyi fejedelem önéletirása. Kiadta Szalay László. Pest, 1856.

Als er noch in dem gleichen Jahre, nach dem Frieden von Vasvár, Nikolaus Zrinyi in Csáktornya besuchte, wurde er am 18. November 1664 Augenzeuge des tragischen Todes dieses berühmten Mannes. Bald nach seiner Vermählung im Jahre 1667 trat er in das öffentliche Leben ein, und bekleidete stufenweise eine Reihe von Staatsämtern; aber die wechselvollen Schicksale des Fürstenthums wirkten auf seine Stellung vielfach störend zurück. Im Jahre 1676 der Theilnahme an der Béldischen Verschwörung angeklagt, wurde er in das Gefängniß geworfen. Man sah sich zwar schon 1677 genöthigt, seine Freilassung auszusprechen, doch erhielt er die früher bekleidete Stelle eines Obercapitäns von Udvarhely nicht zurück. Nach mehrjähriger Pause übernahm er im Jahre 1681 wieder öffentliche Beamtungen; doch erst, nachdem ihn im Jahre 1690 der Landtag von Fogaras zum Staatskanzler Siebenbürgens bestellt hatte, erlangte er eine Wirksamkeit, welche ihm einen unmittelbaren Einfluß auf die Staatsangelegenheiten verschaffte. Gerade damals begann jene für die innere Entwickelung Siebenbürgens wichtige Zeit des Uebergangs, in welcher es sich fragte, ob das Land in seine frühere Verbindung mit Ungarn zurückkehren, oder ein abgesondertes Fürstenthum unter österreichischem Schutze bilden, oder unter der unmittelbaren Leitung des Kaisers mit einer getrennten Gesetzgebung fortbestehen solle. Für eine Wiedervereinigung mit Ungarn waren nur Wenige; die Errichtung eines abgesonderten Fürstenthums vereitelte die österreichische Partei, und so blieb nur noch die letzte Möglichkeit. Es schien den herrschenden Geschlechtern bequem den Oberherrn in weiter Ferne zu wissen, um die Zügel der Verwaltung desto sicherer in eigenen Händen zu behalten. Dieses Bestreben war das natürliche Ergebniß eines seit lange aufrecht erhaltenen Zustandes der Dinge, aber gleichwohl ein politischer Irrthum, da es schon damals einleuchten konnte, daß man in Wien, wenn einmal die von dem Kardinal Kollonics geleitete Reaction in Ungarn zum Siege gelangt wäre, auch mit der goldnen Unabhängigkeit Siebenbürgens wenig Federlesens gemacht haben würde. Nikolaus Bethlen war sich indessen hierüber so wenig klar als Andere und vertheidigte mit patriotischem Eifer die siebenbürgische Selbständigkeit. Man muß ihm hierbei die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er überall und

namentlich bei Errichtung der siebenbürgischen Hofkanzlei die Einflüsse der Bestechlichkeit zu beseitigen und die verfassungsmäßige Wirksamkeit der Behörden sicherzustellen bemüht war. Gerade dadurch aber verdarb er es mit den einflußreichen Vertretern des Absolutismus, und als er allmählich den sicheren Boden unter sich schwinden sah, gerieth er mit seinen Ansichten in das Phantastische. Nach dem Ausbruche der revolutionären Bewegungen in Oberungarn verfaßte er in lateinischer Sprache eine seltsame Denkschrift unter dem Titel: Columba Noae cum ramo olivae sive amphora aquae etc., in welcher er allen Parteien Rechnung zu tragen vermeinte und es mit allen gründlich verdarb. Am Wenigsten behagten seine Entwürfe in den oberen Sphären der österreichischen Regierung. Er wurde im Jahre 1704 von Rabutin, dem commandirenden General in Siebenbürgen gefänglich eingezogen, für schuldig erklärt, zuletzt aber, da er sich auf den kaiserlichen Hof berief, nach Wien gebracht. Erst nach ein und dreißig Monaten seiner strengen Haft entlassen, erhielt er zwar im Jahre 1708 die Erlaubniß mit seiner Familie zusammenzuleben, aber die Rückkehr in die Heimath wurde ihm nicht mehr gestattet. Er starb zu Wien am 17. Oktober 1716.

Dieser gebildete und erfahrene Staatsmann hat Denkwürdigkeiten hinterlassen, in denen er seine Erlebnisse zugleich mit den siebenbürgischen Angelegenheiten von seiner Kindheit an bis zu dem Jahre 1704, dem Zeitpunkte seiner zweiten Verhaftung, ausführlich dargestellt hat. Sie wurden in der Hauptsache noch während seiner Gefangenschaft in Wien verfaßt; späterhin fügte er hie und da Zusätze und Ergänzungen hinzu. Der Erzählung der Thatsachen ist eine halb philosophische, halb theologische Abhandlung vorangeschickt, die sich durch ein und zwanzig Abschnitte fortbewegt. Der Verfasser sucht sich darin über die sittlichen Aufgaben des Menschen, über das Verhältniß des Einzelnen zu der Gesellschaft, über den Werth eines guten Rufes, über reine und sündhafte Neigungen, über die Unsterblichkeit und ähnliche Fragen ins Klare zu setzen. Die Beweise für seine Behauptungen zieht er aus der heiligen Schrift, in welcher er eine ungemeine Belesenheit zeigt; er streift sogar in die dogmatischen Lehrsätze der reformirten Kirche hinüber. Diese Betrachtungen beurkunden eine feine psychologische Kenntniß des

menschlichen Herzens; doch leidet der Ideengang an häufigen Wiederholungen. Auch ist Nikolaus Bethlen von einer selbstgefälligen Redseligkeit nicht freizusprechen, die sich sogar in das Kleinliche verliert, wenn er die Vorzüge seiner Erscheinung ausmalt und uns selbst die Geschichte seines Bartes nicht vorenthält. Bei allen diesen schwachen Seiten bleibt seine Lebensbeschreibung ein höchst werthvolles Buch, und gerade die Mängel derselben leiten uns zu ihren bezeichnendsten Vorzügen. Nikolaus Bethlen war ein gerader und ehrlicher Charakter, und seine Wahrheitsliebe beruhte auf einer innigen und praktischen Frömmigkeit. Da er seine Irrthümer nicht zu bemänteln sucht, an dem einen Orte selbst die Vergehungen seiner Jugend aufdeckt, an anderen die üblen Folgen eines oft gereizten Zustandes nicht verschweigt, so wird er glaubwürdig auch in dem, was er über Andere sagt. Das Eingehen in alle Verhältnisse des Lebens, die Hingebung an seine Ueberzeugungen, das menschenfreundliche Wohlwollen, das sich überall kundgiebt, bilden den stärksten Gegensatz zu dem kalten, mißtrauischen Kemény, der die Dinge außer sich nur als Mittel für seine Zwecke betrachtet. So wahr es ist, was der derbe Cserei gerade in Beziehung auf Nikolaus Bethlen sagt, daß wenn der Weise stolpere, er meist weit härter falle als ein gewöhnlicher Tölpel, so lernen wir doch trotz aller Widersprüche in ihm immer wieder den edlen Menschen verehren. Als Nikolaus Bethlen schrieb, war sein Ehrgeiz einer nüchternen Auffassung gewichen; aber vor seinem noch immer vielbeweglichen Geiste spiegelten sich die aufgerüttelten Verhältnisse Siebenbürgens nur um so lebendiger zurück. Das häusliche Leben der Magnaten, wie die Wirkungen der großen Zeitereignisse, die Umtriebe unter den regierenden Persönlichkeiten, wie die schlauen Einfädelungen der Jesuiten — alle diese gleichzeitig durch einander schwärmenden Elemente werden durch eine Reihe interessanter Thatsachen dem Urtheile offen gelegt. Der Stil zeigt ein unverkennbares Streben nach Geschmeidigkeit, und einzelne Abschnitte, wie der Tod Zrinyis, die erste Gefangennehmung Bethlens in Fejérvár, der Traum von dem bevorstehenden Tode Michael Apaffis I und seine Deutung, und noch andere Stücke treten fast wie novellenartige Episoden aus dem Ganzen hervor. Auch Nikolaus Bethlens Denkwürdigkeiten blieben lange Zeit der Oeffentlichkeit verschlossen,

und waren nur handschriftlich verbreitet. Dazu mochten auch die unter seinem Namen herausgekommenen französischen Denkwürdigkeiten beitragen; es ist indessen nachgewiesen, daß diese zwar nach mündlichen Mittheilungen, die der ungarische Staatsmann dem französischen Abbé Révérend machte, aber erst später nach den Papieren dieses Letzteren von einem unbekannten Verfasser herausgegeben worden sind[11]). Szalay besorgte die erste kritisch berichtigte Ausgabe der Selbstbiographie Nikolaus Bethlens, die den zweiten und dritten Band seiner Sammlung ungarischer Denkwürdigkeiten ausmacht. Das ursprüngliche Manuscript des Verfassers konnte nicht aufgefunden werden; über die benutzten Abschriften aber wird in den beiden Vorreden Bericht erstattet[12]).

Unmittelbar an Nikolaus Bethlen reiht sich sein jüngerer Zeitgenosse Michael Cserei von Nagyajta. Derselbe stammte aus einer angesehenen Szeklerfamilie und wurde am 21. Oktober 1668 zu Rákos im Felcsik geboren. Da sein Vater unter Michael Apaffi I Burghauptmann von Fogaras war, so erhielt er in der dortigen Schule seinen ersten Unterricht. Im Jahre 1679, dem elften seines Lebens, kam er zu seiner weiteren Ausbildung auf das Collegium von Udvarhely; aber noch in dem gleichen Jahre wurde seine Familie von schwerem Schicksale betroffen. Sein Vater, über die Verkehrtheit der damaligen Zustände mißstimmt, hatte sich von dem Hofe nach Nagyajta zurückgezogen, entging aber damit nicht der Verfolgung seiner Feinde. Er wurde auf das Betreiben Michael Telekis verhaftet, aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt, des größeren Theiles seiner Güter beraubt, zu den niedrigsten Arbeiten angehalten und sogar zur Gassenreinigung verwendet, was, wie der Sohn sagt, in dem freien Stande der siebenbürgischen Nemesch etwas unerhörtes war. Die Verhaftung des Vaters dauerte bis zum Jahre 1685, und während dieser ganzen Zeit blieb der Sohn auf der Schule von Udvarhely. Als endlich auf geleistete Bürgschaft

11) Les mémoires du comte Bethlen Niclos. Amsterdam, chez Jean Swart sur le Kneuterdyk, 1736.

12) Gróf Bethlen Miklós önéletirása. Kiadta Szalay László II kötet. Pest, 1858—1860.

hin die Loslassung erfolgte, waren die früheren Ersparnisse aufgebraucht und die Vermögensverhältnisse zerrüttet. Der Vater rief daher den Sohn von der Schule zurück, zum tiefen Bedauern des Letzteren, der noch in späteren Jahren meinte, daß er ohne diese Unterbrechung seiner wissenschaftlichen Studien ein viel brauchbarerer Mann hätte werden können. Nach kurzem Aufenthalte in Nagyajta gab ihn der Vater im Jahre 1686 in den Dienst Michael Telekis, wahrscheinlich um hierdurch die Gunst des damals vielvermögenden Mannes wieder zu gewinnen. Verdrießlich über die harte Behandlung und das kärgliche Leben, die ihm bei diesem zu Theil wurden, kehrte Cserei nach zwei Jahren abermals an den väterlichen Herd zurück. Im Jahre 1690 wurde er unter die siebenbürgischen Truppen eingereiht, welche unter der Führung des Generals Heißler das Land gegen den Einbruch Tökölis vertheidigen sollten, und nahm Theil an der Schlacht von Zernyest. In dieser jedoch wurde Heißler vollständig geschlagen, und Cserei mußte nun mit den siebenbürgischen Milizen in die Dienste Tökölis treten. Als aber dieser von dem Markgrafen Ludwig von Baden abermals zum Lande hinausgedrängt worden war, betrat er mit den Schaaren desselben den wallachischen Boden und gelangte bis in die Gegend von Tergowischt. Bald erkannte er die völlige Hoffnungslosigkeit der Unternehmung Tökölis; er ergriff daher im Jahre 1691 die Flucht um über den Törcspaß nach Siebenbürgen zurückzukehren. Dort von den österreichischen Vorposten aufgegriffen, aber von dem General Veterani begnadigt langte Michael Cserei von Neuem in der alten Heimath an. Endlich gelang es ihm im Jahre 1693 als Secretär bei dem Grafen Apor, dem damaligen Obercommissär Siebenbürgens, eine Anstellung zu finden. Nach Beseitigung des Fürsten Apaffis II trat er in kaiserliche Dienste und wurde fortwährend zu verschiedenen Beamtungen verwendet. Zur Zeit des Rákóczischen Aufruhrs nöthigten ihn die öfteren Einfälle der Kuruczen eine Zuflucht in dem gesicherten Brassó (Kronstadt) zu suchen. Hier begann er im Jahre 1709 seine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, die er bis zum Jahre 1712 fortführte. Ungeachtet aller Widerwärtigkeiten, die ihn auch noch in seinem späteren Leben verfolgten, erreichte er das hohe Alter von acht und achtzig Jahren, und starb erst im Jahre 1756.

Cserei's Denkwürdigkeiten beginnen mit dem Jahre 1661, dem Zeitpunkte, in welchem der Bürgerkrieg zwischen Kemény und seinen Gegnern sich entspann. Von da erzählt der Verfasser die ungarische und siebenbürgische Geschichte, nach den einzelnen Jahren geordnet, in stetem Zusammenhange bis zum Anfange des Jahres 1712. Er hält überall die Gegenwart fest und geht nur ein einziges Mal, wo er die für Siebenbürgen verhängnißvolle Wirksamkeit Michael Telekis zu schildern beginnt, in die frühere Geschichte Ungarns zurück. An anderen Orten erläutert er die heimischen Angelegenheiten aus den allgemeinen ungarischen Verhältnissen, und in allen diesen durch die Sache gebotenen Abschweifungen machen sich Sachkenntniß und politisches Urtheil bemerklich. So folgen sich in klarer und belebter Darstellung die Ereignisse nach dem Tode des Fürsten Kemény, Nikolaus Zrinyis Wirksamkeit und Tod, die von den Jesuiten geleitete kirchliche Reaction, die greuelvolle Einkerkerung und Landesverweisung der protestantischen Prediger, die siebenbürgischen Angelegenheiten unter Michael Teleki, der Sturz des Apaffischen Hauses und endlich noch die ersten Verwickelungen des Rákóczischen Aufstandes und sein weiterer Verlauf. Abweichend von Kemény und Nikolaus Bethlen, welche von ihren unmittelbaren Lebenserfahrungen ausgehen, hat er seine eigenen Schicksale in den Rahmen der allgemeinen Ereignisse eingeflochten. Sein Buch ist mit einem körnigen Gedichte eingeleitet, in welchem er erläutert, warum er dasselbe statt in zierlichem Latein in ungarischer Sprache verfaßt habe. Er verspricht unbekümmert um das selbstsüchtige Urtheil der Menschen nur die Wahrheit zu sagen, und dieses Wort hat er gehalten. Nicht bloß die Bescheidenheit, mit der er von seinen eigenen Leistungen spricht, sondern weit mehr noch die Art und Weise, mit der er in seinen Schilderungen Licht und Schatten zu vertheilen weiß, ist uns eine Bürgschaft für seine Glaubwürdigkeit. Michael Apaffis Unfähigkeit, das kleinliche Getriebe der siebenbürgischen Großen, die launenhafte Politik des hochbegabten Michael Teleki treten nicht minder wie das innerlich gesunde Wesen des Volkes und die kraftvollen Thaten Ludwigs von Baden und Veteranis edles Benehmen in deutlichen Umrissen hervor. Nur in der Auffassung der Rákóczischen Bewegungen wird der Verfasser entschieden unbillig, theils weil er dem ersten

Ursprunge der Begebenheiten allzuferne stand, theils weil er wie damals die meisten Siebenbürgener einem stark gefärbten Particularismus huldigte. Der Stil ist nüchtern und ohne rhetorischen Prunk, aber lebendig und anschaulich durch die geschickte Zusammenfügung der mitgetheilten Gegenstände. Nimmt man zu allem diesem die Schilderungen von Hungersnoth und Pest, dann und wann am Himmel drohende Kometen, die vielfach berührten wirthschaftlichen Zustände, Kriegsabenteuer, die Beschreibung türkischer Gebräuche, häusliche Auftritte, Aufläufe und Schlägereien in den Dörfern und so noch andere Dinge, die uns in dem Buche begegnen, so erhalten wir ein getreues Abbild des bunten Lebens, das sich damals auf ungarischem Boden entfaltete. Durch alle diese Einzelnheiten zieht sich ein heiterer und unerschütterlicher Humor. Cserei war ein klarer Kopf — wie schlagend sind nicht seine Urtheile über Bonfini und Isthvánfi! — ein liebenswürdiger Mensch, treuer Vater und Gatte, ein aufrichtiger Freund seines Vaterlandes und seiner alten Freiheiten, obschon er seinen Landsleuten anräth, sich geduldig in das Unvermeidliche zu fügen, da sie selber das erlittene Unglück vielfach verschuldet hätten. Seine Denkwürdigkeiten gehören jedenfalls zu dem Besten, was die ungarische Literatur auf diesem Gebiete aufzuweisen hat. Sie waren, wie es scheint, in zahlreichen Handschriften verbreitet; ihr Herausgeber Kazinczy hat indessen die eigene Handschrift Csereis benutzt, ohne nähere Mittheilungen darüber zu machen [13]).

Am Schlusse des Zeitraumes steht Alexander Károlyi, der berühmte Führer der Kuruczen in dem Rákóczischen Aufruhre. Er gehörte dem gleichnamigen damals freiherrlichen Geschlechte an, welches in und um Nagykároly reich begütert war, und die Würde eines Obergespans in dem Comitate von Szatmár erblich besaß. Seine Eltern waren Ladislaus Károlyi und Elisabeth Sennyei; von ihren neun Kindern war Alexander das vorjüngste und im Jahre 1669 geboren. Die religiöse Richtung der Familie war eine streng katholische, der Bildungsgang des jungen Károlyi aber wurde

---

13) Nagyaitai Cserei Mihály históriája. A szerző eredeti kéziratából Kazinczy Gábor által. Pest, 1852.

in Folge der Zeitereignisse vielfach unterbrochen. Da die Mutter schon im Jahre 1672 mit Tod abging, so brachte ihn der Vater mit den übrigen Geschwistern nach Munkács, wo er unter die Aufsicht des Jesuiten Tykodi gestellt wurde, während die daselbst lebende Sophie Bátori, die zur katholischen Kirche übergetretene Wittwe Georg Rákóczis II, sich mit liebender Fürsorge der sämmtlichen Kinder annahm. Hier in Munkács blieb Alexander Károlyi bis zum Jahre 1676. Im Jahre 1677 kam er auf die Schule von Ungvár, wurde aber von dort schon im folgenden Jahre durch die Pest vertrieben und kehrte nach Szatmár zurück. Nachdem er hier mehrere Jahre meist häuslichen Unterricht erhalten hatte, ward er im Jahre 1681 auf die Jesuitenschule von Kaschau gesendet; aber nach Verfluß kaum eines Jahres machte der Einbruch Emerich Tökölis sowohl dieser, als dem dortigen Aufenthalte ein Ende. Alexander Károlyi wanderte nunmehr nach Palocsa in dem Comitate von Sáros, woselbst er seine Schulbildung — doch auch hier nicht ohne Unterbrechungen — bis gegen das Ende des Jahres 1686 fortsetzte. Da um diese Zeit sein älterer Bruder in einem Kampfe mit den Türken den Tod gefunden hatte, und er der einzig übrige Sohn war, so rief ihn der ängstliche Vater zu sich zurück, und drang sogar auf die baldige Vermählung des kaum achtzehnjährigen Jünglings. Dieser zögerte; als er sich aber endlich in der Christina Barkóczi seine Braut erwählt hatte, wollte der Vater sich vorerst noch mit den älteren Schwestern berathen, von denen einige bereits in Klöster eingetreten waren. Jener aber wies dies entschieden zurück, weil ihm eine von Weibern und Geistlichen gestiftete Heimath nicht zusagen wollte. Nach solcher Einleitung wurde am 17. Brachmond 1687 die Vermählung gefeiert. Schon zu Anfang 1689 trat indessen der Tod des Vaters ein, und Alexander Károlyi übernahm sofort als Obergespan die Leitung des Comitates. In dieser Stellung lebte er, als im Jahre 1703 der Rákóczische Aufruhr zum Ausbruche kam. Er trat anfänglich auf Seite der Regierung, traf Maßregeln für die öffentliche Sicherheit und sprengte in dem Treffen von Dolha die eingedrungenen Haufen auseinander. Gleichwohl täuschte er sich nicht über den Erfolg dieses vorübergehenden Sieges und erkannte bald, daß ohne die Wiederherstellung der mißachteten

Rechte und Freiheiten des Volkes die Ruhe nicht aufrecht zu halten sei. Von dieser Ueberzeugung geleitet, eilte er nach Wien, um Zugeständnisse in gleichem Sinne zu erwirken; aber er wurde mit höhnischem Uebermuthe zurückgewiesen. Tief gekränkt kehrte er in sein Vaterland zurück, trat offen auf die Seite der Bewegung und leistete den Eid der Treue in die Hände des Fürsten Rákóczi. Dem Beispiele des durch Abkunft und Stellung gleich hervorragenden Mannes folgte bald der größere Theil des Adels; der Kampf wurde nunmehr zur Sache des Volkes, und Alexander Károlyi eine mächtige Stütze des Unternehmens. Die ihm angeborene aristokratische Zucht führte er in das Heerwesen ein und forderte die gewissenhafte Pünktlichkeit, mit welcher er die Befehle des Fürsten vollzog, auch von seinen Untergebenen. Auf diese übten ohnehin seine Kaltblütigkeit in Gefahren, die erfinderische Beschaffung neuer Hilfsmittel, die gleichmäßige Heiterkeit seines Wesens, seine strenge Nüchternheit und Mäßigkeit fortwährend einen sittlichen Einfluß aus. Ein unübertrefflicher Meister im kleinen Kriege unternahm er an der Spitze seiner Reiterschaaren große Züge mit unglaublicher Schnelligkeit; er besetzte und verproviantirte die Festungen und erhielt den Zusammenhang zwischen den weithin zerstreuten Abtheilungen der Aufständischen aufrecht. Die kaiserlichen Truppen, obschon in größeren Schlachten meistens Sieger, blieben dennoch nur Herrn des Bodens, den sie unmittelbar inne hatten, stets von den Schaaren der Aufständischen umschwärmt. Auf solche Weise behaupteten diese sieben volle Jahre hindurch das Gleichgewicht gegen die gut geschulten Regimenter des österreichischen Heeres. Unterdessen wünschte der billig denkende Kaiser Joseph I die gesetzliche Beilegung des langen Haders, und um auch die Aufständischen hierzu geneigt zu machen, ersetzte er den bei den Ungarn allgemein verhaßten General Heister in dem Oberbefehle durch den Feldmarschall Johannes Pálffy und ertheilte diesem die Ermächtigung auf dem Wege des Vertrages die Beruhigung des Landes einzuleiten. Unter solchen Umständen glaubte auch Alexander Károlyi zu versöhnlichen Schritten verpflichtet zu sein und führte nun trotz des Widerspruchs des Fürsten Rákóczi die Verhandlungen mit dem kaiserlichen Oberfeldherrn, in denen er sich zugleich als gewandten Diplomaten und umsichtigen Staatsmann bewährte. Der

Frieden von Szatmár vom 1. Mai 1711, der die Verfassung von Neuem herstellte, war neben den großen Verdiensten, welche sich Pálffy durch patriotisches Entgegenkommen um denselben erwarb, ganz vorzüglich das Werk Károlyis. Auch nach dem Abschlusse desselben war er aufrichtig bemüht, die Ausführung seiner Bestimmungen gewissenhaft befördern zu helfen. Durch seine besonnene Handlungsweise hatte er sich eben so große Verdienste um das kaiserliche Haus, als um sein Vaterland erworben. Er wurde daher schon in dem Jahre 1712 in den Grafenstand und späterhin noch zu einer Reihe von Würden erhoben. Unausgesetzt den öffentlichen Angelegenheiten hingegeben, starb er am 8. September 1743, in dem fünf und siebenzigsten Jahre seines Lebens.

Auch Alexander Károlyi hat eine Reihe von Aufzeichnungen hinterlassen, doch lediglich zum Gebrauche für seinen Sohn und seine Nachkommen. Diese Anspruchlosigkeit ihrer Entstehung macht sie in vielen Beziehungen nur um so schätzenswerther. Sie vergegenwärtigen uns den Mann und durch ihn auch seine Zeit in ungezwungener Natürlichkeit. Wir besitzen von ihm unter Anderem eine Lebensbeschreibung mit der Aufschrift: Erinnerungen an den Verlauf meines Lebens und die während desselben eingetretenen Zustände. Er erzählt darin zunächst die Ereignisse seiner Jugend und die Erlebnisse als Obergespan von Szatmár bis gegen das Jahr 1698. Obschon diese Thatsachen in völliger Nacktheit hingestellt und fast ohne alle Erwägungen gegeben sind, so gewähren sie doch gerade durch ihre starre Unbiegsamkeit mannigfache Belehrung. Sie deuten die damals aufgewühlten gesellschaftlichen Zustände an und lassen uns bereits die dumpfe Gährung wahrnehmen, in welcher sich die Vorzeichen der kommenden Bewegung ankündigen. Leider findet sich in der Handschrift von Ende 1697 bis tief in das Jahr 1703 eine Lücke, welche sich gerade auf den Abschnitt bezieht, in welchem die Motive Károlyis für seine Theilnahme an der Rákóczischen Erhebung dargestellt sein mußten. Ob dieser besonders werthvolle Theil der Handschrift später absichtlich vernichtet worden, oder sonst irgendwie verloren gegangen sei, darüber geben uns die Herausgeber keinen weiteren Aufschluß. Ausführlich bespricht hierauf Alexander Károlyi aus der letzten Hälfte des Jahres 1703 und dem ganzen Jahre

1704 die Kriegsereignisse, an denen er Theil zu nehmen berufen war. Von da hinweg bis 1712 hat er die Fortsetzung der Erzählung absichtlich unterlassen, und begründet dies mit folgenden Worten: „Dieser Abschnitt sollte eigentlich den Verlauf aller während des Rákóczischen Krieges vorgefallenen Ereignisse enthalten; es gebrach mir jedoch an der nöthigen Muße, wie an Fähigkeit und Sachkenntniß mich damit zu beschäftigen. Dagegen bleibt meinem Sohne eine große weiße Lade ganz mit Briefen angefüllt, deren Nachweis allein schon anderthalb Rieß Papier einnimmt; dort wird er den neunjährigen Verlauf jener Kriegsereignisse ausführlich entnehmen und herausfinden können". Diese zum Theil durch die Bescheidenheit Károlyis herbeigeführte Unterlassung bleibt ein empfindlicher Verlust; denn auch neben der Reichhaltigkeit des hinterlassenen Materials — die Zahl der Originalbriefe, auf welche er hinweist, beläuft sich auf 20 bis 25,000 — hätte ein wenn auch nur aus dem Gedächtnisse niedergeschriebener Umriß vielfach zur Erläuterung des Urkundenschatzes dienen können. Der übrige Theil der Lebensbeschreibung ist von geringem Belange. Der Verfasser giebt zwar einige Notizen über die damaligen Türkenkriege und die Verhandlungen des Reichstages, geht aber über die pragmatische Sanction in lakonischer Weise hinweg und schließt mit dem Jahre 1723 völlig ab.

Nicht minder wichtig als seine Denkwürdigkeiten sind die hinterlassenen Tagebücher Alexander Károlyis. Als pünktlicher Geschäftsmann pflegte er nämlich die Erlebnisse eines jeden Tages nach ihrem summarischen Inhalte in die leeren Blätter seiner Kalender einzutragen. Freilich sind auch von diesen Kalendern viele verloren gegangen. Vollständig haben sich die Notizen zunächst aus dem Jahre 1703 erhalten, was um so wichtiger ist, weil sie einigermaßen den Mangel in seinen Denkwürdigkeiten ausfüllen. Dann folgen die Jahre 1703 und 1707, welche über Kriegsereignisse, Stellung der Heere, Aufgaben und Unternehmungen der einzelnen Führer kurzen aber präcisen Aufschluß geben. Erst mit dem Anfange des Jahres 1726 beginnen die Angaben aufs Neue und werden bis zu Ende 1733 regelmäßig fortgeführt; ganz vereinzelt macht das Jahr 1740 den Schluß. Alle diese Mittheilungen können von dem Geschicht-

schreiber theils zur Bestätigung, theils zur Vervollständigung geschichtlicher Thatsachen benutzt werden, und auch kleinliche Nebendinge, selbst Spiele und Erholungen, deren gedacht wird, vergegenwärtigen uns das Leben und Treiben der höheren Stände Ungarns in jener Zeit.

Das inhaltreichste Vermächtniß Alexander Károlyis aber bildet außer der erwähnten großen Briefsammlung die Schrift über den Frieden von Szatmár, welche ebenfalls unter seinem handschriftlichen Nachlasse aufbewahrt worden ist. Obschon die äußere Darstellung derselben von Johannes Pullay verfaßt wurde, so ist sie doch unter der ausdrücklichen Mitwirkung Alexander Károlyis geschrieben, und wir dürfen daher den Letzteren als den geistigen Urheber derselben betrachten. Die Denkschrift giebt Schritt für Schritt den ganzen Verlauf der Verhandlungen mit allen dahin einschlägigen Briefen und Aktenstücken bis zum Abschlusse des Friedensvertrages. Sie gewährt dadurch einen klaren Blick in den damaligen Gesichtskreis der gegenüberstehenden Parteien. Wie wir während der Rákóczischen Unruhen Katholiken und Protestanten sich die Hand reichen sehen, um gemeinsam ihre politischen Rechte zu vertheidigen, so unterscheidet sich der Friedensvertrag von Szatmár von den früheren Uebereinkommnissen mit dem Hause Habsburg wesentlich dadurch, daß er nicht vereinzelte Privilegien anstrebt, sondern unter der Voraussetzung kirchlicher und politischer Rechte die Entwickelung des Staatslebens auf seine geschichtlichen Grundlagen zurückzuführen sucht. Alexander Károlyi selbst ist der persönliche Ausdruck dieser Richtung. Er war von dem Scheitel bis zur Fußsohle ein scharf gezeichneter aristokratischer Charakter aus reinstem Schrot und Korn und bewahrte diesen Charakter selbst in den abgemessenen Formen des gesellschaftlichen Lebens. In ihm lebte aber zugleich das Bewußtsein der höheren Aufgabe seines Standes: durch vaterländische Thaten dem Volke vorzuleuchten und mit Hingebung sich an dem Oeffentlichen zu betheiligen. Bis an das Ende seines Lebens blieb er mit frommem Eifer den Uebungen der katholischen Kirche zugethan; aber nie erlaubte er sich eine verletzende Aeußerung über fremde Religionsbekenntnisse. Mit dieser richtig verstandenen Duldsamkeit gehörte er bereits den modernen Ideen an,

die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts sich auch in Ungarn immer weitere Bahn brachen [14]).

Das siebzehnte Jahrhundert war in Ungarn die Zeit einer unleugbar bedeutenden historischen Thätigkeit, und es wiederholt sich darin die alte Erfahrung, daß gerade die heftigsten Bewegungen, sofern sie von bestimmten Ueberzeugungen und Principien getragen werden, den menschlichen Geist auffordern, über Ursachen und Wirkungen staatlicher Zustände nachzudenken und geschichtliche Thatsachen den kommenden Geschlechtern zu überliefern. Auch der Wetteifer der neben einander gestellten Nationalitäten hat dazu in nicht unbedeutendem Maße mitgewirkt. Leider aber haben die nämlichen Ereignisse, welche der Geschichtschreibung so förderlich sein mußten, derselben auch manche schwere Einbuße zugefügt. Unter den Verheerungen des Krieges ging Szamosközis gehaltreiches Buch über die Zeiten Stefan Bocskays, soweit es nicht durch Wolfgang Bethlen aufbewahrt wurde, bis auf wenige Fragmente gänzlich verloren. Das gleiche Loos scheint auch den Aufzeichnungen Gyulafis und Anderer zu Theil geworden zu sein. Die Schriften der beiden Borsos, welche von dem Grafen Emerich Mikó veröffentlicht worden sind, waren mir nicht zur Hand, so wenig als Décsi und Rozsnyay, deren Druck gegenwärtig vorbereitet wird. Auf andere noch immer zahlreiche Einzelnheiten einzugehen gestatteten Zweck und Umfang meines Aufsatzes nicht. Alle Erzeugnisse jener Zeit aber, wie sie durch die Gegenwart veranlaßt waren, beschäftigten sich ausschließlich nur mit dieser, und nahmen selbst da noch einen örtlichen oder particularistischen Standpunkt ein. Eine allgemeine ungarische Geschichtschreibung gab es damals nicht. Gleichwohl erhielten sich, wenn auch noch so dürftig, die Keime, aus denen sie sich allmählich wieder aufzurichten vermochte.

---

14) Szalay hatte für die Herausgabe der Schriften Alexander Károlyis alles nöthige Material gesammelt, wurde aber durch den Tod an der Veröffentlichung gehindert. Diese besorgte später Kálmán Thaly unter dem Titel: Gróf Károlyi Sándor önéletirása és naplójegyzetei. Pulay Jánosnak a szathmári békességről irt munkája. Kiadta Szalay László II r. Pest, 1865.

In dieser Hinsicht erwarb sich Peter Révai ein unbestreitbares Verdienst. Aus alter Familie stammend, welche in dem Turóczer Comitate ausgedehnte Güter besaß, war er zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts neben Stefan Pálffi zum Kronhüter in Preßburg ernannt worden. Diese Stellung veranlaßte ihn über die geschichtliche Bedeutung der ungarischen Krone Nachforschungen anzustellen. So entstand ein kleines Buch, welches er selbst „Erläuterung über die ungarische Krone" genannt und, wie es scheint, noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht hat. Er beschrieb darin die wechselnden Schicksale derselben, ihre wunderbare Erhaltung, die Begebenheiten, die sich gewissermaßen an dieselbe anschlossen, und die Ausdehnung des Reiches, die diese zur Folge hatten. Schon einzelne Zeitgenossen Révais sahen in der fast göttlichen Verehrung eines bloß äußerlichen Schmuckes eine Art von Aberglauben; doch dieser ließ sich dadurch nicht beirren und gab seinen Arbeiten weitere Ausdehnung. Als er später nach ansehnlicher Erweiterung des Stoffes seine frühere Schrift mit schärferen Augen betrachtete, fand er die Ausführung ungenügend, und glaubte dem äußeren Gerippe der Thatsachen eine innerliche Grundlage geben zu müssen. Er erkannte, daß die ungarische Königskrone keineswegs nur die ausschließliche Herrschaft des ungarischen Volkes bedeute, sondern allmählich sehr verschiedene Nationalitäten zu einem gemeinsamen Staatsverbande vereinigt habe; die Geschichte der ungarischen Krone wurde ihm daher zur Geschichte der ungarischen Monarchie überhaupt. So verfaßte er sein gediegenes Buch: „Ueber die Monarchie und die heilige Krone des ungarischen Reiches" und damit zugleich die beste aller von ihm hinterlassenen Schriften. Er stellte sorgfältig die Nachrichten älterer und neuerer Schriftsteller über den Gegenstand zusammen und benutzte unbekannte Urkunden in bedeutender Zahl. Allerdings dürfen wir bei der Beurtheilung der kritischen Grundsätze, nach denen Révai verfuhr, nicht den Maßstab der Gegenwart anlegen; aber seinem eigenen Zeitalter gegenüber nahm er einen überlegenen Standpunkt ein und bezeichnete den Weg, auf welchem die ungarische Geschichtschreibung zu ihrer eigentlichen Aufgabe zurückgeleitet werden konnte. Es war sein Verdienst in der Zeit einer doppelten Fremdherrschaft und inmitten eines zersetzenden Parteige-

wühles die Idee der Reichseinheit als politische Richtschnur von Neuem belebt zu haben, und sein Buch erhält auch dadurch besondere Bedeutung, daß der Verfasser, obschon seinen kirchlichen Ueberzeugungen nach dem Protestantismus angehörend, dennoch die enge Verbindung zwischen der ungarischen Krone und der katholischen Kirche anerkannte. Peter Révai, der im Jahre 1622 starb, erlebte die Veröffentlichung seines Werkes nicht mehr; doch nahm dasselbe bald die Aufmerksamkeit angesehener Männer in Anspruch. Auf Veranlassung des Grafen Franz Nádasdi wurde das Buch von Caspar Jongelin, dem Abte von Eussersstahl, im Jahre 1659 zum ersten Male herausgegeben und seitdem öfters gedruckt[15]).

Der wissenschaftliche Weg, welchen Peter Révai vorgezeichnet hatte, wurde von den Vertretern der katholischen Kirche, obschon diese den nächsten Beruf dazu gehabt hätten, anfänglich nur sehr wenig betreten, und erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wendeten mehrere gelehrte Jesuiten ihre Thätigkeit der allgemeinen ungarischen Geschichte zu. An der Spitze derselben steht Samuel Timon. Er wurde im Jahre 1675 zu Turna, einem slavischen Dorfe in dem Comitate Trencsény geboren. Nachdem er sich auf wissenschaftlichen Anstalten eine allgemeine Bildung angeeignet hatte, trat er im Jahre 1693 in den Jesuitenorden. Da er neben seiner slovakischen Muttersprache sich das Ungarische angeeignet hatte, so war er anfänglich entschlossen, als Redner und Prediger aufzutreten; doch seine Vorgesetzten wiesen ihn an das Lehramt. In dieser Thätigkeit, die nur durch seine Kränklichkeit zuweilen unterbrochen wurde, verharrte er denn auch bis an das Ende seines Lebens. Er wirkte zuerst als Professor an dem Collegium zu Nagyszombat (Tyrnau), und später in gleicher Eigenschaft an demjenigen von Kaschau, woselbst er am 7. April 1736 verschied. Da Timon, welcher auch Vorträge über ungarische Geschichte zu halten hatte, die Vorarbeiten für dieselbe sehr ungenügend fand, so ging er selber an eine neue Bearbeitung. Die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlichte er in seiner Synopsis chronologica regnorum Hungariae etc., welche seit dem

---

15) Petri de Reva, de monarchia et sacra corona regni Hungariae centuriae septem, in: J. G. Schwandtner scr. rer. hung. II, 602.

Jahre 1714 in elf einzelnen Lieferungen erschien. Bei erweiterten Studien ging hieraus später seine Epitome chronologica hervor. Sie bildet Timons Hauptwerk[16]). Ohne sich mit der Urgeschichte des Volkes zu beschäftigen, die er schon in einer besonderen Schrift behandelt hatte, beginnt er die Darstellung der ungarischen Geschichte mit Stefan dem Heiligen und führt sie bis zum Jahre 1735. Nur bis zum Regierungsantritte Rudolfs II im Jahre 1576 ist sie von ihm selber; das Folgende wurde von einem Andern verfaßt, dessen Name in geheimnißvolles Dunkel gehüllt ist[17]). Das Werk zeigt einen bedeutenden Fortschritt darin, daß der Verfasser, welcher die Unzulänglichkeit der Werke Bonfinis und Ranzanos erkannte, die Lücken der ungarischen Geschichtsquellen durch die Nachrichten auswärtiger Schriftsteller, vorzüglich der deutschen Chroniken zu ergänzen suchte. Auch die allgemeinen Geschichtswerke der Zeit, die byzantinischen Berichte, sogar erläuternde Monographien und unbekannte Urkunden wurden zu diesem Behufe benutzt. Auf diese Weise veranschaulichte er zum ersten Male das reichhaltige Material, welches zu bewältigen war, und verdeutlichte die Schwierigkeit der Aufgabe. Indessen wurde er nicht Herr seines Stoffes; dieser überwältigte vielmehr ihn selber oft in niederdrückender Weise. Er fühlte das Bedürfniß kritischer Aufhellung und neuer chronologischer Bestimmungen, aber die Heilmittel, die er anwendet, sind oft weit schlimmer, als die Fehler, die er zu beseitigen suchte. Timon verharrte überdies in der Unfreiheit des Geistes, welche Dogma oder kirchliche Vorschriften ihm auferlegten, und obschon er sich nicht zu den plumpen Ausbrüchen eines Spangar fortreißen ließ, so blieb die Tendenz doch immer die gleiche.

Denselben Standpunkt, aber fast mit noch größerer Einseitigkeit, behauptete Franz Kazy aus Léva im Barser Comitate, der

---

16) Epitome chronologica rerum hungaricarum et transilvanicarum. A reverendo patre Samuele Timon e societate Iesu. Cassoviae, 1736. Diese erste Ausgabe habe ich indessen nicht zur Hand gehabt.

17) Es heißt in dem Werke an der bezeichneten Stelle: Hactenus Samuel Timon, consequentia persecutus est vir hic tacendus. (S. Timon, epitome chronologica etc. Claudiopoli 1764. p. 247).

ebenfalls wie einst Timon als Professor zu Tyrnau und sonst als Prediger wirksam war. Er schrieb außer einer Geschichte der Tyrnauer Universität auch eine solche über Ungarn, welche die Jahre 1601 bis 1681 umfaßt[18]). Sie sollte demnach eine Fortsetzung des Werkes von Istvánfi sein, steht aber sowohl was Schärfe und Folgerichtigkeit des Urtheils, als was die Treue in der Darstellung betrifft, unendlich weit hinter demselben zurück. Bis zu dem Jahre 1662 benutzte er, wie er andeutet, den handschriftlichen Nachlaß Timons; die spätere Zeit stellte er aus den damals gangbaren Schriften und öffentlichen Mittheilungen zusammen. Ohne alles Verständniß für politische Entwickelungen betrachtet er die Ereignisse lediglich aus dem Gesichtspunkte der katholischen Kirche und beziehungsweise seines Ordens. Die Beschränktheit dieser Anschauung verwickelte ihn nicht selten in lächerliche Widersprüche. Daß der hellsehende Gabriel Bethlen trotz der Anhänglichkeit an sein reformirtes Glaubensbekenntniß doch auch gegen Katholiken Gerechtigkeit üben konnte, setzt ihn geradezu in Erstaunen; er lobpreist an dem einen Orte einen türkischen Pascha, wenn dieser zufällig einmal den Katholiken eine Kirche zurückgiebt, welche die Protestanten in Besitz genommen hatten, und überschüttet an einem anderen die osmanischen Barbaren mit Schmähungen, sobald sie den geistlichen Ansprüchen in den Weg treten. Uebergeht er auch nicht, wie dies bei Timon öfters geschieht, das den Protestanten zugefügte Unrecht mit bezeichnendem Stillschweigen, so wird die Art, in welcher er davon spricht, nur um so verletzender. Das dünkelhafte Mitleid, das er zur Schau trägt, und der süßliche Hohn über die von den Protestanten erduldeten schweren Leiden können uns mit der inneren Herzlosigkeit, die beiden zu Grunde liegt, nicht versöhnen. Kazy schreibt nicht ohne Gewandtheit und Eleganz, nicht ohne das Talent die Begebenheiten in geschickter Weise zu verknüpfen, aber diese blendenden Eigenschaften reichen nicht aus, die Armseligkeit der leitenden Ideen und den Mangel aller tieferen Forschung zu verdecken.

---

18) Franciscus Kazy, historia regni hungarici. Tyrnaviae, 1737.

Es haben damals auch noch andere Jesuiten und manche unter ihnen wie Ladislaus Turóczy mit Sachkenntniß und praktischem Geiste über ungarische Geschichte geschrieben, aber Alle verfolgten die gleiche Richtung, wie ich sie bei den bisher Genannten kenntlich gemacht habe. Trotz ihrer einseitigen, zum Theil leidenschaftlichen Bestrebungen haben alle diese Geschichtschreiber der Jesuiten dem historischen Studium in Ungarn große Dienste geleistet. Indem die Einen ohne alle Belege die ausschweifendsten Behauptungen aufstellten, die Anderen für bewährte Thatsachen sich auf verborgene Urkundenschätze beriefen, forderten sie das Urtheil und die Kritik heraus und trieben zu neuen Forschungen an. Die protestantischen Schriftsteller gaben den allzulange behaupteten particularistischen Standpunkt auf und begannen allmählich sich auf den allgemeinen Boden zu stellen, von dem aus man sie bis jetzt in die Enge getrieben hatte. Ueberall zeigte sich in ihnen das sichtliche Bestreben der eingedrungenen Seichtigkeit durch wissenschaftliche Gediegenheit ein Ende zu machen. Sie wurden darin auch von außen her durch den allgemeinen Geist der Zeit und den wiedererwachten Eifer für historische Studien auf das Beste unterstützt.

Der bedeutendste Vertreter dieser tiefgehenden Umgestaltung wurde Mathias Bél, nicht bloß der umfassendste Kopf, welchen Ungarn während des achtzehnten Jahrhunderts auf wissenschaftlichem Gebiete hervorbrachte, sondern zugleich einer der hervorragenden Männer seiner Zeit überhaupt. Er wurde im Jahre 1684 zu Ocsova, einem Städtchen in dem Comitate von Zolyom von slavischen und protestantischen Eltern geboren. Nachdem er an seinem Heimathorte den ersten Unterricht erhalten hatte, vollendete er seine Gymnasialbildung auf der Schule von Losoncz unter der Leitung Franz Bulyovszkis. Trefflich vorbereitet bezog er von dort aus die Universität Halle. Hier hörte er unter Michaelis, Cellarius, Budeus und Anderen Collegien über hebräische und griechische Sprache, Philosophie, Theologie und Kirchengeschichte mit solchem Erfolge, daß schon damals seine großen Anlagen wie seine wissenschaftlichen Leistungen die allgemeinste Anerkennung fanden. Von der Hochschule aus an die Stelle eines zweiten Geistlichen zu Neusohl berufen, kehrte er im Jahre 1708 in sein Vaterland zurück. Er vertauschte indessen diese

Wirksamkeit bald mit dem Amte eines Directors und Oberaufsehers der Gymnasien von Altsohl, Kremnitz und Schemnitz. Auf diesen Anstalten war das Unterrichtswesen gänzlich in Verfall gerathen; man verstand kaum noch Hebräisch und Griechisch, und die lateinische Sprache wurde in barbarischer Weise vorgetragen. Die Sachkenntniß und Energie, mit welcher Bél dem eingerissenen Schlendrian entgegentrat, führten bald eine neue Regsamkeit zurück, und verschafften ihm zugleich den weitverbreiteten Ruf eines ausgezeichneten Schulmannes. Freilich zog ihm seine geistige Ueberlegenheit auch viele leidenschaftliche Gegner zu; Bél aber blieb in der Erfüllung seiner Pflichten unerschütterlich und hatte zuletzt die Genugthuung in ehrenvoller Weise als Director des protestantischen Gymnasiums nach Preßburg berufen zu werden. Auch hier war seine Wirksamkeit von demselben Erfolge begleitet. Er gab dem wissenschaftlichen Leben neuen Schwung, und sein Ruf führte aus allen Gegenden Ungarns Jünglinge herbei, welche die Zahl seiner Schüler vermehrten. Auch in Preßburg fehlte es nicht an gehässigen Anfeindungen; dennoch behauptete er sich in seiner Stellung und starb zugleich als Senior der evangelisch-lutherischen Prediger am 29. August 1749 im sechs und sechszigsten Jahre seines Lebens. In diesem seltenen Manne wirkten sittliche und geistige Anlagen in völliger Uebereinstimmung. Obschon dem slavischen Volksstamme angehörig und für die Bildung desselben thätig, anerkannte er zugleich aufrichtig die geschichtliche Berechtigung des ungarischen Staatswesens und war der Ansicht, daß nur dieses die einzelnen Volksstämme in der Bewahrung ihrer Eigenthümlichkeiten sicherstellen könne. Sein klarer und positiver Geist blieb allen chimärischen Bestrebungen fremd. Dabei entfaltete er eine beinahe riesenhafte Thätigkeit. In den orientalischen und beiden classischen Sprachen vollkommen bewandert schrieb und sprach er das Lateinische, Ungarische, Deutsche und Böhmische mit gleicher Leichtigkeit und hinterließ namentlich auch in den drei letztgenannten Sprachen eine Reihe von Schriften, die wir als außerhalb unseres Bereiches nicht weiter berühren können. Um so bewundernswerther bleibt es, daß er neben vielen anderen weit abliegenden Arbeiten und in stetem Kampfe mit unsäglichen Schwierigkeiten noch Lust und Muße fand auch in die ausgedehntesten historischen

Studien einzugehen und gerade auf diesem Gebiete eine wahrhaft reformatorische Thätigkeit zu entwickeln.

Schon im Jahre 1718 veröffentlichte Bél zu Leipzig seine Abhandlung: de vetere litteratura hunnoscythica. Der Standpunkt, von welchem er in derselben ausging, indem er das Hebräische als die älteste Schrift des menschlichen Geschlechtes zu Grunde legte, ist veraltet; gleichwohl bleibt sie noch jetzt beachtenswerth durch die mit Klarheit festgehaltene Ansicht, daß die Sprachen ein wesentliches Element der geschichtlichen Forschung bilden, sowie durch das reiche Material, das sich daselbst zusammengetragen findet. Auch deutet das Werkchen bereits an, welchen großen Umfang Bél seinen historischen Studien zu geben bemüht war. Vor Allem dachte er an eine Sammlung ungarischer Geschichtschreiber, gedruckter wie ungedruckter, die auf kritische Beleuchtung ihres historischen Werthes und auf die Herstellung zuverlässiger Texte gegründet werden sollte. Er wollte in den Archiven nach unbekannten Urkunden spähen, besonders die Akten der Reichstage in den Bereich ziehen, die Briefsammlungen einzelner Familien und Personen durchsuchen, Siegel und Denksteine benutzen; selbst die Ueberreste alter Volksgesänge waren nicht vergessen. Mit einer für seine Zeit seltenen Klarheit hatte Mathias Bél die enge Wechselwirkung ins Auge gefaßt, welche zwischen Klima und Bodenbeschaffenheit eines Landes auf der einen und der Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände seiner Einwohner auf der anderen Seite besteht. Zu dem Ende sollten die Gebirge und Gewässer des ungarischen Landes, seine mineralogischen und vegetabilischen Reichthümer, die Eigenthümlichkeit seiner Thierwelt, die Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Volksstämme erforscht und geschildert werden. Durch ganz Ungarn knüpfte er mit gebildeten Männern, insbesondere Fachgelehrten, Verbindungen an; selbst seine Schüler wurden angetrieben in ihrer Heimath den überall zerstreuten Stoff zusammenzutragen. Je unermüdlicher indessen Bél sich zeigte, desto zahlreicher wurden die Schwierigkeiten. Die Archive wollten sich nicht öffnen; denn bei der damaligen Kurzsichtigkeit in regierenden Kreisen fürchtete man, daß dadurch Geheimnisse an das Tageslicht gebracht, die Interessen des Staates schwer verletzt werden könnten. Die Sorgfalt, mit der er in allen Gegenden des Rei-

ches Nachforschungen anstellen ließ, wurde sogar als Landesverrath ausgelegt, und Anklagen in diesem Sinne drangen bis vor den Palatin. Zur Rechtfertigung schrieb Bél seinen Prodromus, worin er Grundsätze und Gegenstände seiner Arbeiten bezeichnete. Er gewann damit die Gunst des Palatins Grafen Nikolaus Pálffi, und durch diese die Huld Kaiser Karls VI, der ihm eine jährliche Unterstützung zur Förderung seiner wissenschaftlichen Unternehmungen zuweisen ließ. So hatte er die Genugthuung gerade durch das sinnlose Gebahren seiner Feinde die eigenen Zwecke gefördert zu sehen.

Alsbald schritt Bél zunächst zur Veröffentlichung seines: Adparatus ad historiam Hungariae, in welchem er eine Reihe von ungarischen Geschichtschreibern zur Veröffentlichung brachte. Er leitete das Werk mit einer meisterhaften Vorrede ein, in welcher er im Allgemeinen seine Grundsätze in der Historie entwickelte. „Gieb mir", so sagt er dort, „von zwei Jahrhunderten des ungarischen Reiches nur etwa zweihundert nach den Königen geordnete Urkunden, und ich werde dir so viel Ausbeute zur Bereicherung der inneren Geschichte liefern, als dir eine ganze Dekade des Bonfin nicht zu bieten vermag. Und in der That war ich immer der Meinung, daß was die heilige Schrift für den Theologen, das geschriebene Gesetz für den Rechtsgelehrten, für den Philosophen die gesunde Vernunft — so das Nämliche für den Geschichtschreiber die Urkunden sein sollten. Möchten sich doch endlich einmal die filzigen Aktenschränke vor uns öffnen!" Unter den Schriften, welche die Sammlung enthielt, sind unter anderem Nikolaus Olahs „Hungaria", Michael Siglers Chronologia rer. hungar., Hieronymus Laskys Gesandtschaftsbericht u. s. w. hervorzuheben. Die zufällige Zusammenstellung ungleichartiger Bestandtheile, wozu die Beschränktheit der Hilfsmittel nöthigte, scheint den Herausgeber selber wenig befriedigt zu haben. Bevor daher noch der Druck vollendet war, entwarf Bél den Plan zu einer vollständigen, historisch gegliederten Sammlung. Da indessen auch dieses Unternehmen auf Schwierigkeiten stieß, und überdies der Jesuit Schwandtner sich mit einer ähnlichen Aufgabe beschäftigte, so schloß Bél sich diesem letzteren an. Man kann sagen, daß das Schwandtnersche Werk erst durch die kritischen Beiträge Béls seinen wissenschaftlichen Werth erhalten hat.

Fast um dieselbe Zeit erschien das große geschichtlich-statistische Werk über Ungarn, welches Béls Ruhm dauernd begründet hat. Es war auf sechs Bände berechnet und sollte in vier großen Abtheilungen — Ungarn diesseit und jenseit der Donau, diesseit und jenseit der Theiß — durchgeführt werden. Die Schilderung eines jeden Comitates zerfällt in einen allgemeinen und besonderen und jene abermals in einen physikalischen und geschichtlichen Theil. Es werden demgemäß zunächst alle Thatsachen aufgeführt, welche sich auf Höhenverhältnisse und Vertheilung der Gewässer, auf Klima und Bodenbeschaffenheit und die verschiedenen Erzeugnisse beziehen. Daran schließt sich die Darstellung des menschlichen Lebens, soweit es sich unter diesen Vorbedingungen zu entwickeln vermochte. Bél geht zu dem Ende in die Geschichte der ältesten Volksstämme zurück und verfolgt den beständigen Wechsel derselben bis zu dem Zeitraume, welcher zuletzt Slaven, Ungarn und Deutsche zu dauernden Ansiedelungen zusammenführt. Er schildert Anlagen, Entwickelung und geschichtlichen Beruf dieser Nationalitäten. In dem besonderen Theile wendet er sich zu den statistischen Verhältnissen und bespricht namentlich die verschiedenen Städte jedes Comitates. Hierbei wiederholen sich in genauerer Individualisirung alle Bestandtheile der allgemeinen Beschreibung. Ueberall sichtet er den vorhandenen Stoff, prüft und läutert die geschichtlichen Ueberlieferungen, zerstreut fabelhafte Angaben, oder stellt zweifelhafte Berichte durch gründlichere Beweismittel fest. Der erste Band des Werkes enthält ausschließlich das Comitat von Posony, der zweite den Schluß desselben sammt den Comitaten von Thuròcz, Zolyom und Liptó, der dritte das große Comitat von Pest-Pilis-Solt, der vierte endlich Nógrád, Bars, Nyitra und Hont [19]). Den Druck der übrigen Theile des Werkes unterbrach der Tod Béls. Das von ihm vollständig ausgearbeitete Manuscript kam zwar nach seinem Tode in den Besitz des Grafen Joseph Battyányi, Erzbischofs von Kalocsa und späteren Fürsten Primas

19) Notitia Hungariae novae historico geographica, divisa in partes quatuor etc. elaboravit Matthias Bél, tom. IV. Viennae Austriae, 1735—1742.

von Ungarn, der die weitere Herausgabe besorgen lassen wollte, aber es erschien nur noch das Comitat von Mosony als Anfang des fünften Bandes. Ueber den weiteren Schicksalen der Handschrift schwebt ein sonderbares Dunkel. Horányi sah noch immer mit Zuversicht der Vollendung des Werkes entgegen; spätere Nachrichten melden, daß die Handschrift auf dem Wege von Preßburg nach Gran von dem Wasser stark beschädigt und völlig unleserlich geworden sei. Es bleibt dies ein schwerer Verlust. Béls Werk wird für immer zu den Zierden der ungarischen Literatur gehören. In Anlage und Ausführung musterhaft ist es noch jetzt durch das in ihm niedergelegte Material ungemein lehrreich. Eine neue Bahn war gebrochen und durch die Wirksamkeit Béls überhaupt die Form der Geschichtschreibung, wie sie von Bonfini bis auf Ladislaus Turóczy sich gebildet hatte, für immer abgethan. Wer jetzt auf diesem Gebiete etwas leisten wollte, mußte aus dem Schachte verborgener Quellen und ungekannter Schätze zu schöpfen suchen.

Diese schwierige Aufgabe erfaßte und löste Georg Pray. Er wurde am 11. Januar 1723 zu Érsekújvár geboren, gehörte aber einer sonst in Preßburg ansässigen Familie an. Auf dem dortigen katholischen Gymnasium erhielt er auch seine erste wissenschaftliche Bildung und entschloß sich, durch seine hervorragenden Talente auf das Beste empfohlen, zum Eintritte in den Jesuitenorden. Nachdem er zu Wien von 1740 bis 1742 die Prüfungszeit bestanden hatte, nahm er eine Reihe von Jahren hindurch nach Anweisung seiner Oberen seinen Aufenthalt in verschiedenen Städten Ungarns, um an den daselbst errichteten Schulen wirksam zu sein. Namentlich wurde die Anstellung in Tyrnau für sein ganzes Leben folgereich, da er dort im Jahre 1749 den Jesuiten Nikolaus Schmitth von Nagy-Márton kennen lernte, der sich durch seine historische Bildung bemerklich machte und späterhin mit mehreren gediegenen Arbeiten hervorgetreten ist. Pray gestand offen, daß er diesem Manne die erste gründliche Einführung in die historischen Studien verdanke. Nach Empfang der Priesterweihe im Jahre 1754 erfolgte seine Berufung an das Theresianum in Wien, und diese wurde für seine spätere Thätigkeit völlig entscheidend. Er kam dadurch in nähere Verbindung mit dem Bibliothekar der Anstalt, Erasmus Fröhlich

von Grätz, dem großen Münzkenner und bewährten Forscher auf dem Gebiete der steirischen Geschichte. Dieser bestärkte Pray nicht bloß in der Fortsetzung seiner historischen Arbeiten, sondern unterstützte ihn auch mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen und dem feinen Urtheile seines kritischen Geistes. Zugleich machte Pray damals die Bekanntschaft mehrerer angesehener Männer, die auf seine äußere Lebensstellung den wohlthätigsten Einfluß gewannen und seine wissenschaftlichen Zwecke in entgegenkommender Weise fördern halfen. Nicht nur gewährte man ihm bei seiner nachmaligen Anstellung als Professor an der Universität von Tyrnau die möglichst freie Muße für die Fortführung seiner historischen Forschungen, sondern es wurde ihm auch der freie Zutritt zu den Archiven der königlichen Kammer gestattet. Die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 traf ihn schwer, da sie sein Einkommen auf eine geringe Summe zurückführte; doch wurde die beschränkte Lage durch die Gunst seiner Gönner bald wieder gebessert. Bei der Verlegung der Universität Tyrnau nach Ofen im Jahre 1777 folgte er dorthin in der Stellung eines Bibliothekars, und als die Anstalt schon im Jahre 1784 nach Pest übergesiedelt wurde, wanderte er auch dorthin in der gleichen Eigenschaft. Um ihn aber endlich in eine völlig sorgenfreie Lage zu bringen, die ihn in den Stand setzte, unbedenklich alle Zeit der Wissenschaft zu widmen, überwies ihm Kaiser Leopold II durch Verfügung vom 19. August 1790 die Stelle eines Domherrn von Nagyvárad, mit der Vergünstigung in Pest wohnen zu dürfen. Hier verbrachte er denn auch den übrigen Theil seines Lebens, ununterbrochen wissenschaftlich beschäftigt, und im Besitze seiner geistigen und körperlichen Kräfte bis kurz vor seinem Tode, welcher am 23. September 1801 im neun und siebenzigsten Jahre seines Lebens erfolgte. Georg Pray hatte nicht von ferne eine staatsmännische Thätigkeit zu entwickeln, die ihn in das leidenschaftliche Gewirre des Tages hineingeführt hätte, noch wie Mathias Bél schwere Lebenskämpfe zu bestehen. Er führte im Gegentheile ein stilles, halb beschauliches Leben, vollständig in die Betrachtung der Vergangenheit versenkt. Eine seltene Gunst des Schicksals hatte ihn unmittelbar vor die Quellen der Geschichte gestellt, und er verwendete seine rastlose Thätigkeit und den ihm angeborenen Scharfsinn, um aus dem reichen Urkundenschatze, welcher

ihm zu Gebote stand, das ganze Material der ungarischen Geschichte vollständig umzugestalten.

Georg Pray trat mit seinen schriftstellerischen Arbeiten ziemlich spät hervor — denn ein kleines lateinisches Gedicht über die Falkenjagd wird man kaum in Anschlag bringen dürfen — und er hatte bereits sein acht und dreißigstes Jahr vollendet, als seine ersten Annalen erschienen [20]). Diese zeigen ihn uns aber bereits in völliger Ausrüstung. Unter anerkennender Berücksichtigung der von Mathias Bél aufgestellten Grundsätze legte er die weit angelegten Forschungen De Guignes, sowie die auf ungarische Geschichte bezüglichen Specialwerke Desericzkys und Anderer zu Grunde und brachte aus den alten Schriftstellern den zusammengehörigen Stoff zur Vorgeschichte des ungarischen Volkes in ein geordnetes Ganze. Zum ersten Male wurden in seiner Darstellung Hunnen, Avaren und Ungarn vollständig auseinander gehalten, die Merkmale bezeichnet, welche auf ihre Verwandtschaft deuten, aber ebenso die geschichtlichen Besonderheiten in denselben hervorgehoben. Damit war eine sichere Grundlage gewonnen, auf welcher weiter fortgebaut werden konnte. Allerdings sind manche Ergebnisse, zu denen Pray gelangte, heute nicht mehr stichhaltig, und namentlich müssen die Einwendungen, welche er gegen die Verwandtschaft mit den finnischen Völkern erhebt, obschon sie sich mit dem damaligen Stande der Wissenschaft rechtfertigen ließen, nach den durch die neuere Sprachforschung ermittelten Thatsachen theils völlig beseitigt, theils auf ein bestimmtes Maß zurückgeführt werden. Daß er übrigens bei der Abfassung seines Buches durch die Mittheilungen Erasmus Fröhlichs wesentlich unterstützt worden war, hat er selber anerkannt; um so mehr aber trieb ihn die von jenem ausgezeichneten Gelehrten ihm gewordene Anregung zu selbständiger Wirksamkeit an. Von jetzt verging fast kein Jahr seines Lebens, ohne daß er die eine oder andere Abhandlung oder die Fortsetzung irgend eines begonnenen Werkes veröffentlicht hätte. Alle diese Arbeiten vereinigten sich in einem gemeinsamen Mittelpunkte: in dem Neubau

---

20) Annales veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum ab anno ante natum Christum CCX ad annum Christi CMXCVII deducti. Opera et studio Georgii Pray. Vindobonae, 1761.

der ungarischen Geschichte, den er auf möglichst festen Grundlagen aufzuführen gedachte. Schon wenige Jahre nach der Herausgabe seines einleitenden Werkes begann er die Veröffentlichung der zweiten Reihe seiner Annalen, welche die ungarische Geschichte im engeren Sinne behandeln und Prays Hauptwerk geworden sind.

Von diesen Annalen der ungarischen Könige erschien der erste Band im Jahre 1764, und von da hinweg wurden die fünf Bände, welche das Werk bilden, bis zum Jahre 1770 vollendet[21]). Auf wohlgegliedertem und haltbarem Gefüge erhielt damit die ungarische Geschichte eine neue, fast durchgängig veränderte Gestalt. Vor Allem hatte Pray der Zeitfolge der Begebenheiten durch chronologische Feststellung der einzelnen Daten die aufmerksamste Sorgfalt gewidmet, weil er darin mit Recht den ersten unumgänglichen Grundstoff aller historischen Forschung erblickte. Die Sicherheit der Zeitrechnung öffnete ihm bald auch den Weg zu dem sachlichen Inhalte, der ihn in den Stand setzte, in der Darstellung zusammenzufügen, was die frühere Behandlung gewaltsam auseinandergerissen, und nicht minder lichtvoll zu scheiden, was sie bunt durch einander geworfen hatte. Die Wiederherstellung dieser inneren Verbindung erleichterte ihm die Kenntniß und Benutzung vieler bis jetzt unbekannt gebliebener Urkunden, die er zum ersten Male aus dem Dunkel der Archive hervorzog. Viele derselben schaltete er wörtlich in den Gang der Erzählung ein. Mit großer Umsicht zog er auch die gleichzeitigen Schriftsteller als Geschichtsquellen in den Kreis seiner Untersuchungen. Er prüfte genauer als seine Vorgänger den Werth der von ihnen überlieferten Nachrichten, sowie ihre innere Glaubwürdigkeit, die er nach ihrem sittlichen Charakter, ihren sonstigen Leistungen und anderen Lebensverhältnissen zu bestimmen suchte. So bewußt sich auch Pray jederzeit alles dessen blieb, worin seine Leistungen die früheren hinter sich zurückließen, so frei war er von einseitiger Ueberhebung, selbst wo er zu berichtigen hatte: er anerkannte die ungleich größeren Schwierigkeiten der früheren Zeit und wies überall den wirklichen Verdien-

21) Annales regum Hungariae ab anno Christi CMXCVII ad annum MDLXIV deducti. Opera et studio Georgii Pray. tom. I—V. Vindobonae, 1764—1770.

sten seiner Vorgänger die gebührende Stelle an. Die Annalen der Könige beginnen mit Stefan I und schließen mit dem Tode Ferdinands I. Mit so großer Ausführlichkeit er auch die Geschichte des letzteren Fürsten noch behandelte, so erwähnt er doch die in die Zeit dieses Regenten fallenden, an sich so wichtigen kirchenreformatorischen Bewegungen kaum mit einem Worte. Dies ist ein offenbarer Mangel, für den ich aber gleichwohl die Entschuldigung übernehmen muß. Daß über religiöse Gegenstände nicht mehr im Tone der früheren Jesuiten geschrieben werden könne, fühlte Pray sehr wohl; aber für eine freie und unbefangene Behandlung war die Zeit eben so wenig reif. Eine solche hätte nur seine archivalische Wirksamkeit gefährden können, ohne der Hauptaufgabe seines Lebens irgend welchen Nutzen zu bringen. Pray zog daher vor zu schweigen und that wohl daran. Ohnehin betrachtete er die Geschichte Ferdinands nur als die äußerste Grenzmark des Mittelalters, in dessen Behandlung sich die eigentlichen Vorzüge seiner geschichtlichen Forschungen zusammendrängen.

Auch nach Veröffentlichung der Annalen setzte Pray seine Arbeiten mit dem rüstigsten Eifer fort. Bald erläuterte er einzelne Punkte, die in jenen nicht zur genügenden Klarheit gebracht worden waren, bald machte er auf neu entdeckte Quellen aufmerksam, bald ging er in einzelne Hilfswissenschaften ein, um auch aus ihnen den geschichtlichen Stoff herbeizuziehen. In den Aufschriften seiner zahlreichen Abhandlungen ist die große Mannigfaltigkeit der Gegenstände niedergelegt, mit denen er sich unablässig beschäftigte[22]). Noch an dem Spätabende seines Lebens schritt er auf Anregung mehrerer angesehener Mitglieder der Regierung zur Abfassung eines Umrisses der ungarischen Geschichte, welcher zur Lectüre an den höheren Unterrichtsanstalten des Landes dienen sollte. Obschon derselbe für diesen Zweck vielleicht nicht passend war und auch Pray selber nicht völlig befriedigte, so kann dieses kürzere und gedrängte Buch, welches in

---

22) Michael Paintner hat bei Herausgabe eines nachgelassenen Werkes von Pray die sämmtlichen Titel derselben der Zeitordnung nach aufgeführt: Syntagma historicum de sigillis regum et reginarum Hungariae pluribusque aliis. Autore Georgio Pray. Opus postumum. Budae, 1805. Praef. p. XVII—XXII.

drei Theilen die ganze ungarische Geschichte bis zum Jahre 1780 umfaßt, dennoch seinen größeren Annalen vielfach zur Ergänzung dienen[23]). Wo sich die Gelegenheit dazu bot, hat Pray die Ergebnisse seiner späteren Forschungen darin eingetragen und viele gewichtige Punkte weit genauer gefaßt, als dieses in dem größeren Werke geschehen war. Auch ist er diesmal bei der neueren Geschichte in die Schilderung der Volksbewegungen und kirchlichen Streitigkeiten eingegangen, doch immerhin mit einer Objectivität, die nach keiner Seite hin eine verletzende Wirkung haben konnte.

Beinahe auf dem Fuße folgend unternahm auch Stefan Katona, Prays jüngerer Zeitgenosse, ein Werk über ungarische Geschichte. Zu Bolyk, einem kleinen Dorfe in dem Comitate von Nógrád am 13. December 1732 geboren, auf den Schulen von Erlau und Esztergom gebildet, ließ er sich im Jahre 1750 zu Trencsény in den Jesuitenorden aufnehmen. Nachdem er im Jahre 1761 die Priesterweihe erhalten hatte, wurde er im Jahre 1765 Professor der classischen Beredsamkeit an der Universität zu Tyrnau und auf diese Weise der College Prays. Die Aufhebung des Jesuitenordens ließ auch ihm nur ein kärgliches Einkommen übrig; gleichwohl führte ihn diese gewaltsame Veränderung seinem eigentlichen Berufe zu. Er hatte längst schon, wenn auch mehr aus innerem Triebe als in Folge äußerer Anregung, mit Eifer historische Studien betrieben und sich zuletzt durch einige kleinere Schriften auf diesem Gebiete bemerklich gemacht. Er wurde daher im Jahre 1774 zum Professor der Geschichte ernannt und kam in dieser Eigenschaft im Jahre 1777 zugleich mit der Universität Tyrnau nach Buda. Schon im Jahre 1778 veröffentlichte er sodann seine kritische Geschichte der ungarischen Herzöge, an welche sich bald die Geschichte der Könige nach einem sehr umfassenden Plane anschloß. Damit war sein Ruf begründet, und man munterte ihn von allen Seiten zur Fortsetzung des Werkes auf. Mittlerweile aber wurde die Universität von Buda nach Pest verlegt und von Joseph II kurzer Hand angeordnet, daß an derselben

---

23) **Historia regum Hungariae cum notitiis praeviis ad cognoscendum veteris regni statum pertinentibus. Opera et studio Georgii Pray. tom. I–III. Budae, 1801.**

hinfort nur in deutscher Sprache gelehrt werden dürfe. Da Katona dieser letzteren Anforderung nicht zu entsprechen vermochte, so mußte er von seinem Amte zurücktreten. Er ertrug sein Schicksal mit Gelassenheit und war froh, sich nunmehr ganz der Aufgabe seines Lebens hingeben zu können. Diese Ausdauer wurde endlich dadurch belohnt, daß ihn sein Gönner Ladislaus von Kollonics, Erzbischof von Kalocsa, zuerst zum Bibliothekar des Erzstiftes und im Jahre 1794 zum Domherrn von Kalocsa ernannte. Daselbst verfloß sein Leben still und geräuschlos, aber in fortwährender wissenschaftlicher Thätigkeit. Er starb am 19. August 1811, wie Pray seines Alters im neun und siebzigsten Jahre. Von solcher Lebensdauer, vieljähriger Muße und zuletzt völlig unabhängiger Lage unterstützt, gelang es dem eisernen Fleiße Katonas die weitschichtige Aufgabe, welche er sich gesetzt hatte, vollständig zu lösen. Er hat das größeste und inhaltreichste Werk über ungarische Geschichte hinterlassen. Dieses gilt nicht bloß von der Ausdehnung des Zeitraumes, indem in demselben die Darstellung von den ältesten Zeiten bis gegen den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts sich erstreckt, sondern auch von der verhältnißmäßig größeren Ausführlichkeit aller einzelnen Theile und endlich von dem angehäuften Reichthume gelehrter Hilfsmittel, welche der Verfasser für seinen Zweck verwendete. Das Ganze ist in vier Abtheilungen gebracht, von denen eine jede für sich behandelt worden ist: zuerst die Geschichte der heidnischen Herzöge, hierauf die der árpádischen Könige, sodann die Geschichte der Könige aus gemischten Geschlechtern und endlich die Geschichte der Regenten des habsburgischen Hauses [24]). Katona besitzt weder den eindringenden Scharfsinn, noch die geistvolle Auffassung und den vergleichenden Ueberblick, womit uns Georg Pray in allen seinen Werken fortwährend zu fesseln versteht.

24) Historia critica primorum Hungariae ducum, ex fide domesticorum & ceterorum scriptorum concinnata. Auctore S t e p h a n o K a t o n a. Pestini, 1778. — Historia critica regum Hungariae stirpis arpadianae etc. tom. I—VII. Pestini & Budae, 1779—1782. — Historia critica regum Hungariae stirpis mixtae etc. tom. I—XII. Budae, 1788 - 1793. — Historia critica regum Hungariae stirpis austriacae etc. tom. I—XXIII. Claudiopoli & Budae, 1794—1817.

Sein Sinn ist vorzugsweise auf die Einzelheiten gerichtet, aus denen der historische Stoff sich bildet, und so wird sein Werk zu einer großen, mit gewissenhafter Genauigkeit in einander gefügten musivischen Arbeit, die aber gerade deßwegen für den Aufbau der Geschichte einen unschätzbaren Werth erhält. Vor Allem war er bemüht die häufig noch immer schwankende Zeitrechnung in den Thatsachen der ungarischen Geschichte mit möglichster Genauigkeit festzustellen, und seine Untersuchungen auf diesem Gebiete gehören überall zu den besten und vorzüglichsten Theilen seines Werkes. Von seinen zahlreichen Berichtigungen ist die Regierung kaum irgend eines ungarischen Königs verschont geblieben, und an vielen Stellen ward selbst Pray, wo er sich in allzufreier Combination erging, an der Hand unerbittlicher Zahlen und Daten zur Wirklichkeit zurückgeführt. Mit nicht geringerem Erfolge hellte er die häufig in Verwirrung gerathenen verwandtschaftlichen und genealogischen Verhältnisse der königlichen Familien und anderer angesehener Geschlechter des Landes auf und reinigte sie von eingeschlichenen Irrthümern. Die Zahl der in den Text eingeschalteten, neu hervorgezogenen Urkunden wurde um ein Bedeutendes vermehrt. Außerdem hat er durch das ganze Werk über einzelne Zeiträume oder Gegenstände außer den Urkunden und anderen ursprünglichen Quellen auch gleichzeitige Berichte und endlich die später entstandene, dahin einschlägige Literatur zusammengetragen, oft zur Erläuterung, zuweilen zur Widerlegung benutzt, aber meistens zur Veranschaulichung neben einander gestellt, so daß wir uns in das ganze Innere einer großen historischen Werkstätte versetzt fühlen. Katona näherte sich damit dem Verfahren, welches Tillemont und Muratori, jener in seiner römischen Geschichte, dieser in seinen italienischen Annalen mit besonderem Geschicke angewendet haben. So zuverlässig indessen, so belehrend und selbst anziehend Katona für uns ist, wo er, auf Documente oder andere sichere Angaben gestützt, die Thatsachen vor unseren Augen von überwucherndem kleinem Gestrüppe befreit: so schwankend, unsicher, oft rathlos wird er, wo jene ihn verlassen oder in einen Widerspruch gerathen, der sich weniger auf äußerliche Einzelheiten, als auf die innere Natur der Dinge bezieht. Katona war ein kritischer Kopf, der sich mit Sicherheit in dem Bereiche gegebener Thatsachen bewegte, aber kein

schöpferischer Geist. Sicher bleibt die genaue, selbst mißtrauische Prüfung aller urkundlichen und sonstigen geschichtlichen Daten das nächste Erforderniß historischer Thätigkeit, ohne welches weder nachhaltige Geschichtsforschung noch wirksame Geschichtschreibung gedacht werden kann. Aber wenn einmal diese nüchterne Arbeit geschehen ist, so verknüpft die Thatsachen noch ein unsichtbares, geistiges Band, welches auch in der Geschichte gefunden und wieder hergestellt werden muß, so gut als das menschliche Leben durch Ideen, Gefühle, Leidenschaften, durch unsittliche und sittliche Triebe in Bewegung gesetzt wird. Für die freie Auffassung dieser beweglichen und geistigen Bestandtheile der Geschichte hatte Katona keine Begabung, sowie er sich denn auch bei Behandlung der kirchlichen Dinge einer ängstlichen Scheu nicht zu entheben vermochte. Diese Bemerkungen sollen nur die Eigenthümlichkeit des Mannes verdeutlichen, nicht von ferne sein großes Verdienst schmälern; denn gerade diejenige Seite, welche Katona am Stärksten und Besten vertrat, war für die ungarische Geschichtsforschung des vorigen Jahrhunderts das unumgänglichste Bedürfniß, und noch heute wird, wer sich zu tieferen ernsten Studien über ungarische Geschichte wenden will, vor Allem das Werk Katonas zur Grundlage nehmen müssen.

Die Verdienste, welche sich Pray und Katona erworben, sind von dauernder Art. In die von Mathias Bél geöffnete Bahn eintretend, haben beide Männer nicht bloß dem historischen Studium in Ungarn Ernst und Würde zurückgegeben, sondern auch die früheren falschen und leidenschaftlich einseitigen Bestrebungen des Jesuitenordens, dem sie angehörten, in glückliche Vergessenheit gebracht. Von dem, was diese Patriarchen der ungarischen Geschichtsforschung des verflossenen Jahrhunderts in gegenseitigem Zusammenwirken geleistet und hervorgebracht, zehrte die unmittelbar nachfolgende, und zehrt zum Theil noch die gegenwärtige Zeit. Uebrigens standen Pray und Katona keineswegs vereinzelt; sie bildeten nur den Mittelpunkt, um welchen sich eine weitverbreitete historische Thätigkeit in ehrenhafter Weise anschloß. Wenn Umfang und Zweck dieses Aufsatzes es gestatteten, so müßten noch eine Reihe von Männern genannt werden, wie Péterfi, Cornides, Palma, Kaprinai, Kovachich, Katancsich und Andere, welche von allen Seiten her das geschichtliche

Material theils zusammentrugen, theils neu bearbeiteten. Die Werke aller dieser Männer waren indessen durchweg in lateinischer Sprache verfaßt und blieben somit dem größeren Theile des Volkes verschlossen. Es nahete also der Zeitpunkt, in welchem an eine abermalige Popularisirung des angewachsenen geschichtlichen Materials gedacht werden mußte.. Diese Nothwendigkeit war schon durch das Wesen aller auf die Oeffentlichkeit berechneten literarischen Bestrebungen bedingt; beschleunigt wurde sie indessen noch durch die inneren Zustände des Landes und durch die großen Ereignisse der Zeit. Diese neue Richtung, frei und selbständig in ihren Beweggründen und Zielen, aber in der Ausführung völlig abhängig von der Vergangenheit, begann schon am Ende des achtzehnten, erhielt aber ihre volle und naturgemäße Entwickelung erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Schilderung derselben wird den Gegenstand einer dritten und letzten Mittheilung bilden.

IX.

Drei Bonner Historiker.

Rede beim Antritt des Rectorats, 18. October 1867, gehalten

von

Heinrich von Sybel.

Ich übernehme das Amt, zu welchem mich für das nächste Jahr das ehrende Vertrauen meiner Collegen unter Zustimmung der Staatsregierung berufen hat, mit dem Gefühle der lebhaftesten Dankbarkeit. Soweit meine Kraft reicht, werde ich danach streben, jenem Vertrauen zu entsprechen, und das Wohl unserer Hochschule nach allen Richtungen zu wahren. Ich bitte dabei vor Allem um Ihre thätige Unterstützung, meine Herrn Collegen; ich befinde mich zum ersten Male in dieser Stellung, und fühle die Ehre und die Verantwortlichkeit derselben in um so höherem Maße, da mein Amtsjahr durch die Feier des fünfzigjährigen Bestehens unserer Universität ungewöhnlich reich an officiellen Pflichten sein wird.

Bei dem Eintritte in ein Festjahr wie dieses, wird von selbst der Blick rückwärts gelenkt; man hat den natürlichen Trieb, bei einem solchen Abschnitte gewisse Summen der Entwicklung zu ziehen, und durch den Ueberblick über die Vergangenheit sich zum Fortgang in die Zukunft zu stärken. So bitte auch ich an diesem Tage mir einige Worte der Erinnerung an die hiesigen Vertreter meiner Wissenschaft, der Geschichte, in der jetzt zu Ende gehenden Periode unserer Universität zu verstatten. Die Aufgaben dieses Faches sind von einem allgemeinen Interesse; unsere Historiker haben an ihrer Lösung mit hohen Ehren, ja zum Theil mit den höchsten Erfolgen, die dem Ge-

lehrten überhaupt erreichbar sind, gearbeitet, und in mehrfacher Beziehung sind diese Männer nicht blos Lehrer eines eng begränzten Schülerkreises, sondern ächte Repräsentanten einer ganzen Epoche gewesen. Indem ich in diesem Sinne die Thätigkeit derselben mit raschen Strichen zu zeichnen versuche, beschränke ich mich, was nicht erst der Rechtfertigung bedürfen wird, auf die Hervorragendsten unter den Verstorbenen: möge es uns Lebenden vergönnt sein, nachstrebend heranzuwachsen, und so von dem kommenden Geschlechte ähnlichen Dank zu verdienen, wie wir ihn jenen Vorgängern schulden.

Als unsere Universität vor 50 Jahren gegründet wurde, trieb in der deutschen Geschichtswissenschaft das frische und begeisterte Leben, welches den hoffnungsreichen Beginn einer neuen Epoche, einer neuen Jugendzeit des Geistes charakterisirt. Im 18. Jahrhundert hatte unsere geschichtliche Forschung sehr gründliche und sehr geistlose Studien im Dienste der Reichsgerichte oder der Landesregierungen gemacht; daneben war eine sehr geistreiche, aber durchaus nicht immer gründliche Weise philosophischer und weltbürgerlicher Geschichtsbetrachtung aufgekommen; die echte historische Auffassung aber, welche das kritische Studium des Einzelnen und die geistige Durchdringung des Ganzen auf dem Boden eines positiven nationalen Lebens verbindet, erhielten wir erst in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts. In der Zeit der französischen Fremdherrschaft, unter dem Drucke einer unerträglichen Gegenwart richtete man sich innerlich wieder auf an dem Bilde einer besseren Vergangenheit; besiegt auf dem Schlachtfelde, fand man die innere Stärke wieder in der Betrachtung des tausendjährigen Lebensganges unserer Nation, des Reichthums unserer Culturgeschichte, der Eigenartigkeit unseres Rechtes, der Herrlichkeit unserer Sprache. Das Studium der Vergangenheit diente von nun an nicht allein mehr den Advocaten des Reichskammergerichts; es wurde eine Lebens- und Herzenssache der ganzen Nation; es begann seine Forschung über die Hof- und Staatsactionen hinaus in alle Kreise des Culturlebens zu erstrecken; es drang mit ganz neuer Energie auf Sicherheit und Weite des Blickes, auf Breite und Tiefe der Erkenntniß. Dann kamen die stolzen Jahre der Befreiungskriege; unsere Nation erlebte jetzt an sich selbst ein Stück Weltgeschichte, wie es niemals ein schöneres, mächtigeres, ergreifenderes gegeben hatte, und der gewaltige Schwung

solcher Ereignisse hob sofort auch das historische Schauen in lichtere Höhen und zu weiterem Gesichtskreise empor. Man hatte beispiellose Katastrophen selbst gesehen, ungeheuere Anstrengungen selbst gemacht; man hatte den ganzen Kreis der Leidenschaften durchlaufen, und alle Lebensinteressen in Thätigkeit und Gefahr erblickt: eine kräftigere Schule für das erkennende Verständniß vergangener Dinge war nicht denkbar.

Niemand wurde von dieser Strömung stärker ergriffen und vorwärts getragen, als der Mann, den wir als den eigentlichen Begründer der modernen deutschen Geschichtschreibung, und zugleich als die leuchtendste Zierde unserer jungen Hochschule zu betrachten haben, Barthold Georg Niebuhr. Eine allseitig und fast nervös erregbare Natur, ein Geist erfüllt von Scharfsinn und Phantasie, von Fassungskraft und Erfindungsgabe, ein Fachgelehrter von höchster Gründlichkeit und Genauigkeit und dabei ein nach allen Richtungen durchgebildeter Mensch: so ging Niebuhr durch eine unruhige und mannichfaltige Thätigkeit hindurch, durch philologische und juristische Studien, durch politisches und finanzielles Wirken, um endlich die Hand an sein eigentliches Lebenswerk, an die Ausarbeitung seiner römischen Geschichte zu legen. Er selbst bezeugt es, wie die große Bewegung der Befreiungskriege dabei auf ihn gewirkt hat. Früher, sagt er, mochte man sich mit alter Geschichte begnügen, wie mit Landkarten oder gezeichneten Landschaften, ohne den Versuch, sich danach das Bild der Gegenstände selbst vor die Seele zu rufen: jetzt vermochte eine solche Geschichte nicht mehr zu genügen, wenn sie sich nicht an Klarheit und Bestimmtheit neben die der Gegenwart stellen konnte — und an einer anderen Stelle: die Vergegenwärtigung anderer Zeiten bringt dieselben der Theilnahme und dem Gefühl des Geschichtschreibers um so näher, je größere Begebenheiten er mit zerrissenem oder freudigem Herzen erlebte; er fühlt über Recht und Ungerechtigkeit, Weisheit und Thorheit, die Erscheinung und den Untergang des Herrlichen, wie ein Mitlebender, und so bewegt reden seine Lippen darüber, obwohl „Hecuba dem Schauspieler nichts ist".

In den vergangenen Dingen leben wie ein Mitlebender — diese Forderung scheint jeder Historiker bei jedem Momente seines Thuns zu erfüllen: wer aber Ernst mit dem Worte macht, lernt bald, wie schwer und gehaltvoll es ist. Niebuhr erwuchs aus dieser

Energie, womit er den vergangenen Dingen so zu sagen auf den Leib rückte, zunächst die kritische Methode der Forschung, die seitdem die Grundlage aller unserer Arbeiten geworden ist. Der erste Grundsatz dieser Methode lautet: bei jedem historischen Berichte eingedenk sein, daß er nicht unmittelbar das berichtete Ereigniß, sondern zunächst den Eindruck desselben auf den Berichterstatter darstellt — und nun danach trachten, aus diesem Eindruck das Bild der Sache zu erschließen — um so endlich nicht mehr durch die Augen des alten Gewährsmannes, sondern mit zugleich schöpferischer und regeltreuer Phantasie die vergangene Sache selbst zu sehn, wie ein Augenzeuge, wie ein Mitlebender. Auch in dieser Fassung klingt die Aufgabe leicht und beinahe selbstverständlich; ihre Lösung aber ist, wie Sie wissen, nicht weniger als die Summe alles exacten Wissens auf historischem Gebiet und bezeichnet genau die Grenze zwischen dilettantischer Velleität und wissenschaftlicher Leistung. Niebuhr hat hier in höchstem Maaße epochemachend gewirkt, und Rankes Kritik so wie die seiner Schule ist nichts als Entwicklung der durch Niebuhr für immer festgestellten Technik. Dem Werthe des kritischen Rüstzeugs, wie der große Meister es zusammengestellt, thut natürlich keinen Eintrag, daß er selbst in seiner lebhaften Weise zuweilen den Bogen überspannt, die Klinge durch allzuscharfe Hiebe schartig gemacht hat. Noch nie hat ein genialer Erfinder gelebt, welchen die Heftigkeit seines Wesens nicht gelegentlich zu Uebertreibung und Irrthum fortgerissen hätte; aber auch nie hat es ohne eine solche Heftigkeit einen genialen Erfinder gegeben: und so gilt in diesem Sinne das alte Wort, daß der Weg zum Fortschritt durch den Irrthum führt. Heute, wie gesagt, bekundet und bethätigt alle solide Forschung, daß Niebuhrs kritische Methode gleichbedeutend mit echter Wissenschaft ist.

Eine andere Consequenz seines höchsten Grundsatzes ist der jetzigen deutschen Geschichtswissenschaft vielleicht etwas weniger gegenwärtig geworden oder geblieben. Wer von sich sagen will, daß er vergangene Dinge leibhaftig vor sich sehe, wie ein Mitlebender, muß nicht bloß die Berichte über dieselben kritisch gesichtet, er muß offenbar auch von ihnen selbst ein sachliches Verständniß gewonnen, er muß ihr reales Wesen begriffen haben: ohne dies kann man in genauer Wahrheit überhaupt nicht sagen, daß er sie s ä h e. Wer die

Construction und den Zweck einer Maschine nicht versteht, sieht in Wahrheit nicht eine Maschine, auch wenn er Stunden lang ihrer Arbeit zuschaut, sondern nur eine Anzahl Stangen, Schrauben ꝛc. Einem Jeden ist es klar, daß es kindisch wäre, bei der höchsten Buchgelehrsamkeit eine Geschichte der Medicin schreiben zu wollen, ohne über medicinische Dinge selbst sachverständig unterrichtet zu sein. Aber hundert und wieder hundert strebsame Gelehrte forschen und schreiben über wichtige Momente der Völkergeschichte ohne gründliches Studium der religiösen, philosophischen, ökonomischen Streitfragen, über große politische Ereignisse ohne Kenntniß des Rechtes und des Staates, über verwickelte Conflicte starker Leidenschaften, ohne Verständniß des menschlichen Herzens und seiner Bewegung, und wer sich etwas näher um unsere historische Literatur kümmert, bemerkt die Folgen dieses Verhältnisses vor Allem auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte. Ich pflege nicht häufig Thiers als maßgebend für unsere Wissenschaft zu citiren; aber ohne Frage hat er vollkommen Recht, wenn er als das höchste Erforderniß des Historikers die Einsicht bezeichnet, die Einsicht in die Höhen und Tiefen der Dinge, die er zu erzählen unternimmt. Die Quellenkritik, gerade wenn sie gewissenhaft und methodisch gehandhabt wird, kann ihrer Natur nach nur den Bestand der einzelnen Thatsache ermitteln: dann erst erscheint aber die eigentliche Aufgabe des Historikers, aus dem äußeren Bestande auf den inneren Gehalt dieser Facta zu schließen, ihren geistigen Zusammenhang festzustellen und so zu ihrer sittlichen Würdigung zu gelangen. Was nun hiefür die sachliche Einsicht bedeutet, ist klar an sich selbst, und nirgendwo kann man es sich handgreiflicher vor Augen führen, als wenn man Niebuhrs römische Geschichte mit den Werken seiner Vorgänger vergleicht. So wichtige Entdeckungen er seiner radicalen Quellenkritik verdankt, so sind doch seine größten und anregendsten Ergebnisse, z. B. die Definition und Darstellung der römischen Plebs, viel weniger das Werk der gelehrten als der staatsmännischen Einsicht, wie sie bei ihm durch vergleichende Völkerkunde und politische Praxis herangereift war und seinem divinirenden Auge Zusammenhang und Leben zeigte, wo seine Vorgänger nur unverständliche Trümmer erblickt hatten.

Auf das Engste hängt hiemit ein Drittes zusammen, die Energie des sittlichen Gefühles, die ein jedes Wort in Niebuhrs Darstellungen

beseelt und erwärmt, und sich nicht selten bis zu leidenschaftlicher Erregung steigert. Die Form seiner Bücher und Vorlesungen wird dadurch höchst individuell bestimmt; ich kann, sagt er einmal, von diesen Dingen nicht reden, ohne zu weinen; er liebt und haßt, er jubelt und trauert wie ein Betheiligter, wie ein Mitlebender. Es ist immer derselbe Grundzug: er ist in seinem ganzen Dasein inmitten der erzählten Vorgänge; er besitzt im reichsten Maße das eigentlich constitutive Talent des Historikers, die Fähigkeit, die Erscheinungen der Geschichte voll und ganz und unmittelbar auf die eigene Seele wirken und hier ihr reines Spiegelbild reflectiren zu lassen. Dabei braucht die Besonderheit des eigenen Wesens nicht verwischt oder verschliffen zu werden: im Kreise jener Römer, unter welchen seine Phantasie verweilt, bleibt Niebuhr stets derselbe, eigenartige, grunddeutsche Mensch, und um so unbefangener begeistert er sich für die alte Größe der Fremden, je glühender er im eigenen Herzen die Liebe zu dem werdenden und wachsenden Vaterlande empfindet. Ich wiederhole seine Worte: die Vergegenwärtigung anderer Zeiten bringt dieselben der Theilnahme des Geschichtschreibers um so näher, je größere Begebenheiten er selbst mit zerrissenem oder freudigem Herzen erlebt hat.

So hat er in diesen Räumen eine ansehnliche Reihe von Jahren gewirkt durch sein Wissen, durch seine Rede, vor Allem durch das Gewicht seiner Persönlichkeit. Mit dem ersten Worte jedes Vortrages stand er sofort inmitten der geschilderten Nation und Zeit; das umfassendste Material strömte seinem wunderwürdigen Gedächtnisse wie von selbst zu; der lebhafte Affect, das schneidende Urtheil, die heftige, unbewußt hervorquellende Diction, das Alles machte in jedem Momente den Eindruck, daß nicht ein Erlerntes docirt, sondern ein Durchlebtes mitgetheilt wurde, und wie oft auch wunderliche Einzelnheiten den Hörer frappiren mochten, so entzog sich doch Niemand der Wucht dieser reichen, starken und überströmenden Lebensfülle. Wohin er sich wendete, überall imponirte die Masse und Bereitschaft seiner Gelehrsamkeit, und was die Hauptsache war, ein Jeder empfand es, daß dieses Wissen seine innersten Lebenswurzeln in politischem Rechtssinn, religiöser Unabhängigkeit und heißer Vaterlandsliebe besaß. Es wäre nicht möglich gewesen, der Zukunft unserer

Universität einen charakteristischeren Vertreter, ein höheres Vorbild zu geben, als diesen Mann.

Wir dürfen es sagen: die durch ihn bezeichnete Richtung ist dann auch in seinem Fache die herrschende an unserer Universität geblieben bis auf den heutigen Tag, und wird es bleiben, so lange unserem Institute überhaupt Gedeihn und Lebenskraft bestimmt ist. Niebuhrs Nachfolger, Johann Wilhelm Löbell, war allerdings persönlich eine von jenem grundverschiedene Natur. Diese Verschiedenheit beschränkte sich nicht auf äußere Erscheinung, Temperament und Haltung, sondern der Grund- und Ausgangspunkt seines gesammten Geisteslebens war ein anderer als bei seinem großen Vorgänger. Löbell war vor Allem Aesthetiker; was in aller menschlichen Geschichte sein erstes Interesse in Anspruch nahm, war die Form des geistigen Daseins. So schien keine That ihm rühmlicher, als die des Künstlers und Dichters, und keine Forderung dünkte ihn unabweisbarer auch für den Gelehrten als künstlerische Trefflichkeit der Darstellung. Mit großen kritischen Operationen, die mit einem Schlage das Ansehen ganzer historischer Perioden verwandeln, hat Löbell sich wenig befaßt: aber wenige Menschen haben gelebt, die für diesen Theil der historischen Aufgaben ein so feines, durchdringendes, man möchte sagen genießendes Verständniß besaßen wie er. Wer auf wenigen Seiten in ebenso lehrreicher wie geschmackvoller Ausführung erfahren will, wie es um das Verhältniß von Geschichte und Poesie, von Kritik und Sage, von Historie und Historik steht, der lese Löbells Abhandlungen über diese Dinge; Niebuhr selbst und Ranke hätten nicht treffender und fördernder darüber reden können. Mit dieser Richtung und Begabung war Löbell recht eigentlich zum Literarhistoriker und bei seinem warmen Patriotismus zum Geschichtschreiber der deutschen Literatur geboren: nicht genug kann man es beklagen, daß er erst in späten Jahren der Verwirklichung dieser Aufgabe näher trat und durch den Tod inmitten der Arbeit unterbrochen wurde. In gewissem Sinne kann man freilich sagen, daß sich ihm jede begonnene Untersuchung zu einem Stücke Literaturgeschichte gestaltete. Jahre lang hatte er tiefgreifende, zum Theil grundlegende und epochemachende Studien den Zuständen des alten Germaniens und der fränkischen Monarchie gewidmet: hundert Andere wären

stolz gewesen, aus diesen gediegenen Materialien sofort eine Verfassungs- und Rechts-, eine Kirchen- und Culturgeschichte der merovingischen Zeit zu gestalten: Löbell begnügte sich, einer gewissen Bescheidenheit, aber mehr noch dem Grundtrieb seines Wesens folgend, ein Buch über den alten fränkischen Historiker Gregor von Tours, unsere Hauptquelle für jene Zeit, zu schreiben. Hier wird denn geschildert, wie Gregor aufwächst, wie seine Umgebung auf ihn einwirkt, wie er allmählich die Materialien seines Werkes mehr oder weniger ausreichend sammelt, wie er endlich als Schriftsteller disponirt, formt und urtheilt: und so lernen wir denn Staat und Kirche des 6. Jahrhunderts nicht an sich selbst, sondern zunächst als Bildungsmittel und literarischen Stoff eines bedeutenden Geschichtschreibers kennen — freilich setzen wir sofort hinzu, unser Berichterstatter ist so vortrefflich, daß wir auch auf diesem Umweg von ihm über die Merovinger mehr und besseres erfahren, als aus allen Büchern vor ihm.

Auf solche Art geht nun der ästhetische Zug dominirend durch Löbells gesammtes Wirken hindurch. Sein Gesichtskreis war deßhalb nicht beschränkt, seine sachliche Auffassung nicht einseitig: im Gegentheil wie es dem echten Aesthetiker geziemt, fesselte ihn jedes geistige Problem, jeder sittliche Conflict, gleichviel wo sie sich finden, in alter oder neuer Zeit, im Palast oder in der Hütte, im Orient oder Occident; er hatte ganz wie Niebuhr die Fähigkeit, sich an jeder Stelle in die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zu versenken, das Bild einer jeden in sein Inneres aufzunehmen, inmitten dieser Eindrücke beschauend zu verweilen. Aber während Niebuhr auf jeden solchen Eindruck sofort und lebhaft reagirte, sei es freudig oder erzürnt, lobend oder tadelnd, immer aber nach einer Stimmung aus einem Gusse, war Löbells Urtheil stets behutsam, selten unbedingt, niemals terroristisch; überall strebte es nach ausgleichender Gerechtigkeit und gleichschwebender Mäßigung, etwa wie der Kunstkenner und Sammler jede Statue seines Museums, einerlei ob sie den Achill oder den Hektor darstellt, mit gleicher Neigung hegt. In gründlichem Irrthum aber wäre gewesen, wer aus dieser allseitigen Objectivität auf sittliche, politische, religiöse Indifferenz geschlossen hätte. Seine Objectivität bewahrte ihn sicher vor jedem Parteifanatismus, aber sie

wurde zugleich begrenzt und geadelt durch eine liberale und patriotische Gesinnung, deren Lebhaftigkeit mit jedem Jahre des Greisenalters nur noch zuzunehmen schien.

Man begreift es, daß ein Mann wie dieser, überall gemäßigt und milde, jeder Heftigkeit und Einseitigkeit widerstrebend, patriotisch warm und politisch klar, aber allem Partei- und Tendenzwesen abgekehrt, bedächtig, ja langsam in der Arbeit, weil die Discussion ihm Genuß, die Form der Erörterung Herzenssache, und der Inhalt des Schlußresultates relativ gleichgültig war: man begreift es, daß ein solcher Mann in unserer ungeduldigen, parteivollen, realistischen Zeit nur selten einen glänzenden oder durchschlagenden Erfolg errang. Dennoch aber wissen zahlreiche Generationen unserer akademischen Bürger, wie eindringlich und nachhaltig seine fort und fort wachsende Wirksamkeit als Lehrer war. Eben hier auf unserem niederrheinischen Boden war es geradezu unschätzbar, daß ein Literarhistoriker von Löbells Bedeutung ein volles Menschenalter hindurch thätig sein konnte. Denn — heute ist es glücklicherweise beinahe vergessen — vor fünfzig Jahren war in diesen Landen der Masse der Bevölkerung, auch in den höheren und mittleren Classen, die Thatsache unbekannt, daß durch Lessing, Goethe, Schiller Deutschlands Literatur der aller anderen Nationen ebenbürtig geworden; weder die Kurfürsten von Cöln und Trier noch späterhin die französischen Präfecten hatten dafür gesorgt, die Jugend des Landes aus jenen Quellen ewiger Schönheit und humaner Sittlichkeit schöpfen zu lassen; im Jahre 1815 hätte man hier aller Orten antreffen können, was ich vor nicht gar langer Zeit einmal in Altbaiern erblickte, eine ganze Gruppe von Candidaten des höheren Lehramtes an einem Tische, von denen keiner Schillers Jungfrau von Orleans gelesen hatte. Die Gründung unserer Universität war, wie man sieht, in mehr als einer Beziehung ein nationaler Act; es bedeutete etwas für ganz Deutschland, daß in diesen Grenzlanden die aufwachsende Generation durch kundige Hand in den Strom des deutschen Geisteslebens hinein gestellt wurde.

In anderer Weise aber mit noch deutlicherem Erfolge hat an derselben Aufgabe der dritte unserer historischen Koryphäen gewirkt, Friedrich Christoph Dahlmann. Wenn Löbell in erster Linie Aesthetiker, so war Dahlmann, wie alle Welt weiß, in erster und

letzter Stelle Politiker. Nicht die Schönheit der geistigen Form, sondern die Kraft des sittlichen Gehaltes, nicht das ästhetische Können, sondern das ethische Sollen war der Magnet, welcher alle Bewegungen seines Innern entscheidend bestimmte. Wer ihn sah, die kräftige Gestalt, die festen Gesichtsformen, die buschigen Brauen, das treue Auge, der wußte, daß er einem Manne gegenüberstand, einem Manne, der in unbedingter Unterwerfung unter die Pflicht die Quelle einer unbeschränkten Selbständigkeit und unerschöpflichen Stärke besaß. Nach diesem Maße hielt er sich im Leben wie in der Wissenschaft; es gab für ihn wie für Niebuhr kein halbes Urtheil und keine Reception ohne Urtheil; es gab aber für ihn in der Geschichte — und hier unterschied er sich auf das Weiteste von Niebuhr — keine Menge relativ und specifisch berechtigter Eigenartigkeiten, es gab nur eine gute Sache und deren Freunde und Gegner. Ein solcher Standpunkt ist, wo er wie hier durchaus auf das strengste Sittenprincip gestellt wird, von imponirender Reinheit und Höhe, jedoch ist, wie die menschlichen Dinge einmal beschaffen sind, die Gefahr seiner Einseitigkeit nicht zu verkennen. Ein Politiker dieses Schlages setzt sich die höchsten Aufgaben und bringt sich ihnen freudig selbst zum Opfer, aber lösen wird er sie nicht leicht, da er nur an die Pflicht der Menschen appellirt und die Mannichfaltigkeit ihres Naturells so wie die Kraft ihrer Leidenschaften als unberechtigte Factoren außer Rechnung läßt: er schreibt der Zukunft ihre Programme — das ist allerdings ein hoher Beruf — aber er überläßt die Verwirklichung derselben und damit die Beherrschung der Gegenwart den Gegnern. Diesem Schicksal ist auch Dahlmann nicht entgangen; er war unter den Schöpfern des kleindeutschen Programmes ohne Zweifel der bedeutendste, aber die Ausführung desselben mußte er 1850 kläglich scheitern sehn, an dem Wirken der Partei, deren Führer sechszehn Jahre später dann die von Dahlmann gestellte Aufgabe in die Hand genommen, und die erste Hälfte dieser Bahn mit siegreichem Schritte durchmessen hat. Auch als Historiker hat Dahlmann jener Einseitigkeit seiner Stellung einen gewissen Tribut zahlen müssen, jedoch nach der gesunden Kraft seines Talentes in möglichst geringem Maße. Seine Arbeiten über Herodot und Saxo Grammaticus sind Musterstücke methodischer Kritik; die

Untersuchung geht genau und solide auf ihr Ziel los, und erledigt jede Frage, die sie sich stellt, von Grund aus. Seine dänische Geschichte wird für alle Zeiten ein Schmuck und Stolz der deutschen Literatur bleiben; so gründlich und exact und scharf ist dort die kritische Forschung, so lehrreich und anschaulich entrollt sich das Bild der Zustände, der Rechtsordnungen, der populären Entwicklung, so lebhaft und markig und einschneidend tritt der Gedanke und das Urtheil des Autors dicht an den Leser heran. Nur daß sich aller Orten ein gewisser Ueberschuß eben dieses subjectiven Momentes zeigt. Wenn Dahlmann uns dänische Seekriege, norwegische Bauernkämpfe, isländische Gerichtshändel erzählt, so gewinnen wir freilich eine deutliche, farbige, lebenvolle Ansicht dieser Dinge, aber doch noch mehr als an der Erzählung haftet unser Blick an dem Erzähler selbst, und am Schlusse haben sich tiefer und energischer als das Bild all jener Recken und Piraten die festen und guten Züge Dahlmanns in die Seele des Lesers gegraben — und wenn es freilich der höchste Grad historischer Kunst nicht ist, daß das Gemälde über dem Maler vergessen wird, so wissen wir uns bei d i e s e m Manne doch kaum über den Tausch zu beklagen.

Man kann schon hienach ermessen, welch eine Kraft Dahlmann im persönlichen Verkehre als Lehrer ausübte. Er sprach sehr ruhig, fast immer mit mäßiger Stimme, überhaupt mit sparsamster Oekonomie der äußeren Mittel. Dabei war der stoffliche Inhalt mehrerer Vorlesungen, vom Standpunkte gelehrter Wissenschaftlichkeit betrachtet, nicht eben reich zu nennen, so viel Interessantes und Selbsterarbeitetes immerhin an vielen einzelnen Stellen erschien. Die Hauptsache war offenbar ihm selbst die sittlich-politische Wirkung, und ich zweifle, daß ein Einziger unter der Masse seiner Zuhörer den beabsichtigten Eindruck nicht an sich erfahren hat. Eine tiefe Ueberzeugung reißt mit sich fort, eine feste Willenskraft imponirt und beherrscht: bei Dahlmann erschien beides auf das Engste verschmolzen, eine im Innersten begeisterte, aber durch unverbrüchliche Selbstlenkung zusammengenommene Natur: wie hätte eine deutsche Jugend nicht erfaßt werden sollen? Jedes Wort seiner Vorträge gab Kunde von seiner strammen Beherrschung des Stoffes bis in die kleinsten Articulationen hinein; der Stil war gedrungen, im Streben auf inhaltreiche

Kürze nicht ganz frei von Manier, jedoch niemals die Wirkung, die er wollte, verfehlend. Bei aller Knappheit aber umfaßte die Rede den ganzen Gehalt dieser breiten Mannesbrust, den warmen Ernst der höchsten Moralität, das unablässige Wirken für Recht und Freiheit, die volle Hingebung an Staat, Nation und Vaterland. Es war nicht seine Weise, ein lautes Ausbrechen des Enthusiasmus hervorzurufen; er bewegte die Herzen und hielt sie zusammen; zwischen innerer Erhebung und ruhigen Entschlüssen pulsirte die Stimmung seiner Hörer. Auch er stand, wie Löbell, trefflich gerade hier in Bonn an seiner Stelle. Denn unter dem verkommenen Regime des 18. Jahrhunderts war den schönen rheinischen Landen die Anschauung eines wirklichen Staatslebens mit seinen Pflichten und seinem Segen ebenso abhanden gekommen wie das Bild unserer classischen Literatur. Seit 1814 entwickelte sich das Eine mit dem Anderen, rasch, lebhaft, in mannichfaltigen Richtungen, wie es bei dem erregbaren und beweglichen Geiste der rheinischen Bevölkerung zu erwarten war. Welch ein Gewinn, daß hier dem aufstrebenden Sinne ein Lenker wie Dahlmann geboten wurde, dessen Lehre und Leben eine einzige Mahnung zu politischer Freiheit und patriotischer Hingebung war.

So haben diese drei bedeutenden Männer mit- und nacheinander das historische Fach an unserer Universität vertreten, und damit einen nicht geringen Beitrag zu der Constituirung ihres Gesammtcharakters geliefert. Wir haben die tiefe Verschiedenheit ihres individuellen Wesens beobachtet: heben wir hier am Schlusse noch einmal ihr Gemeinsames hervor. Sie alle waren Meister der Forschung, d. h. des unermüdlichen, streng geschulten und doch genialen immer neu erfinderischen Fleißes. Sie alle waren erfüllt von dem Streben nach geistigem Verständniß und künstlerischer Gestaltung des historischen Stoffes, und so verschieden die Wege waren, auf denen sie zum Ziele vordrangen, so ähnlich war zuletzt das Ideal gestaltet, das ihre Geister nach sich zog. Denn sie Alle waren durchdrungen von dem Bewußtsein, daß das Wissen erst dann zur Wissenschaft wird, wenn es sich den allgemeinen Gesetzen des menschlichen Daseins einordnet, wenn es nicht bloß einzelne Notizen lehrhaft weiter trägt, sondern die Gesammtheit des Lebens veredelnd fördern hilft.

Deßhalb kommt es zu vollem Gedeihen nimmermehr auf der Grundlage einer egoistischen Gesinnung, gleichviel ob hochmüthiger Abschließung, frivoler Genußsucht oder pedantischer Einseitigkeit, sondern einzig und allein im Strome des Gemeinsinnes, der Hingebung, der nationalen Begeisterung.

Niebuhr fand wie wir sahen, die reichste Quelle für die Begabung des Historikers in seiner lebhaften Betheiligung an den großen Geschicken des Vaterlandes, und wie weit Dahlmann und Löbell sonst auseinandergingen, eben jene nationale Grundlage ihrer Wissenschaft hatten sie untereinander und mit Niebuhr gemein. Ihre Stellung zu einzelnen politischen Parteifragen war höchlich verschieden, und bei Niebuhr wie bei Löbell nicht immer die gleiche in verschiedenen Lebensaltern. In der Summe aber finden wir sie sämmtlich über die leitenden Grundsätze einig, entschiedene Widersacher des Absolutismus und der Revolution, dem Wachsthum der Freiheit eifrig dienend, der Freiheit, deren Entwickelung mit der Ausbreitung von Bildung und Sitte gleichbedeutend ist. Auf das Tiefste waren sie endlich durchdrungen von der Hoheit und Unabhängigkeit der Wissenschaft. Die äußeren Ordnungen des Unterrichts sahen sie als die wichtigste Nationalsache mit Freude unter der Leitung des Staates: den inneren Gehalt aber der wissenschaftlichen Arbeit selbst begehrten sie frei aus freiem Geiste zu schöpfen, unbeirrt durch irgendwelche, sei es weltliche, sei es geistliche Bevormundung. Es waren die Gesinnungen, welche 1810 und 1818 bei der Gründung der Universitäten von Berlin und Bonn sich schöpferisch bethätigt hatten, von denen seit jenen Berliner Tagen Niebuhrs ganze Seele erfüllt war, von deren Fortpflanzung dann die bisherige Blüthe unserer Hochschule ausgegangen und, sagen wir es sofort, die ganze Machtentwickelung unseres Staates bedingt ist.

Sie, meine Herrn Commilitonen, haben wieder nach langer Friedensruhe eine Zeit gesehen, welche, wie Niebuhr sagt, unsere Seelen durch die Gefahren, mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherrn und Vaterland stark machte. Die alten Ordnungen sind zertrümmert, unser Gesichtskreis ist erweitert, dem Wirken des nationalen Geistes ist gesunder Grund und freie Bahn geschafft. Lernen Sie

von den großen Vorbildern, an die ich heute erinnert habe, wie man solche Verhältnisse für Wissenschaft und Studium nutzbar macht; stählen Sie Ihre Arbeitskraft, indem Sie bei jeder Anstrengung nicht bloß an das eigene Interesse, sondern an das Wohl des Ganzen und das Gedeihen des Vaterlandes denken. In diesem Sinne lassen Sie uns alle, Lehrende und Lernende, zusammenwirken und zusammenhalten: dann werden wir unser Jubiläum, würdig der trefflichen Vorgänger, feiern dürfen und mit Genugthuung und Hoffnung der weiteren Zukunft unserer Universität entgegengehn.

X.

Die preußische Politik im spanischen Erbfolgekriege.

Von

C. v. Noorden.

J. G. Droysen, Geschichte der preußischen Politik. Vierter Theil. Erste Abtheilung. Friedrich I König von Preußen. Leipzig 1867.

Seitdem nach dem Verfalle des mittelalterlichen Reiches sich die Wiedergeburt Deutschlands langsam aber unaufhaltsam im Staate der Hohenzollern vollzogen, hat Preußen zweimal erfahren, wie verhängnißvoll die Traditionen eines großen und bahnbrechenden Staatsmannes dem Staatswohle werden können, wenn gedankenlose und urtheilsbare Nachfolger dieselben überkommen und, weder fähig die inzwischen veränderten Bedürfnisse der inneren Landesverwaltung, noch die Verschiebungen der allgemeinen Weltlage zu würdigen, das Entschließen und Wirken des großen Vorgängers in möglichster äußerlicher Correctheit nachzuahmen suchen.

Von dem Unheil weiß Jeder zu erzählen, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts unser Vaterland ereilte, weil die Epigonen Friedrichs II wähnten, mit der mechanischen Nachahmung des friedericianischen Systems auch die Bedeutung und Kraft des friedericianischen Staates festzuhalten. Ein nur zu ähnliches Seitenstück zu den Fürsten und Ministern, welche die Erbschaft des großen Friedrich überkamen, zu ihrer Gedankenarmuth und Entschlußunfähigkeit, zu ihren kleinlichen Cabalen und pflichtvergessenen Ränken bildet der Kreis

jener Persönlichkeiten, welchen der große Kurfürst seinen Staat, den ersten auf deutschem Boden gegründeten Staat hinterließ.

Mit kleinen Mitteln hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm eine ansehnliche Rolle in der Welt gespielt. Brandenburg hatte so viel unter ihm bedeutet, weil der Regent, welcher am Steuerruder saß, ebensowohl alle Anstrengungen des eigenen reichen und starken Geistes, wie alle Kräfte des Staates dem wahren Staatsinteresse dienstbar zu machen verstand. Er durfte von den Genossen der Staatsgemeinschaft die Pflicht der patriotischen Selbstverläugnung fordern, weil sein ganzes Leben eine Uebung in dieser höchsten patriotischen Tugend gewesen. Nicht vom Zufall überwältigt, sondern den Moment beherrschend, hatte er die ihm eignenden Mittel jedesmal im richtigen Augenblick unzersplittert auf den rechten Fleck geworfen. Mit Beharrlichkeit stets bedeutenden Zielen nachstrebend, hatte er, häufig aus der Richtung verschlagen, doch den Leitstern, nach welchem er den Lauf des Staatsschiffes richtete, niemals außer Augen verloren. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als an der Stelle straffer Zucht und einheitlicher, von besonnenem Willen geleiteter Herrschaft ein fahrlässig taumelndes Regiment sich bequem und behaglich einrichtete. Sofort mit dem Tode des großen Kurfürsten kam dem Berliner Hofe das Bewußtsein der fürstlichen Pflicht und des fürstlichen Dienstes im Interesse der Staatsgemeinschaft abhanden; er verlor die sichere Ueberschau über die Bedürfnisse des Staates und die Conjuncturen der allgemeinen europäischen Lage. Der Herrscher selbst, als Herr und Gesellschafter wohlwollend und gutmüthig, als Charakter nichtig, gespreizten Selbstgefühles indessen allzuvoll, hatte nicht den sittlichen Muth seiner höfischen Umgebung voran die Launen des hochgeborenen Mannes dem Berufe des Regenten unterzuordnen. Nicht einmal in dem engeren Kreise der persönlichen Beziehungen, so oft es bei der Besetzung wichtiger Staatsämter zwischen dem geschmeidigen Günstlinge und dem fähigeren aber selbständigen Kopfe zu entscheiden galt, hätte er eine fürstliche Selbstverläugnung auszuüben vermocht; noch weniger wenn in den Fragen der auswärtigen Politik das Ansehen seiner Person mit den realen Bedürfnissen des Staates auseinanderging. So begehrlich und anspruchsvoll, daß die zeitgenössischen Staatsmänner Englands und Hollands über das im Berliner Schlosse ge-

führte Register preußischer Prätensionen spotteten, war der Nachfolger Friedrich Wilhelms doch unfähig zu einem selbständigen Entschlusse wie zu einer persönlichen Initiative. Ein gelegentliches Aufbrausen gegen ungebührliche Zumuthungen fremder Gesandten, eine zeitweilige Rebellion gegen die Vorschläge der eigenen Minister darf man nicht mit spontaner Geistesthätigkeit verwechseln. Nach wie vor blieb er ein Werkzeug in der Hand seiner Günstlinge. Gerade diejenigen Räthe durften am Sichersten auf die nachhaltige Gunst des Fürsten rechnen, welche am Zuversichtlichsten lustige Projecte als wahrscheinliche Erfolge vorzutragen wagten. Und wie man plante und Entwürfe schmiedete, auf die in diplomatischen Dingen so unentbehrliche Kunst der Verschwiegenheit verstand man sich am Berliner Hofe nicht. Von dem Eindrucke des Augenblickes ebenso rasch und leicht in Extasen der Freude wie der tiefen Bekümmerniß geschleudert, schüttete der Souverän allzu unbefangen seine wechselnden Empfindungen sogar den mitfühlenden Herzen seiner Hofdienerschaft aus [1]). Friedrich I war nicht gewissenlos, nicht unthätig; er war beflissen von allen Dingen Kenntniß zu nehmen; inmitten der rauschenden Festlichkeiten seines Hofes arbeitete er doch viel und mit regem Interesse. Aber er überschaute die Geschäfte nicht, über Einzelheiten verlor er den Eindruck des Ganzen aus den Augen; er selbst blieb am Geringfügigen, Nebensächlichen haften und gab die

---

1) Lintelo, der holländ. Gesandte in Berlin an Heinsius 6. December 1707. Heinsius Archiv. Haag. MS. Ich bemerke hier gleich zum Eingang, daß es außer der Correspondenz Bonets aus England und Grumbkows aus dem niederländischen Feldlager (beide im preuß. Staatsarchiv zu Berlin) vornehmlich die zum Zwecke eines größeren Werkes über die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges benutzten öffentlichen und Privat-Archive im Haag und in London gewesen sind, welche mich in den Stand setzten, an der Hand des neu erschienenen Bandes von Droysen noch Einiges über die preußische Politik im spanischen Erbfolgekriege beizubringen. Leider verbietet der beschränkte, einem einzelnen Aufsatz in der Zeitschrift gestattete Raum, auf einige interessante und verwickelte Fragen näher einzugehen oder aus dem herangezogenen archivalischen Material größere Stellen abzudrucken. Ich hoffe dies an anderem Orte nachzuholen.

Erledigung der Hauptfragen dem Glücksfalle preis. In Folge der Güte des Königs, berichtet der holländische Gesandte[2]), gerathen die wichtigsten Entschließungen am Berliner Hofe in die Hände von Parteien, die Entscheidungen werden nicht sowohl verständigem Urtheil und der Absicht des Königs gemäß, sondern je nach der Stärke und Schwäche der einander befehdenden Factionen gefaßt. Daher als Resultat der Berathungen so manchmal Entschlüsse und Compromisse zwischen schroff entgegenstehenden Ansichten, daher durchgängig eine Politik, welche häufig in der nächsten Stunde das Gegentheil von demjenigen in Ausführung bringt, was in der vorigen Stunde beschlossen worden. Nichts beweist deutlicher die geistige Schwäche dieses Fürsten, als daß er Jahr ein Jahr aus die widerstrebendsten, einander mit schmutzigen Intriguen bekämpfenden Parteien in seinem Cabinette duldete, sich selbst aber wechselnd bald von der einen bald von der anderen beherrschen ließ. Heute melden die auswärtigen Gesandten den unvermeidlich bevorstehenden Sturz des leitenden Ministers, morgen hat denselben eine ausgesuchte Schmeichelei oder eine kräftige Cabale seiner Anhänger fester als je gestellt. Kein Hof in der Welt sei schwerer zu behandeln als der preußische, klagt der englische Gesandte, „was man mit dem Könige vereinbart, stoßen die Minister um und umgekehrt“ [3]). Von den Räthen, welche innerhalb der ersten zwei Jahrzehnte von Friedrichs Regierung eine entscheidende Stimme führten, hat nur der mit Undank belohnte Dankelmann neben mannigfachen Mängeln doch wenigstens einen aufrichtigen Patriotismus an den Tag gelegt. Sein Nachfolger Kolb von Wartenberg kannte jenseits der höfischen Atmosphäre kein staatliches Interesse. Erst seit dem Sturze dieses Günstlings, gegen den Ausgang der Regierung Friedrichs I hin begann mit dem wachsenden Einflusse Ilgens auf die auswärtigen Angelegenheiten, gleichzeitig mit den inneren Reformbestrebungen des Kronprinzen sich das Treiben des preußischen Hofes etwas weniger gedankenlos und selbstsüchtig zu gestalten.

Es versteht sich von selbst, daß eine Politik, welche nicht der

2) Lintelo in der oben angeführten Relation.

3) Lord Raby an St. John 20. December 1710. Record office London. MS.

gereiften Ueberzeugung, so und nicht anders das Beste des Staates zu erreichen, entsprang, weder müthig auf einem einmal ergriffenen Standpunkte ausharren, noch mit gelenkiger Wendung selbstvertrauend zu einem kecken Wagniß ausholen konnte. Begreiflich, wenn eine solche Politik, ungewiß über einen letzten Zweck ihrer Bestrebungen entweder sich in schwerfälligem Beharren auf ausgefahrenem Geleise gefiel oder unruhig und planlos die Kräfte des Staates hier und dorthin verwarf. Zwar fehlte es nicht an Lüsternheit nach den goldnen Früchten, welche ein entschlossener Einsatz gewinnen könnte, es fehlte nicht ein schwelgerisches Vorgenießen möglicher Gewinne, aber über ein eitles Kokettiren mit der Anstrengung und Gefahr, über ein fragendes Tasten und Aushorchen, ob der neue Weg nicht zu schwindelerregend und kniebrechend, gelangte man schließlich nicht hinaus. Auf den breiten Richtwegen der Politik Friedrich Wilhelms, des großen Vorgängers wandelte es sich doch am Bequemsten. Ein bestürztes Einhalten, ein zeitvergeudendes Ueberlegen nur dann, wenn der Fuß gelegentlich auf Stellen trifft, wo unterdessen ausgehauene Lichtungen wieder verwachsen sind, Bergstürze die Bahn verschüttet haben, oder wenn man von einzelnen Aussichtspunkten herab das Völkerleben sich auf fremden, kürzeren, in dem eigenen Handbuch noch nicht verzeichneten Straßen bewegen sieht. Dann läßt man sich wohl vom Zufall nach dieser oder nach jener Seite treiben, aber thatenscheu hält man bald wieder ein und greift zu dem Bekannten zurück; vereinsamt und verkümmernd zieht man auf verlassenen Umwegen weiter, während es nur ein kurzes Dickicht zu durchhauen galt, um zur saftigen quellenreichen Matte durchzubrechen.

Mannigfache Tendenzen hatte der große Kurfürst im Laufe einer langen Regierung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik verfolgt. Um die Selbständigkeit seines Staates zu begründen und zu behaupten, hatte er vielmals seine Allianzen wechseln und durch manche Gegensätze sich hindurch winden müssen. Zwar kann man die vielfachen Richtungen, in welchen die Politik Friedrichs Wilhelms sich bewegte, auf einige wenige Grundzüge zurückführen: Vertheidigung des protestantischen Glaubens und der Selbständigkeit der kleineren Staaten gegen die Monotonie des religiösen und staatlichen Despotismus Ludwigs XIV, Beschirmung deutschen Wesens und des kai-

serlichen Hauses Habsburg als Repräsentanten deutscher National-einheit, Verwerthung jeder Verwickelung im Osten Europas zur Vergrößerung und Kräftigung des deutschen Staates Brandenburg, — es lassen sich die dem Kurfürsten gelegentlich durch die Macht der Umstände aufgedrungenen Nebenrichtungen und Haltpunkte, so die intermistische Allianz mit Frankreich, von dem eigentlichen Systeme seiner brandenburgischen Politik erkenntlich unterscheiden; aber schon bedurfte es eines starken, allzeit wachsamen Geistes, um jene parallel laufenden Grundtendenzen kräftig zu bemeistern, um die Energie und die Dauer des Druckes beurtheilen zu können, welchen man ohne Nachtheil für den Staat bald dieser bald jener Action zuwenden durfte.

Als nächste Erbschaft hatte Friedrich Wilhelm seinem Sohn und Nachfolger die Deckung der niederländischen Republik im Jahre 1688 hinterlassen. Die unmittelbare Folge der englischen Thronumwälzung war die Entzündung des zweiten Coalitionskrieges gegen Frankreich. Sowohl bei der Vertheidigung Hollands in jenen ereignißvollen Tagen wie bei dem Aufwand der gesammten brandenburgischen Streitkräfte gegen Frankreich war der Eifer Friedrichs, sich als der würdige Sohn seines Vaters zu erweisen, vollkommen an der Stelle. Nicht um die particularen Interessen Oesterreichs, Hollands oder Englands, sondern um den Bestand des Protestantismus in der Welt und um die Integrität des deutschen Reiches, um religiöse und nationale Fragen, um eine patriotische Pflicht handelte es sich damals. Es handelte sich um das eigenste Interesse des jungen norddeutschen, protestantischen Staates. Bei dem wehrlosen Zustande der Republik, bei dem Gebundensein des Kaisers im Türkenkriege, bei dem Parteikampfe innerhalb der großbritannischen Reiche kam es der guten Sache trefflich zu Statten, daß der Kurfürstliche Hof so völlig in den letzten Ideen Friedrich Wilhelms aufging. Eine vortheilhaftere Verwerthung der brandenburgischen Streitkräfte gab es damals nicht. Die nordischen Verfehdungen, welche Brandenburg niemals gleichgültig lassen durften, waren durch den Altonaer Vergleich einstweilen beschwichtigt. Acht Jahre hindurch harrte Friedrich als Genosse der Allianz im Kriege aus. Er durfte nicht klagen, weil er keinen Zuwachs an territorialer Macht aus dem

Kampfe davontrug. Denn für politische Ideen war man von Anfang an ins Feld gezogen.

Aber doch gab es, wenn der Kurfürst am Tage des Friedensabschlusses auf die vieljährige Kriegsepoche rückwärts blickte, mancherlei, was zu ernster Ueberlegung spornen mußte. Mannigfache Vorgänge während des letzten Reieges legten die Erwägung nahe, ob Brandenburg, ohne dem Staatswohl zu viel zu vergeben, noch einmal unter ähnlichen Verhältnissen in ein Offensivbündniß der großen Mächte gegen Frankreich treten dürfe. Um so wichtiger war eine derartige gründliche Erwägung, als man von gut unterrichteter Seite dem Ryswijker Frieden nur die Bedeutung eines Waffenstillstandes beilegen wollte.

Mit wie viel Undankbarkeit, Zurücksetzung und hämischem Neide fanden die Berliner Staatsmänner, wenn sie rückwärts rechneten, die opferwilligen Anstrengungen Brandenburgs von Jahr zu Jahr gelohnt. Wie kargte England, so freigebig um den niederländischen Aufwand des Jahres 1688 zu vergüten, wenn es Brandenburg zu entschädigen galt. Ueber jeden Pfennig der Subsidien, welche Friedrich bedurfte, marktete das englische Parlament. Endlich schien es nur bewilligt zu haben, um diese Subsidien auf die Liste derjenigen Verpflichtungen zu setzen, welche man nicht einzuhalten gedachte. Und Niemand anders als der englische König, der nahe Verwandte des kurfürstlichen Hauses, der sonst so gewissensstrenge Oranier lehrte das Parlament, daß man Brandenburg gegenüber sich ungestraft der bündigsten Versprechungen entschlagen dürfe. Auf die früher von Wilhelm empfangenen Zusagen hin, durfte Friedrich erwarten, durch den letzten Willen des kinderlosen Königs nicht nur in dem Rechtsanspruch auf sämmtliche, schon von älteren Testamenten seinem Hause zuerkannte oranische Fideicommißgüter bestätigt zu werden, sondern ebenfalls in den Besitz der von Wilhelm III erworbenen Herrschaften zu gelangen. Einem ansehnlichen Machtzuwachs hatte Brandenburg mit dem Heimfall der zahlreichen in Holland, Belgien, Frankreich und dem Reiche zerstreuten oranischen Domänen entgegenzusehen. Von europäischer Bedeutung würde der Heimfall der oranischen Festunge Grave, Breda und Willemstadt an die hohenzollernschen Fürsten geworden sein. Aber die ganze An-

wartschaft Brandenburgs warf der letzte Wille des englischen Königs über den Haufen, die älteren Testamente zu Gunsten der hohenzollernschen Verwandten stieß er um, und selbst den Rechtsanspruch Friedrichs auf die oranischen Fideicommißgüter machte er zum mindesten anfechtbar. Und dies war geschehen, während Brandenburg in engster Allianz mit Holland und England in den Niederlanden focht. Am Vorabend vor dem Beginn des spanischen Erbfolgekrieges war Wilhelm gestorben, um Friedrichs Hilfe werbend, indessen ohne das feindselige Testament geändert zu haben. Wie correct auch Wilhelm III vom einseitigen Standpunkte des holländischen Staatsmannes aus gehandelt haben mag, ein häßlicher Flecken auf seinem Andenken bleibt für uns doch der Betrug, welchen er zu Gunsten eines ihm mißliebigen Verwandten, des Prinzen von Nassau-Friesland dem eng verbündeten Hohenzollern spielte. Unwürdig bleibt zumal die zweideutige Weise, in welcher er aus Rücksichten gegen die niederländische Republik den brandenburgischen Fürsten um seine Ansprüche und den norddeutschen Staat um eine Stellung betrog, welche ihm dauernd das Schwert zum Schutze der niederländischen Republik in die Hand gegeben hätte.

Auch in Holland war, sobald die Heere Ludwigs XIV nicht mehr schreckten, der anfängliche Enthusiasmus für Brandenburg unter den Gefrierpunkt herabgesunken. Besorgniß vor den umfassenden oranischen Erbschaftsansprüchen des kurfürstlichen Hauses, Entsetzen über den kriegerischen und monarchischen Genius des Hohenzollernthums äußerte sich zuerst in kühler Zurückhaltung, bald darauf in feindseliger Verdächtigung. Und nun erst im Reiche! Nicht anders in dem letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts, wie bei jeder späteren Machterweiterung des preußischen Staates. Der gehässige Neid der größeren und mittleren Herren über das staatliche Emporkommen des einen Reichsfürstenthums, welchen Friedrich Wilhelm schon zur Genüge gekostet, brach unter dem schwächeren Nachfolger als geschäftige Feindseligkeit hervor. Wo es Brandenburg, den Ueberflügler, zu unterdrücken und nergelnd zu verkürzen galt, durfte der Kaiser eines selten einstimmigen Beifalls der Großen, Mittleren und Kleinen gewiß sein. Und wie endlich das kaiserliche Cabinet selbst gewillt war den brandenburgischen Beistand in der Stunde der Ge-

fahr zu vergelten, das hatte Kurfürst Friedrich an der während des zweiten Coalitionskrieges sich abwickelnden Schwiebuser Frage erfahren. Eine Gehässigkeit und Zweideutigkeit des Wiener Hofes in dieser Angelegenheit, von weit größerem Umfang als bisher bekannt war, hat gerade die Droysensche Forschung neuerdings ans Licht gebracht. Daß die österreichischen Staatsmänner heute wie gestern und morgen wie heute auch die äußersten Aufopferungen Brandenburgs für die nationale Sache nur als schuldigen Tribut registriren, sich höchstens über die zunehmende Leistungsfähigkeit des ketzerischen Reichsvasallen ärgern würden, dies hatte jedes Jahr des letzten Krieges Kurfürst Friedrich und seinen Räthen zum Verständniß bringen können.

Nicht länger als drei Jahre blieben die Friedensstipulationen von Ryswijk in Kraft. Dann trat mit der Eröffnung der spanischen Erbschaft und mit dem kaiserlich-holländisch-englischen Offensivvertrage vom 7. September 1701 wiederum die Frage, welche Partei Brandenburg ergreifen wolle, an den Nachfolger Friedrich Wilhelms heran. Wie ähnlich für die oberflächliche Beurtheilung, lagen in Wahrheit die europäischen Verhältnisse doch durchaus verschieden von den Conjuncturen des Jahres 1689. Zwar rüsteten wiederum dieselben großen Mächte im Bunde gegen Frankreich, und Wilhelm III stand wieder an der Spitze der Coalition. Zwar lautete wiederum die Parole Herstellung des europäischen Gleichgewichtes und Einschränkung der durch den Anheimfall Spaniens noch kolossaler angeschwellten bourbonischen Monarchie. Aber gegenwärtig war weder ein religiöses noch ein nationales Interesse durch die Waffen Ludwigs XIV unmittelbar gefährdet. Die Thronbesteigung Philipps von Anjou that der Integrität des Reiches keinen Abbruch. An dem Marke Oesterreichs zehrte kein Türkenkrieg, England war geeint und stark, Holland zum Kriege bereit. Wenn jede der verbündeten Großmächte ihre Pflicht erfüllte, war die Allianz auch ohne Hinzuziehung der kleineren Staaten der bourbonischen Monarchie gewachsen. Die Genossen der Haager Allianz mochten gute Gründe zum hartnäckigsten Kampfe um die spanische Erbschaft haben. Im Mittelmeer wie in den transatlantischen Gewässern sah sich der englisch-holländische Handel mit vollständigem Ruine bedroht;

Frankreich griff zur See nach demselben Prestige, welches seine Heere längst auf dem Continent behaupteten. Wie für England die Gewinne des spanisch-amerikanischen Handels, so galt für Holland zu Ausgang des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Besetzung der belgischen Grenzfestungen gegen Frankreich als das höchste und wichtigste Ziel der staatischen Politik; alle Hoffnungen, alle Bestrebungen seiner Staatsmänner gipfelten in diesem einzigen Schlußpunkt. Noch deutlicher auf der Hand lagen die dynastischen Interessen des Hauses Habsburg. Für die Vereinigung Mailands, Neapels, Siciliens und der katholischen Niederlande mit den österreichischen Erbstaaten durfte der Kaiser alle noch übrigen Mittel seines Reiches, selbst das Silbergeräth seiner Kirchen aufwenden. Auch in dem ungünstigeren, vom Wiener Hofe anfänglich perhorrescirten Falle, daß die Seemächte die spanische Gesammtmonarchie dem jüngeren Sohne des Kaisers zuwenden würden, fand der dynastische Ehrgeiz des Hauses Habsburg doch reiche Befriedigung.

Die Handels- und Barriereinteressen der Seemächte hatten für Brandenburg keine Bedeutung, noch weniger aber die Steigerung der kaiserlichen Machtmittel. Schwer genug schon lasteten die jährlich sich wiederholenden Verfassungsübergriffe des Kaisers auf den deutschen Reichsfürsten, und die österreichische Mißgunst zumal auf dem Staate der Hohenzollern. Aller mahnenden Denkschriften des Kaisers unerachtet, welche die spanische Succession als eine nationale deutsche Frage auslegten, waren die süddeutschen Reichsstände anfänglich zu dem Beschlusse einer bewaffneten Neutralität zusammengetreten. Bei der geheimen Allianz der Wittelsbachischen Kurfürsten von Köln und Baiern mit Frankreich, bei der von Ludwig XIV genährten Spaltung des Reichsfürstenstandes über die hannöversche neunte Kur drohte an einer den Krieg mit Frankreich beschließenden Erklärung des Reichstages sich zunächst die Fehde im Reiche selbst zu entzünden.

So deutlich hatte man in Berlin die schiefe Position während des letzten Krieges empfunden, daß unter den Motiven, welche den Sturz Dankelmanns rechtfertigen sollten, seiner unfruchtbaren Vergeudung der brandenburgischen Streitkräfte im zweiten Coalitionskriege gedacht worden war. Frankreich, welches während des vorigen

Krieges kein verführerisches Angebot gethan, bot jetzt mit vollen Händen. Schon die bloße Zusage der Neutralität wollte es mit hohem Preise lohnen. Im Jahre 1689 hatten die nordischen Mächte an der Allianz gegen Frankreich theilgenommen, jetzt aber waren und blieben ihre Kräfte zu gegenseitiger Feindseligkeit entfesselt. Gewitterwolken thürmten sich im Osten auf und schon waren einzelne Schläge gefallen. Mit knapper Noth hatten die Seemächte noch einmal Dänemark den zermalmenden Waffen des jungen siegreichen Schwedenkönigs Carls XII entrissen. Aber zwischen Schweden und Rußland tobte der Krieg: kein Zweifel, daß Polen demnächst in denselben verwickelt werden, daß hart an den Grenzen des Herzogthums Preußen und schwerlich ohne Verletzung brandenburgischen Staatsgebietes die Rivalität zwischen August von Sachsen-Polen und dem Schwedenkönig zum Austrag gebracht werden würde. Auch abgesehen von den leidigen Erfahrungen aus dem vorigen Kriege lagen Gründe genug vor, um das Berliner Cabinet von einem zu ernstlichen Engagement im Westen abzumahnen.

Nicht etwa als ob man dem Beispiele Kölns und Baierns folgend, sich in den Sold und unter die Fahnen Ludwigs XIV hätte begeben sollen. In noch bedenklicherer Weise als durch die Allianz gegen Frankreich würden damit die Kräfte des Staates in Anspruch genommen worden sein. Zudem war Kurfürst Friedrich III, seit dem 18. Januar des Jahres 1701 König Friedrich I von Preußen, durch den Kronvertrag mit einem Hilfscorps von 8000 Mann an den Kaiser gebunden. Speciell zur Lösung der spanischen Erbfolgefrage war er mit dieser Truppenzahl verpflichtet. Außerdem hatte er sich stark gemacht für die kaiserlichen Anträge auf dem Reichstage einzustehen.

Wie übereilt es gewesen sein mochte, auf schleichenden Umwegen und unter beharrlichen Zugeständnissen den prunkenden Titel vom Kaiser zu ermarkten, während zwei große drohende Conflicte in Europa reichliche Gelegenheit bieten konnten, sich mit dem Hinweise auf Brandenburgs Wehrkraft aus eigener Machtvollkommenheit die Krone aufs Haupt zu setzen: der Schritt war nun einmal geschehen, eine Politik vollkommen freier Hand war Ehren halber nicht mehr möglich. Aber wie beträchtlich war doch die Kluft zwischen der

vertragsmäßigen Leistung an den Kaiser, dazu noch die Lieferung eines Reichscontingents von etwa 6000 Mann und zwischen der Ueberlassung aller kriegstüchtigen Truppen des Staates an die verbündeten Großmächte!

Nicht genug, daß der Berliner Hof seine Verpflichtungen gegen den Kaiser erfüllte, die Kriegserklärung des Reichstages durchsetzte und sofort 5000 Mann an England und Holland vermiethete, er drang in London, im Haag und in Wien darauf als selbständiger Genosse in die große Allianz aufgenommen zu werden. Zwar verlangte Friedrich dagegen von England einen Artikel zu Gunsten der preußisch afrikanischen Compagnie, bis zur Tilgung einer älteren Schuldforderung an Spanien bedang er sich die preußische Occupation des spanischen Gelderlandes aus, er forderte unter Anderem auch die Zusicherung einer Barriere zwischen Rhein und Maas zum Schutze der preußisch-rheinischen Territorien, doch die rundweg abweisende Antwort des englischen Ministeriums ernüchterte seinen Eifer nicht[4]. Obwohl noch der Gläubiger Englands aus dem früheren Kriege, nahm er doch keinen Anstand in neue Miethverträge zu willigen. Ungestüm fuhr er auf, als noch vor der eigentlichen Kriegserklärung an Frankreich der Tod und das Testament Wilhelms III die Treulosigkeit des Oraniers offenbarte, als dann die undankbare Eifersucht der Generalstaaten auch die fideicommissarischen Güter des Nachlasses in Verwaltung nahm und sogar den unbestreitbaren Heimfall der Grafschaften Moers und Lingen an Preußen versagte. Indessen, wie heftig die von der Scheelsucht der Holländer geschlagene Wunde schmerzte, wie bitter sich die Erörterungen zwischen dem preußischen Hofe und den holländischen Regenten gestalteten: dennoch eröffneten im Sommer 1702 preußische Regimenter im Dienste und an der Seite der Holländer den Krieg gegen Frankreich. Der Waffenverbrüderung der Truppen that es keinen Abbruch, als die gegenseitigen Reibungen wegen der oranischen Erbschaft bald so bedenklich wurden, daß Friedrich I sich dem englischen Mini-

4) Spanheim (preuß. Gesandter in London) an Marlborough 8. Januar 1702. Spanheim an Friedrich I 3. Januar 1702. Berliner Staatsarchiv. MS.

sterium zur Verfügung stellte, falls Königin Anna in einer Anwandlung des Mißvergnügens über die Republik herzufallen begehre [5]).

Schwerer vielleicht als die Schwierigkeit der Seemächte verwand der Berliner Hof den kränkenden Hochmuth der österreichischen Minister. Sie wiesen den Zutritt Preußens zur großen Allianz anfänglich mit der Bemerkung ab, daß der Kaiser die preußische Krone nicht als Verbündeten gleichen Ranges an seiner Seite dulden könne [6]). Doch König Friedrich I verwand auch dieses.

Alle solche Demüthigungen versüßte die Aussicht auf eine europäische Anerkennung der preußischen Königskrone beim demnächstigen Friedenscongresse. Wie spöttisch Wilhelm III bisher über den königlichen Titel Friedrichs geurtheilt, sofort nach der Thronbesteigung Philipps von Anjou hatte er die Republik gedrängt, „die Laune des Kurfürsten“ zu befriedigen [7]). An der Spitze aller Forderungen, welche Preußen während des Erbfolgekrieges gestellt hat, figurirt die französisch-spanische Anerkennung der Königskrone. Ob man über dieselbe hinaus nicht noch weiter geschielt und Chimären verfolgt hat, welche nur in engster Allianz mit den Seemächten sich verwirklichen ließen? Gewiß ist, daß man ernsthaft die Eventualität ins Auge faßte, trotz aller Irrungen mit den Hochmögenden, sei es die Statthalterschaft, sei es auch nur das höchste militärische Commando der Republik davonzutragen. Ebenfalls von England aus durfte der preußische Resident Bonet wiederholt dem Könige die Möglichkeit erörtern, daß das englische Volk dereinst das erlauchte Haus Brandenburg auf den englischen Thron berufen werde. Eine Prophezeiung, daß König Friedrich drei Frauen ehelichen und zwei Königreiche erwerben solle, spielte am Berliner Hofe eine große Rolle [8]). Dem englischen Gesandten in Berlin fiel es auf, daß man sich so häufig und angelegentlich nach der Gesundheit des Kurprinzen Georg von

---

5) Raby an Hedges 2. Oktober 1703. Rec. off. London. MS.

6) Bartholdi aus Wien am 4. u. 15. Februar 1702. Berl. Staatsarch. MS.

7) Wilh. an Heinsius 10. December 1700. Hausarchiv. Haag.

8) Raby an Marlborough 11. April (ohne Jahr) Coxe papers Brit. Museum. MS.

Hannover erkundigte und dem Wahne nachhing, derselbe könne nicht zu Jahren kommen [9]).

Für das verschwenderische Treiben des Berliner Hofes waren zudem die Subsidien, welche die Seemächte zahlten, von nicht geringer Bedeutung. Derselbe Günstling Wartenberg, welcher aus guten Gründen den kostspieligen Zerstreuungen des Königs hilfreiche Hand leistete, begünstigte aus eben so kräftigem Grunde den Abschluß vortheilhafter Miethverträge. Ohne eine solche Hilfsquelle von außen hätte Friedrich entweder auf den Prunk seines Hofes oder auf die Vollzähligkeit seiner Armee verzichten müssen. Und jenen glaubte er seinem europäischen Ansehen, diese dem Andenken seines Vaters schuldig zu sein. Obschon er seine Truppen nicht zum Frommen des Staates zu verwenden verstand, setzte er doch, in diesem Punkte ein echter Hohenzoller, seinen Stolz darin, daß die Stärke der königlich preußischen Armee die von seinem kurfürstlichen Vater gehaltene Truppenzahl noch überbiete. In demselben Augenblick mußte Wartenberg seinen zahlreichen Gegnern zu erliegen fürchten, in welchem sein Unvermögen, die Liebhabereien des Fürsten in Hof und Armee zu befriedigen, eine unnachsichtige Untersuchung seiner Verwaltungspraxis heraufbeschwor. Von einer Betheiligung Preußens am nordischen Kriege ließen sich aber zunächst nur beschwerliche Kosten gewärtigen. Weder Polen noch Schweden befanden sich in der finanziellen Lage die preußische Cooperation mit vierteljährigen Zahlungen zu vergüten. So zwang den leitenden Minister schon der selbstsüchtige Wunsch seine Stellung zu behaupten, allen Gegenvorschlägen nüchterner Männer zu widerstehen, welche auf die jüngsten Erfahrungen gestützt, geringschätzig von den Knappendiensten Preußens im Gefolge der Seemächte redeten. Nach Droysens Ermittelungen dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, daß Wartenberg auch persönlich sich seine Bemühungen in englischen Staatspapieren bezahlen ließ. Brandenburg gegen Frankreich, in kriegerischem Eifer allen übrigen Reichsständen selbst dem meist interessirten Kaiser voran, — das war die Position, welche der norddeutsche Kriegsstaat unter dem großen Kurfürsten mit Unterbrechung weniger Jahre

9) „Your Grace can guess the rest" schließt Rabys Bericht.

eingenommen hatte. Ohne Zögern hatte man dieselbe wieder ergriffen.

Aber gleicherweise wie den Gegensatz gegen die katholische Militärmonarchie Ludwigs XIV geboten die Traditionen des großen Kurfürsten auch ein scharfes Aufpassen, daß in dem nordischen Staatensysteme keine Verrückungen des Machtverhältnisses ohne Mitsprache Preußens stattfänden. Man erinnerte sich, wie Friedrich Wilhelm während eines Krieges der nordischen Mächte Angebote von beiden Seiten empfangen, mit der Entscheidung gezögert, bald hier bald dort mit seiner Hilfe eingesetzt, durch die Künste der Diplomatie einen unschätzbaren Preis errungen und endlich mit seinen Regimentern das Gleichgewicht im Norden und die deutsche Waffenehre hergestellt hatte. Unvergessen war am Berliner Hofe der Rechtsanspruch auf Vorpommern und die Eröffnung der Ostseeküste geblieben, man hatte Ansprüche auf Elbing, neuerdings noch von August II bekräftigt, man würdigte sehr wohl den Werth, welchen die Erwerbung Westpreußens für die Abrundung des preußischen Staates im Osten bieten würde. Nicht nur die Furcht, durch den schon im Jahre 1700 wieder losgebrochenen polnisch-schwedischen Krieg in unfreiwillige Mitleidenschaft gezogen zu werden, auch eine richtige Erkenntniß von der Bedeutung dieser Händel für den Einfluß Preußens im Nordosten, vornehmlich aber die Begehrlichkeit, von den nordischen Wirren zu profitiren, trieb das preußische Cabinet, sich gleichzeitig mit dem Hinzutritt zur großen westlichen Allianz auch in diese Angelegenheiten zu vertiefen.

Wenn Preußen, durch ältere Verträge um die Vortheile einer völligen Neutralität im Erbfolgekriege gebracht, sich im Westen und Süden nur mit 14000 Mann, seiner pflichtmäßigen Hilfe an Kaiser und Reich betheiligt hätte, so wäre ihm immer noch eine hinreichende Truppenmacht geblieben, um wie Friedrich Wilhelm im richtigen Moment zur Action hervorbrechend, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschaale des nordischen Krieges zu werfen. Die diplomatische Rührigkeit den nordischen Cabinetten gegenüber hätte einen vernünftigen Grund und einen kräftigen Hintergrund gehabt. War der Würfel indessen einmal nach einer anderen Richtung hin gefallen, hatte man entschieden nach und nach das Gros der preußischen Armee der Coalition zur Verfügung zu stellen, so galt es ohne Seiten- und Hintergedanken nicht

nur die militärischen Kräfte, sondern auch alle Aufmerksamkeit der Diplomatie dieser einen Aufgabe zu widmen. Bei weitem nicht mächtig genug, um gleichzeitig auf beiden Polen des lang ausgespannten Staatsgebietes eine kräftige Action auszuüben, mußte man in diesem Falle sich den polnisch-schwedischen Händeln gegenüber, auf eine würdige Defensive beschränken. Dem Beispiele des Herzogs von Savoyen seit seinem Bruche mit Frankreich folgend, galt es mit rücksichtsloser Ergebenheit, mit allen Forderungen, Hoffnungen und Gefälligkeiten sich an einen der großen Verbündeten und zwar bei dem natürlichen Gegensatze zu Oesterreich und Holland an England anzuklammern. Man würde auch bei solcher Politik, wie wenig sie ursprünglich durch das preußische Staatsinteresse bedingt sein mochte, wahrscheinlich einen beträchtlichen Gewinn davongetragen haben.

Zu ihrem Unheil hielt die preußische Diplomatie unter Friedrich I noch eine mittlere Richtung zwischen den augenscheinlichen Gegensätzen staatsmännischer Entschließung für möglich. Sie begab sich durch eigene Wahl in die Lage, elf Jahre hindurch, wie Droysen es so kurz und treffend charakterisirt, im Westen Krieg ohne Politik und im Osten Politik ohne Armee zu treiben.

Durch die Ereignisse an der östlichen Grenze und namentlich durch das Bewußtsein selbstverschuldeter Schwäche diesem Orkane gegenüber in beständiger Spannung und Aufregung gehalten, versäumte die preußische Staatskunst die günstigen Chancen zu benutzen, welche einem gewandten und entschlußfertigen Staatsmann sich während der mehrfachen Reibungen im Schooße der Allianz und endlich während der Auflösung derselben im Westen boten. Zugleich verminderte man durch die schielenden Blicke nach Osten, durch die wiederholte Ankündigung demnächst in die nordischen Verwickelungen einzugreifen die Sympathien der großen gegen Frankreich ringenden Mächte; man weckte den Argwohn und die Besorgniß der Verbündeten und setzte sich übermüthig strafenden Zurechtweisungen von ihrer Seite aus. Ohnehin schon vom Kaiser und den niederländischen Regenten mit unverhohlener Mißgunst behandelt, gab man Oesterreich und Holland einen Rechtsgrund zur Beschwerde und lähmte das Interesse des minder scheelsüchtigen Englands, dem Staate, der seine Dienste

nur unmuthig und murrend der gemeinen Sache geopfert, noch über den pflichtmäßigen Truppensold hinaus einen Entschädigungspreis beim Frieden zu bezahlen. Vollends verächtlich aber mußte den kriegführenden Mächten im Osten eine Politik erscheinen, welche man bei all ihrer Geschäftigkeit und Begehrlichkeit, bei all ihren Erbietungen zur Mediation und Intervention doch durch das Band von Allianz- und Subsidienverträgen und durch die noch hemmendere Fessel der schleppenden Gewöhnung mit fast sämmtlichen disponibeln Mitteln an ein anderes Kriegstheater gebunden wußte.

Der richtige Zeitpunkt zum Eintritt in die nordischen Verwickelungen wäre im Frühling des Jahres 1702 gewesen, ehe sich in der Schlacht van Clissow das Schicksal Augusts entschied. Als das preußische Cabinet, lüstern nach einem Stück polnischer Beute im folgenden Jahre die Allianzunterhandlung mit Karl XII eröffnete, gab dieser zu verstehen, daß Schweden das preußische Bündniß keines hohen Preises mehr werth erachtete. Obschon der Vertrag, in dessen Präliminarien Friedrich sich verpflichtet hatte, die Waffen gegen Polen zu ergreifen, falls die Republik für ihren König Partei nähme [10]), nicht zum Abschlusse kam, mußte das Berliner Cabinet doch eine englische Strafnote über seine freundschaftlichen Beziehungen zu Schweden einstecken. Dieselben verursachten in England „Ombrage", ließ man dem preußischen Hofe von London aus melden. Voll Unmuth über die Knauserei Karls XII versuchte Friedrich dann sein Glück in Unterhandlungen mit August von Polen. Es ließ sich hoffen, daß dieser Fürst, den völligen Ruin seiner eitlen Herrschaftsträume vor Augen, in jede Abkunft willigen werde, welche ihm einen Theil der Republik zu souveränem erblichem Besitze zusicherte. So entsprangen mit Augusts Zustimmung schon in jenen Jahren die ersten Pläne zur Theilung Polens, von der preußischen Regierung mit Befriedigung aufgenommen. Wenn Schweden, Rußland, Friedrich von Preußen und der polnische König über den Handel einig geworden wären, würde die Republik sich damals so

10) Artikel 4: si respublica Poloniae se declararet in favorem sui regis contra regem Sueciae etiam Rex Boruss. se contra Rempublicam declarabit. Raby an Hedges September 1703. Rec. off.

wenig wie später haben widersetzen können. Weiter handelte es sich um ein preußisch-polnisches Bündniß gegen Schweden. Aber da Karl XII gelobt, den Krieg in Polen erst mit der Einsetzung und Anerkennung Stanislaus Lescinskis als König von Schwedens Gnaden zu beendigen, mochten die Seemächte noch weniger von einer preußisch-polnischen, wie von einer preußisch-schwedischen Allianz hören. Vielleicht nicht mit Unrecht behaupteten sie, daß eine solche Abkunft das größte Unheil in Scene setzen werde, welches die Coalition gegen Frankreich bedrohen könne: die Verständigung Karls XII nämlich mit Ludwig XIV. Wie aus der Correspondenz zwischen Marlborough und Heinsius hervorgeht, gab es für die englischen und holländischen Staatsmänner kein schreckenderes Gespenst, als diese allzeit besorgte, oft durch alarmirende Gerüchte ausgesprengte Verständigung des unberechenbaren Schwedenkönigs mit dem Versailler Hofe. Als nächste Folge davon fürchtete man die Verschmelzung des nordischen mit dem französischen Kriege zu einem einzigen Drama und den Einbruch des Schwedenheeres in den Rücken der Alliirten. Karl XII deßhalb auch in seinem dictatorischen Uebermuth mit keinem bittern Worte zu reizen, jedem Anlaß zur Reibung sorgfältig vorzubeugen: das war das Programm, über welches Marlborough, der Chef der englischen Kriegspolitik, sich ausreichend mit Anton Heinsius, dem leitenden Minister Hollands, verständigt hatte. Preußen in seiner Ausdehnung vom Rheine bis zum kurischen Haff versah, während die Völker im Westen wie im Osten miteinander rangen, die Stelle des Isolators zwischen den diesseitigen und jenseitigen Entladungen. Wenn Preußen mit Schweden in Kampf gerieth, mußten die Seemächte gefaßt sein, die nordischen Händel neben den ihrigen am Rheine und an der Maas auszukämpfen.

Mochte Friedrich I deßhalb noch so lebhaft über die schwedische Besetzung Elbings und die Umschließung Danzigs grollen, mochte er sich bereit finden, einem Antrag Augusts zur Theilung Schwedens Gehör zu geben: bei jedem Schritte nach dieser Richtung hin stieß er sofort mit einem kategorischen Verbote der Seemächte und des Kaisers zusammen. Kaum hatte der Berliner Hof den Schutz Danzigs, welcher den Seemächten nicht minder wie Preußen am Herzen lag, Karl XII gegenüber übernommen, als England und Holland

sich dazwischen warfen. Um ein Zerwürfniß Preußens mit Schweden zu verhüten, drängte England die Stadt Danzig sich wie widerwillig auch immer unter die Obhut der mit Karl verbündeten polnischen Conföderation zu begeben.

Man fragt nach den Erweisen der Erkenntlichkeit, welche Preußen während der ersten Jahre des französischen Krieges von den hohen Verbündeten für seine erzwungene Passivität im Norden erntete. Auf seine Forderung, daß England ihm die Herausgabe der unter französische und spanische Herrschaft gerathenen oranischen Hausgüter beim Friedensschlusse garantiren möge, erhielt Friedrich eine bedingungslos verneinende Antwort. Sein Antrag, am Mittelrhein ein selbständiges Corps unter einem eigenen preußischen Feldherrn aufstellen zu dürfen, welches er ohne weiteren Subsidienentgelt auf 25000 Mann bringen wollte, ward in den Jahren 1702 bis 1705 wiederholt abschläglich beschieden. Im Jahre 1705 hatte der Herzog von Marlborough diesen Vorschlag gebilligt [11]). Zu nicht geringem Nachtheil der Campagne hintertrieben holländischer Eigensinn und kaiserliche Eifersucht die Ausführung. Erkenntlich trat schon während der ersten Jahre des Krieges die Absicht der Verbündeten hervor, Preußen nur als Vasallen der Allianz, den preußischen Staat lediglich als Lieferungsmagazin für feldtüchtige Truppen zu behandeln. Ging der Kaiser mit solcher Auffassung voran, so folgten die Holländer und die Whigs in England nur zu bereitwillig. Je mehr die Whigs das Steuer des englischen Staatsschiffes und die Leitung der Coalition in die Hände faßten und sich die anfänglich toryistisch gesinnte Familienverbindung Marlborough-Godolphin unterwarfen, um so mehr hatte Preußen eine rücksichtslose Zurücksetzung zu verwinden. Denn die Zärtlichkeit dieser Parteimänner für die niederländische Republik kannte keine Grenzen. Die Gewinne der jährlichen Kriegsanleihen füllten die Taschen der Wohlgesinnten in England mit Hunderttausenden. Diese Ernten hörten auf, sobald die Erkaltung des holländischen Kriegseifers auch England den Frieden aufzwang. Wie hätte daher die Whigjunta zugeben dürfen, daß die

11) Spanheim an Friedrich I 23. Januar 1705. Berl. Staatsarch. MS.

Republik durch ein zu selbständig emporkommendes Preußen in Besorgniß gesetzt werde!

Und nicht einmal durfte Preußen, angesichts der Gefahren, welche von Osten her unseren Staat bedrohten, auf eine schützende Fürsorge der Seemächte rechnen. Nicht einmal dieser Dank für die aufgezwungene Neutralität! Vergebens verlangte Friedrich, durch England von einer bergenden Allianz mit Schweden zurückgehalten und um die Fortschritte und Entwürfe Karls XII besorgt, die Berufung einer Conferenz, welche die Einschränkung des Schwedenkönigs berathen sollte. Höchstens „zum Schein" meinte der englische Gesandte, um Friedrich hinzuhalten, sei es vielleicht wünschenswerth, eine solche Conferenz zu versammeln [12]). Auf der anderen Seite ward August II durch die Schwächlichkeit der preußischen Politik ermuthigt, auf eigene Hand eine Verständigung mit Karl XII zu versuchen. Er wäre bereit gewesen die Republik Polen mit Stanislaus zu theilen und Letzterem zur Entschädigung die Provinz Ostpreußen zuzuwenden [13]). Um seiner Sicherheit willen sah Friedrich I sich genöthigt, schon im Jahre 1704 aufs Neue mit Schweden anzuknüpfen. Um Karl an die Aufrichtigkeit Preußens glauben zu machen, theilte die Berliner Regierung ihm alle von August und dem russischen Czaren einlaufenden Anträge mit. Doch konnte Friedrich sich weder entschließen, mit der Anerkennung von König Stanislaus Preußen den vollen Dank Karls XII zu verdienen, noch vermochte er sich der Hoffnung zu entschlagen, von August und seinem russischen Verbündeten gelegentlich noch ein besseres Angebot, als von dem kargenden Schwedenkönig zu gewinnen. So compromittirte man sich unaufhörlich und erwarb sich weder auf der einen noch auf der anderen Seite Achtung und Anerkennung. Und unterdessen hatten die Seemächte Sorge getragen, Preußens nordischer Allianzpolitik noch entschiedener den Charakter phrasenhafter Spiegelfechterei aufzuprägen.

Im Spätherbst 1704 war Marlborough nach Berlin gekom-

---

12) Raby 7. November 1704. Rec. off. MS.

13) Droysen S. 284.

men, um ein neues Corps preußischer Truppen, 8000 Mann stark, zur Unterstützung des hartbedrängten Herzogs von Savoyen anzuwerben. Oesterreich war nicht im Stande seinen Verpflichtungen gegen den heldenmüthig kämpfenden Herzog nachzukommen. An Stelle von einer Truppe französischer Refugiés, Waldenser und protestantischer Schweizer, zusammengewürfelter Abenteurer, welche die Holländer für Victor Amadeus anwerben wollten, hatte der englische General die vielversprechenden Leistungen einiger preußischen Regimenter auf italienischem Boden ins Auge gefaßt. Die Seemächte sollten den Sold, der Kaiser das Brod für den Unterhalt der Truppen übernehmen. Nachdrücklich empfahl der englische Gesandte in Berlin seiner Regierung diesen Vorschlag. Er erblickte in dem Abschlusse eines solchen Vertrages das sicherste Mittel, um die preußische Krone von einer unerwünschten Betheiligung an den nordischen Wirren abzuhalten.

Es galt den preußischen König zu bethören, die preußische Regierung zu einem neuen, den Staatsinteressen widersprechenden Schritte fortzureißen. Zur Vollführung dieser Aufgabe hätte die Coalition keinen geeigneteren Mann als den Herzog von Marlborough nach Berlin senden können. Als vollendeter Hofmann, jeder eitlen Grille des ceremoniellsüchtigen Monarchen sich schmiegend, vorsichtig aushorchend, die gefährlichen Klippen der Berliner Parteiung vermeidend, für Jeden ein gefälliges Wort auf der glatten Zunge, mit dem Zauber seiner Rede alle Hörer verstrickend, appellirte er an die Weisheit, den Tiefsinn, die Erhabenheit, die Bundestreue, den glorreichen Eifer der preußischen Majestät und pries Friedrich I und seine Leistungen gegen Frankreich als den Glanzpunkt der Allianz. Und es war nicht nur der große englische Hof- und Staatsmann, der Freund Königin Annas, welcher dem preußischen Monarchen die Zumuthung stellte, sich angesichts der Gefahren und Aussichten im Osten von weiteren 8000 Mann feldtüchtiger Truppen zu trennen: derselbe Marlborough, welcher zu Friedrich redete, war der erste zeitgenössische Feldherr, der militärische Chef der Coalition, der Erretter Süddeutschlands, der ruhmgekrönte Sieger von Höchstädt, es war der General, welchen ganz Europa bewunderte. Unter seiner Leitung hatte, wie Marlborough schon brieflich dem Könige

gepriesen, die Tapferkeit und Ausdauer preußischer Truppen den glorreichen Sieg an der Donau entschieden. Nun in der Stunde äußerster Gefährdung des Kriegsganges in Italien stellte Marlborough die Opferwilligkeit des Königs auf die Probe, beschwor die alten Traditionen der preußischen Politik herauf. Seine Schmeicheleien waren nicht vergeudet; der polnische Kronschatzmeister, der gleichzeitig mit Marlborough in Berlin anwesend, ebenfalls um preußische Regimenter feilschte, vermochte nicht gegen den Engländer aufzukommen. Bald durfte Lord Raby rühmen, daß durch die Entsendung des preußischen Truppencorps nach Italien die nordische Politik des Berliner Hofes im Keime erstickt werde.

Abgesehen von der militärischen Entblößung des Staates in bedenklichen Zeitläufen, abgesehen von den Aergernissen über die nordischen Angelegenheiten, hätte die Berliner Regierung triftige Gründe gehabt, den Antrag Marlboroughs mit Unwillen abzuweisen. Holländische Commissare verzehrten in behäbigem Müßiggange die Einkünfte der ungesonderten oranischen Erbschaftsmasse. So gelassen und gleichgültig, als ob der König von Preußen im Inneren Batavias throne, legten die niederländischen Regenten die Drohnoten des Berliner Hofes zu den Akten.

Zur Erleichterung des Kaisers ward das Hilfscorps nach Italien geworben. Aber man hatte in Berlin Ursache genug über den Kaiser ebenso ungehalten wie über Holland zu sein. Auf Andringen der Seemächte, persönlich widerstrebend hatte Friedrich I für Leopold die Mediation mit Max Emanuel von Baiern übernommen. Ein erstes Mal war die preußische Unterhandlung durch einen Systemwechsel des Wiener Hofes durchkreuzt; ein zweites Mal war Preußens Mediation brüsk abgebrochen, und die Geschäftsführung einem kaiserlichen Specialbevollmächtigten übertragen worden[14]. Eine Subsidienmahnung des reichsfürstlichen Vasallen zu Anfang des Jahres 1704 hatte der Kaiser nicht einmal einer Antwort gewürdigt[15].

---

14) Am Eingehendsten über diese preußisch-baierischen Unterhandlungen die Depeschen der holländischen und englischen Gesandten, Hamel Bruyninx und Stepney aus Wien.

15) Raby 16. Februar 1704. Rec. off. MS.

Zum Danke für die Leistung preußischer Truppen, als es bei Höchstädt sich um die Deckung der österreichischen Erbstaaten gehandelt, bewies die Wiener Politik sich in allen Reichsfragen, welche Preußens Interesse berührten noch schwieriger als zuvor und suchte den Antheil Preußens an dem Erlös der Winterquartiere so tief als möglich herabzudrücken.

Und ließ sich vielleicht Besseres von der Gefälligkeit Englands rühmen? Nicht geringe Forderungen hatte der Berliner Hof dem Herzog von Marlborough bei seiner ersten Anfrage entgegengehalten. Nicht nur, daß man von der englischen Regierung einen Schiedsrichterspruch in der oranischen Erbschaftsfrage, die Garantie für den Heimfall Neufchatels und Valengins und die Anwartschaft auf das Oberquartier von Geldern verlangte, man forderte, daß die Seemächte vor Anbruch der nächsten Campagne den Frieden im Norden herstellen sollten. Man begehrte sogar Aufschluß über das dazu verwendbare Truppencorps und die Zusage einer Flottensendung ins baltische Meer [16]). In seiner Antwort vom 24. November 1704 sagte Marlborough das Brot für den Unterhalt der Truppen und die Deckung der Subsidienrückstände aus dem vorigen Kriege zu; er betheuerte die Bereitwilligkeit seiner Regierung, den nordischen Krieg vom deutschen Boden fernzuhalten, aber gewährte kein einziges Zugeständniß politischen Charakters. Ueber höflich ausweichende Redensarten ging er nicht hinaus. Ein Berliner Brief des Herzogs an Heinsius spottet über die fünfzehn preußischen Forderungen, welche die englische Regierung nichts angingen. Seine Verlegenheit mag keine geringe gewesen sein. Welche Zumuthung, daß England sich um der preußischen Erbschaftsansprüche willen mit der Republik überwerfen oder den Kaiser zwingen sollte, einen Theil der in Kurbaiern und Kurköln erhobenen Contributionen dem Berliner Hofe zufließen zu lassen! Auch als das preußische Cabinet in einer zweiten Vorlage verschiedene Forderungen fallen ließ, andere herabstimmte und die bewaffnete Mediation der Seemächte im Norden in eine

16) Brouillon Ilgens vom 6. November 1704 und Minute der Marlborough schriftlich vorgelegten Forderungen. (Delivré à Mylord Duc à Berlin le 28. November 1704. Berl. Staatsarch. MS.)

Garantie für die Integrität des Herzogthums Ostpreußen wandelte[17]), blieb Marlboroughs zweite Entgegnung so ausweichend und nichtssagend wie die erste. Der Rathspensionär von Holland hatte sich geweigert, die Garantie gegen einen Einfall der Schweden in Preußen zu übernehmen[18]). Trotz alledem entschloß sich Friedrich I das erbetene Hilfscorps nach Italien zu senden.

Vergebens hätte man dafür ein anerkennendes Wort von Seiten des Wiener Hofes erwartet. Auf Grund des Kronvertrages forderte der Kaiser vielmehr ein weiteres unentgeltliches Hilfscorps von 4000 Mann. Marlborough mußte sich von Wien aus den Vorwurf gefallen lassen, zu freigebig Brot und Rekrutirungszuschüsse im Namen des Kaisers bewilligt zu haben. Der ganze Einfluß des englischen Heerführers war erforderlich, um überhaupt die unbeanstandete Ratification des Berliner Vertrages in Wien und im Haag durchzusetzen. Und während dann in den beiden nächsten Jahren brandenburgische Regimenter den denkwürdigen Durchbruch zum Entsatze Turins vollzogen, Mailand für das Haus Habsburg eroberten, bei der Occupation Belgiens sich mit Ehre bedeckten, fuhr der Kaiser fort den preußischen Truppen ergiebige Winterquartiere und Contributionsantheile im eroberten Lande zu versagen, weigerte die Zahlung der vertragsmäßigen Rekrutirungskosten und wies höhnisch den Antrag auf Hypothecirung der geschuldeten Summen zurück. Mit Aufstellung einer ungeheuerlichen Gegenrechnung für preußische Soldatenexcesse in Franken suchte er endlich seine Verbindlichkeiten gegen den Reichsvasallen zu tilgen[19]). Dabei fehlte es nicht an mancherlei beschwerlichen Zumuthungen, welche der Wiener Hof theils direkt, theils durch Vermittlung der Seemächte dem Könige Friedrich stellte: die Zustimmung Kurbrandenburgs zur Achterklärung der wittelsbachischen Kurfürsten, die Einwilligung zur Ausstattung des Kaisers mit dem fetten Baiernlande und seines kurpfälzischen Verwandten mit der Oberpfalz. Aber war dann einmal

17) Brouillon des Schreibens an Marlborough vom 28. November 1704. Berl. Staatsarch. MS.

18) Heinsius von Marlborough 28. Oktober 1704. Heinsius Arch. MS.

19) Raby 20. Februar 1706. Rec. off. MS.

von einer kleinen preußischen Gegenforderung die Rede, so entrüsteten sich die österreichischen Minister über die Zudringlichkeit des Hohenzollern. Unter dem ungestümen Kaiser Joseph I ward es noch ärger als es unter seinem zähen und unentschlossenen Vorgänger gewesen war. Je dreister Oesterreich alle Lasten des Krieges auf die Schultern seiner Verbündeten wälzte, desto lauter glaubte es von den Pflichten reden zu dürfen, welche die Alliirten gegen das Haus Habsburg zu erfüllen hätten, in erster Reihe natürlich ein Souverän von Kaisers Gnaden, wie Friedrich I von Preußen.

Glaube man nicht, daß man in Berlin diese Demüthigungen nicht bitter und tief empfunden hätte. Wiederholt klagte Friedrich gegen den englischen Gesandten, daß der Wiener Hof ihm nur mit dürrem Hohne, die seemächtliche Politik ihm mit täuschenden Redensarten begegne. Im Sommer 1706 schien das Maß von Friedrichs Geduld endlich erschöpft zu sein. Von Holland aus kein Bescheid, von England her nur verbindliche Phrasen, vom Kaiser aber kam der strikte Befehl, die preußischen Hilfstruppen aller Berliner Proteste unerachtet unter Ludwig von Baden, dem Leuteverderber, dienen zu lassen. Selbst über Marlborough, der im Jahre 1705 wiederum in Berlin gewesen und dort den Irrungen mit dem Kaiser seine besondere Sorge zugewendet hatte, war der König ungehalten. Der wiederholten Aufforderung, wenigstens persönlich für den Heimfall des Geldernschen Oberquartiers an Preußen gut zu sagen, war er jedesmal mit einem geschickten Seitensprunge entschlüpft. Brigadier Grumbkow, der als Kriegsbevollmächtigter in Marlboroughs Lager weilte und dem englischen Feldherrn äußerst freundschaftlich zugethan war, klagte doch, daß der Herzog den Holländern, denen er nur zu befehlen brauche, so sehr den Hof mache, für Preußen aber sich niemals zu verwenden wage[20]).

Im Mai 1706 fand der englische Gesandte den König so aufgebracht, daß er jeden Minister zu entlassen drohte, welcher ihm anrathen würde, seine Truppen im Dienste der Allianz marschiren zu lassen[21]). Umsonst waren die verbindlichen Zeilen der Königin

---

20) Grumbkow an Friedrich I 10. Juni 1706. Berl. Staatsarch. MS.
21) .... that if any of his ministers should advise him to it,

Anna, umsonst sogar das Compliment des englischen Gesandten, daß als Enkel Sophias der Kronprinz durch die Naturalisation des kurfürstlich braunschweigischen Hauses der Anwartschaft auf den englischen Thron näher getreten sei [22]). Um das Maß des Aergers voll zu machen, empfing der König schließlich noch die Nachricht von Friedensunterhandlungen, welche die Seemächte ohne Hinzuziehung Preußens begonnen hätten. Ein vollständiger Umschwung des Systems, verbunden mit einem Wechsel der leitenden Persönlichkeiten schien damals bevorzustehen. Und um so bedenklicher ließ sich diese Krise an, da neuerdings das Berliner Cabinet für die bloße Einwilligung zur Neutralität die lockendsten Erbietungen — Obergeldern und noch weitere Entschädigung in den katholischen Niederlanden — von Frankreich empfangen hatte [23]). Natürlich verquickte sich in Berlin wieder die Behandlung der politischen Dinge mit Hofcabalen niedriger Natur. Die Gegner Wartenbergs durften ihr Spiel für gewonnen halten, wenn sie den König überzeugten, daß die erlittenen Kränkungen eine unausbleibliche Folge der übel angebrachten Bundestreue gegen die großen Herren in England und Holland seien. Die Anklage gegen den Günstling fand ein verstärktes Gewicht in der Bezüchtigung Lord Rabys, des englischen Gesandten, als intimeren Vertrauten der Gräfin Wartenberg. Der Schluß lag nahe, daß das staatliche Interesse einem anstößigen Vertraulichkeitsverhältniß geopfert werde, daß Gründe privater Natur den von seiner Gattin beherrschten Minister unempfindlich gegen die Zurücksetzung machten, welche der Staat durch die Politik der Seemächte erlitt [24]). Mit dem Sturz

he declared, qui'l les voudroit chasser d'abord, for his ministers were his domestics and should obey him. Raby 8. Mai 1706. Rec. off. MS.

22) Raby 22. Mai 1706. ebend.

23) Raby 9. Januar 1706 ebend.

24) Marlborough an Godolphin 31. Mai 1706: what I am informed concerning Lord Raby is that the Grand Chamberlains ennemys have persuaded the King that Lord Raby governs his Lady by which the Grand Chamberlain does what I would have him do rather than the true interest of his master. This opinion of the King makes the Grand Chamberlain have no credit which is the occasion of all the false steps made by that Court which are very prejudicial to the common cause. Coxe papers. Brit. Mus.

Wartenbergs schien sich die Verstoßung Lord Rabys vom preußischen Hofe verbinden zu sollen[26]). Dieser Gesandte, eitel, prahlerisch, er-

---

25) In einem Briefe vom 30. Oktober 1706, an Marlborough gerichtet, (Rec. off.) bestreitet Raby allerdings, daß der König im Sommer seine Abberufung gewünscht. Irrthümlich habe man die beabsichtigte Abberufung Spanheims aus London in diesem Sinne ausgelegt. Aber Rabys eigene Briefe aus dem Sommer 1706 lassen keinen Zweifel über die Stimmung Friedrichs übrig. Marlborough, der Raby in Verdacht gehabt zu haben scheint, die Verstimmung des Königs gegen die whigistische Kriegspartei in England zu nähren, (Grumbkow an Friedrich I 7. Juni u. 30. Oktober 1706. Berl. Staatsarch.) hätte die Abberufung des scharf torystischen Gesandten gerne gesehen. In London erwartete man noch im September die Abberufung Rabys (Bonet 3. Sept. 1706). Der englische Gesandte in Wien erwartete Raby als Nachfolger (Stepney an Withwort 15. September 1706. Stepeny papers. Brit. Mus.) Doch schon vor Marlboroughs Reise nach Berlin im Frühjahr 1707, schon im Winter 1706 war Rabys Bleiben gesichert. Mochte, wie Lintelo am 14. Mai 1707 an Heinsius berichtet, eine Anzahl der ersten Minister ihn hassen, auch über Marlboroughs Anwesenheit in Berlin hinaus „unter der Hand" auf seine Abberufung hinarbeiten: officiell hat es sich indessen um Rabys Abberufung auf Wunsch des Königs im Sommer 1706 und nicht über den Spätherbst 1706 hinaus gehandelt. Die enge Verknüpfung der Rabyschen Angelegenheit mit der im Mai 1706 in Aussicht genommenen Entlassung Wartenbergs erhellt aus der englischen Correspondenz. Vgl. die vorige Anmerkung.

Coxe, Vol. II p. 53 (Bohns Edit. 1848) erzählt dagegen zum Frühjahr 1707, daß gerade Marlborough während seiner damaligen Anwesenheit in Berlin Friedrich I bewogen habe, den am Hofe mißliebigen Gesandten, der gegen die „ministers most attached to England" conspirirt, dennoch am Hofe zu dulden. Coxe muß sich hier in mehrfacher Weise geirrt haben. Erstlich ist die Vermittlung Marlboroughs zu Gunsten Rabys höchst unwahrscheinlich, da der Herzog gegen Grumbkow seine entschiedenste Mißbilligung des königlichen Entschlusses, Raby zu behalten ausspricht. Zweitens können die Intriguen Rabys sich wohl gegen die in das englische Cabinet eindringende Whigjunta und den stets offenbarer von den Whigs beherrschten Herzog von Marlborough, aber nicht gegen die England im Allgemeinen „most attached ministers" in Berlin gerichtet haben, da gerade Wartenberg der Vertraute Rabys zu den Parteigängern der westlichen Allianzpolitik Preußens gehörte. Endlich fand ich weder in den Coxe-Marlborough Papieren selbst, noch in sämmtlichen durchgesehenen englischen Correspondenzen jener Epoche irgend einen Hinweis auf die Rabysche Angelegenheit im Frühjahre 1707. Die ganze An-

centrischen Charakters, der im Uebrigen dem preußischen Könige erfolgreich die Cour zu machen wußte, hatte gegenwärtig durch wiederholte Monitorien im Auftrage der englischen Regierung den Fürsten ermüdet, zugleich wahrscheinlich mit Absicht ihn gegen die Whigs im englischen Cabinette gereizt. Schon hatte der preußische Botschafter in London seine Abberufungsordre erhalten.

Dennoch ging auch diese Krise, wie bedrohlich sie sich angelassen hatte, vorüber. Wartenberg und Raby behaupteten sich in ihrer Stellung, wenn auch ersterer seitdem mit vermindertem Einflusse. Bis zum Winter 1706 war alles ins Gleiche gebracht. Die

---

gelegenheit scheint mir ins Jahr 1706 zu gehören, in welchem die Tories in England, verbündet mit einer Friedenspartei in Holland, einen letzten Versuch zur Trennung Marlboroughs von den Whigs und zur Durchkreuzung der whigistischen Kriegspolitik in den spanischen Niederlanden gemacht haben. Damals waren allerdings die Ränke Rabys und ein zweideutiges Spiel, welches den Gesandten aber beinahe selbst ruinirt hätte, am Orte. Es galt den König, ohne ihn von der Allianz zu trennen, doch gegen die Kriegspolitik der Whigs aufzubringen. Die Folge davon wäre beinahe gewesen, daß der schon ohnehin genugsam erbitterte König das ganze System der Allianzpolitik und ebenfalls die Träger desselben über Bord geschleudert hätte. Auch in späteren Jahren hat Raby durch sein zugleich ränkevolles und capriciöses Wesen noch manche Verdrießlichkeiten am Berliner Hofe angestiftet.

Droysen S. 312 setzt, durchaus der Erzählung von Coxe folgend, die Intriguen Rabys und die von ihm gegen Marlborough ausgeübten Verhetzungen ebenfalls in den Anfang des Jahres 1707, er läßt Marlborough erst im April den Zwiespalt ins Gleiche bringen, damals erst den König auf die Abberufung Rabys verzichten. Es wäre wichtig zu erfahren, ob Droysen für die Verknüpfung der Rabyschen Angelegenheit mit den erfolglosen Bewerbungen der Ilgen, Printzen im Lager Karls XII, anstatt dieselbe, wie ich es thue, in Zusammenhang mit der beabsichtigten Entlassung Wartenbergs zu setzen, sich auf Belege aus dem preuß. Staatsarchiv stützt, welche mir, vornehmlich mit den preußisch-englischen Beziehungen beschäftigt, unbekannt geblieben sind. Aus einer Note S. 312 möchte ich folgern, daß Droysen dem flüchtig arbeitenden Coxe doch ein zu unbedingtes Zutrauen geschenkt hat, während Coxe durch seine eigene Materialiensammlung und durch die von Droysen allerdings wenig herangezogene Grumbkowsche Correspondenz des preuß. Staatsarchivs rectificirt wird. An anderem Orte, im Zusammenhang mit den Ereignissen in England werde ich auf diese Angelegenheit zurückkommen.

preußischen Auxiliartruppen kämpften in Italien, am Rheine und in Flandern gegen Frankreich fort. Man sei ihrer sicher, berichtete der holländische Gesandte nach Hause, so lange Wartenberg am Ruder bleibe, denn derselbe halte standhaft fest und hasse die Franzosen.

Seitdem die Seemächte dem preußischen Könige das italienische Hilfscorps entführt, hatten die nordischen Angelegenheiten sich in überraschender Rapidität entwickelt und eine bedrohliche Gestalt für Preußen angenommen. Schwedens Sieg bei Fraustadt im Februar 1706 entblößte August von den letzten Mitteln. Im Herbste fiel der Schwede in Sachsen ein; schreckend dröhnte die Kunde von diesem Ereignisse nach Berlin herüber. Sorgenvoll mochten die preußischen Staatsmänner sich fragen, wie ihre Rechnung mit dem schonungslosen Sieger stehe. Daß Preußen nicht mit Polen gehen werde, hatte sich schon endgültig entschieden, als Marlborough im Spätherbste 1704 den Sieg über den polnischen Kronschatzmeister davongetragen. Wohl hatte man sich Karl XII seitdem gefällig erwiesen und in der Eutiner Streitigkeit als Garant des Travendahler Friedens die Partei des Karl verwandten Hauses Gottorp gegen Dänemark ergriffen. Auch waren die Unterhandlungen mit Schweden fortgesetzt worden, aber denselben hatte bisher die Basis der Verständigung gefehlt. Karl forderte noch nachdrücklicher als früher als Ausgangspunkt jedes Vertrages die Anerkennung Lescinskis, und eben diese drohte Rußland durch einen Einfall in Ostpreußen zu vergelten. Preußens Lage der nordischen Frage gegenüber war durchaus so kläglich, wie sie ein Staat, der seine Truppen außer Landes gesandt hat, als das Resultat unsteter Projectmacherei erwarten kann. Karl XII behandelte die preußischen Allianzbestrebungen gerade so wegwerfend, wie man von einem Fürsten gewärtigen mußte, der die Schönredereien der diplomatischen Kunst verabscheute, die phrasenhaft gewundenen Aktenstücke der politischen Correspondenz auf ihren realen Inhalt prüfte und seinen Gegner nicht in den höflichen Formen eines staatlichen Duells, sondern auf Untergang und Vernichtung bekriegte. Jetzt standen die Schweden vor den Thoren, jeder brandschatzende Streifzug konnte sie nach Berlin führen. Daß nun endlich Preußen um jeden Preis mit Schweden gehen und, koste es was es wolle, die schwedische Allianz

erobern müsse, dies konnte jedem Bauer der Mark Brandenburg einleuchten.

Als Friedrich I im Sommer 1706 während einer Abwesenheit in Holland die Schwedengefahr aufs Neue discutirte, hatten die Seemächte sich äußerst besorgt und verstimmt, aber weniger actionslustig als jemals den nordischen Angelegenheiten gegenüber erklärt. Vergebens drang der dänische Gesandte auf gewaltsames Einschreiten. Es klingt unglaublich und doch ist es Thatsache, daß troß aller eigenen Thatenscheu der Kaiser und die Seemächte nicht nur die erneute Aufnahme preußischer Unterhandlungen mit Schweden bekrittelten, sondern daß der Chef der englischen Politik die Erwartung aussprach, Preußen werde sich dem Einbruche Karls in Sachsen widersetzen [26]).

Daß Friedrich mit Schweden zum Abschluß gelangen wolle, stand seit dem September 1706 fest. Es kam, wie der englische Gesandte mittheilte, dem Berliner Hofe sogar darauf an, die Welt viel früher an sein Einverständniß mit Schweden glauben zu machen, als dasselbe sich wirklich vermittelte [27]). Im Oktober konnte Lord Raby versichern, daß Preußen sogar eher mit Schweden und Frankreich gehen als Karl XII entgegentreten werde [28]).

Zur Demüthigung des Berliner Hofes kehrten indessen zwei Gesandtschaften an Karl unverrichteter Sache zurück. Wir wundern uns nicht darüber. Auf der Höhe seiner Erfolge bot die dazu noch begehrliche preußische Allianz dem Schwedenkönige kaum noch ein ernstliches Interesse. Daß man unerachtet der russischen Drohung, die Weichsel zu überschreiten [29]), Stanislaus schließlich werde anerkennen müssen, wußte man in Berlin. Aber vergebens hoffte man, den Ereignissen

26) Am 14. August 1706 berichtete Grumbkow an den König, daß Marlborough die Garantie Englands für die von Karl an Preußen gestellten Erbietungen ablehne und daß falls Karl in Sachsen einbreche „l'Angleterre et la Hollande et le Tout se declareroit contre lui et qu'il esperoit que Votre Majesté seroit le premier à la faire". Berl. Staatsarch. MS.

27) Daher die Behauptungen Stepneys in Wien. Droysen S. 310.

28) Raby 10. Oktober 1706. Rec. off. MS.

29) So soll der russische Gesandte in Berlin für den Fall der Anerkennung Lescinskis angekündigt haben. Lintelo 17. Februar 1707. Heinsius Archiv. MS.

um eine beträchtliche Spanne nachhinkend, noch einen erklecklichen Vortheil aus diesem Zugeständnisse davonzutragen. Printzen, der preußische Bevollmächtigte, hatte von Seiten seines Königs nichts Reelles zu bieten. Mindestens naiv war es, auf die Großmuth desselben Schweden zu rechnen, welches Kurfürst Friedrich Wilhelm als den Feind der Menschheit bekämpft hatte. Dennoch sollte Printzen den schwedischen König überreden, die Provinz Westpreußen seinem Schützling Stanislaus abzufordern und sie Preußen zu überliefern. Im August 1706 hatte Karl noch für die Anerkennung des Königs Stanislaus außer Elbing die Starosei Tolkemit und einen Streifen Landes zur Verbindung Pommerns und Ostpreußens bewilligen wollen [80]). Friedrich hatte darauf die englische Garantie eines solchen Vertrages nachgesucht und, als diese ausblieb, aufs Neue gezögert. Dann stellte sich heraus, daß die Seemächte, um Karl XII nicht zu neuen „Excentricitäten" zu reizen, die höflichste Sprache mit ihm reden würden. Sofort sank die preußische Allianz für Schweden noch tiefer im Werthe. Im December mußte Printzen berichten, daß ohne Einwilligung der Republik Polen, von einer polnischen Gebietsabtretung nicht die Rede sein könne, wie begründet die Ansprüche Preußens sein möchten, dürfe Karl sogar wegen Elbing nichts zugestehen, da er der Gegenpartei in Polen kein Fahrwasser verschaffen wolle [81]). Sogar ein preußisches Angebot von 3000 Mann Hilfstruppen an Stanislaus änderte den Sinn des Königs nicht. Das Höchste und Letzte, wozu er sich endlich verstand, blieb, ohne daß Schweden auf die Occupation verzichtete, die Anerkennung des preußischen Rechtsanspruches auf Elbing. Schon im Herbste 1706 hatte Preußen ausdrückliche und gut informirte Versicherungen an die Seemächte abgegeben, daß Karl XII die große Allianz nicht zu schädigen gedenke. Dennoch entwand in der Meinung Europas Marlborough mit seiner überflüssigen, lediglich zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit vollzogenen Reise an den Hof des Schwedenkönigs, den preußischen Staatsmännern das Verdienst, den schwedischen Störenfried von Westeuropa abgelenkt zu haben.

---

80). Friedrich I an Grumbkow 8. August 1706.

81) Printzen an Friedrich I 18. Dezember 1706. Berl. Staatsarch. MS.

Fand sich Preußen durch die Bevormundung der Seemächte und die eigene Ungeschicklichkeit verhindert aus den nordischen Händeln einen territorialen Erwerb davonzutragen, so ließ sich vielleicht eine Genugthuung anderer Natur aus dem Zwiste gewinnen, in welchen Karl als Anwalt der schlesischen Protestanten und ihrer Rechte mit Kaiser Joseph verwickelt worden. Möglich, daß Preußen nach seinen Fehlgängen auf dem Gebiete der rein politischen Unterhandlung sich vermittels der mit Schweden gemeinsamen religiösen Interessen eine würdevollere Position im Reiche verschaffen konnte. Weit weniger als dies bei Gustav Adolf der Fall gewesen, war das Pflichtbewußtsein Karls XII, zur Hilfe seiner Glaubensbrüder berufen zu sein, mit politischen Interessen versetzt. Eher als mit dem katholischen Frankreich würde er sich mit den großentheils evangelischen Malcontenten in Ungarn verbunden und Oesterreich den Todesstoß gegeben haben. Seit Friedrich August den Glauben seiner Väter für eine Königskrone verhandelt hatte, war Preußen unbedingt die Führung des protestantischen Deutschlands zugefallen. Friedrich I fühlte Beruf und Ehrgeiz für das protestantische Interesse zu wirken. Auf die Schwedenmacht gestützt, würde er bereitwillig und freudig als Mandatar Karls XII und seiner Religionsbeschwerden dem Kaiser gegenüber die Rechte der Protestanten nachdrücklichst vertreten haben. Die Opposition gegen das Haus Habsburg, welche man auf rein politischem Gebiete nicht hatte durchführen können, trug sich so mit besserem Erfolge auf das confessionelle hinüber. Auf den Schultern Schwedens und unterstützt von Hannover ließ sich den Wiener Staatsmännern ihre übermüthig wegwerfende Behandlung vielleicht mit Wucher heimzahlen. In einer solchen Tripleallianz, mit welcher man auf einen älteren Gedanken des großen Kurfürsten zurückgriff, wäre der Ansatz zu einer Einung des protestantischen Deutschlands unter Führung der Krone Preußen enthalten gewesen. Wir wissen, daß in den auf diese Abkunft bezüglichen Unterhandlungen das Wort gefallen ist, daß die Kaiserkrone nicht durchgängig auf einem katholischen Haupte zu haften brauche [32]).

Man hätte erwarten dürfen, daß in dieser Frage die preußische

32) Droysen S. 825.

Regierung sich einmal der Anerkennung und Unterstützung Englands und Hollands erfreuen würde. Es handelte sich nicht um staatliche Vergrößerung, nicht um eine Beschädigung des europäischen Gleichgewichts, sondern um dasselbe religiöse Interesse, welches die Seemächte in Ungarn, Savoyen, Frankreich und in aller Welt so kräftig vertraten. Indessen erfolgte auch hier dieselbe, die Interessen des Berliner Hofes mißachtende Behandlung. Die Seemächte legten sich allein das Recht zu, den österreichischen Hof mit scharfem Zügel zu lenken und ihn gelegentlich mit Straf- und Drohnoten zu ängstigen. Ein ernstliches Mißgeschick des Kaisers wäre ihnen äußerst unerwünscht gewesen. Auf der Londoner und Amsterdamer Börse herrschte angesichts der schwedisch-österreichischen Verwickelung panischer Schrecken. Auf schlesische Domänen waren englisch-holländische Anleihen des Kaisers hypothecirt. Sobald Lord Raby die erste Witterung von der bevorstehenden schwedisch-preußischen Verständigung mitgetheilt, empfingen die englischen Gesandten auf dem Continent die Anweisung dieselbe nach Kräften zu hintertreiben. Am Meisten durfte die seemächtliche und kaiserliche Politik sich von einer gemeinsamen Einwirkung auf den hannoverschen Hof versprechen. Ohne den Zutritt Hannovers zur Tripleallianz blieb das preußische Project eine Fehlgeburt. Mit den damaligen Whigministern Englands, den Vorkämpfern der protestantischen Succession, stand Kurbraunschweig in bestem Einvernehmen. Vom Kaiser hatte Kurfürst Georg noch die Einführung in das Kurfürstencollegium zu erwarten. Durch die Seemächte gedrängt, das Commando der Reichsarmee zu übernehmen, konnte ihn nur der gute Wille des Kaisers vor dem kläglichen Schicksal seiner dortigen Vorgänger, Badens und Baireuths bewahren. Gerade der neu erworbene kurfürstliche Titel stachelte zudem eine größere Rolle im Reiche zu spielen. Nur im Anschlusse an den Kaiser und im Gegensatze zu dem schon vorangeeilten größeren norddeutsch-protestantischen Staate Preußen ließ sich dies ermöglichen. Trotz aller Verdienste Friedrichs I um die neunte Kur ward die systematische Verhetzung des Kaisers und der kleineren Reichsfürsten gegen Preußen der leitende Grundsatz der hannoverschen Reichspolitik. Auf Hannovers Antrieb mußten die habsburgischen Minister die Krone Preußen, welche mit mehr als 30000 Mann im Kriege ge-

gen Frankreich kämpfte, unter Androhung eines Strafverfahrens mahnen, auch der Reichsarmee ihr pflichtiges Reichscontingent einzusenden [33]). Auf Hannovers Antrieb mußte der Herzog von Mecklenburg-Strelitz die Klage erheben, daß Preußen ihn der Succession berauben wolle [34]). Bei jeder Gelegenheit brach die eifersüchtige Verbitterung des Welfenhauses gegen die mächtiger emporgekommenen Hohenzollern zu Tage. Schon die Jahre des Erbfolgekrieges legten den Grund zu der Preußen so einschränkenden englisch-hannöversch-kaiserlichen Allianzpolitik der folgenden Jahrzehnte, deren Fesseln sich erst der Genius Friedrichs II zu entwinden vermochte. Zwar waren beide Fürstenhäuser eng und vielfach verwandt. Aber gerade die nahe Verwandtschaft schien damals wie in späteren Tagen nur einen Rechtstitel zu bieten, um das gegenseitige Mißwollen desto ungeschminkter zu äußern. Höchst charakteristisch für die verwandtschaftliche Zärtlichkeit, welche am hannöverschen Hofe für den preußischen Schwiegersohn und Enkel herrschte, dürfte folgende Aeußerung der alten Kurfürstin Sophia sein. Als Grumbkow ihr bei Gelegenheit der Baireuthschen Successionsansprüche seines Königs die Vorzüge des preußischen Regimentes pries, polterte sie in leidenschaftlicher Erregung heraus, „sie wolle ihr Land lieber 10 Meilen tief unter der Erde als in den Krallen Preußens wissen“ [35]).

Die seemächtlich-kaiserlichen Vorstellungen fanden in Hannover die bereitwilligste Aufnahme. Längst hatte es dort gewurmt, daß der preußische Hof in seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Schweden an Hannovers Stelle zu treten begehrte. Es war jedesmal ein Stich für das Welfenhaus, wenn Preußen sich mit seiner schwedischen Freundschaft brüstete [36]). Was konnte man Besseres thun, als durch Weigerung des Zutrittes den Abschluß der evangelischen Allianz vereiteln und durch getreue Rapporte über Preußens Wühlereien sich den Kaiser verpflichten. Im Herbste 1707 durfte der englische Gesandte die

33) Im Jahre 1709. Förster I 137. Droysen S. 329.

34) Raby 28. April 1709.

35) . . . . j'aimais mieux voir mon pays dix lieus sous terre que de la voir entre vos pattes et vous n'êtes pas ou vous penses et on y mettra bon ordre. Grumbkow 6. Juli 1710.

36) Raby 20. Februar 1707. Rec. off. MS.

Tripleallianz als ein völlig gescheitertes Unternehmen bezeichnen [37]). Unterschiedlich von Gustav Adolf hatte Karl XII kein wesentliches Interesse, seine Politik in den Angelegenheiten des deutschen Reiches zu tummeln. Mit der Erledigung der schlesischen Religionsfrage war seinem Pflichtbewußtsein Genüge geschehen. Eilfertig zur Vernichtung des Czaren, bekümmerte ihn der Gegensatz zwischen Brandenburg und Habsburg nicht tiefer. Der einseitigen Beauftragung Preußens zur Obhut der schlesischen Protestanten und ihrer neu verbrieften Rechte mußte er von seinem Standpunkte aus es sogar vorziehen, wenn die Seemächte, den preußischen Staat nur im Gefolge, die Garantie seiner Verträge mit Kaiser Joseph übernahmen.

Mit der Aussicht auf den Tag, wo Frankreich am Boden liegend den Verbündeten reichliche Genugthuung gewähren müsse, hatte England die preußische Ungeduld von einem Kriegsjahre zum anderen gezügelt. Als es aber im Jahre 1709 zu den ersten ernstlichen Friedensunterhandlungen kam, begnügten sich die Seemächte, für Friedrich I die von französischen Prätendenten beanstandete Erbfolge in Neufchatel und die Anerkennung seiner Königskrone zu fordern. Mit der Erledigung einer Etikettenfrage und der Zuerkennung eines titularen, dem preußischen Staate gleichgültigen Besitzes waren die Verwendungen für Preußen erledigt. Zwar sollte es auf dem allgemeinen Congresse weitere Forderungen einbringen dürfen. Aber schon hatte Frankreich gegen die Maipräliminarien, vornehmlich aber gegen den ungeheuerlichen Vorbehalt zu Gunsten der Verbündeten protestirt, daß während Ludwig selbst sich durch Auslieferung von Sicherheitsplätzen die Hände fesseln sollte, seine Gegner noch nach Belieben neue umfassendere Friedensforderungen stellen dürften. Und wie die Friedensbedingungen des Kaisers und der Seemächte vom Mai 1709 beschaffen waren, ließ sich schwerlich glaubhaft machen, daß wenn einmal zur Schmach Ludwigs XIV auf dieser Basis der Waffenstillstand geschlossen worden, irgend ein englischer oder holländischer Staatsmann späteren preußischen Reclamationen auch nur ein halbes Gehör schenken werde. Auf die Kränkung durch die Maipräliminarien folgte der Abschluß des be-

37) Raby 3. September 1707 ebend.

rüchtigten Barrierevertrages vom 29. Oktober des Jahres 1709. Das Regiment der Whigs stand damals in England am Ueppigsten in Blüthe. Nicht nur daß dieser Vertrag den Holländern außer der actuellen Beherrschung Belgiens ein Besatzungsrecht in den die preußisch-rheinischen Lande umklammernden Festungen Bonn und Lüttich einräumte: ohne Rücksicht auf Preußen sagte die Abkunft den Generalstaaten auch Obergeldern als ein zum Schutze der Republik unerläßliches Bollwerk zu. Marlborough entzog sich dem Abschluß der Verhandlungen und überließ Anderen die Verantwortlichkeit für einen Vertrag, welcher die Handelsinteressen seines Vaterlandes tief verletzte, zugleich aber einen offenbaren Verrath an König Friedrich übte. Zwar hatte Marlborough niemals ein urkundliches Aktenstück über die Gewährung der preußischen Forderungen abgegeben, aber doch so manches mündliche und schriftliche Versprechen, den König ausreichend befriedigen zu wollen, geleistet, daß er schon aus Rücksicht für den Berliner Hof sich von dem Abschlusse des Vertrages fern halten mußte.

Wie brauste König Friedrich auf, als ihm endlich die Kunde von diesem doppelten Verrathe der Seemächte zu Ohren kam! Am Liebsten wäre er sofort über Holland hergefallen, um „diese undankbaren übermüthigen Leute in ihre Schranken zu bringen“. Er hatte so manchmal schon in polterndem Tone die Rückberufung seiner Truppen angekündigt und dieselbe noch nicht ernstlich beabsichtigt. Man hatte sich daran gewöhnt und wußte, daß gewöhnlich eine Geldforderung dahinter steckte. Eine halbe Zusage von Seiten Englands oder ein anerkennender Brief der Königin Anna pflegte alles wieder ins Gleiche zu bringen. Seit dem Jahre 1709 aber begann man in Berlin gründlich und eingehender noch als drei Jahre zuvor die Lossagung von der Allianz und eine separate Abkunft mit Frankreich in Erwägung zu ziehen. Vergebens entschuldigte Marlborough mit triftigen Gründen die Geheimhaltung der Friedensverhandlungen und betheuerte wahrheitsgemäß, daß an den Abschluß des Friedensgeschäftes noch nicht zu denken sei. Vergebens wälzten der Herzog und sein Attaché Grumbkow alle Schuld auf die Unbeholfenheit des preußischen Gesandten Schmettau im Haag, der weder ein Geheimniß zu durchdringen, noch die holländischen

Hochmögenden zweckdienlich mit „Esprit und Brutalität“ zu behandeln verstehe[38]). Auch die Erklärung des englischen Staatssecretairs, daß die Königin nur zaudernd und widerwillig, um ein schließliches Scheitern der ganzen Unterhandlung und eine Auflösung der Allianz zu verhüten, ihre Zustimmung zu der Uebertragung Gelderns an Holland gegeben habe[39]), beschwichtigte nicht. Ebenso wenig die Zusage, daß Holland nicht daran denke, Preußen im Besitze der von ihm occupirten geldernschen Gebietstheile zu stören, bis sich eine andere Entschädigung für Friedrich ermittelt haben würde[40]). Seit dem Barrierevertrag glaubte Friedrich sich befugt, seinen Vortheil zu ergreifen, wo er denselben finden werde. Im Oktober 1710 ermächtigte er Grumbkow, der schon im Mai mit Torcy im Haag zusammengekommen[41]) und sich sehr günstig über ein solches Experiment geäußert, eine geheime Unterhandlung mit dem französischen Minister zu wagen[42]). Die Sache zerschlug sich wie manche andere frühere und spätere Anläufe zur Separatverständigung mit Frankreich. Der

---

38) ..... enfin: un homme brusque et brutal en cas qu'il eut de l'esprit conviendroit mieux à ces gens qu'un homme de caractère du Baron de Schmettau. Grumbkow an Friedrich I. 20. Oktbr. 1709. Es war Grumbkow selbst, welcher sich geeignet für die Stelle im Haag hielt. Ein kräftiger Possenreißer, aufgeräumt, cynisch, frivol, aber unter der Maske derber Gutmüthigkeit, lud er die Hochmögenden zur Tafel, trank unter den Schwüren ewiger Freundschaft, unter den heißesten Betheuerungen, daß er am Liebsten in Holland leben und sterben möchte („que tant que le service de mon maitre ne s'y trouvoit opposé je vivrois et mourois bon Hollandois“) Gläschen auf Gläschen („het glasgen van vriendschap“) mit ihnen, bis sie taumelten und von Geldern, Moers und den Erbschaftsvergleichen lallten: dann ging der General zu Marlborough und überlegte Maßregeln, um die Anmaßung der Hochmögenden zu züchtigen. Sehr anziehend darüber der Bericht Grumbkows an den König vom 28. März 1710. Berlin. Staatsarch. Ms.

39) Staatssekretär Boyle an Raby 6. Januar 1710 Rec. off. Ms.

40) Boyle an Raby 31. März 1710 ebend.

41) Torcy hatte damals geäußert, daß Frankreich für die bloße Neutralität Preußens Obergeldern, Limburg und Subsidien bewilligt haben würde. Grumbkow an Friedrich I. 28. Mai 1709.

42) Ilgen an Grumbkow 14. Oktober 1709.

Berliner Hof, überhaupt der selbständigen Schritte ungewöhnt, konnte sich doch nicht verhehlen, daß dies schlüpfrige Wege seien, welche sich, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, schwerlich zurücklegen ließen. Dazu war die alte Abneigung Friedrichs gegen Ludwig XIV, den Protestantenverfolger, noch immer wirksam, und schon begann der Kronprinz mit kräftigem Drucke in die Schwankungen der preußischen Politik einzugreifen. Kein Hehl machte der Prinz aus seinem Zorn und aus seinem Rachegefühl gegen Holland; aber selbst ein leidenschaftlicher Feind französischen Wesens würde er doch niemals geduldet haben, daß Preußen aus einem deutschen Reichskriege unter die Fahne des Gegners gesprungen wäre. Dazu kam noch, daß die französische Freigebigkeit sich lediglich auf fremdes Eigenthum, auf Stücke aus der spanischen Erbschaft des Hauses Habsburg erstreckte.

Und auch die Abrechnung mit Holland verschob man auf gelegenere Zeit. Mit Marlborough und dem kaiserlichen Feldherrn Eugen conspirirte Grumbkow, wie man nach dem Frieden das isolirte Holland züchtigen, ihm die belgische Beute wieder abjagen wolle [43]), wie Preußen zur Bewachung der Holländer ein Corps nach den spanischen Niederlanden werfen könne [44]); vom kaiserlichen Gesandten Sinzendorf ließ man sich die Aussicht auf Geldern eröffnen, falls Preußen dem Kaiser eng attachirt, den egoistischen Holländern eine derbe Lektion zu geben wünsche [45]). Immer umfangreicher wurden die Denkschriften, welche Schmettau den holländischen Ausschüssen einreichte, immer kategorischer lauteten die Weisungen, in welchen Friedrich den Marsch seiner Regimenter untersagte, — man hatte wirklich die Energie, eine Uebersiedelung des italienischen Truppencorps nach Spanien abzuschlagen, — der Berliner Hof ward immer schwieriger zu behandeln; aber schließlich blieb Preußen doch mit 32,000 Mann im Erbfolgekriege engagirt.

Wenn in den ersten Jahren des Krieges den König die westliche Allianz von einem zweckmäßigen Eingriffe in die schwedisch-polnischen Händel abgehalten hatte, so kehrte sich seit dem Jahre 1709

43) Grumbkow an Friedrich I. 14. Mai 1709. Berl. Staatsarch. MS.
44) selbe 23. März 1710.
45) Derselbe 14. März 1710.

das Verhältniß um: die Truppen blieben im Solde der Verbündeten, weil die preußische Regierung nicht die erwartete Rechnung im Osten fand. Allerdings schien es kaum denkbar, daß bei der Entwickelung der nordischen Angelegenheiten seit Poltáwa Preußen nicht einen beträchtlichen Vortheil davontragen sollte, mochte es nun die leichte Bürde der schwedischen Allianz von sich werfen und mit August II, Dänemark und Rußland gemeinsame Sache gegen den jählings vom Unglück ereilten Karl XII machen, oder mit Karl um das Territorium markten, welches die preußische Hut der schwedischen Positionen im Reiche bezahlen würde. Aber dahin hatte es der Berliner Hof mit seiner taumelnden Politik gebracht, daß in der Welt die Vorstellung aufgekommen war, Preußen müsse wo auch immer seine Truppen ohne Entschädigung um Gotteslohn dienen lassen. Ohne Gegenleistung meinten die nordischen Mächte die preußische Allianz erhandeln zu können. Zwar kamen die Souveräne von Dänemark, Polen und ebenfalls der russische Czar unter großen Festlichkeiten mit Friedrich in Leipzig, Potsdam, Marienwerder zusammen. Auf das eifrigste ward unterhandelt; Entwürfe drängten sich auf Entwürfe. Bald war von einer gemeinsamen Beraubung Schwedens und der Vertheilung seiner außerskandinavischen Provinzen die Rede; bald galt es mit dem Czaren sich zu verständigen, der, um freie Hand in den Ostseeprovinzen zu haben, Preußen mit dem Einfall in Pommern beauftragen wollte. Und wieder überwog bei Friedrich I sowohl wie bei August von Polen die Besorgniß vor den Fortschritten Rußlands im Westen. Endlich erörterte man wiederum und immer wieder die mannigfachsten Combinationen zur Auftheilung der polnischen Republik, Projecte, in denen Ilgens fruchtbare Feder besonders thätig gewesen ist, Entschädigungsforderungen Preußens, falls es August gelinge, ein in seinen Grenzen verkürztes Polen unter seine erbliche souveräne Königsgewalt zu bringen. So jagten sich die Vorschläge, und während Rußland, mit den Spolien des gefallenen Schwedens bereichert, sich in die Gruppe der europäischen Großmächte einfügte, August sich wieder in Polen befestigte, Dänemark sich zur Erdrückung des Hauses Gottorp in Schleswig vorbereitete, schielte der Berliner Hof nach Westpreußen, nach Pommern, nach Elbing, klopfte an alle

Thüren, fand überall die bereitwilligste Aufnahme für seine Regimenter, aber fest verschlossene Hände, wo es auf eine unmittelbare Entschädigung oder auf eine bündige Zusage ankam. Karl XII, noch ungebrochenen Stolzes voll, verwarf jede Unterhandlung; August wollte von polnischem Gebiete wenigstens Preußen keinen Antheil zuwenden, und wenn auch der Czar gelegentlich Elbing versprach, mit der Auslieferung hielt er ebensowohl, wie ehemals Karl XII zurück. Die Seemächte, welche die definitive Rückberufung der preußischen Truppen befürchtet hatten, sahen mit Genugthuung die Conferenzen Friedrichs mit den nordischen Souveränen eine nach der anderen resultatlos im Sande verlaufen[46]). So rücksichtslos und zweideutig gegen Preußen wie möglich ging die englische Politik auch bei dieser neuen Gestaltung der nordischen Angelegenheiten zu Werke. Zu Anfang des Jahres 1710 ließ sie noch durch Lord Stair in Hannover den Antrag stellen, in einer gemeinsamen Operation alle schwedischen Truppen aus den deutsch-schwedischen Provinzen zu entfernen[47]). Bei einer solchen Stimmung des englischen Cabinettes glaubte die Berliner Regierung unbehelligt ihren Interessen im Osten nachgehen zu dürfen. Aber auch diesmal hatte sie sich verrechnet: in Uebereinstimmung mit Marlborough drang Heinsius wieder mit der alten vorsichtigen Politik des Zuwartens durch. Die Folge davon war der Beschluß, daß man Preußen zügeln und ihm jegliche Feindseligkeit gegen Schweden untersagen müsse. Und auch jetzt wollte die niederländische Republik ebenso wenig wie früher die Garantie gegen einen schwedischen Einfall von Pommern aus in Preußen übernehmen[48]). Schon im März trat England auf den Haager Conferenzen wieder als Anwalt Schwedens in die Schranken; sogar der Forderung der nordischen Nachbarstaaten, daß Karl XII seine Truppen nicht aus seinen deutschen Provinzen ziehen dürfe, warf sich der englische Bevollmächtigte als

46) Boyle an Raby 10. Januar 1710 Rec. off. Ms.

47) Bericht aus Hannover über die Gesandtschaft Lord Stairs, der um die nordische Frage gründlich zu studiren, nach dem Continent gesandt worden, vom 24. Januar 1710. Rec. off. MS.

48) Heinsius an Marlborough 21. Januar 1710 Ms.

zu beschwerlich für Schweden entgegen [49]). Der einzige Staat, dessen Ränken und Raubsucht die englische Politik weder Zügel noch Gebiß anzulegen gewagt hätte, war Rußland. Wie ernstlich auch gerade das gewaltige Emporkommen des Czaren das europäische Staatensystem aus den Fugen zu rücken drohte, die englische Handelspolitik gebot nach dieser Seite hin schüchterne Vorsicht: man würde lieber den Verlust des gesammten übrigen Handels im Norden, als die Verstopfung dieses Handelsgebietes ertragen haben.

Es war in Berlin vornehmlich Ilgen, der in den auswärtigen Angelegenheiten bewanderteste Minister, welcher in diesen Jahren die größten Anstrengungen einsetzte, um einer starken Gegenpartei gegenüber den Bruch mit Schweden und ein polnisches oder russisches Bündniß zu verhindern. Nicht aus eigennützigen Motiven, wie Wartenberg, nicht aus Gefälligkeit gegen die Seemächte, gab Ilgen einer einstweilen noch abwartenden Politik im Osten den Vorzug. Seine Erbitterung gegen Holland und sein Mißtrauen gegen England ließen nichts zu wünschen übrig. Daß er ununterbrochen darauf sinne, Preußen aus der Verwickelung der nordischen Mächte einen bleibenden Vortheil zu erlisten, dies hatte seine bisherige diplomatische Thätigkeit zur Genüge bewiesen. Wenn er nun dennoch auf der Conferenz zu Potsdam [50]) und wiederholt später den schon halbgewonnenen König von Leistungen für die kriegführenden Nordstaaten und von neuen Verbindlichkeiten, ehe die alten abgewickelt, zurückhielt, so wird der holländische Gesandte Lintelo uns wohl am Richtigsten über den letzten Grund seines Zauderns und Hemmens aufklären. Ilgen sei bereit, schreibt dieser Berichterstatter im Jahre 1712, in den nordischen Krieg einzutreten, sei es auf polnischer oder schwedischer Seite, sei es um Polen oder Schweden zu theilen, sobald nur erst der Gewinn aus dem spanischen Erbfolgekriege eingeerntet sei [51]). Die Fäden der nordischen Angelegenheiten verlor Ilgen nicht

---

49) Protokoll der Conferenz aus dem März 1710 (ohne Datum) im Haag. Heinsiusarchiv. Ms.

50) Raby 20. Juli 1709. Rec. off. Ms.

51) Lintelo 19. Juli 1712 Heinsiusarch. Ms. Ueber die Parteiungen und Tendenzen am preußischen Hofe geben die vertraulichen Briefe dieses Gesandten an Heinsius den ausführlichsten Bericht.

einen Augenblick aus den Händen. Aber um Holland und Oesterreich gegenüber, die erkenntlich genug auf die Verkürzung Preußens ausgingen, nicht ihr Spiel zu erleichtern, um auf dem Kriegsschauplatz so langer Jahre auch während der Friedensconferenzen mit dem preußischen Heere zu stehen und den Rechtsanspruch auf eine Entschädigung im Westen kräftigst zur Geltung zu bringen, hielt er den ungeduldig zerrenden König von übereilten Seitensprüngen zurück. Einen erwünschten Rückhalt fand er dabei an dem Kronprinzen, der, seit Wartenbergs Stern zum Ausgang des Jahres 1710 endlich erloschen war, seine Meinung nachdrücklicher als bisher zum Vortrag brachte. Verdrossen wenn sein Vater von einem Termin zum anderen sich durch unausgeführte Rückberufungsordres der preußischen Truppen dem Gelächter ganz Europas preis gab, wollte er erst den französischen Krieg mit Ehren zu Ende geführt wissen, um dann ebensowohl gegen Holland, wie in den nordischen Verwicklungen mit Kraft und Erfolg auftreten zu können. Die Wege des Ministers und des Kronprinzen gingen nur in so weit auseinander, als dieser, die Politik des Großvaters fest im Auge, von keiner Allianz mit der Schwedenmacht, dem Erbfeinde des Hauses Hohenzollern, wissen mochte, während Ilgen, geschmeidiger und vielseitiger, die unblutige Theilung Polens und die mühelose Erwerbung Westpreußens einem waghalsigen Kampfe um Pommern vorgezogen haben würde. Die späteren Ereignisse haben allerdings Ilgens Zuwarten im Westen wie im Osten gerechtfertigt. Aber bedenklich hätte es doch für Preußen ausgesehen, wenn die nordische Coalition gegen Schweden, anstatt mit Reibungen im Schooße des Bündnisses selbst ihre Kraft und ihre Zeit zu vergeuden, mit einem plötzlichen Stoße und in einer unerwarteten Katastrophe ihre Entwürfe zur Ausführung gebracht hätte. Preußen, falls keine nordische Frage mehr schreckte, von den hohen Verbündeten dann noch wegwerfender behandelt, hätte im Osten wie im Westen das Nachsehen gehabt. Was man selbst beim besten Willen Englands im Westen noch erreichen konnte, blieb immerhin ein karger Lohn, während man im Osten durch Versäumniß Unersetzliches einbüßen mochte. Auch ohne bestimmtes Entschädigungsproject damals in den nordischen Krieg eintretend, mußte Preußen auf dieser Seite lohnende Beute zufallen. Und endlich, selbst unter ungünstigen Bedingungen

mit Rußland zusammenwirkend, wäre Preußen als Verbündeter des Czaren eher befähigt gewesen, den russischen Vergrößerungsplänen Einhalt zu thun, als im Stande zuwartender Neutralität. Ich finde, daß die von Ilgen in Scene gesetzte Neutralisirung der deutsch-schwedischen Provinzen und die spätere Vereinbarung, durch Aufstellung eines sogenannten Neutralitätsheeres die schwedische Armee von Einfällen in Sachsen, Polen, Dänemark abzuhalten, trefflich der großen Allianz gegen Frankreich zu Statten kam, aber Preußen in die Lage brachte, mit gefesselten Armen der Erstarkung Augusts und der unliebsamen Vergrößerung Rußlands zuzuschauen[52]). Zunächst ward der Ilgensche Neutralitätsentwurf eine Quelle neuer Demüthigungen für die preußische Regierung. Denn dem preußischen Hofe, obwohl er der Urheber jenes Antrages gewesen, gestatteten die Alliirten nur das Accessorium zu dem Vertrage[53]). Und nicht mit Unrecht durfte Karl XII das namentlich zum Schutze Preußens beantragte Neutralitätsheer als eine „bloße Posse" bezeichnen[54]). Sein Urtheil, daß die Verbündeten nicht einen Mann zu diesem Heere senden würden, schien sich zu bewähren. Vergebens mahnte und drängte Preußen; Marlborough erklärte unumwunden, daß England nicht geneigt sei, einen einzigen Soldaten für diese nordischen Angelegenheiten aufzuwenden[55]). Die größte Kränkung für Friedrich I aber kam mit der Verhandlung, welchem Fürstenhause man den Oberbefehl über das Neutralitätsheer übertragen solle. Vergebens forderte der preußische König gleichsam wie selbstverständlich diese Auszeichnung für seinen Sohn, den Kronprinzen; erst mit dringender Bitte, darauf zornig, unter Androhung, sämmtliche Verträge zu zerreißen. Die Eifersucht Hollands und Oesterreichs hätte dies nicht gelitten. Lieber wollte der Kaiser den Bock zum Gärtner setzen und August von Polen die Führung übertragen. Auf Antrag Hollands nahm dann auch England für die hannoversche Führung Partei. Marlborough gestand das gegen Preußen verübte Unrecht ein, that aber keinen Schritt

---

52) Vergl. das verschiedene Urtheil von Droysen S. 342.

53) Droysen S. 343.

54) „a jest". Raby 20. December 1710.

55) Marlborough an Heinsius 30. Oktober 1710. Heinsiusarch. Ms.

zur Besserung. Das schließliche Resultat der ganzen Vereinbarung war, daß sächsisch-russische Truppen im Jahre 1711 durch preußisches Gebiet gegen Pommern rückten, daß es in den Elbherzogthümern trotz aller Neutralität im folgenden Jahre zum Kampfe kam und daß der Kronprinz selbst an der Zweckmäßigkeit seines Systems irre wurde.

Mit dem englischen Ministerwechsel im Jahre 1710 war das große Drama des spanischen Erbfolgekrieges in seinen letzten Akt getreten. Das englische Volk war der jährlich mit ungeheuren Summen bezahlten Siegesberichte und des Mißbrauches müde geworden, welchen die Whigjunta mit ihrer Amtsgewalt trieb. Die Ereignisse des Krieges hatten das Supremat der englischen Handelsflagge in allen Meeren gesichert, ebensowohl das verbündete Holland wie das gegnerische Frankreich finanziell ruinirt. In Frieden wünschte die Nation die Errungenschaften ihrer Waffen zu genießen. In St. John, dem späteren Lord Bolingbroke, war ein Mann an die Spitze der auswärtigen Politik Englands getreten, welcher unbekümmert um die Phrase, daß nur auf den Trümmern Frankreichs das neue System des europäischen Gleichgewichtes aufgerichtet werden dürfe, die Dinge nach ihrem wahren Werthe maß und die Meinung aufstellte, daß dasselbe England, welches so viele Jahre hindurch die vornehmsten Lasten des Krieges getragen, nun endlich auch seinem Staats- und Handelsinteresse gemäß den Verbündeten den Frieden dictiren dürfe. Nicht durch die Brille der whigistischen Parteidoctrin, sondern mit scharfem, selbständigem Blicke überschaute St. John die europäischen Angelegenheiten und mit sicherem Urtheil würdigte er die Machtverhältnisse des abendländischen Staatensystems. Ein britischer Staatsmann solchen Schlages konnte keinen erdenkbaren Grund ersinnen, warum er das aus tausend Wunden blutende Frankreich völlig zu Tode hetzen solle, um dem ebenso lässigen wie hochmüthigen Hause Habsburg das Supremat auf dem Continent, dem habsüchtigen Handelspatriciate Hollands die Beherrschung des Canales zuzuwenden und um einem undankbaren und ungeschickten erzherzoglichen Prätendenten unter unermeßlichen Opfern an Menschen und Geld die spanische Krone zu erobern, nachdem der Enkel Ludwigs XIV zu Madrid schon längst das zuversichtliche großväterliche Wort, es gebe künftig keine Pyrenäen mehr.

Lügen gestraft hatte. Schon einen größeren Erwerb, als mit der Ruhe Europas vielleicht erträglich war, die Niederlande und Italien, hatten die Waffen der Seemächte dem kaiserlichen Hause zugewendet. Mit unübertroffener Virtuosität löste der englische Staatsmann seine kühne Aufgabe, überflügelte den Haß, die Anklage und die Denunciationen seiner englischen Gegner und Neider, verfehdete die einzelnen Mitglieder der Allianz miteinander, mißhandelte den Wiener Hof, führte die Holländer hinters Licht, bog ihren England benachtheiligenden Forderungen die Spitze ab und rang, die englischen Interessen im Vordergrund der Verhandlungen, Frankreich für die Genossen des Haager Vertrages so viel und nichts Weiteres ab, als er dem allgemeinen europäischen Interesse und der Präponderanz des eigenen Staates in Europa für zuträglich erachtete.

Wir fragen nach der Stellung, welche der Berliner Hof während des Zerbröckelns der Allianz und seit den durchaus veränderten politischen Conjunkturen in Westeuropa eingenommen hat.

Höchst bedeutsam war es auch für Preußen, daß in England ein Minister ans Ruder kam, der Holland zu isoliren trachtete und für das von Marlborough verwöhnte Oesterreich nur Spott und Hohn übrig hatte. Kaum ein zweites Mal sind in der diplomatischen Sprache so wegwerfende und zugleich so treffende Worte über die Gespreiztheit und Impotenz der österreichischen Politik geredet worden, wie in den Parlamentsreden, Flugschriften und Depeschen Bolingbrokes [56]). Ihm kam es darauf an, der Welt zu beweisen, daß England sich allzulange für die ihm gleichgültigen Interessen des Hauses Habsburg aufgeopfert und „die Last eines Gichtbrüchigen getragen, der zum Danke für die Wohlthat sich erfreche, seinem Träger ein Bein unterzuschlagen“. Um die Forderungen der Republik beim Frieden möglichst tief herabdrücken zu können, galt es ebenfalls mit den Holländern strenge Abrechnung zu halten.

Einem solchen Staatsmann mußte daran liegen, die kleineren Staaten im Gefolge der großen Allianz möglichst fest an England

56) Aus zahllosen Auslassungen probeweise hier nur die eine: „but my Lord the fate of being eternally in the wrong hangs over the head of every Austrian Court. St. John an Raby 6. März 1711. Re[illegible] off. MS.

und seine Politik zu ketten. Mit offenen Armen empfing er die savoyischen Minister, welche bittere Klage über Wortbrüchigkeit und Ränke des Wiener Hofes führten. Victor Amadeus mit seinem kleinen aufstrebenden Staate nahm im Süden auf italienischem Boden eine ähnliche Stellung zu Oesterreich ein, wie der Staat der Hohenzollern im Reiche. Vom Kaiser grundsätzlich mißhandelt, hat Savoyen die unbedingte Hingabe nie zu bereuen gehabt, mit welcher der Herzog und seine Minister sich beim Umschwung der Dinge in London an den Länder und Kronen vertheilenden englischen Staatssecretär schmiegten. In seiner Bitterkeit gegen Holland, in seiner Spannung mit dem whigistisch beeinflußten hannöverschen Hofe, in seiner Rivalität mit dem kaiserlichen Einfluß im Reiche, wäre Friedrich I im Stande gewesen, den Zwecken des englischen Toryministeriums einen noch wirksameren Hebel zu bieten, als Victor Amadeus von Piemont.

Und wirklich schien seit der Krise in London eine bessere Behandlung des preußischen Hofes von Seiten Englands einzutreten. Lord Raby gehörte zu den Vertrauten des neuen Staatssecretärs. St. John ließ im April 1711 den bisherigen Ausschluß Preußens von den Friedensverhandlungen bedauern, versprach in der Hildesheimer Frage die englische Pression auf Hannover und erklärte, was das Wichtigste war, das jetzige Ministerium nicht durch den Barrierevertrag seiner Vorgänger gebunden: die englische Regierung anerkannte die Ansprüche Preußens auf Obergèldern oder auf ein geeignetes Aequivalent [57]). Mit Wohlwollen kam St. John sogar dem früher einmal schnöde abgewiesenen Wunsche Friedrichs auf Herstellung einer Art von evangelischer Allianz zwischen der preußischen reformirten Hofkirche und der englischen Staatskirche entgegen [58]). So lange hatte man in Berlin keine Gefälligkeiten von Seiten der englischen Regierung erfahren, daß schon diese Spuren freundlicher Gesinnung wohlthätig berühren mußten. Die Politik der Tories,

---

57) Bonet aus London auf Grund mündlicher Erklärung St. Johns. 14. April 1711. MS.

58) St. John an Raby 28. Februar 1711. Das Nähere über diese interessanten Verhandlungen in dem Life of Archbishop Sharp Vol. II p. 196.

welche im Winter 1710 auf 1711 in den auswärtigen Fragen noch vorsichtig zurückgehalten hatte und über vereinzelte Chikanen der Holländer und Kaiserlichen nicht hinausgekommen war, durfte bald darauf schon mit vollen Segeln fahren, als — ein unverhoffter Glücksfall für das System St. Johns — ein plötzlicher Tod im Frühjahr 1711 Kaiser Joseph wegraffte und Erzherzog Karl als einzigen männlichen Erben der habsburgischen Besitzungen und Ansprüche übrig ließ. Je weniger England noch daran dachte, das Wort seiner Königin in Betreff der spanischen Krone einzulösen, desto mehr mußte ihm daran liegen, Erzherzog Karl schleunigst zur kaiserlichen Würde zu verhelfen. War die Kaiserwahl erst vollzogen, so konnte man mit glücklichem Griffe die Antipathien eines früheren Jahrhunderts gegen die habsburgische Universalmonarchie aufregen. Ohne eines Treubruches schuldig zu werden, konnte man alsdann auf die französischen Erbietungen zur Theilung der spanischen Monarchie eingehen. Zudem peinigte die Besorgniß, daß Erzherzog Karl, durch die Unsicherheit seiner Lage zur Activität gespornt, England die Friedensunterhandlung aus den Händen winden könne. Unverzüglich ward deßhalb von London aus der preußische Hof für die Betreibung und Durchführung der Kaiserwahl Karls VI verantwortlich gemacht.

Verwundert schaute man in Wien auf, als König Friedrich, aller von Oesterreich erfahrenen Kränkungen uneingedenk, sich auf das Bereitwilligste und Rührigste an dieses Werk begab. Lobenswerth war gewiß der patriotische Eifer, mit welchem er in dieser deutschen Frage französische Intervention zurückwies, den Bedenklichkeiten seiner eigenen Minister kein Gehör schenkte, über formelle Rechtsbedenken bei der Wahl — die Ausschließung der beiden geächteten Wittelsbacher vom Wahlcollegium — hinwegeilte und ohne von Karl eine Gewährleistung der seinerseits gestellten Wünsche empfangen zu haben, die Entscheidung zu Gunsten des Habsburgers zu Stande brachte. Achtungswerth war es auch, wenn Friedrich in seiner uneigennützigen Erregung für die nationale Sache nicht einmal den Gründen nachforschte, welche England so lebhaft für die Wahl des Erzherzogs eintreten ließen. Sicherlich war in diesem Momente die Wahl Karls VI ein unvermeidliches Uebel; das Haus Brandenburg wäre damals am Wenigsten befähigt gewesen, den verwesenden Leich-

nam des deutschen Reiches mit dem Impulse neuen organischen Lebens zu beseelen. Desto wichtiger war es, in der nunmehr wesentlich veränderten spanischen Erbfolgefrage sich möglichst scharf über die Bedingungen des eigenen Interesses aufzuklären. Bis zu den Eröffnungen der Seemächte aber mußte man mit jedem Urtheile zurückhalten. Einstweilen hüllten sich England und Holland in tiefes Schweigen. In ihrer vertrautesten Correspondenz wollten sich nicht einmal Marlborough und Heinsius, gegenwärtig doch auf Offenherzigkeit angewiesen, und beide von der Unvermeidlichkeit der Theilung überzeugt, ihre Meinung eingestehen. Noch zugeknöpfter verharrte die englische Regierung selbst; St. John befahl seinem Gesandten die größte Zurückhaltung in dieser delicaten Frage. Er war bereit, den habsburgischen Erzherzog so schleunig als thunlich aus Spanien nach dem Reiche zurückzuführen; daß es eine Trennung für ewig sein solle, verschwieg er weislich. Seine Rechnung wäre durchkreuzt worden, wenn Karl den Schleier der englisch-französischen Geheimnisse zu frühe lüftend, die persönliche Führung des Kampfes auf spanischem Boden nicht aufgegeben hätte. Wiederholt pochte in den Monaten Mai und Juni des Jahres 1711 der preußische Geschäftsträger an die Thüre St. Johns. Er wurde entweder nicht vorgelassen oder von dem Staatssekretär mit dem Bescheide abgefertigt, daß über jene schwierige Frage noch keine Ansicht vom englischen Cabinette aufgestellt sei. Unterdessen fehlte es nicht an Andeutungen, daß etwas Außerordentliches im Werke sei, sogar der preußische Resident in London gab beherzigenswerthe Winke. Wer einigermaßen die Zeichen der Zeit verstand, der konnte nicht zweifeln, daß St. John bald mit dem Vorschlage zur Theilung der spanischen Monarchie heraustreten, daß es dann zum officiellen Zerwürfniß zwischen England und dem Kaiser und für Preußen zu der Alternative kommen werde, auf welcher Seite ausharrend es seine Entschädigung für die Aufopferung der Kriegsjahre fordern wolle.

Da bedurfte es allerdings eines ganz besonderen staatsmännischen Ungeschickes um voreilig, sei es durch Pflichttreue, sei es durch die Hoffnung auf kaiserliche Unterstützung in der geldernschen und Erbschaftssache verführt, Karl versichern zu lassen, Preußen wolle sich für die Vereinigung der spanischen Monarchie mit der Kaiserkrone

stark machen[59]). Es waren wieder die Launen und die Gefühlspolitik des Königs, welche dem staatsmännischen Urtheil seiner besonneneren Räthe diesen argen Streich spielten. Vollkommen würdigte man in Berlin die nachtheiligen Folgen einer solchen Union; der König gestattete seinen Ministern, gleichzeitig nach der entgegengesetzten Seite hin ihre Angeln auszuwerfen, er war selbst von der Unthunlichkeit seines Entschlusses, mit dem Hause Oesterreich zu stehen und zu fallen, überzeugt. Kein Wunder, wenn ein Bolingbroke, der zur Durchführung seiner Entwürfe auf Bundesgenossen von festerem Schlage und derberem Gewissen rechnete, sich bald verächtlich von den halben Maßregeln und rückwärtsblickenden Entschlüssen des Berliner Cabinettes abwandte und wegwerfend über den König, „der nicht einmal ein Freisasse sei", spottete[60]).

Immer trüber und gespannter ward das Verhältniß zwischen Wien und London, seitdem der kaiserliche Gesandte vom englischen Hofe verwiesen worden und die Präliminarartikel des von England unterhandelten Friedens sich in Jedermanns Händen befanden. Die holländische Republik, welche anfänglich sich Miene gegeben, als ob sie den englischen Weisungen in Güte nachgeben werde, ward durch die Verkürzung ihrer Barriere geschreckt und von ihrem Bevollmächtigten in das Lager der whigistisch-kaiserlichen Opposition getrieben. Der Einfluß des Prinzen Eugen trat in Holland an die Stelle der englischen Regierung. Aber unbekümmert um den holländisch-kaiserlichen Widerspruch setzte St. John seine diplomatischen Arbeiten fort. Er wußte, daß die Holländer Schritt für Schritt weichen würden und daß das Geschrei der kaiserlichen Minister ihn nicht zu beunruhigen brauche. Mochte nun die niederländische Republik an Oesterreich festhalten, oder wie wahrscheinlicher war, unter vielem Sträuben dennoch in das Fahrwasser der englischen Politik einlenken, in jedem Falle konnte Preußen von England abgewandt und dem Kriegsgetümmel der Kaiserlichen zufallend nur verlieren. Welches Resultat durfte man von einem Kriege erwarten, den der Kaiser isolirt, ohne Geld und ohne Verbündete, lediglich auf die Mittel des Reiches an-

---

59) Droysen S. 376.

60) Bolingbroke, Lettres and Despatches I 161.

gewiesen, gegen die bourbonischen Kronen ausfechten wollte! Und dauerte die niederländische Republik doch an der Seite des Kaisers aus, so nahm Preußen in dieser Krise ebensowohl für Holland wie für Karl VI gegen England Partei. Gegen England, welches unter Anna noch nicht so tief wie später in die continentalen Eifersüchteleien verflochten, wenigstens keinen unmittelbaren Grund zur Schädigung Preußens hatte, ergriff man die Interessen der gegen den preußischen Staat besonders gehässigen Republik. Von allen Combinationen wäre ein solches Zusammenhalten Hollands mit dem Kaiser die ungünstigste für die Lösung der geldernschen Frage gewesen. Das Oberquartier von Geldern gehörte zu der spanischen Erbschaftsmasse, und von London aus berichtete der preußische Resident im April 1712, daß man im Haag eine Verständigung mit dem Kaiser in Betreff der flandrischen Barriere plane und daß die kaiserliche Cession des Oberquartiers den Cement dieser neuen Allianz bilden solle[61]). Dringlich mahnten Bieberstein, der preußische Gesandte in London, und Lord Raby, der jetzt unter dem Titel eines Grafen Strafford die Utrechter Conferenzen leitete, daß die preußische Regierung sich rückhaltlos der englischen Führung vertrauen möge. Beide Männer verbürgten sich für die Geneigtheit Englands, Preußen in der geldernschen Sache zu seinem Rechte zu verhelfen.

Mit der Einstellung der Feindseligkeiten von englischer Seite kam es endlich am 28. Juni 1712 zum kritischen Momente der Entscheidung. Nicht unvorbereitet traf das Ereigniß den Berliner Hof. Er war gewarnt, er hatte mit England über die bedenkliche Frage unterhandelt. Am Tage der Entscheidung selbst befand sich der preußische Feldmarschall Fürst Anhalt indeß noch ohne präcise Instructionen. So wie dieselben lauteten, durfte er nicht zögern, sich von den Fahnen des englischen Heerführers zu trennen. Das preußische Heer schlug sich auf die Seite des Kaisers, der eben noch wegen ruchbar gewordener Unterhandlungen Friedrichs mit Frankreich den König von Preußen wie einen pflichtvergessenen Beamten zur Verantwortung gezogen hatte.

Noch einige Versuche machten der englische Gesandte und

61) Bonet 12. April 1712.

die englische Partei am Berliner Hofe unter Biebersteins Führung, um eine nachträgliche Aenderung des Entschlusses zu Wege zu bringen. Ihre Anstrengungen scheiterten aber an dem Mißtrauen des Königs[62]) und an der Starrheit des Kronprinzen, welcher herber als je die Heimlichkeiten mit Frankreich verwarf. Ueber die Unterhandlungen mit dem französischen Agenten, Graf Laverne, war der Prinz damals so entrüstet, daß er sich weigerte den König aufs Land hinaus zu begleiten[63]). Um den Kronprinzen hatte sich, die Dohna und Dönhoff an der Spitze, die Partei gesammelt, welche den Erben des Thrones nicht nur in kaiserlichem sondern auch in holländischem Interesse zu bearbeiten suchte[64]). Auch Grumbkow, obwohl persönlich noch mit dem Kronprinzen gespannt, hielt sich als Anhänger Marlboroughs und als Gegner des englischen Toryministeriums damals zu demselben Lager[65]). Praktischer und vorsichtig würde Ilgen, der seiner Gewohnheit nach mit beiden Parteien zu transigiren liebte, einer Theilung der Truppen je nach ihrem Soldverhältniß den Vorzug gegeben haben[66]). In einer Staatsrathsitzung vom 8. August ward der Entschluß gefaßt, einstweilen noch an der gemeinen Sache festzuhalten.

Bald genug wurden die Folgen des so unbesonnenen Verfahrens merkbar. Rücksichtslos ließ Bolingbroke die preußische Regierung erfahren, was es bedeute, den Willen seiner Königin durchkreuzt zu haben. Die beträchtlichen Subsidienrückstände Englands, welche Friedrich I so sehr am Herzen lagen, wurden aus dem englischen Schuldbuche getilgt. Auf bequeme Weise sei England, triumphirte Bolingbroke, durch den Abfall der Auxiliartruppen einer großen Schuldenlast ledig geworden[67]). Die dickleibigen Denk- und Be-

62) .... die offertes zijn goed, maer so als mijn sulx woord heden gegeven, so kan het mijn naederhand morgen weder afgenomen werden soll König Friedrich zur Antwort gegeben haben. Lintelo 2. August 1712. Heinsiusarch. MS.

63) Lintelo 19. Juli 1712 ebend.

64) Lintelo 2. Februar 1712 ebend.

65) Lintelo 19. Juli 1712 ebend.

66) Lintelo 8. Juli 1712 ebend.

67) Borssele, holländ. Gesandter in London an Heinsius 22. Juli 1712. Heinsiusarch. MS.

schwerdeschriften des preußischen Residenten beantwortete der Staatssecretär entweder gar nicht oder mit der Betheuerung, daß Preußen, nachdem es die gütigen Absichten der Königin vereitelt, auf keine Berücksichtigung mehr hoffen dürfe[68]). „Die Rechtssprüche der Meder und Perser“, schrieb Bonet, „sind nicht unwiderruflicher als die Entschlüsse des gegenwärtigen Ministeriums und man muß sich auf das Schlimmste gefaßt machen“. Preußen mochte erproben was es heiße die Partei verlassen, welche nicht nur die freigebigsten Angebote gemacht, sondern auch die besten Mittel besaß ihr Wort zu erfüllen.

Freilich erwartete man, daß nun auch die engeren Verbündeten ihre Schuldigkeit gegen Preußen erfüllen würden. Unverzüglich indessen sollte man zur Erkenntniß kommen, daß man einen Schritt gethan, ohne sich über die Consequenzen desselben vergewissert zu haben. Seit der Niederlage von Denain war es plötzlich mit dem holländischen Kriegseifer vorbei. Preußen war für eine verlorene Sache in die Schranken getreten. Und ebensowenig wie England bezahlte die Republik ihre Rückstände nach Berlin. Für die Einbuße aber, welche ihr von der englischen Eifersucht drohte, suchte sie sich nun wirklich durch einen Separatvertrag mit dem Kaiser wegen Abtretung Gelderns zu entschädigen. Mochte Graf Sinzendorf es läugnen, der holländische Rathspensionär, in seinen Aussagen streng gewissenhaft und glaubwürdig, betheuerte, daß der kaiserliche Gesandte ihm im Namen seines Monarchen das Oberquartier zugesagt habe[69]). Gleichfalls in Sachen der oranischen Succession blieben die Hochmögenden so schwierig wie früher. Noch war nicht einmal Moers von den Holländern geräumt, obgleich ein kaiserliches Decret den preußischen Rechtstitel gebilligt. Gerade der Kronprinz, welcher so scharf für die gemeine Sache aufgetreten war, empfand diese Rücksichtslosigkeit am Bittersten. Auch von Alliirten wollte er doch das gute Recht seines Vaters nicht länger beugen lassen. Auf seinen

68) Bonet 23. September 1712.

69) Strafford an Bolingbroke 14. Dezember 1712. Die Aussage wird bestätigt durch einen im englischen Record office befindlichen, allerdings nicht ratificirten Vertrag aus dem Jahre 1712 (das Datum fehlt), in welchem der Kaiser das Oberquartier an Holland cedirt.

Vorschlag ward im Oktober 1712 die holländische Besatzung in Moers überrumpelt und die Stadt zur Huldigung gezwungen. Aus diesem Vorfall konnte man in London merken, wie fest oder lose doch im Grunde die Separatallianz Preußens mit den Regenten im Haag geknüpft sei.

Und in der That drang Bieberstein endlich mit der Meinung durch, daß der Berliner Hof sich die Huld des Toryministeriums zurückerobern müsse. Ein Blick auf die sicilische Königskrone, welche Bolingbroke dem Hause Savoyen geschenkt hat, mochte lehren, was Preußen durch seine Halbheit und Thorheit verscherzt. Schon im September 1712 berichtete der englische Gesandte aus Berlin, daß die Minister ihrer übelen Aufführung geständig, sich der Königin unterwürfen und an ihr Wohlwollen appellirten [70]). Doch wenig tröstlich lautete anfänglich der Bescheid aus London. Wisse Gott, schrieb der Staatssekretär, worauf die preußische Regierung, wenn sie gegenwärtig noch eine Parteilichkeit der Königin für ihre Sache erwarte, ihre Hoffnung gründen wolle [71]). Auch noch im November wies Bolingbroke jegliche Intervention zu Gunsten der preußischen Ansprüche auf Geldern ab. Vieles trug die polternde Offenheit des Kronprinzen bei, um die Wiederherstellung guter Beziehungen zu England zu erschweren. Trotz aller Aergernisse, welche sein Vater von Hannover aus erfahren, meinte der Prinz damals noch die Sache des verwandten Hauses vertreten zu müssen. Mehr derb und brav und von ernstem sittlichen Impulse geleitet, als scharfsichtig und feinfühlig, wo es sich um gewundene Wege und um diplomatische Zurückhaltung handelte, glaubte er an die Fabel des Tages und hielt wirklich die hannöversche Succession und die protestantische Sache durch das „jakobitische" Toryministerium Oxford-Bolingbroke bedroht. Er ließ seinem Unmuth über die englischen Schurken freien Lauf und erlaubte das Gleiche den französischen Refugies in der preußischen Hauptstadt. Auf Bolingbrokes Weisung mußte der englische Gesandte in Berlin sich officiell über „die Brutalität des Kronprinzen" beklagen [72]).

70) Breton 10. September 1712. Rec. off. MS.

71) Bolingbroke an Breton 30. September 1712. Rec. off. MS.

72) And when you speak to the Secretary I believe you should

Den ganzen Winter hindurch stand es mit der preußischen Anwartschaft auf ein Stück geldernschen Landes, den einzigen realen Ertrag aus dem spanischen Erbfolgekriege, äußerst schlecht. Auch die zu Anfang des Jahres 1713 zu „größter Mortification" des Kaisers abgegebene Erklärung Friedrichs gemeinsam mit England den Frieden unterzeichnen zu wollen, brachte ebensowenig wie die auf Englands Wunsch in den nordischen Angelegenheiten behauptete Zurückhaltung, eine sofortige Entscheidung zu Werke. Zwar blieb Ludwig XIV bereit, Preußen für die oranischen Hausgüter innerhalb Frankreichs mit einer so großen Entschädigung aus geldernschem Gebiete, wie man nur wünschen könne, abzufinden, zwar arbeitete Graf Strafford durch ein persönliches Versprechen und ein Geldgeschenk gebunden, in Friedrichs Interesse, zwar schreckte man von London aus den holländischen Rathspensionär mit der Drohung, bei weiteren Weitläufigkeiten der Republik ganz Obergeldern einschließlich der Maasfestungen an Preußen zu überlassen[73]; aber die Unterhandlung selbst rückte nicht von der Stelle. Denn nachdem die Vertheilung der übrigen spanischen Territorien geregelt, wollte die englische Regierung diese letzte Karte nicht aus der Hand lassen. Die Zusage an Preußen, erklärte Bolingbroke, werde bei der Unterzeichnung des Friedens einen neuen Stein des Anstoßes für Holland wie für den Kaiser abgeben und wünschenswerth blieb es, am Tage des Friedensschlusses, sei es zur Begütigung, sei es zur Bedrohung der Kaiserlichen wie der Holländer, noch diesen Trumpf ausspielen zu können. Um das Oberquartier von Geldern fand während der ersten Monate des Jahres 1713 ein förmliches Wettrennen der Gesandten Preußens, Oesterreichs und Hollands in den Ministerialbüreaus der Lords Oxford und Bolingbroke statt. Geschmeidig schlüpften die englischen Minister zwischen den Parteien durch, versprachen nach jeder Seite hin ihre freundliche Unterstützung und banden sich gegen Niemand[74]. Während sie Preußen nun schon

---

again mention particulaly the Prince Royal's brutality. Bolingbroke. Breton 18. November 1712 Rec. off. MS.

73) Lintelo 14. Januar 1713. Heinsiusarchiv. MS.

74) Am Ausführlichsten über die in Betreff der geldernschen Frage ge-

bestimmter eine Entschädigung für Orange in geldernschem Lande zusicherten, reizten sie doch zum Danke für die Unterzeichnung des verkürzten Barriervertrages, die holländischen Staatsmänner, sich über Geldern mit dem Kaiser separat zu verständigen. Diese Auskunft schon im vorigen Jahre zwischen dem Haag und Wien erörtert, schien neuerdings sich noch einmal zu einer ernstlichen Gefährdung der preußischen Ansprüche zu gestalten. Denn Karl VI, gegen Friedrich wegen seines Abfalls von der gemeinen Sache erbittert, behauptete um der Verbindung mit den katholischen Niederlanden willen, das Oberquartier nicht entbehren zu können. In Holland aber drängten einflußreiche Stimmen, dies Gebiet lieber an den Kaiser als an das vergrößerungssüchtige Preußen fallen zu lassen. In Folge des holländischen Condominiums in den belgischen Provinzen, schrieb der nahe Vertraute des Rathspensionärs, Sicco van Goslinga vom Utrechter Congresse, werde die Republik doch stets gemeinsame Interessen mit dem Kaiser haben, während Preußens Absichten offenbar darauf zielten, sich auf Kosten der Republik zu vergrößern [75]).

Man pflegt gewöhnlich die Erwerbung des preußischen Antheils an dem ehemals spanischen Obergeldern, obwohl dieselbe erst in die Regierung Friedrich Wilhelms I fällt, als eine Frucht der Politik Friedrichs I im Erbfolgekriege darzustellen, welche völlig gezeitigt dem Nachfolger in den Schooß gefallen sei. So wie wir aber die Politik des ersten preußischen Königs im Osten und Westen, in ihrer Plan- und Rathlosigkeit, ihrem Schwanken und Taumeln, ihren hochtrabenden Manifesten und kleinlichen Mitteln, ihrem begehrlichen Wollen und verspäteten Entschlüssen kennen gelernt haben, in ihrer geräuschvollen Unruhe und ewig unfertigen Zubereitungen großer Entwürfe das Gespött des großen Mächte wie der kleinen Reichsfürsten, so wie diese Politik sich in ihren Irr- und Fehlgängen seit dem Jahre 1700 angelassen hatte, dürfte es doch sehr fraglich sein, wie es sich bei einer um wenige Monate verlängerten Regie-

---

haltenen Conferenzen und die doppelsinnigen Erklärungen der englischen Minister, der holländische Gesandte Borssele van der Hooghe in den Monaten Januar bis April des Jahres 1713. Die Correspondenz befindet sich im Heinsiusarchiv im Haag.

75) Goslinga an Heinsius 26. Februar 1713. Heinsiusarch. MS.

rung Friedrichs I mit der Realisirung der preußischen Ansprüche verhalten haben würde. Man darf wohl behaupten, daß nicht nur zur Wiederherstellung geordneter Finanzen und einheitlicher, pflichttreuer und arbeitsamer Landesverwaltung, nicht nur zur vortheilhaften Verwerthung der nordischen Angelegenheiten, sondern auch zur Einbringung des schon allzusehr geschmälerten Erwerbes aus dem zwölfjährigen französischen Kriege, die Regierung Friedrich Wilhelms I gerade noch rechtzeitig genug eingesetzt habe. Besonders die Anfänge seiner Regierung zeigen, was Preußen damals mit einem festen Willen und einer gehörigen Portion Derbheit in den höchsten Regionen, zu erreichen im Stande war; mochte auch die feinere diplomatische Gewandtheit Friedrich Wilhelm I und seinen vertrauten Räthen nicht minder wie dem höfischen Kreise seines Vorgängers abgehen. Interessant ist es namentlich an der Hand der holländischen Gesandtschaftscorrespondenz den Eindruck zu verfolgen, welchen die europäische Diplomatie von dem Eintreten dieses neuen Fürsten in den Kreis der gekrönten Häupter empfing. In der niederländischen Republik hatte man besondere Ursache mit besorgter Spannung auf den Regierungsantritt dieses herben, eifrig von dem Bewußtsein seiner Rechtsansprüche durchdrungenen Monarchen zu blicken. Vor den Augen des Königs hatten die Minister sich umarmen und geloben müssen, sich wie Brüder lieb zu haben und jenen unseligen gegenseitigen Verhetzereien den Rücken zu kehren, welche während der vorigen Regierung dem Lande so großen Schaden zugefügt[76]). Zu seinem Schrecken erfuhr Lintelo, daß der kürzlich noch mit dem Kronprinzen gespannte und der Republik so unbequeme Grumbkow den entschiedensten Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten ausübe. Mit dem General übereinstimmend findet er Ilgen, Printzen und Bieberstein von den feindseligsten Gesinnungen gegen die Republik bestimmt [77]). Zu seinem Entsetzen ist der König durchaus in die Hände jener leidenschaftlichen Leute gefallen, welche ihm rathen, so viel Truppen als möglich zu halten, um sich in der Welt gefürchtet zu machen[78]). Graf Dohna, obgleich persönlich dem Könige lieb

76) Lintelo 28. Februar 1713. Heinsiusarch. Ms.
77) Derselbe 11. März 1713.
78) Derselbe 18. März 1713.

und theuer, dem holländischen und kaiserlichen Interesse zugethan, könne steif und ungeschickt jenen Intriguen nicht widerstehen. Sogar die kaiserliche Partei habe ihren Credit bei Hofe völlig eingebüßt. Der König verlange, daß die Gesandten mit ihm persönlich conferiren sollten[79]). Beängstigender noch als die offene Feindseligkeit sei aber der Vorschlag des Königs, sich selbst zum Heerführer und Beschützer der Republik aufzuwerfen. Das Schlimmste sei von diesem Monarchen zu befürchten, welcher ausdrücklich erklärt, daß seine ganze Liebe seinen Truppen gehöre. Entsetzlich, daß man sich von Grumbkow sagen lassen müsse, der Republik sei der Lebensathem ausgegangen, sie sei ein Spielball in der Hand jedes kräftigen Fürsten geworden. Um diesen schrecklichen „Faiseur Grumbkow" zu beseitigen, möge Lord Albemarle einen Brief ausliefern, in welchem der General den König mit dem hochverrätherischen Ausdruck „rohe Bestie" titulirt habe[80]).

Wenn jemals eine naturwüchsige Sprache in der hohen Politik trefflich angebracht gewesen, so war es diejenige, welche König Friedrich Wilhelm I, der zweite Gründer des modernen preußischen Staates am Vorabend des Friedensschlusses zu den holländischen Krämern redete. Sie verfehlte ihre Wirkung nicht. Sie machte in England wie in Holland Eindruck. Zwar versicherte Lord Strafford seit dem Tode Friedrichs I nicht mehr an Preußen gebunden zu sein[81]). Aber zwei Monate später zeigte der holländische Gesandte an, daß neuerdings wieder 50,000 Thlr. an Strafford ausbezahlt worden seien. Die neue preußische Regierung hatte das Mittel gefunden, die Gleichgültigkeit des edlen Lords dennoch zu überwinden[82]).

---

79) Of je met de Kerls (Minister) spreekt dat can net helpen, houd U aan mijn, ick wil U niet ophouden noch bedreegen, zij moeten doch even wel doen wat ick hebben wil hat der König an Lintelo erklärt. Lintelo 21. März 1713.

80) Derselbe 8. August 1713.

81) Goslinga schrieb von Utrecht, Strafford habe erklärt: le Roi Frederic etant mort et son successeur une b.... e, il ne se meeroit plus de cette affaire. Goslinga an Heinsius 4. März 1713. Heinsiusarch. Ms.

82) Lintelo 16. Mai 1713.

In England selbst theilte sich die wachsende Spannung zwischen den beiden Chefministern auch der Behandlung der geldernschen Frage mit. Der Lordschatzmeister verwünschte die Einmischung Straffords und versicherte dem holländischen Gesandten, daß England das Oberquartier gerne in holländischem Besitze wisse und keine Entschädigung Preußens aus diesem Gebiete dulden werde[84]). Ermuthigender indessen lautete die Auskunft, welche Bolingbroke seit dem Regierungswechsel gab. Gerade Lord Strafford in Utrecht war sein vertrautestes Organ. Man möchte glauben, daß auf einen Charakter wie Bolingbroke die veränderte Haltung des Berliner Hofes nicht ohne Eindruck geblieben.

Die Furcht Hollands vor dem Zorne Friedrich Wilhelms und der Wunsch Englands, sich mit Rücksicht auf die nordischen Angelegenheiten Preußen nicht völlig zu entfremden, gab endlich den Ausschlag. Durch die Drohung Straffords, im Falle längerer Weigerung von Seiten Oesterreichs der preußischen Regierung das ganze Oberquartier zuzuwenden, ward in letzter Stunde der Widerstand des Kaisers überwunden. Am längsten und feindseligsten hatte die Mißgunst desselben Karls VI gegen Preußen ausgehalten, für dessen spanisches Erbrecht Preußen die Jahre des Krieges gekämpft und für dessen Kaiserwahl Preußen im Jahre 1711 so eifrig in die Schranken getreten war. Außer der europäischen Anerkennung der Königskrone, außer der Bestätigung des hohenzollernschen Erbfolgerechtes in Neufchatel empfing Friedrich Wilhelm im Utrechter Frieden ein etwa fünfzigtausend Seelen ernährendes Stück des geldernschen Oberquartiers mit der Stadt Geldern als Hauptort des Bezirkes.

Ohne Bitterkeit kann man nicht über die Vortheile nachsinnen, um welche der Mangel eines zugleich willenstarken und gewandten Staatsmannes Preußen in jenen Jahren gleichzeitigen europäischen Krieges im Osten und Westen unseres Staates gebracht hat. Ein geringer Trost liegt höchstens in der Erkenntniß, daß ohne den Thronwechsel des Jahres 1713 Preußen wahrscheinlich mit völlig leeren Händen aus dem französischen Kriege hervorgegangen wäre.

---

84) Vorssele 10. und 11. März 1713. MS.

Einer Festigkeit, wie sie König Friedrich I niemals geeignet, bedurfte es noch um in den wirklichen Besitz des gesammten Cessionsobjectes zu gelangen und während des kläglichen Nachspieles eines kaiserlich-französischen Krieges den Staat vor neuen Aufopferungen, dem Dienste einer verlorenen Sache zu bewahren. Während Preußen den Verträgen gemäß die nachmals Holland zugewandten Positionen an der Maas, Venlo und St. Michel geräumt, mußte erst ein königlicher Befehl General Lottum ermächtigen, in das Staatsgebiet der Republik einzufallen, um die Holländer zur Räumung des für Preußen ausbedungenen Aequivalentes zu bewegen[85]). Auch noch in anderen, die oranische Erbschaft betreffenden Schritten des Königs mochten die Hochmögenden den schneidigeren Luftzug erkennen, welcher jetzt von Berlin aus zu ihnen herüberwehte. Ebenfalls in den preußisch-kaiserlichen Beziehungen regte die geldernsche Frage noch manches Aergerniß auf. Unter mancherlei Vorwänden verweigerte der Kaiser die Ratification des Cessionsvertrags[86]). Die Folge davon war, daß Friedrich Wilhelm dem Interesse seines Staates gemäß, ein dem kaiserlichen Unterhändler zugesagtes Hilfscorps von 9000 Mann zurückzog und sich während des österreichischen Krieges mit Frankreich und Spanien auf die Stellung seines Reichscontingentes beschränkte. Mochten, wie Bolingbroke spottete, „die trunkenen Excellenzen des Reichstages“ jetzt Gift und Feuer gegen Frankreich und England ausspeien, es war nicht Friedrich Wilhelms Sache, die Kräfte Preußens und noch dazu unentgeltlich[87]) für einen Kampf aufzuopfern, den lediglich die Weigerung Karls VI, die Markgraf-

---

85) Breton 23. Mai 1713. Rec. off. Ms.

86) Die von Stenzel aus den „historisch politischen Beiträgen“ erwähnte Ratifikation des Vertrages zum 12. Mai 1713 kann nicht echt sein. Am 10. Juni fand der englische Gesandte den König noch äußerst ungehalten über die kaiserliche Zögerung „to ratify the treaty of Gueldre.“ Breton. Rec. off. Ms.

87) Schönborn hat auf die preußische Erklärung, daß der König nicht in der Lage sei ein Extraordinarium ohne Bezahlung zu leisten geantwortet: „that the Emperor wos not used to pay the Contingent of the Empire“. Breton 16. Mai 1713 ebend.

schaft Burgau an Max Emanuel von Baiern zu überlassen, verschuldete[88]).

Endlich, endlich stand die Krone Preußens wieder selbständig und zur Selbstthätigkeit befähigt den nordischen Angelegenheiten gegenüber. Nicht ihrem Geschick, sondern der Gunst des Zufalls dankte die preußische Politik, daß es damals überhaupt noch eine nordische Frage, in welcher sie mitreden durfte, gab. Ereignisse, welche außerhalb der Berechnung des Berliner Cabinettes lagen, hatten die ausschließliche Diktatur Schwedens im Norden und Osten zertrümmert, die Alleinherrschaft des russischen Czaren aber noch aufgehalten. Noch war es nicht völlig zu spät geworden, Versäumtes nachzuholen und sei es für Herstellung des Gleichgewichtes, sei es für ein specielles preußisches Interesse in die nordischen Verwicklungen einzutreten. Wie schon die erste Begegnung Friedrich Wilhelms mit den Seemächten, so bietet auch seine Haltung im nordischen Kriege ein erfreuliches Gegenstück zu der kopfscheuen und nicht einmal durch sittliche Bedenken retardirten Politik des Vorgängers. Vorsicht mit Selbstvertrauen gepaart, selbstbewußte Kraft mit dem Wunsche Billigkeit gegen Freunde und Gegner zu üben vereint, aufrichtige Friedensbestrebung mit dem festen Vorsatze verbunden, dem Staatswohle nichts zu vergeben: das sind die Grundzüge von Friedrich Wilhelms Politik in den vielverschlungenen nordischen Händeln gewesen. Die Regierung Friedrichs I erschien uns um so trostloser, je tiefer wir den verborgenen Zügen der preußischen Politik nachspürten. Gerade das Gegentheil ist der Fall, wenn man für die Anfänge der Regierung Friedrich Wilhelms I und seine Behandlung der nordischen Kriegsfrage die Correspondenzen der fremden, in Berlin beglaubigten Gesandten zu Rathe zieht. Sogar Ilgen, der einzige Staatsmann aus Friedrichs I Zeit, zu sehr in die Politik der doppelschneidigen und doch nur halben Maßregeln, in die superklugen Finessen der vorigen Periode verliebt, tritt damals hinter dem Könige und seiner persönlichen Initiative in den auswärtigen Geschäften zurück. Ge-

88) Protokoll der holländischen Gesandten über die Schlußconferenz zwischen den französischen Bevollmächtigten und dem kaiserlichen Gesandten Kirchner vom 21. Mai 1713. Heinsiusarch. Ms.

rechtfertigter als man gewöhnlich zu urtheilen pflegt, erscheint uns auf Grund jener Correspondenzen das nicht mehr aufgedrungene sondern wohlgerüstete Zaudern Friedrich Wilhelms dem nordischen Kriege gegenüber, wenn er die äußersten Anstrengungen aufbietet um seinen älteren und neueren Verpflichtungen gegen das Haus Gottorp nachzukommen, wenn er vergeblich zwar die erschlaffte Kraft der Seemächte und das eigennützige Hannover anspornt um das Recht Gottorps in Schleswig gegen Dänemark zu wahren, wenn er gleichzeitig keine Verdrießlichkeiten scheut, um seiner eigenen Abneigung gegen Schweden und der Verblendung Karls XII zum Trotze den Frieden im Reiche und die von seinem Vorgänger beschworenen Verträge mit Schweden aufrecht zu halten. Aber wenn er sich auch vermißt, der einzige unter den zeitgenössischen Souveränen, sogar in Geschäften der hohen Politik strenge Rechtlichkeit zu üben, bleibt er sich doch bewußt, was er dem Staate schuldet. Er vergißt keinen Augenblick, daß es Unredlichkeit gegen den Staat, dessen Repräsentant und arbeitsamer Diener er ist, bedeuten würde, wollte er eine fremde Macht, Rußland oder Polen sich an der pommerschen Küste einnisten lassen. Dieser Gruudsatz steht fest, und richtig haben die englischen und holländischen Gesandten ihn schon frühe enträthselt, daß, wenn Pommern der Krone Schweden entfallen soll, keine andere Macht als Preußen künftig in Stettin gebieten darf. Vergebens aber drängt ihn Peter für den Preis Stettins das Haus Gottorp seinem Schicksale zu überlassen [89]). Gerade die russischen Anträge gefallen ihm am Wenigsten. Er verbeißt lieber seinen Groll gegen den hochmüthigen Schwedenkönig, versucht noch in letzter Stunde, falls Hannover willig, als Friedensstifter zu wirken, oder wäre erbötig gewesen, gemeinsam mit Frankreich und den Seemächten gegen das übermüthig emporgekommene Rußland in Action zu treten [90]). Tief gekränkt von Karl XII, will er alle Kräfte des Staates doch für die gefallene Großmacht Schwedens einsetzen, nur freilich nicht unbezahlt, wie sein Vorgänger im französischen Kriege; wenigstens soll Schweden das mit baarer Zahlung von Ruß-

89) Czar Peter an Friedrich Wilhelm I 16. November 1713 alt. St. Copie aus dem Rec. off. Breton 27. Januar 1714. Ms.

90) Breton im Mai 1714 und 9. Juni 1714. Lintelo 5. Mai 1714. Ms.

land und Polen erkaufte preußische Sequester Stettins in eine rechtskräftige Cession umwandeln.

In der That kein gerechtfertigter Grund lag für die kriegsscheu gewordenen Seemächte vor, über die preußische Zweideutigkeit entrüstet aufzuschreien, weil Friedrich Wilhelm, nachdem Karl XII selbst über sein Loos entschieden und die preußische Feindschaft gewählt hatte, sich keine Bevormundung Englands und Hollands mehr gefallen lassen, weil er Pommern keinem andern Gegner Schwedens preisgeben wollte. Keinen Grund gibt es zur splitterrichtenden Klage über Preußens Ehrgeiz und Habsucht, weil Friedrich Wilhelm, nachdem der Würfel gefallen und seine vielleicht zu gewissenhaften Friedensbestrebungen gescheitert waren, unbekümmert um Widerspruch und Aergerniß auf rechter und linker Seite, sein Ziel in gestrecktem Laufe verfolgte und schließlich trotz alles Neides der ehemaligen Verbündeten eine Entschädigung für die Versäumnisse des Erbfolgekrieges einbrachte.

Doch wir eilen damit schon über unsere Aufgabe hinaus. Hoffentlich wird bald der nächste Band von Droysen, aus den reichen, bisher noch beinahe unbekannten Schätzen des preußischen Staatsarchivs geschöpft, uns dem trüben Eindruck entreißen, welchen die ersten dreizehn Jahre königlich preußischer Politik dem heute rückblickenden Beobachter aufzwingen.

Die Politik Friedrichs I und leider auch die spätere Politik des für einen modernen europäischen Staatsmann zu gewissensstrengen Nachfolgers durfte allen spätern Regenten und auswärtigen Ministern zu warnender Mahnung dienen. Preußen, so oft es sich auf die Gunst und Gefälligkeit der andern Mächte verließ, erntete jedesmal Undank, erlitt jedesmal eine empfindliche Einbuße. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war dies nicht anders, wie im neunzehnten. Ihre großen und dauernden Erfolge hat die preußische Politik wider den Wunsch und die Zustimmung der großen und kleinen europäischen Mächte errungen. Was es in der Welt bedeutet hat und was es noch bedeuten wird, soll Brandenburg-Preußen dem Vertrauen auf seine eigene Kraft, dem spontanen Impulse und der selbstthätigen Aufopferung seines Volkes und seiner Fürsten danken.

XI.

Uebersicht der polnischen geschichtlichen Literatur der letzten Jahre.

Sollten wir über den Standpunkt der polnischen Historiographie der neuesten Zeit nach den in den polnischen Zeitschriften enthaltenen Recensionen urtheilen, so müßten wir glauben, Polen besitze eine Fülle gediegener, gründlicher und talentvoller Historiker. Da hören wir nämlich: „unser berühmter Historiker Herr J. hat ein ausgezeichnetes Werk veröffentlicht", oder „unser ausgezeichneter Geschichtschreiber Herr W. hat eine brillante Vorlesung über ein Thema aus der polnischen Geschichte gehalten, die nur veröffentlicht zu werden braucht, um allgemeines Aufsehen zu erregen"; da zeigt wieder eine andere Zeitschrift an, sie würde in Kurzem eine gründliche, geniale Abhandlung eines der berühmtesten Historiker, des Herrn K. B. H. in ihren Spalten abdrucken; dieselbe druckt die Recension eines neuerschienenen Werkes des Herrn Wal . . . ab, die mit den Worten beginnt: „Siehe da ein Werk, welches für immer eine wichtige Epoche in unserer Historiographie bilden wird" u. s. w. u. s. w. Immer neue Namen, immer neue Reclamen; man ist gespannt, diese ausgezeichneten Abhandlungen, diese epochemachenden Werke, diese glänzenden Vorlesungen zu lesen und zu bewundern. Tritt man aber der Sache näher, vergleicht man die erlangten Resultate mit denen der deutschen, französischen, englischen Wissenschaft, so fühlt man sich in schlimmster Weise enttäuscht. Man erkennt, daß jene gründliche, geniale Abhandlung nichts als ein Abklatsch, eine Compilation von Nachrichten ist, die man in der deutschen oder französischen Literatur bereits tausendfach gediegener und besser gelesen, daß jenes epochemachende

Werk zwar auf einem reichhaltigen urkundlichen Material basirt, aber von einem so parteiischen, verkehrten Standpunkte geschrieben ist, daß man dem Verfasser nicht einmal Glauben schenken darf, ob das, was er sagt, wirklich in den von ihm angeführten archivalischen Urkunden enthalten ist, daß endlich jene brillante Vorlesung nichts als eine Zusammenstellung von bekannten Thatsachen gewesen ist, hie und da mit patriotischen Phrasen und oratorischen Ausrufen variirt. Ein solches System gegenseitiger Bewunderung kann nur den schlimmsten Einfluß ausüben; es hat ganz hauptsächlich in dem preußischen Theile des ehemaligen Polen um sich gegriffen und vielen der in den letzten Jahren hier erschienenen, meist mehr als mittelmäßigen historischen Leistungen unverdienten Ruf verliehen. Höher steht der österreichische Antheil von Polen: neben vielen Mittelmäßigkeiten hat er in der letzten Zeit doch einige Männer hervorgebracht, die auch in der Wissenschaft der Nationen, welche anerkannter Weise der polnischen weit überlegen sind, stets eine hervorragende Stellung einnehmen würden: ich meine vor Allen Karl Szajnocha und August Bielowski, von denen wir weiter unten eingehender reden werden. In der unvortheilhaftesten Lage ist der russische Antheil; unter der Pression der strengsten, parteiischsten Censur erscheint seit einigen Jahren daselbst fast nichts, was irgend auf Berücksichtigung Anspruch machen könnte. Der letzte Aufstand hat in Russisch-Polen fast alle literarisch-historische Thätigkeit niedergeschlagen. Vor dem Jahre 1861, vor dem Ausbruche der religiös-politischen Demonstrationen und der Folge derselben, des Aufstandes herrschte in allen Gebieten des russischen Polens, in Warschau, Kiew, Wilna, ja sogar in Petersburg ein reges wissenschaftliches und literarisches Leben; es erschienen daselbst Werke, die einen dauernden Werth haben und haben werden. Mit dem Ausbruche der Demonstrationen und hauptsächlich des Aufstandes trat eine Stockung ein, die bis heute dauert. Da wir uns vorgenommen, hauptsächlich von den Erscheinungen der polnischen geschichtlichen Literatur zu reden, die nach dem Jahre 1860 an die Oeffentlichkeit getreten sind, so werden wir wenig Gelegenheit haben, auf die Schriftsteller aus dem russischen Antheile Polens zu kommen.

Im Allgemeinen ist die polnische Historiographie ebenso wie die polnische Kritik in die Hände von Dilettanten gerathen: eine

schöne Erzählung mit schönen Worten wird als Grundbedingung angesehen. Von einer historischen Forschung finden wir beinahe keine Spur. Seit dem Tode Lelewels hat die polnische Historiographie einen Rückschritt statt eines Fortschritts gemacht. Lelewel, dessen Hauptverdienst gerade in der Methode der historischen Forschung beruhete, der mit kritischem Talent auf wissenschaftlichem Wege unzählige Dunkelheiten in der Geschichte des polnischen Mittelalters aufgehellt, hat außer August Bielowski keinen Nachfolger hinterlassen. So ist die polnische Historiographie noch vorläufig auf der Stufe, daß, da die Vorarbeiten noch kaum angefangen sind, an eine Abfassung einer quellenmäßigen, den heutigen Ansprüchen der Wissenschaft entsprechenden allgemeinen polnischen Geschichte noch gar nicht geschritten werden kann. In Folge dessen haben wir im Polnischen zwar eine große Auswahl von Handbüchern, wie die älteren von Bandtke, Lelewel, Waga, die neueren von Heinrich Schmidt, Tatomir, Joseph Szujski und viele andere, von denen das letzte wohl den übrigen vorzuziehen ist; aber es giebt keine nach den Quellen bearbeitete polnische Geschichte. Das vorige Jahrhundert hat uns das Werk des Bischofs Naruszewicz gegeben, das aber nur die Piastenzeit umfaßt, das jetzige etwa vor 20 Jahren das Werk des Andreas Moravzewski, welches zwar bis ins 17. Jahrhundert hinabreicht, aber nur geringen wissenschaftlichen Werth hat: der Verfasser hat nur höchst spärliche und zwar nur gedruckte Quellen benutzt, entbehrt jeglicher scharfen Kritik und nimmt einen höchst einseitigen Standpunkt ein. Seitdem ist kein Werk erschienen, das nach Quellenstudien den Verlauf der ganzen polnischen Geschichte hätte darstellen wollen, ja sogar hin und wieder nur eins, das eine größere Epoche zu umfassen versucht. Für die Geschichte der Piasten ist bisher das wichtigste und werthvollste Buch nicht in polnischer, sondern in deutscher Sprache geschrieben; es ist dies Roepells polnische Geschichte, von der leider nur der erste Band erschienen ist. Sie wird zwar jetzt von einem anderen Gelehrten fortgesetzt; aber die Fortsetzung steht an Werth weit hinter dem ersten Bande. Die polnische Historiographie der letzten Jahre hat sich hauptsächlich auf das Studium der letzten beiden Jahrhunderte der Existenz der polnischen Republik geworfen; der Untergang des Vaterlandes war für einen Jeden ein so wich-

tiges und schmerzliches Ereigniß, daß es leicht zu erklären ist, daß sich der größte Theil der polnischen Schriftsteller mit Eifer auf die Frage geworfen hat, was wohl eigentlich den Untergang herbeigeführt. Da ein solches Thema auch für das lesende Publicum einen besonderen Reiz hatte, so ließ man das Studium der älteren Zeit ruhig liegen, kümmerte sich nicht darum, was unter den alten Piasten oder den längst verschollenen Jagiellonen geschah, und wandte sich der Zeit zu, wo Polen bereits am Abgrunde stand. Eine solche Methode führt zu keinem Ziele, löst jene Frage keineswegs. Denn um eine befriedigende Antwort auf sie zu geben, müßte man die ältere polnische Geschichte eben so gut kennen wie die neuere. Die Gründe zu dem Untergange Polens sind nicht erst im 18. Jahrhundert entstanden, sondern ihr Ursprung liegt weit weg, noch in der Zeit, wo das polnische Reich sich nach Außen eines großen Ansehens und einer respectabeln Macht erfreute. So fanden die polnischen Schriftsteller keine richtige Lösung für die aufgestellte Frage, und die von ihnen verfaßten Werke haben ebenso wenig einen wissenschaftlichen Werth. An die Untersuchung jener Frage traten fast Alle ohne Ausnahme mit einer bereits gemachten Antwort und suchten nun die Geschichte des letzten Jahrhunderts der Existenz Polens so darzustellen, daß die angeführten Facta in ihr vorher gemachtes Schema paßten; was nicht passen wollte, wurde entweder weggeworfen oder zurecht gestutzt. Die Einen beschuldigten die Könige, daß sie an dem Untergange schuld seien, und nun wurde von ihnen jeder König vorweg mit Haß und Verachtung verfolgt, die Anderen schoben die Schuld den Magnaten in die Schuhe; Andere wieder wälzten Alles auf den Hals des kleinen Adels, der halsstarrigen, stolzen und übermüthigen Menge. Selbstverständlich kann eine solche Methode in der Behandlung der Geschichte nicht zum Quell der Wahrheit führen; wir erhalten auf diese Weise tendenziöse und je nach der ursprünglichen Ansicht des Verfassers umgeänderte Darstellungen, aber keine polnische Geschichte, die uns den wirklichen Zustand des Landes, die Ursachen seines Verfalles wiederspiegeln möchte. Man sah es als Verdienst an, wenn man sich auf diese Weise mit der Geschichte seines Landes beschäftigte, und als Vergeudung der Zeit, wenn man sich den früheren Zeiten der Jagiellonen oder gar dem Mittelalter wid-

mete. Auf diese Weise ist es gekommen, daß wir unter allen Werken, die wir zu besprechen haben, kaum eins finden werden, das die Geschichte des Mittelalters betrifft.

Nach diesen einleitenden Worten gehen wir zu der speciellen Besprechung der ungefähr seit 1860 erschienenen polnischen historischen Werke über; wir werden aber genöthigt sein, bei einigen Schriftstellern, deren Thätigkeit theils unserer, theils einer früheren Zeit angehört, auch auf diese frühere Epoche zurückzugreifen.

Wir fangen mit den historischen Darstellungen an, werden dann zu den Quellensammlungen übergehen und mit der Zeitschriftenliteratur schließen.

Wir haben bereits den Namen Karl Szajnocha genannt. Er ist der populärste, in den weitesten Kreisen gekannte, und zugleich der gediegenste und talentvollste historische Schriftsteller der Polen. Mit einer classischen Darstellung, der schönsten Sprache, der anmuthigsten Form verbindet er Gediegenheit der Forschung, einen klaren kritischen Blick, ungemeinen Reichthum des Materials. Szajnocha ist Dichter, aber zugleich auch gründlicher Historiker; seine Schriften tragen eine solche Anmuth der Form an sich, daß sie in den weitesten Kreisen Leser finden, und doch lassen sie, was Gründlichkeit anbetrifft, nichts zu wünschen übrig, sie würden auch der reichsten historischen Literatur zur Zierde gereichen. Seit ungefähr zwanzig Jahren als Schriftsteller thätig, ist sein Name allbekannt geworden. Durch eine längere Gefängnißhaft, anhaltende und anstrengende Beschäftigung ist seine Gesundheit derartig zerrüttet, daß er seine Thätigkeit bereits vollkommen einzustellen genöthigt ward. Des Augenlichtes beraubt hatte er trotzdem weiter fortgearbeitet, bis er endlich auch damit aufhören mußte. Wir müssen es uns versagen, alle seine Schriften eingehend zu besprechen, da dies allein den uns hier gewährten Raum in Anspruch nehmen möchte, und beschränken uns nur auf eine Angabe der Titel seiner Hauptwerke, mit Hinzufügung einer kurzen Inhaltsangabe, wo diese aus dem Titel nicht ersichtlich.

Sein umfangreichstes und wichtigstes Werk ist Hedwig und Jagiello (4 Bände, Lemberg 1861, zweite Ausgabe), eine classische Darstellung der polnischen Geschichte in den Jahren 1386—1410; —

ferner Boleslaw Chrobry und die Wiedergeburt Polens unter Wladislaw Lokietek, zwei hiſtoriſche Darſtellungen; — der Lechitiſche Urſprung Polens, eine hiſtoriſche Skizze, der Verfaſſer vertheidigt hier die Hypotheſe, daß der polniſche Adel von den Normannen abſtamme; — König Johann III, Abtheilung I: der Rächer; — Hiſtoriſche Skizzen, drei Bände, enthalten folgende Abhandlungen: Band I: 1) die heilige Kinga; 2) Der Weg Batu-Chans; 3) Eine Probe hiſtoriſcher Ueberlieferung, betrifft den Mongolenüberfall von 1241; 4) Das Zeitalter Kaſimirs des Großen; 5) Ein Beitrag zur Geſchichte Krakaus; 6) Die Bärte der deutſchen Ritter, behandelt eine Sage, nach der in der Kathedrale zu Krakau Bärte deutſcher Ordensherrn, die in der Schlacht von Tannenberg erſchlagen waren, aufgehangen ſein ſollten, es waren aber tartariſche Roßſchweife; 7) Barbara Radziwill, die Gemahlin Sigismunds Auguſts; 8) Stanislaw und Anna von Oświecim; 9) Wenzel Potocki, der Verfaſſer des Krieges von Chocim; 10) Die Enkelin König Johanns III nach der Handſchrift des Oſſolinskiſchen Inſtituts zu Lemberg: Lettres et mémoires concernans l'évasion de la Princesse Royale Clémentine Sobieska, promise au Prétendant d'Angleterre en 1719. — Band II: 1) Walter Graf von Tyniec, ein Beitrag zur Kritik des Chroniſten Boguphal oder Baszko; 2) Vor ſechshundert Jahren, betrifft Stenzels: Liber fundationis claustri S. Mariae in Heinrichow; 3) Ein Krieg um die Ehre eines Weibes, behandelt den Krieg zwiſchen Ludwig von Ungarn und Kaiſer Karl IV und deſſen Beweggrund, eine der Mutter Ludwigs, Eliſabeth angethane Kränkung; 4) Die Mutter der Jagiellonen; 5) Hedvig aus dem Hauſe der Jagiellonen, Herzogin von Baiern; 6) Der Sieg bei Lemberg im J. 1675; 7) Der Orden der heiligen Dreifaltigkeit; 8) Die Huſarenlanze; 9) Ueber die Mäuſe des Königs Popiel, eine kritiſche Unterſuchung der Sage von den Mäuſen in Polen, Deutſchland und Frankreich; 10) Ueber das „Bad“ Boleslaws Chrobry; 11) Der Urſprung des Adels und der Wappen in Polen. — Band III: 1) Die Slaven in Andaluſien; 2) Die Eroberungen des polniſchen Pfluges; 3) Erzählung von einer orientaliſchen Gefangenſchaft; 4) Der Krongroßſchwertträger Jabłonowski († 1648); 5) Rancunen polniſcher Magnaten, behandelt den Aufruhr Chriſtoph Radziwills, Feldhetmans von Litthauen, während

der Regierung Sigismunds III, des Fürsten Jeremias Wiśniowiecki, des Vaters König Michaels von Polen, während der Regierung Wladislaws IV, und Georgs Lubomirskis, Großmarschalls und Feldhetmans von Polen zur Zeit König Johann Kasimirs; 6) Christoph Opaliński; 7) Der Tod Czarnieckis; 8) Johann Sobieski als Verbannter und Pilger.

Die neueste und leider wohl auch die letzte Schrift Szajnochas ist ein die Geschichte des 17. Jahrhunderts betreffendes Werk unter dem Titel: Zwei Jahre aus unserer Geschichte (1646—1648). Der erste Band erschien zu Lemberg 1865; der zweite ist bis jetzt noch nicht herausgegeben und wird wohl nicht mehr erscheinen. Den Kernpunkt dieses Werkes, zu welchem die ersten drei Abschnitte nur die einleitenden Gedanken liefern, bildet der im vierten Abschnitt behandelte beabsichtigte Krieg König Wladislaws gegen die Türken. Im Januar 1646 wurde zwischen dem Könige von Polen, dem venetianischen und päbstlichen Gesandten eine doppelte Uebereinkunft unterzeichnet, laut welcher die venetianische Republik im Laufe zweier Jahre an den König eine Summe von 500000 Thalern, der Pabst eine bedeutend geringere als Subsidie für den türkischen Krieg auszahlen sollte. Es gelang auch dem Gesandten Venedigs das längst ersehnte Versprechen zu erhalten, daß die Kosaken einen Zug nach dem Bosporus hin unternehmen würden; er zahlte dem Hetman Koniecpolski zu diesem Zwecke eine Summe von 20000 Thalern. Bald nach Abschluß dieser Allianz gingen ungesehen zahlreiche königliche Briefe nach allen Seiten, um mit den entferntesten fremden Höfen, vor allem dem römischen, moskauischen, moldauischen, den italienischen, ja sogar dem persischen für den Fall des Krieges Verbindungen anzuknüpfen. Dies Alles geschah im tiefsten Geheimniß, ohne welches die Expedition nicht zu Stande kommen konnte, denn, wie der Unterkanzler Andreas Leszczyński warnte, man wußte wohl in Konstantinopel, was in Polen geschah. Wie viel Ormianer, wie viel Juden in der Ukraine, so viel Spione. Aber nicht nur Juden und Ormianer, sondern auch die angesehensten Herrn Polens scheuten sich nicht, die Rolle von Spionen für ein schnödes Geld zu übernehmen. Doch blieb die beabsichtigte Kriegsexpedition volle zwei Monate, vom 6. Januar bis März, völlig im Dunkeln. Der ganze

Hof, beinahe alle höheren Kronbeamten, waren überzeugt, daß der König nur mit seiner Vermählung beschäftigt sei. Da starb am 11. März 1646 der Hetman Koniecpolski, die rechte Hand des Königs bei seinen wichtigsten Unternehmungen. Dieser Tod berührte den König sehr schmerzlich, hauptsächlich deßhalb, weil der verstorbene Hetman vor Allen die Kosaken im Zaume zu halten verstanden hatte. Nun, da sie von seiner strengen Hand befreit waren, konnten sie sich wohl wieder gegen die Krone auflehnen. Der König berief deßhalb auf das Schleunigste einige der höheren Kosakenofficiere nach Warschau; dieselben erschienen, und es kam eine gütliche Uebereinkunft mit ihnen und eine Einigung wegen der zu unternehmenden Expedition zu Stande. Reichlich beschenkt, mit Ehren überhäuft, reisten die Kosakenanführer in ihre Heimath zurück. Im März 1646 erschien eine moskauische, eine wallachische und moldauische Gesandtschaft an dem Hof von Warschau; die erste hatte zum Schein nur den Auftrag, die Thronbesteigung des Czaren Alexy Michajlowicz anzumelden, sie schlug aber zugleich ein Bündniß gegen die Tartaren vor, welches freudige Aufnahme am polnischen Hofe fand; die wallachischen und moldauischen Gesandten beglückwünschten das neuvermählte Königspaar und überbrachten reiche Geschenke für die Königin. Außerdem stellte der venetianische Gesandte dem Könige zwei griechische Mönche vor, welche mit authentischen Briefen von den orientalischen Bischöfen ankamen, in welchen diese den König auf das Demüthigste um Hilfe baten und ihm jegliche Unterstützung von Griechenland und der ganzen orientalischen Kirche verhießen. Beide Gesandten sollten dem Könige von Polen die Königskrone von Griechenland anbieten, wenn er durch Beginn des Kampfes gegen die Türkei zur Befreiung Griechenlands vom türkischen Joch beitragen würde. Auch Frankreich unterstützte im Geheimen diese Anschläge, und die Königin Marie Louise, die in Allem den Absichten ihrer Heimath folgte, zahlte dem Könige zu diesem Kriege 600000 polnische Gulden. Die Kosten des beabsichtigten Krieges nahm der König auf seine eigene Verantwortlichkeit und widmete sich mit einem unbeschreiblichen Eifer den Vorbereitungen zu demselben, als auf einmal ein Hinderniß von ganz unverhoffter Seite eintrat. Einer der vertrautesten Rathgeber des Königs bei den Kriegsplänen, der Kanzler Ossoliński,

versagte die Besiegelung der in dieser Angelegenheit zu versendenden Briefe; er gab vor, er könne das Siegel nicht uuter Aufrufe zu einem Kriege heften, der von dem Reichstage noch nicht bestätigt wäre. Doch unterbrach dieser Umstand die Vorbereitungen nicht; die Briefe wurden in das Inland und Ausland unter dem Privat-Siegel des Königs versandt. In den Grenzen Polens standen in kurzer Zeit 16000 Mann fremde Soldtruppen, die königliche Garde war bis auf 6000 Mann vermehrt, adelige Fähnlein wurden durch ehemalige Obersten angeworben. Ganz Westpolen war mit bewaffnetem Volk angefüllt, überall ertönte Säbelgeklirr und Trompetenschall, allenthalben arbeiteten Büchsenmacher, Schwertfeger und andere Handwerker, welche allerlei Waffen und Munition in die Arsenale der Hauptstadt lieferten. Jetzt war nur noch ein Schritt nöthig: die Herren und den Adel mit dem beabsichtigten Kriege zu befreunden und die Bestätigung der Nation zu erlangen. Es schien am Leichtesten, die Unternehmung einer geheimen Sitzung des Senates vorzulegen; wenn dieser eingewilligt, dann glaubte man wohl des Reichstages gar nicht zu bedürfen. Der König berief also auf den 14. Mai den Senat zu einer Sitzung. Damit betrat der Plan des Königs ein vollkommen neues Feld; es handelte sich nun um eine freie Abstimmung, einen freien Beschluss zuerst im Senat, dann in dem erweiterten Kreise der Herren und des Adels und endlich in der Versammlung aller Theilnehmer jener goldenen polnischen Freiheit. An diesem letzten Schritt scheiterte die große Unternehmung Wladislaws. In den folgenden Abschnitten unter den Titeln: die Senatoren, die Adelshöfe und Wojewodschaftslandtage, der Reichstag, stellt uns der Verfasser dar, welche Aufnahme der königliche Plan bei den verschiedenen Magnaten fand, wie er mit der äußersten Entrüstung auf den Adelssitzen aufgenommen, in den Landtageu durch die heftigste Opposition niedergedonnert und, als er endlich vor den ganzen Reichstag kam, vollständig umgestaltet und der Ansicht dieser vielköpfigen Hydra entsprechend zugestutzt wurde: aus einer Generalexpedition gegen die Türken wurde ein winziger Zug gegen die Tartaren, der noch obendrein durch neue an den Adel verliehene Freiheiten erkauft werden mußte, die nur noch zu seiner unbedingten, vollkommenen und grenzenlosen Libertät gefehlt hatten. Damit endigt das letzte Werk Szajnochas. Mit welcher Lebensfrische, Wahr-

heitsliebe, Gründlichkeit der Forſchung, mit welcher Meiſterſchaft in Form und Ausdruck, mit welcher Virtuoſität in der Gruppirung der Facta dies Alles wiedergegeben iſt, davon kann man ſich nur durch die Lectüre des Originals überzeugen, die jedem Leſer den anmuthigſten geiſtigen Genuß bereiten wird.

Wir ſind mit wahrem Eintzücken bei dem Bilde des Meiſter der neueſten polniſchen Hiſtoriographie verweilt, denn wir werden leider nicht mehr Gelegenheit haben, über einen Andern ein gleich lobendes Urtheil auszuſprechen.

Zu jener bereits oben von uns erwähnten Schule der polniſchen Hiſtoriographen, die ſich hauptſächlich mit der Geſchichte der letzten Zeiten der polniſchen Republik beſchäftigen, gehört vor Allen Heinrich Schmitt, der Verfaſſer einer Geſchichte Polens im 18. und 19. Jahrhundert, vom Jahre 1733 bis 1832. Bisher ſind von dieſem Werke drei Bände erſchienen; der vierte befindet ſich eben unter der Preſſe. Die bereits erſchienenen Bände umfaſſen die Regierungszeit Auguſts III und des letzten Königs von Polen Stanislaw Auguſt Poniatowski und zwar der erſte Band (338 Seiten) die Regierung Auguſts III, der zweite (501 Seite) die Zeit vom Tode Auguſts III (4. Oktober 1763) bis zur ſiebenten und letzten Vertagung des unter der Präſidentſchaft Ponińskis abgehaltenen Reichstages (1775), der letzte (213 Seiten) die Geſchichte von dieſem Zeitpunkte bis zur Abdication Stanislaw Auguſts und ſeiner Abreiſe nach Grodno (1795). Schon in dieſer Anordnung muß uns ein großes Mißverhältniß aufſtoßen; während nämlich dem erſten elfjährigen Abſchnitt der Regierung Stanislaus ein umfangreicher Band von fünfhundert Seiten gewidmet iſt, werden die ſo inhaltſchweren Ereigniſſe der letzten zwanzig Jahre auf nur zweihundert Seiten zuſammengedrängt. Einen zweiten höchſt wichtigen Mangel erblicken wir ſofort bei der Durchſicht des Inhaltsverzeichniſſes, nämlich daß der Verfaſſer das innere Leben der Nation vollkommen übergeht: die Sitten, das öffentliche Erziehungsweſen, die Wiſſenſchaften und Künſte, von Alle dem finden wir nicht ein Wort in dem ganzen Werke; es iſt dies ein um ſo größerer Mißſtand, als gerade in dieſer Epoche das innere, geiſtige Leben der Nation weſentlich zur Erklärung der äußeren Erſcheinungen beiträgt und in einer natürlichen, continuirlichen Ver-

bindung mit denſelben ſteht. Schmitt giebt uns eine rein politiſche Geſchichte, einſeitig aufgefaßt und durchgeführt. Er hat ſeit vielen Jahren an ſeinem Werke gearbeitet; das reichhaltigſte Material bot ihm die Pariſer Bibliothek der Fürſten Czartoryski, welche gerade für dieſe Epoche über zahlreiche und höchſt wichtige Beiträge verfügt. Leider iſt nicht zu erſehen, wie viel der Verfaſſer ihnen entnommen, denn, wenn er auch ſehr häufig von dem hergebrachten Urtheil über hiſtoriſche Perſönlichkeiten und Verhältniſſe abweicht, ſo nimmt er ſich doch nirgends die Mühe, dieſe Abweichungen durch Belegſtellen zu rechtfertigen; wir finden in dem ganzen Werke auch nicht eine Note, auch nicht ein Citat. Der Leſer iſt alſo gezwungen, dem Verfaſſer auf gut Glück Glauben zu ſchenken, wenn er an ſeiner Wahrheitsliebe nicht zweifeln will. Schmitt ſagt, er hätte ſich zur Aufgabe geſtellt, „ohne Vorurtheil für dieſe oder jene Partei nach der abſoluten Wahrheit zu forſchen und gewiſſenhaft jedes Verdienſt und jedes Vergehen aufzudecken". Aber Heinrich Schmitt gehört zu den hiſtoriſchen Schriftſtellern aus der Schule Moraczewskis, der Schule, die von der falſchen Prämiſſe ausgeht, daß die Regierungsform eines Volkes die Nationalidee deſſelben iſt, daß jede Veränderung der Regierungsform der Nationalidee Gewalt anthut, daß die Geſchichte eines Volkes nichts iſt als die Entwicklung eines im Voraus aufgeſtellten Syllogismus. Auf dieſe Weiſe führt Schmitt den von Moraczewski in ſeiner polniſchen Geſchichte aufgeſtellten und nur bis ins 17. Jahrhundert durchgeführten Grundſatz weiter fort, zwar mit einem größeren Reichthum von Kenntniſſen und einer ſchärferen Kritik, aber mit einer ebenſo abgöttiſchen Verehrung ſeiner Lieblingsprämiſſe wie jener. Eine ſolche Auffaſſung der Geſchichte muß zu einer ſubjectiven Darſtellung derſelben führen; denn es iſt höchſt natürlich, daß, wer einmal die im Buſen der Nation verborgene Idee aufgefunden, allenthalben nach ihr in den hiſtoriſchen Ereigniſſen zu forſchen ſucht und gegen alle Perſönlichkeiten in der Geſchichte, die gegen dieſelbe in die Schranken treten, eine feindliche Stellung einnimmt. Die Volksherrſchaft ſoll nach dieſer Schule jene nationale Idee der Polen ſein; wer gegen dieſe kämpft, wird unwiderruflich verdammt. Ein jeder Anhänger dieſer Schule fühlt einen unausſprechlichen Widerwillen gegen einen jeden König von

Polen, gegen jede Persönlichkeit, die für die Regierung thätig ist, denn das Königthum ist eine Verzerrung der Nationalidee, der Volksherrschaft, und Jedermann, der sich für die Regierung erklärt, wird damit der Nationalidee abtrünnig [1]). Ob eine solche Methode für die Darstellung der historischen Wahrheit eine günstige sein kann, überlassen wir Jedermanns Entscheidung, uns scheint sie nur zu den falschesten Resultaten zu führen. Sei dem, wie ihm wolle, so bleibt das Werk Schmitts doch nicht ohne Werth als eine reichhaltige, umfangreiche und detaillirte Sammlung chronologisch geordneter und pragmatisch verbundener Nachrichten; doch sind, wie gesagt, seine Urtheile über Persönlichkeiten und Ereignisse mit der größten Vorsicht aufzunehmen. — Nach demselben Princip sind auch die übrigen Werke Schmitts abgefaßt, sein Handbuch der polnischen Geschichte, seine Darstellung des Zebrzydowskischen Rokosz (Aufruhr in gesetzlicher Form) und seine Lebensbeschreibung Hugo Kołłątajs, Vicekanzlers von Polen unter Stanislaw August. In der Geschichte des Zebrzydowskischen Rokosz, jenem Aufruhr des polnischen Adels gegen König Sigismund III, vertheidigt Schmitt selbstverständlich den revoltirenden Adel; wie könnte es auch anders sein? Unbegreiflich ist es für uns nur, wie der Verfasser in der polnischen Adelsherrschaft eine wahre Volksherrschaft sehen kann.

Verwandt in der Tendenz und ebenfalls vornehmlich mit der Bearbeitung der Geschichte des 18. Jahrhunderts beschäftigt ist Kasimir Jarochowski, einer der Matadore der polnischen Historiographie in dem preußischen Antheile des ehemaligen Polens. Sein erstes und die umfangreichste Epoche behandelndes Werk ist eine Geschichte König Augusts II, von der bis jetzt nur der erste Band erschienen ist, welcher die Geschichte Augusts bis auf den Zeitpunkt darstellt, wo Karl XII den Boden der polnischen Republik betreten. Wir bewundern die Kühnheit, wenn dies nicht ein zu gelinder Ausdruck ist, des Verfassers, welcher die Geschichte der Regierung Augusts II, jener Zeit, in der so wichtige, ganz Europa betreffende Ereignisse spielten, nur aus gedruckten Quellen (Załuski, Parthenay,

---

1) Siehe Szujskis Recension des Schmittschen Werkes im Przegląd Polski, Heft VIII vom Februar 1867; wir pflichten den Ansichten des Recensenten vollkommen bei.

Nordberg, Förſter) zu ſchreiben gewagt hat, ja der nicht einmal Alles, was im Druck erſchienen war und dieſe Zeitperiode betraf, ſo die Correſpondenz Polignacs, gekannt hat. Er hat alle Archive, das Dresdener und das Kopenhagener, das Stockholmer und das der Fürſten Czartoryski zu Paris unberührt gelaſſen. Welche Reſultate alſo ein ſolches Studium erlangen konnte, liegt klar am Tage. Auch er gehört zu der bereits genannten Schule, die ſich die Ergründung der Urſachen des Verfalls der polniſchen Republik, der Quelle der im vorigen Jahrhunderte über das unglückliche Land hereinbrechenden Schläge zur Aufgabe gemacht; auch er gehört zu den Adepten jener hiſtoriſchen Schule, welche die Verfaſſung des polniſchen Landes, die ſich im 17. und 18. Jahrhundert gebildet, für ein wahres Heiligthum des nationalen Geiſtes, für den höchſten Ausdruck der politiſchen Entwicklung der polniſchen Nation anſieht. „Dieſe Verfaſſung", ſo lauten die eigenen Worte Jarochowskis, „was man ihr auch vorwerfen kann, iſt und bleibt für immer ein großes und ruhmreiches Denkmal unſerer Collectivreife, unſeres politiſchen Verſtandes; ... der Augenblick, um ihre Größe, ihre Tiefe einzuſehen und anzuerkennen, iſt noch nicht gekommen". „Das distinguere tempora, ſagt einer der beſten polniſchen Recenſenten, iſt dieſer Schule ebenſo fremd und unerwünſcht, wie das rerum cognoscere causas" [1]). — „Wer würde nicht den Staat hochſchätzen", ſagt Jarochowski an einer anderen Stelle, „der an der Spitze ſeiner Conſtitution den Ausſpruch geſchrieben hat: Neminem captivabimus, nisi iure victum". Aber dieſer Rechtsſpruch hat nichts mit der Conſtitution des Reiches gemein gehabt, mit der Conſtitution des Wahlreiches, der adeligen Selbſtherrſchaft. Der Verfaſſer beſchuldigt die Einwohner, daß ſie es nicht verſtanden haben, ſich zu der Höhe ihrer Verfaſſung zu erheben; aber von welcher Art mußte, fragen wir, dieſe Verfaſſung ſein, wenn ſie ſolche Menſchen entwickelt hat. Alles Unglück Polens wird der Verderbniß des 18. Jahrhunderts zugeſchrieben; nur das officielle, das amtliche Polen ſoll verdorben geweſen ſein, nur die Magnaten, die polniſchen Würdenträger

---

2) Siehe Julian Klaczkos ausgezeichnete Kritik des Jarochowskiſchen Werkes in Rocznikí Polskiezlat 1857--1861, Band I, S. 360–387.

und Herren ſollen die Ehre der Nation feil geboten haben, ſollen Penſionen von fremden Höfen genommen, die politiſchen und ſocialen Zuſtände demoraliſirt und den Staat an den Abgrund gebracht haben. Die Geſammtheit der Nation aber (d. h. die Geſammtheit des Adels, denn das verſtand man in Polen unter dem Ausdrucke Nation) war rein und frei von jedem Fehl, ſie ſündigte vielleicht durch Unwiſſenheit, aber nie durch böſen Willen. „Tugend, nationaler Verſtand, Rechtſchaffenheit, Pflichtgefühl gegen ſich und das Land waren lediglich das Eigenthum dieſes zwar unwiſſenden, aber rechtſchaffenen und ſeine Würde anerkennenden polniſchen Adels". Auf dieſe Weiſe raiſonnirt der Verfaſſer, aber eine ſolche Eintheilung einer und derſelben politiſch gleichberechtigten Gemeinſchaft in Söhne des Lichts und der Dunkelheit, in Kinder des Ormuzd und des Ariman iſt durchaus unbegründet, man nehme nur die zahlreichen Denkwürdigkeiten aus jener Zeit zur Hand, um ſich vom Gegentheil zu überzeugen. So hat alſo dieſes Werk, weder was die Reichhaltigkeit des Materials noch was die Art und Weiſe der Darſtellung anbetrifft, irgend einen größeren Werth. Wir hoffen jedoch, daß der zweite Band reichhaltiger und ergiebiger ausfallen wird, da der Verfaſſer unterdeß umfaſſende Studien in dem Dresdener und Kopenhagener Archiv gemacht hat. — Ein anderes Werk Jarochowskis trägt den Titel: Hiſtoriſche Erzählungen und Studien, bis jetzt zwei Bände. Es iſt dies eine Sammlung von Abhandlungen von ſehr verſchiedenem Werth; der erſte Band enthält: 1) Die Chronik Helmolds, 2) Die Einnahme Poſens durch die Tarnogroder Conföderaten am 24. Juli 1716, 3) Die Gefangenſchaft des Truchſeß von Poſen und Staroſten von Kopanic Franz Poniński auf dem Sonnenſtein im J. 1734, 4) Der Aufſtand Kościuszkos in Kurland, 5) Eine Erinnerung aus den Zeiten Südpreußens; — der zweite Band: 1) Ueber den Danziger Handel während der Ordensherrſchaft, es iſt dies weiter nichts als eine umſtändliche Inhaltsangabe der gekrönten Jablonowskiſchen Preisſchrift von Theodor Hirſch unter dem Titel: Danzigs Handels- und Gewerbegeſchichte unter der Herrſchaft des deutſchen Ordens, 2) Die Familie Sobieski, ein auf Grund der durch Sigismund Helcel veröffentlichten Correſpondenz Johann Sobieskis, von der wir noch weiter unten ſprechen werden, geſchriebener Eſſay, 3) Die Gefangen-

nahme Jakobs und Konſtantins, Gebrüder Sobieski, durch August II in der Nähe von Breslau am 27. Februar 1704, 4) Des Staroſten von Rawa Grudzinski Zug nach Polen im J. 1712, 5) Die Berliner Zeitung (die Voſſiſche) als Material zur Geſchichte Polens im 18. Jahrhundert; der Verfaſſer ſieht die Voſſiſche Zeitung als eine der Hauptquellen für die polniſche Geſchichte des vorigen Jahrhunderts an, er theilt die in ihr über Polen enthaltenen Nachrichten aus dem Jahre 1727 mit und entwirft nach ihr eine kurze Skizze der Ereigniſſe aus den folgenden Jahren bis zum Tode Auguſts II, man findet darin aber nichts, was nicht bereits anderweitig bekannt wäre; die folgenden Jahrgänge ſollen nach dem Verfaſſer viel wichtiger ſein; 6) Die Thorner Angelegenheit aus dem Jahre 1724; dieſe bekannte Affaire, in Folge deren elf Menſchen zum Tode verurtheilt worden ſind, wird der polniſchen Geſchichte nie viel Ehre machen; der Verfaſſer macht hier einen vergeblichen und durchaus mißlungenen Verſuch die polniſche Regierung zu entſchuldigen und weiß zu waſchen: ſtatt eine Handlung zu verdammen, die nur das ſtrengſte Urtheil verdient hat, läßt er ſich in Sophismen ein, die Niemanden überzeugen; die Darſtellung der ganzen Affaire kann nur den entgegengeſetzten Eindruck, als den, welchen er erwartet, machen.

Das neueſte Werk Jarochowskis, nicht umfangreich, aber von höherem Werth als die vorigen, iſt: Großpolen während des erſten ſchwediſchen Krieges von 1655 bis 1657. Meiſt nach handſchriftlichen, in dem Poſener Archiv befindlichen Materialien bringt der Verfaſſer viel Neues und Intereſſantes. Er zeigt unter Anderem, daß die Großpolen, vorzüglich aber die Diſſidenten, eigenmächtig durch jene berüchtigte Capitulation zu Ujść dem ſchwediſchen Könige den Weg nach Polen geöffnet haben. Dem von Karl Guſtav mit Polen begonnenen Kriege lag bekanntlich kein eigentlicher casus belli zu Grunde; die von ihm publicirte Proclamation enthielt Sophismen, die ſich nicht beweiſen ließen. Ein Theil ſeiner Armee, 17000 Mann unter dem Befehle des Feldmarſchalls Wittenberg, bildete ſeinen Vortrab und wandte ſich nach Großpolen. Nachdem er vom Kurfürſten von Brandenburg die Erlaubniß erhalten, durch einen Theil des brandenburgiſchen Gebietes marſchiren zu dürfen, überſchritt er am 21. Juli 1655 unter Trompetenſchall und Paukenſchlag bei Hein-

richsdorf die polnische Grenze und lagerte sich bei Czaplinek. Ein Heer von 17000 wohlbewaffneten und gutgeschulten Soldaten stand auf einmal den irregulären Haufen des polnischen sogenannten allgemeinen Aufgebotes gegenüber. Das Resultat des bevorstehenden Kampfes zwischen den Veteranen aus dem 30jährigen Kriege und dem polnischen Adel war nicht zweifelhaft. Nach einem kleinen Gefecht begannen sofort die Unterhandlungen. Radziejowski, welcher den schwedischen Feldmarschall begleitete, verstand es wohl auf seine Landsleute einzuwirken. Nachdem man mehrere Stunden unterhandelt, unterschrieben am 25. Juli 1655 im Namen des Adels der Posener und Kalischer Wojewodschaft Christoph Opaliński, Andreas Karl Grudziński, Maximilian Miaskowski, Paul Gembicki und Andreas Słopecki jene berüchtigte Capitulation von Ujść, durch welche die Wojewodschaften den König Karl Gustav als ihren Herrn und König anerkannten und ihm ganz Großpolen mit allen festen Plätzen abtraten. Die Nachricht hievon gelangte bald nach Posen; schon am 26. Juli vom frühen Morgen an hörte man das Geschrei der aus der Stadt Flüchtenden: Fliehe, wer kann, denn der Schwede kommt zu Mittag. Nonnen, Kaufleute, Frauen flohen nach allen Richtungen mit ihren Kostbarkeiten; bald kamen die beiden Wojewoden Opaliński und Grudziński an, beriefen den Magistrat auf das Rathhaus und zwangen ihn, der die Stadt zu vertheidigen gesonnen gewesen, durch Drohungen zum Schweigen: der Frieden sei geschlossen, sie müßten die Schweden gastfreundlich aufnehmen. Nachdem sie ihre Absicht erreicht, verließen Beide die Stadt. Bald nach ihrer Abreise brach ein starkes Gewitter aus, und während es noch in voller Kraft wüthete, erschienen die ersten schwedischen Reiter im Bereiche der Stadt. Die vom Verfasser benutzte Chronik des Benedictiner-Frauenklosters zu Posen schildert den Einzug der Schweden folgendermaßen: „Nach der Abreise der Aebtissin und mehrerer Schwestern erschienen die Schweden am Tage der Heil. Anna (26. Juli) bald nach Mittag in der Stadt und fingen noch an demselben Tage zu rauben an. Unsere Herren waren noch vor ihnen angekommen, der Wojewode von Posen mit dem von Kalisch, und befahlen der Stadt sich zu ergeben, ein schwedischer Trompeter begleitete sie. Als die Bürger ihren Befehl nicht ausführen wollten und behaupteten, sie

wären im Stande sich zu vertheidigen, sagten die Herrn: Wenn ihr Euch vertheidigen werdet, werden wir gegen Euch sein, und dann wird es Euch schlecht ergehen, denn wir haben uns schon Alle dem Könige von Schweden ergeben. Da wußte der Rath sich nicht zu helfen und widersprach nicht; der Trompeter verkündete also, daß die Schweden unbehindert in die Stadt einziehen könnten. Den Tag darauf kam der schwedische Commandant, ein Commissär und mehrere höhere schwedische Officiere an, unsere Herren aber verließen eilig die Stadt. Es wurde sofort befohlen, dem vor der Stadt befindlichen Heere Fourage zu liefern: täglich 30 Ochsen, 100 Schafe, 3000 Laib Brod, 100 Tonnen Bier; außer denen, welche man in die Stadt aufnehmen mußte, waren ihrer noch vor derselben eine große Menge, Alles elend und abgemattet. Sie sagten später selbst zu den Unsrigen: wenn von Euch nur 300 wohlgerüstet gegen uns ausmarschirt wären, so hättet Ihr uns mit Leichtigkeit überwunden, trotzdem daß wir an die 7000 waren". Die Lage des Landes war eine schreckliche. Bei jedem vorkommenden Zwist wandte sich der Kläger an den nächsten schwedischen Befehlshaber. Derselbe versagte nie seine Hilfe; er erschien gewöhnlich persönlich mit etlichen bewaffneten Reitern und Fußgängern in dem Dorfe, doch vergaß er nie seinen eigenen Vortheil: nachdem er den Willen des Klägers vollzogen, nahm er alles Hausgeräth weg, vor Allem Waffen, Jagdgeräth, Sättel, Zäume, dann untersuchte er den Speicher, confiscirte das Getreide, die Wolle und verkaufte es sofort an die brandenburgischen Kaufleute, welche auf solchen Erwerb lauerten. Doch hatte er auch daran noch nicht genug, er nahm nun den Edelmann selbst vor, frug nach seinem Gelde. Gestand er nicht, so hatte man Martern bei der Hand; gewöhnlich wurde eine Gattung derselben mit großem Erfolg angewandt: das Einschrauben der Finger in die Musketenhähne. Der Verfasser führt aus dem Liber Relationum des Posener Archivs zahlreiche Beispiele an. Alles dies geschah in vollkommener Friedenszeit, während das Land aufs Strengste die Bedingungen der Capitulation von Ujść erfüllte und sich widerstandslos in sein Schicksal ergab. Das waren die Früchte der verrätherischen Uebergabe des Landes. Der Schwede wüthete mit dem größten Terrorismus, er schien sich die Aufgabe gestellt zu haben,

das Land in eine Wüste umzuwandeln. Das Traurigste hiebei war noch dies, daß bei solchen Gewaltthaten und Beraubungen gewöhnlich polnische Einwohner die Rolle von Spionen, Führern und Aufwieglern übernahmen, am Häufigsten zwar einer der „Hauländer", Colonisten, aber auch sehr häufig Polen von Geburt, Edelleute. Eine gleichzeitige Quelle drückt ihr Bedauern darüber folgendermaßen aus: „Ohne Rücksicht auf die Strenge des gemeinen Rechts gegen Verräther, noch auf das beklagenswerthe Schicksal des Vaterlandes nahm der Adel Dienste bei den Schweden und Brandenburgern contra patriam an und handelte more hostium rebelles". Im weiteren Verlaufe seines Werkes macht der Verfasser den Schriftstellern, welche diese Zeit behandelt, den Vorwurf, daß sie zu glimpflich die polnischen Dissidenten beurtheilt hätten und führt zum Beweise seiner Behauptung viele Thatsachen an, aus denen hervorgehen soll, daß der protestantische Adel sich größtentheils mit dem Feinde verbunden hatte. War dies aber nicht die Folge der mit der Regierung Sigismunds III eingeführten und vorher in Polen nicht practicirten Intoleranz und Bedrückung der Dissidenten? Wenn man den polnischen Protestanten mit Recht den Vorwurf zu machen befugt sein soll, daß sie sich mit dem Landesfeinde verbanden, um wie viel strenger muß man die katholischen Edelleute beurtheilen, die dasselbe thaten, ohne zu ihrer Handlungsweise die Beweggründe zu haben, welche jene hatten. Und dies thut der Verfasser nicht. Der Adel hatte die Capitulation zu Ujść geschlossen aus rein materiellen Rücksichten; um seine Besitzungen vor den Verheerungen des Krieges zu sichern, wurde das Land an den Schweden abgetreten. Es waltete eine gerechte Nemesis darin, daß er trotz jener verrätherischen Handlung dennoch dasselbe Ungemach zu tragen, dieselben Verfolgungen zu erleiden hatte, als ob er mit dem Schweden Krieg geführt hätte. Die Capitulation brachte ihm nicht nur keinen Vortheil, sondern bedeckte ihn noch obendrein mit Schimpf und Schande. Wenn so der Verfasser auch unserer Ansicht nach in seinem Werke keinen unbedingt unparteiischen und gerechten Standpunkt einnimmt, so können wir doch aus seiner Arbeit in Folge des beigebrachten reichhaltigen, handschriftlichen Materials manches Wichtige, Neue und Interessante erfahren. Kasimir Jarochowski ist überhaupt ein Schriftsteller mit Talent, es mangelt

ihm nur ein gründliches geschichtliches Studium: von Fach Jurist, betreibt er die Geschichtswissenschaft nur nebenbei, auf Dilettantenweise. An diese Besprechung der wissenschaftlichen Erzeugnisse Jarochowskis wollen wir nun die Beurtheilung der Arbeiten zweier anderer, demselben Landestheile angehöriger Geschichtschreiber anschließen, nämlich L. Wegners und Wladisl. Nehrings.

Der erste Leon Wegner gehört ebenfalls unter die bekannten Größen der polnischen Historiographie, doch verdient er unserer Ansicht nach keineswegs den erlangten Ruf. Wir müssen ihm vollkommen das Recht absprechen, sich Historiker zu nennen. Auch er ist in diesem Fache nur ein Dilettant und steht, was geistige Begabung anbetrifft, tief unter dem eben besprochenen Schriftsteller. Seine Arbeiten entbehren jeder Kritik, sind nur höchst dürftige und trockene Compilationen und Zusammenstellungen rohen Materials, sein geschichtlicher Gesichtskreis ist ein äußerst beschränkter, das benutzte Material ist nicht verarbeitet, sondern auf vollkommen rohe Weise nur aneinander gereiht und durch einige Phrasen nothdürftig verbunden: wir können darin Fleiß und Ausdauer, aber keine Spur von historischem Geschick ersehen. Wenn von seinen Arbeiten irgend eine auf historischen Werth Anspruch haben darf, so ist es die mit dem Titel: Johann Ostrorog, Doctor der Rechte, Wojewode von Posen und sein Memorial über die Einrichtung der Republik. Das Werk beschäftigt sich mit dem Leben und den Reformprojecten des großen polnischen Staatsmannes aus dem 15. Jahrhunderte, dessen Namen wir oben genannt. Das benutzte Material ist, wenn auch nicht auf eine vollkommene, doch wenigstens auf eine gemäßigten Ansprüchen zusagende Weise verarbeitet. Nicht so in den übrigen Arbeiten des Verfassers, die sich mit der Geschichte des 18. Jahrhunderts beschäftigen; es sind die folgenden: die Conföderation der großpolnischen Wojewodschaften vom 20. August 1792, die Geschichte des 3. und 5. Mai 1791, der letzte Reichstag zu Grodno in den Tagen vom 26. August bis zum 23. September 1793. Um einen Begriff von der Art der Behandlung des Stoffes, deren sich der Verfasser bedient, zu erhalten, stelle man sich vor, daß Jemand die Geschichte eines der Reichstage des norddeutschen Bundes auf die Weise schriebe, daß er aus den stenographischen Berichten wörtlich

alle Reden copirt, diese durch einige Phrasen verbindet und das Ganze als eine Geschichte des Reichstages dem Publicum übergiebt. Wir werden in einer solchen Arbeit eine Materialiensammlung zu der Geschichte des Reichstages haben, die werthvoll sein wird, wenn die Materialien schwer zugänglich, werthlos, wenn dieselben für Jedermann leicht zu haben sind. Auf diese Weise bearbeitet Wegner seinen Stoff. Um endlich noch ein Beispiel seiner Kritiklosigkeit anzuführen, wollen wir nur einen Fall erwähnen. Der Verfasser erzählt in seinem „Reichstag zu Grodno", daß, während noch die Sitzungen desselben dauerten, Thadäus Kościuszko nach Grodno gekommen sei und daselbst mit hervorragenden Persönlichkeiten, wie Fürst Adam Czartoryski, Fürst Kasimir Sapieha, General Byszewski meist in dem Hause des Deputirten Krasnodębski oder der Fürstin Ogińska über die Rettung des Vaterlandes verhandelt habe. Man hätte sofort Emissäre ins Land abgesandt und umfassende Anstalten zu einem bewaffneten Aufstande getroffen. Als Beleg für diese Erzählung werden die Denkwürdigkeiten des Obersten Joseph Dominik Kąsianowski angeführt. An diesem ganzen Geschichtchen, welchem der Verfasser eine große Wichtigkeit beimißt, ist nicht ein wahres Wort. Die angeführte Quelle ist nichts als ein Gewebe von Lügen und abgeschmackten Fabeln. Der Verf., der sich doch speciell mit der Geschichte dieser Jahre beschäftigt, hätte wenigstens wissen sollen, daß Kościuszko damals gar nicht in Polen anwesend war, er ist in Dresden gewesen; ebenso konnten die anderen Personen, wie Czartoryski, Sapieha sich nicht in Grodno aufhalten. Wegner hat einem Buche historische Wichtigkeit beigemessen, welches nicht den geringsten Werth hat.

Wladislaw Nehring ist der Verfasser von drei sehr wichtigen und werthvollen Schriften: den kritischen Bearbeitungen der Erzeugnisse dreier polnischer Geschichtschreiber aus dem 16. Jahrhundert, Reinhold Heidensteins, Joachim Bielskis und Johann Demetrius Solikowskis. Man merkt es dem Verfasser an, daß er ein gründliches Studium durchgemacht und aus einer guten Schule hervorgegangen ist. Er sagt uns in der Einleitung zu einer dieser Schriften, daß er außer diesen drei Historikern noch die Werke Orzelskis und Fredros kritisch bearbeiten wolle, als Einleitung zu

einer Biographie des großen polnischen Staatsmannes Johann Zamojski, die er abzufassen gedenke. Es würde uns sehr freuen, wenn er in der Lage wäre, sein Versprechen zu halten, denn nach den gegebenen Proben können wir uns von seinen Arbeiten nur das Beste versprechen.

Eine Geschichte der Befreiung Polens unter Johann Kasimir (1655—1660) hat der k. k. Professor der Geschichte an der Jagiellonischen Universität zu Krakau, Anton Walewski veröffentlicht. Der Verf. ist auch dem deutschen gelehrten Publicum bekannt durch seine berüchtigte Geschichte des Kaisers Leopold und der heiligen Ligue. Ich nenne dieses Werk berüchtigt, denn es giebt wohl kein anderes Buch, das, geradezu gesagt, so verrückte Ideen enthielte, wie das eben genannte; ich brauche nur daran zu erinnern, daß der Verf. steif und fest behauptet, daß die Griechen als sie unter Leonidas, Miltiades, Themistokles heldenmüthig die Angriffe der Barbaren zurückwiesen, nur die Vorläufer der Oesterreicher waren, die sich dasselbe Verdienst um die Menschheit errungen haben, oder daß Metternich, als er zu Dresden 1813 mit Napoleon wegen des Friedensschlusses berieth, sich zu wenig besorgt um das Seelenheil des Kaisers gezeigt hätte. Walewski ist österreichischer als der Kaiser von Oesterreich, katholischer als der Pabst selbst. Sein Conservatismus, seine Parteilichkeit, seine tendenziösen Bestrebungen überschreiten alle Grenzen. Diesem Charakter ist er auch in dem in polnischer Sprache geschriebenen Werke treu geblieben: es scheint, daß er dies Thema nur deßhalb gewählt hat, um zu zeigen, wie edelmüthig die Politik Oesterreichs für Polen stets gesinnt war, wie viel sie zur Rettung des Landes beigetragen. Bisher ist nur ein Band erschienen, welcher einen anderthalbjährigen Zeitraum vom Juli 1655 bis zum Januar 1657 umfaßt. Es wäre zu umständlich, hier den Inhalt des ganzen Werkes anzugeben; wir wollen nur darauf hinweisen, daß der Verfasser dem österreichischen Kaiserhause hauptsächlich die Rettung Polens zuschreibt. Bis zur Schlacht von Warschau hatte bekanntlich Kaiser Ferdinand dem Schicksale Polens gleichgültig zugeschaut; seine ganze Hilfe für den unglücklichen Polenkönig beschränkte sich darauf, daß er ihm Zuflucht in seinen Grenzen gestattete. Erst nach jener Schlacht begann die österreichische Diplo-

matie für Polen thätig aufzutreten. Kaiser Ferdinand schickte seine Gesandten, den Baron Ehrbach und den Priester Alegretti nach Polen ab, welche gemeinschaftlich mit den polnischen Abgeordneten den Moskauer Hof auf die Seite Polens ziehen oder wenigstens in einer neutralen Stellung erhalten sollten. Die österreichischen Gesandten hatten den Auftrag in keinem Falle in eine Abtretung polnischen Gebietes an Rußland zu willigen, dem Czaren ein Bündniß mit dem Kaiser und der polnischen Krone anzubieten und es zu keiner Entscheidung über die Candidatur des Czaren oder seines Sohnes zu dem polnischen Throne nach dem Tode des Königs kommen zu lassen. Auf dieser Basis kam auch nach mehrwöchentlichen Berathungen zu Nieminza bei Wilna ein Vertrag zwischen den österreichischen, polnischen und russischen Bevollmächtigten zu Stande, der im November 1656 zum Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen der Republik und dem Czarenreiche führte. So hatte Polen wenigstens von dieser Seite den Rücken gedeckt. Unterdeß bearbeiteten die kaiserlichen Diplomaten Baron Lissola und Fragstein den Brandenburger Kurfürsten und der schwedischen König, um auch sie zum Abschluß eines Friedens mit Polen zu bewegen. Als aber alle Unterhandlungen zu keinem Ziele führen wollten, entschloß sich der Kaiser in ein noch innigeres Verhältniß zu Polen zu treten: am 1. December 1656 kam es zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Oesterreich und Polen. Soweit reicht die Erzählung Walewskis; sein Hauptverdienst besteht gerade in der Darlegung dieser diplomatischen Verhältnisse. Mit einem reichhaltigen Material aus dem Wiener Archiv versehen, konnte er hier Vieles an den Tag bringen, was bisher gänzlich unbekannt war. Doch steht er in seiner Darstellung auf einem so parteiischen Standpunkte, daß wir Anstand nehmen müssen, ihm sogar da zu folgen, wo er archivalische Documente als Belege anführt. Wer in der Beurtheilung von Personen und Verhältnissen von so tendenziösen Ansichten geleitet wird, wer sich zu so abstrusen Ideen bekennen kann, wie er, wird uns nie ein volles Vertrauen zu seiner Benutzung archivalischen Materials einzuflößen vermögen. Die Absonderlichkeit seines Standpunktes zeigt sich auch in den Urtheilen, die er über die polnischen Könige Wladislaw IV und Johann Kasimir ausspricht. Es ist geschichtlich

festgestellt und allgemein anerkannt, daß König Wladislaws Regierung sich durch vieles Gute, Schöne und für den Staat Vortheilhafte auszeichnet (man lese nur Szajnochas Meisterwerk: zwei Jahre unserer Geschichte), wenn trotzdem seine Regierung nicht so viel Gutes hervorgebracht, wie er es verdient hatte, so war es nicht seine, sondern seiner Unterthanen und der herrschenden Verhältnisse Schuld, und doch beliebt es Herrn Walewski die Regierung dieses Monarchen stets „eine blödsinnige" zu nennen, wogegen für ihn Johann Kasimir, dem es in Wirklichkeit an allem politischen Geiste, an aller Feldherrnbegabung gefehlt hat, „ein Staatsmann, Feldherr und Soldat erster Größe" ist. Eine solche Ansicht reicht allein hin, die Auffassung des Verf. zu charakterisiren.

Von ähnlichen abgeschmackten und übertriebenen Ideen wird auch ein anderer polnischer Schriftsteller geleitet Moritz Graf Dzieduszycki, der Verfasser mehrerer historischer Werke, unter denen wir hervorheben: Zbigniew Oleśnicki und sein Zeitalter; Peter Skarga und sein Zeitalter; der heilige Stanislaw, Bischof von Krakau, vor der heutigen historischen Kritik. Auch von ihm könnten wir sagen, er ist katholischer, als der Pabst selbst, und da nun alle seine Werke gerade solche Epochen behandeln, wo der Katholicismus mit diesen oder jenen Verhältnissen in Collision gerieth, so sind sie beinahe vollkommen unbrauchbar. Diese Werke liefern den augenscheinlichen Beweis, daß der Verfasser als wissenschaftlicher Historiker nicht angesehen werden kann; er ist so tendenziös, daß er eben wegen dieser Tendenz jeden Augenblick bereit ist, die Wahrheit zu opfern, historische Facta in ihr Gegentheil umzugestalten oder in einem solchen Lichte darzustellen, wie es ihm gerade zur Harmonie des zu entwerfenden Bildes, zur Bestätigung seiner Schlüsse nöthig erscheint. Seine Werke sind für den Historiker ohne Werth; sie erwecken nur in jedem vernünftigen Leser ein großes Leid darüber, daß er sieht, wie ein Schriftsteller von solcher Begabung, der in so anmuthiger und anziehender Form zu schreiben versteht, sein Talent mißbraucht und so freiwillig dem hohen Standpunkt entsagt, den er in der historischen Literatur seines Vaterlandes einzunehmen berechtigt sein könnte. In der an letzter Stelle genannten Schrift hat sich der Verf. die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß Alles, was Czacki, Lelewel, Szajnocha, Bielowski, also die Koryphäen der

polniſchen Hiſtoriographie, über den Krakauer Biſchof berichtet haben, baarer Unſinn iſt. Der Graf iſt empört über die Kühnheit dieſer im Vergleiche mit ihm untergeordneten Größen, die es wagen können, an einem Heiligen irgend einen Makel auffinden zu wollen. Was ficht es ihn an, daß jene Gelehrten ihren Ausſpruch nach den Reſultaten eines gründlichen Studiums gethan haben, daß ſie die Quellen der Geſchichte des Mittelalters beſſer kennen, als er es ſich hat träumen laſſen; für ihn iſt der Krakauer Biſchof à tout prix ein Heiliger, und deßhalb darf er nichts Böſes begangen haben, und wenn die gleichzeitigen Quellen wirklich davon berichten, ſo iſt es entweder erlogen oder von Anderen in dieſelben hineingeſchmuggelt worden. Die Gründe, mit welchen der Verf. gegen die Behauptung jener Hiſtoriker ankämpft, ſind derartig, daß man ſeine Schrift höchſtens zur Beluſtigung leſen kann [1]).

Dieſelbe Zeit, wie das Werk Walewskis behandelt eine andere Schrift unter dem Titel: Das Project der Wahl eines Thronfolgers bei Lebzeiten Johann Kaſimirs und die Abdication deſſelben von Wladislaw Seredyński. Der Verf. ſtellt hier die höchſt intereſſanten diplomatiſchen Intriguen der Marie Luiſe und des polniſchen Hofes dar, welche die Wahl eines Nachfolgers bei Lebzeiten Johann Kaſimirs, der keine Nachkommenſchaft hatte, bezweckten. Es war dies ein Project, welches gewöhnlich auf den heftigſten Widerſtand des Adels ſtieß, der dadurch ſeine Wahlrechte beeinträchtigt zu ſehen glaubte. Bei dieſen Intriguen war bekanntlich beinahe der ganze Continent betheiligt. Der Verf. theilt ſein Werk in drei Theile: der erſte Abſchnitt zeigt uns, wie das Project der Wahl eines Nachfolgers bei Lebzeiten des Königs im Kopfe der Königin Marie Louiſe als ein Rettungsmittel für das Land entſtanden, wie ſie daſſelbe mit der Bitte um Unterſtützung den fremden Höfen mit-

---

1) Es handelt ſich dabei hauptſächlich um eine Stelle in der Chronik des Gallus, welche lautet: „Illud enim multum sibi nocuit (sc. Bolezlavus rex Poloniae), cum peccato peccatum adhibuit, cum pro traditione pontificem truncationi membrorum adhibuit. Neque enim traditorem episcopum excusamus, neque regem vindicantem sic se turpiter commendamus“. Gallus bei Bielowski, Monumenta Poloniae historica, S. 422.

getheilt, aber von Allen im Stiche gelassen wurde; der zweite Abschnitt stellt uns dar, wie der Vorschlag dem polnischen Adel mitgetheilt wurde, und auf welch heftigen Widerstand er allgemein stieß, er schildert uns den Tod der Königin und die Abdication des Königs; der dritte endlich beschäftigt sich mit dem Verlauf der Reichstage während des Interregnums und mit dem Scheitern der Bewerbungen aller Throncandidaten, bis der Gedanke des Thronvicekanzlers Olszowski bei dem Adel Eingang fand und die Wahl auf Michael Wiśniowiecki lenkte. — Es ist dies eine durch die polnische Historiographie noch verhältnißmäßig am Eingehendsten und Speciellsten bearbeitete Periode; denn dasselbe Project wird noch von einem anderen Geschichtschreiber J. K. Plebański in seinem Werke: Johann Kasimir und Marie Louise Gonzaga behandelt.

Mit der Geschichte eines speciellen Landestheiles des ehemaligen Polens beschäftigt sich S. Morawski in seinem zweibändigen Werke: Das Land Sądcz mit den Zipser Städten und dem Herzogthum Oświecim. Der erste Band (249 Seiten) behandelt die Zeit der Piasten, der zweite (422 S.) die der Jagiellonen. Es ist dies keine im Zusammenhang erzählte Geschichte des Sądczer Landes, sondern eine Sammlung von Allem, was nur diesen Landestheil betreffen kann, eine Sammlung, deren einzelne Bestandtheile durch die Bemerkungen des Verfassers mit einander verbunden sind. Wir finden hier höchst zahlreiche Urkunden, welche noch nirgends gedruckt worden und bisher unbekannt waren, wir finden hier Sagen und Volkslegenden, Beschreibungen von Schlössern, Städten, Dörfern, Schilderungen des Volkes, seiner Sitten, Gebräuche u. d. m. Das Buch hat nicht den Werth einer zusammenhängenden geschichtlichen Darstellung, sondern einer Sammlung. Morawski kennt den behandelten Landestheil durch und durch, er hat jeden Winkel desselben durchwandert, alle Klöster, Kirchen und Privatwohnungen durchstöbert. Sein Zweck war ein allseitiges Bild des Sądczer Landes zu entwerfen, welches nicht nur die hervorragenden geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignisse umfassen möchte, sondern auch die häuslichen Verrichtungen der Menschen, welche nicht vor die Schranken der Geschichte getreten sind: die täglichen Erlebnisse des Alltagslebens, die Gebräuche, die Vergnügungen, die Tracht, die Beschäftigungen

die Vorurtheile, den Glauben des Volkes, der Städter und des Adels, der Eingeborenen und der Coloniſten, der Weltlichen und Geiſtlichen; dieſem Bilde wollte Morawski den eigenthümlichen Localton verleihen durch Schilderung der daſigen Gegenden, Berge, Felder und Wälder. Einer ſo hohen Aufgabe entſprachen die Kräfte des Verfs. nicht, es fehlt dem Werke an jedem inneren Organismus, an einer lebensfriſchen Harmonie. Die bis ins Kleinlichſte inne gehaltene chronologiſche Ordnung, durch welche häufig Ereigniſſe und Handlungen von der entgegengeſetzteſten Natur neben einander geſtellt werden, hat dem Werke einen chaotiſchen Charakter verliehen und es zu einem Quodlibet gemacht, in dem der Leſer ſich auf keine Weiſe zurechtfinden kann und weder aus noch ein weiß. Dieſe Mängel hat das Werk als organiſches Ganze betrachtet, aber auch als Materialienſammlung leidet es an manchen Gebrechen. Wer es zu wiſſenſchaftlichen Zwecken ſtudiren will, wird durch den Mangel jeder wiſſenſchaftlichen Genauigkeit und einer völligen Kritikloſigkeit in den angeführten Citaten abgeſchreckt: Morawski giebt die hiſtoriſchen Urkunden nur in polniſcher Ueberſetzung, kürzt ab, läßt die für ihn minderwichtigen Abſätze und Formeln weg, führt gar nicht oder wenigſtens ſehr unzureichend an, woher er ſie entnommen. Daher fehlt dem Werke des Verfs. die Autorität, auf die es, wenn es als hiſtoriſche Quelle gelten ſollte, Anſpruch haben müßte. In Folge dieſer Ungenauigkeit und Kritikloſigkeit kann Morawskis Buch für keinen gewiſſenhaften Hiſtoriker als Quelle dienen, auf die er ſich in zweifelhaften Fällen berufen könnte. — Ein ähnliches Thema behandelt und einen gewiſſermaßen ähnlichen Charakter trägt das Werk von T. G. Stecki: Wolhynien in ſtatiſtiſcher, hiſtoriſcher und archäologiſcher Hinſicht.

Michael Balinski, ein auch aus früheren Jahren ſehr vortheilhaft bekannter Schriftſteller, hat in letzter Zeit ein wichtiges und reichhaltiges Werk publicirt: Die ehemalige Univerſität zu Wilna, ein Verſuch zu ihrer Geſchichte von ihrer Begründung im Jahre 1579 bis zu ihrer endgiltigen Umgeſtaltung im Jahre 1803. Der Verf. theilt ſein Buch in zwei Abſchnitte ein: der erſte umfaßt die Geſchichte der Begründung einer höheren Schule zu Wilna durch die Jeſuiten, die Erhebung derſelben zum Range einer Akademie durch König Stephan Bathory und ihre weitere Entwickelung unter der

Leitung des Jesuitenordens bis zur Aufhebung desselben in Litthauen im Jahre 1773; der zweite enthält eigentlich nur die Lebensbeschreibung Poczobuts, des ersten Rectors der Hauptschule im Großherzogthum Litthauen, nachdem ihre Verwaltung aus den Händen der Jesuiten in die der weltlichen Regierung übergegangen war. Die Schranken dieser Biographie sind indeß soweit gezogen, daß sie zugleich auch die specielle Geschichte der Hauptschule vom Jahre 1773 bis 1803 umfaßt, d. h. bis zu dem Augenblicke, wo die frühere Akademie in eine vollständige Universität umgewandelt wurde. Abgesehen von der Wichtigkeit und Correctheit des ganzen Werkes, wird ihm noch ein höherer Werth durch die Beilagen verliehen, in welchen wir alle auf die Geschichte der Universität bezüglichen historischen Urkunden, Privilegien, Briefe, Statute und den Abdruck zweier höchst seltener Broschuren finden. — Im Anschluß an diese kurze Besprechung der wichtigen Arbeit Balińskis wollen wir auch auf die ebenfalls die Geschichte des Unterrichts- und geistlichen Wesens im ehemaligen Polen betreffenden Werke J. Lukaszewiczs hinweisen. Ihre Wichtigkeit, Gründlichkeit und der Reichthum des dargebotenen Materials machen es uns zur Pflicht, sie zu erwähnen, obgleich sie eine kurze Zeit vor den sechsziger Jahren unseres Jahrhunderts abgefaßt und publicirt worden sind. Der jetzt noch lebende Verfasser, von dem aber seit mehreren Jahren nichts Neues mehr erschienen ist, gehört zu den gründlichsten Forschern der neueren polnischen Historiographie. Die Titel seiner Hauptwerke sind die folgenden: 1) Geschichte des helvetischen (calvinischen) Glaubensbekenntnisses im ehemaligen Kleinpolen; 2) Geschichte der Schulen in der ehemaligen Krone Polen und dem Großfürstenthum Litthauen seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1794 (4 Bände); 3) Kurze historische Beschreibung der Parochialkirchen, kleineren Kirchen, Kapellen, Klöster, Parochialschulen, Hospitäler und anderer wohlthätiger Stiftungen in der ehemaligen Posener Diöcese (3 Bände); 4) die wissenschaftlichen Institute in der Krone Polen und dem Großfürstenthum Litthauen von den ältesten Zeiten bis zum J. 1791 (2 Bände).

Wir begnügen uns mit diesem kurzen Hinweis auf diese Werke, die ein ungemein reichhaltiges Material für die Reformationsgeschichte in Polen enthalten.

Eine umfangreiche Monographie der Ciſtercienſerabtei Mogiła bei Krakau hat die Krakauer gelehrte Geſellſchaft veröffentlicht. Dieſelbe eröffnet damit eine Reihe wichtiger Publicationen, welche die hiſtoriſche Beſchreibung der hervorragendſten Oertlichkeiten in der Umgegend Krakaus liefern ſollen. Die bereits veröffentlichte Publication enthält folgende Beſtandtheile: hiſtoriſche Nachrichten über die Abtei aus der Feder des talentvollen Joſeph Szujski, ein geographiſcher Ueberblick über die Lage der Mogiła von A. Górczynski, artiſtiſche Studien über Kloſterbauten im Allgemeinen und über Ciſtercienſerklöſter im Speciellen von W. Łuszczkiewicz, der finanzielle Zuſtand des Kloſters von H. Seredyński, Biographien der Aebte von K. Hoszowski, über den Grabhügel der Wanda von J. Łepkowski, ferner die Gräber und Denkmäler des Kloſters und endlich eine zahlreiche und intereſſante Urkundenſammlung, welche 192 Dokumente von dem Jahre 1220 bis 1732 enthält und von E. Janota redigirt iſt. Dergleichen Monographien würden dem Geſchichtsſtudium ſehr erwünſcht ſein und es wohl allgemeine Zufriedenheit erregen, wenn die Geſellſchaft damit fortfahren würde. Eine ähnliche Publication hat Peter Pękalski in ſeiner Geſchichte des Miechowiterordens (der ſogenannten Wächter des Grabes Chriſti) veröffentlicht. Der Verf. ſelbſt iſt der letzte polniſche Repräſentant dieſes Ordens.

Die neueſte Geſchichte polniſcher Landestheile behandeln folgende Werke: eine gründliche und mit großem Talent geſchriebene Geſchichte des Herzogthums Warſchau von Friedrich Graf Skarbek (2 Bände); Die Denkwürdigkeiten Kajetan Koźmians in zwei Abtheilungen und drei Bänden (die erſte Abtheilung vom Jahre 1780 bis 1815, die zweite von da an bis in die zwanziger Jahre); Die Machinationen der Nachbarſtaaten gegen Polen von 1763 bis 1773 von Ludwig Zychliński und eine Geſchichte der Provinziallandtage des Großherzogthums Poſen von 1815 bis 1847 (2 Bände) von demſelben Verfaſſer. Zychliński ſchildert uns in dieſem Werke die Provinziallandtage von Poſen aus den Jahren 1827, 1830, 34, 37, 41, 43 und 45 auf der Baſis der durch die Verträge von 1815 und das Occupationspatent vom 15. Mai d. J. dem Großherzogthum gewährleiſteten Rechte. Sein Werk iſt keine eigentliche Geſchichte

dieser Landtage, sondern vielmehr ein Referat aus amtlichen Quellen; in extenso werden die Vorschläge von dem Throne und dem Landtage, die königlichen Abschiede, die jedesmaligen Mitglieder, die Reden der Vorsitzenden und der königlichen Commissarien angeführt. Der Verfasser hätte uns auch wohl mit den ausführlichen Reden der Mitglieder bedacht, wenn ihn daran nicht der Umstand verhindert hätte, daß während der Sitzungen die Oeffentlichkeit ausgeschlossen war und daher diese Reden in die Tagespresse nicht übergehen konnten.

Als neuerscheinende Werke müssen wir noch eine Gesammtausgabe der Werke Lelewels (in 20 Bänden) und eine neue, verbesserte Ausgabe der polnischen Geschichte Moraczewskis anführen. Wir wollen nun noch die Titel mehrerer in der letzten Zeit veröffentlichten Werke anführen, leider müssen wir uns wegen Mangel an Raum einer näheren Besprechung enthalten.

Alexander Kraushar: Geschichte der Juden in Polen, (Band I: die Piastenzeit, Band II: die Jagiellonzeit) ist eigentlich keine auf gründlichem Studium beruhende Bearbeitung des Themas, sondern eine Zusammenstellung der Nachrichten, die der Verf. in anderen Werken, welche denselben Gegenstand behandeln, gefunden hat. Dabei ist der öconomische Einfluß der Juden, die innere Einrichtung der jüdischen Gemeinden, ihre Gesetze, ihre geistige Entwickelung ganz bei Seite gesetzt.

Krakau und seine Umgegend historisch beschrieben von Ambrosius Grabowski. (431 Seiten.)

Wladislaw Zawadzki, Polnische Burgen, eine historische Darstellung. (285 Seiten.)

J. T. Gręboćki, Die Ritter- oder Militärschulen in Polen.

Edward Kotłubaj, Das Leben Janusz Radziwills nebst einem zahlreichen Anhange von Documenten. (460 S.)

Leon Rogalski: Geschichte der Donaufürstenthümer. Band I (812 S.), Band II (659 S.)

Geschichte Johannes Sobieskis und der Krone Polen von N. A. de Salvandy, aus dem Französ. übersetzt von Wladislaw Sierakowski. 3 Bände.

F. Kozłowski, Geschichte des Herzogthums Masovien während der Regierung der Herzoge. (579 S.)

Xaver Liske, Studien zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. (324 S.)

K. B. Hoffmann, Geschichte der politischen Reformen in Polen.

Sobiesław Mieroszewski, Die Politik des polnischen Volkes während der beiden letzten Jahrhunderte.

Fürst Adam Czartoryski, Leben Julian Ursin Niemcewiczs.

L. Siemieński, Leben Thad. Kościuszkos, wovon bis jetzt nur die erste Abtheilung erschienen ist. Beiläufig gesagt eine Legende und keine Geschichte; L. Siemieński kann Romane schreiben, hat aber keinen Begriff von einem gründlichen Geschichtsstudium. Eine den heutigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Biographie Kościuszkos besitzt die polnische Literatur noch nicht.

Ich bin mir wohl bewußt, daß die hier aufgeführte Zusammenstellung der Erzeugnisse der polnischen Historiographie der letzten Jahre keine erschöpfende ist, ich glaube aber, daß ich von den wichtigeren Werken nicht viele ausgelassen habe.

Ehe wir zu dem zweiten Theile unseres Aufsatzes übergehen, müssen wir noch hervorheben, daß die in näherer Verbindung mit der Geschichte stehenden Wissenschaften, wie vor Allem die Literatur- und Rechtsgeschichte viele ausgezeichnete Bearbeiter in Polen in der letzten Zeit gefunden haben; wir wollen nur die hervorragendsten Namen nennen: Małecki, Szujski (zugleich auch der Verf. des besten Handbuches der polnischen Geschichte), Vincenz Pol für die Literaturschichte (der letzte auch für die Geographie) Zielonacki, Sigismund Helcel, W. A. Maciejowski für die Rechtsgeschichte. Letzterer ist der Verfasser der umfangreichen und gründlichen Geschichte des slavischen Rechts und vieler wichtigen rein historischen Werke, die aber einer früheren, als der von uns besprochenen Periode angehören.

Auf dem Gebiete der Quellensammlungen ist in den letzten Jahren von den Polen sehr viel geschehen. Wenn wir hauptsächlich den Umstand in Erwägung ziehen, daß wir die hier errungenen Erfolge nur allein Privatpersonen und Privatfonds verdanken und damit die stattliche Reihe von Bänden der in der letzten Zeit ver-

öffentlichten Quellen vergleichen, ſo müſſen wir den auf dieſem Felde verdienten Männern unſere vollkommenſte Anerkennung ausſprechen. Es bleibt hier zwar noch immer ſehr viel zu thun übrig, aber wir hegen die Hoffnung, daß, wenn man auf die angefangene Weiſe mit der Veröffentlichung der Quellen zur polniſchen Geſchichte weiter fortfährt, in einem nicht überaus langen Zeitraum das Studium der polniſchen Geſchichte, welches augenblicklich noch unzählige Schwierigkeiten darbietet, bedeutend erleichtert und die Abfaſſung einer allgemeinen, quellenmäßigen Geſchichte Polens ermöglicht werden wird. Das größte Verdienſt auf dieſem Felde hat in letzter Zeit der im Jahre 1861 für die polniſche Hiſtoriographie allzu früh verſtorbene Graf Titus Działyński erworben. Mit einem unermüdlichen Eifer und mit ungeheuren Koſten hat er durch eine lange Reihe von Jahren aus den Schätzen ſeiner eigenen Bibliothek zu Kórnik ganze Reihen von Folianten veröffentlicht, die ein unſchätzbares Material vor Allem für die Geſchichte des XVI. Jahrhunderts enthalten. Wenn wir ſeinen Publicationen im Allgemeinen uns einen Vorwurf zu machen erlauben ſollten, ſo wäre es der der allzu großen Koſtſpieligkeit derſelben. Sie ſind meiſtens ſo prächtig ausgeſtattet, daß ihr Preis dadurch für mittelmäßige finanzielle Kräfte ein unerſchwinglicher wird. Den erſten Platz unter ihnen nehmen die bisher in weiteren Kreiſen noch immer zu wenig gekannten Acta Tomiciana ein d. h. die Kanzellariatsakten der Republik Polen aus den Jahren 1506—1526. Stanisław Górski, Canonicus von Krakau und von Płock, geboren den 8. September 1489, einer der hellſehendſten Köpfe Polens im XVI. Jahrhundert, unternahm es die Kanzellariatsakten aus der Regierung Sigismunds I. von Polen in eine Sammlung zu bringen und überreichte ſeine höchſt verdienſtvolle Arbeit in 27 Foliobänden dem polniſchen Senat am 8. September 1567. Leider unternahm man es damals nicht, dieſelbe im Druck zu veröffentlichen; es wurden zwar im Laufe der Zeit einzelne Bände häufig abgeſchrieben, die ganze Sammlung iſt aber nicht an einem Orte geblieben, ſondern Theile derſelben kamen zerſtreut in die verſchiedenſten Hände. Durch drei Jahrhunderte dachte man nicht an den Druck derſelben; erſt in den letzten Jahren unternahm ihn auf eigene Koſten Graf Titus Działyński und veröffentlichte in den Jahren 1852—1861

die erſten 8 Bände aus den handſchriftlichen Materialien ſeiner eigenen und mehrerer anderer Bibliotheken. Mit dem Tode des um die polniſche Geſchichte ſo hochverdienten Mannes hörte aber leider die weitere Publication auf. Was die Redaction dieſer Publication anbetrifft, ſo liefert das Werk nicht nur einen höchſt correcten und bequemen Abdruck der Sammlung Górski's, ſondern iſt auch außerdem durch vielfache neue Beiträge ergänzt. Dieſelben ſind faſt durchweg aus der Kórniker Bibliothek entnommen, außer mehreren aus dem Oſſolińskiſchen Nationalinſtitut zu Lemberg und einigen Documenten der Berliner Bibliothek. Den Gebrauch des Werkes erſchwert nur theilweiſe der Umſtand, daß die meiſten Documente mit keinem Datum verſehen ſind, und iſt dies hauptſächlich bei denen der Fall, welche aus der königlichen Kanzlei hervorgegangen ſind, während die daſelbſt angekommenen Correſpondenzen faſt durchweg das vollſtändige Datum an ſich tragen. Dieſer Mangel iſt leicht erklärlich. Górski benutzte die Akten der königlichen Kanzlei, fand alſo dort die fremden Correſpondenzen im Original vor, daher mit vollſtändiger Datirung; die abgehenden aber waren nur noch in zurückbehaltenen Copien vorhanden, alſo meiſtentheils ohne Datum. Obgleich er nun die Documente faſt durchweg mit großem Verſtändniß geordnet, ſo findet man doch hier und da Manches, was nicht an der richtigen Stelle ſteht. Die gedruckten 8 Bände umfaſſen, wie geſagt, nur den Zeitraum von 1506 bis 1526, liefern aber für dieſen das ergiebigſte und beſte Material, welches dem Forſcher einen tiefen Blick zu thun gewährt, nicht nur in das öffentliche Auftreten des polniſchen Hofes, ſondern auch in die geheimſten Abſichten und Beweggründe desſelben. Die Sammlung erlangt noch dadurch größere Bedeutung, daß ſie nicht nur für die polniſche Geſchichte Wichtiges enthält, ſondern auch für die der Völker, mit denen Polen damals in näherer Beziehung geſtanden. Auch die übrigen Publicationen Dzialyńskis haben für die polniſche Geſchichte eine ungemeine Wichtigkeit; um nicht allzu umſtändlich zu ſein, wollen wir hier nur die vorzüglichſten erwähnen: 1) Quellen zur Geſchichte des Johannes Zamojski. Dieſelben enthalten: des Reinhold Heidenſtein Vita Zamojscii, deſſelben Verfaſſers Epistola de nuptiis Zamojscii cum Griseldi Bathorea, ferner Oratio funebris in anniversario depositionis

Illmi. Joannis Zamojscii ab Adamo Bursio, Academiae Samosciensis Professore habita Junii V a. d. 1606, weiter einen Auszug aus der „Relazione del Regno di Polonia“ des Cardinals Valenti aus dem J. 1604 und endlich einen Brief Zamojski's vom 25. October 1590 an den Landtag zu Wilna. Die Redaction der „Vita Zamojscii“ iſt, aber keineswegs frei von Verſtößen, nach der Kórniker Handſchrift beſorgt, von Seite 151 an werden auch die anderen Lesarten des Oſſolińskiſchen Manuſcripts beigefügt; — 2) Annales domus Orzelsciae per Joannem Orzelski, castellanum Rogoznensem, capitaneum Costenensem conscripti; — 3) Lites ac res gestae inter Polonos ordinemque Cruciferorum (3 Bände); — 4) Annales Stanislai Orichovii et vita Petri Kmithae; — 5) Quellenſchriften zur Geſchichte der Union der Krone Polen und des Großfürſtenthums Litthauen (über dieſe Publication hat der für die Wiſſenſchaft zu früh verſtorbene J. N. Romanowski ein gründliches Werk veröffentlicht unter dem Titel: Otia Cornicensia oder Studien über die Quellenſchriften zur Geſchichte ꝛc.); — 6) Liber geneseos Illustris familiae Schidloviciae, ein Prachtwerk mit Kupferſtichen von hohem Werth aber auch mit wichtigen hiſtoriſchen Nachrichten über das im XVI. Jahrhunderte ausgeſtorbene mächtige Magnatengeſchlecht der Szydłowieckis; — 7) die Polizei des Königreichs Polen von Stanislaw Orzechowski; — 8) der Weg zur vollkommenen Freiheit von Lucas Górnicki (dieſer und der vorige ein Schriftſteller des XVI. Jahrhunderts); — 9) das Statut von Litthauen. — Wir fügen hinzu, daß dies nur ein Theil der Działyńskiſchen Publicationen iſt.

Erſt an dieſer Stelle erwähnen wir ferner einen Schriftſteller den wir bereits am Anfange unſerer Beſprechung den Nachfolger Lelewels in Bezug auf die Geſchichte des polniſchen Mittelalters genannt haben, nämlich August Bielowski. Wir haben ihn an dieſen Platz zurückgeſetzt, weil ſeine Hauptarbeit: Monumenta Poloniae historica (Band I, gr. 8°, 946 Seiten) unter die Quellenſammlungen gehört. Auguſt Bielowski giebt uns in ſeinem Werke eine auf gründlicher Kritik und Handſchriftenvergleichung baſirte Edition mehrerer der älteſten hiſtoriſchen Denkmale, welche die polniſche Geſchichte betreffen. Er theilt dieſen erſten Band ſeines Werkes

in zwei Theile: der erste, welcher nur etliche Seiten umfaßt, enthält Nachrichten ausländischer alter Schriftsteller über die Slaven überhaupt, der zweite, bei Weitem größere, betrifft speciell das polnische Volk. Im ersten finden wir Auszüge aus Jordanes, Theophylaktos Simocata, Theophanes und Anderen; im zweiten verdienen vor allen Dingen erwähnt zu werden die kritischen Ausgaben der Chronik des Martinus Gallus und der Annalen Nestors. Doch auch die übrigen Nummern, deren wir im Ganzen 31 zählen, liefern höchst werthvolle Beiträge zur Kunde des polnischen Mittelalters. Bielowski behält in seinem Werke nicht die gewöhnliche Eintheilung in Chroniken, Annalen und Urkunden bei; er giebt uns Alles nach chronologischer Ordnung. Der Grund davon ist, daß wir bis ins XII. Jahrhundert, und so weit reichen die von ihm veröffentlichten Schriftstücke, so wenige die polnische Geschichte betreffende Urkunden aufweisen können, daß es gar nicht die Mühe lohnte, dieselben in einem besonderen Abschnitte zu placiren. Wir finden hier Mehreres, welches bisher noch nicht publicirt war. Das schon früher Gedruckte wird in einem neuen, durchweg mit den Handschriften sorgfältig verglichenen und mit gründlichen Einleitungen und Noten versehenen Abdruck geliefert. Bei den in lateinischer Sprache geschriebenen Monumenten wird nur der ursprüngliche Text abgedruckt, bei den in anderen Sprachen verfaßten auch eine polnische Uebersetzung hinzugefügt. Zum Schluß noch einige Worte über die unter Nr. 8 veröffentlichte Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert, da dieselbe auch vor mehreren Jahren von einem bekannten deutschen Gelehrten publicirt worden ist. Bielowski hatte im J. 1856 eine wissenschaftliche Reise nach München unternommen, um in der dortigen königlichen Bibliothek die Originalien einiger von Bernhard Pez veröffentlichten Documente zu vergleichen, welche ihm nicht correct edirt zu sein schienen. Trotz vielfachen Nachforschens fand er dieselben nicht, stieß dagegen auf eine Handschrift, welche bis dahin unbekannt geblieben war. Dieselbe war betitelt: Passio St. Adalberti. Er schrieb diese sofort ab und ließ außerdem ein Facsimile der ersten Seite anfertigen. Nach Lemberg zurückgekehrt las er in einer öffentlichen Sitzung des Ossolińskischen Instituts einen Bericht über seine Reise vor und zugleich die eben aufgefundene Lebensbeschreibung des heil. Adalbert; dieselbe wurde

auch kurz darauf mit erläuternden Noten versehen als erste Ausgabe zum Druck gegeben, als ein Theil eben der Monumenta Poloniae historica, von denen wir jetzt berichten. Doch verzögerte sich in Folge verschiedener Hindernisse die Vollendung des ganzen umfangreichen Werkes (XXXII u. 946 Seiten) bis zum J. 1864, erst damals konnte Bielowski dasselbe der Oeffentlichkeit übergeben. Drei Jahre nach seiner Reise nach München erhielt W. v. Giesebrecht von einem der Münchener Gelehrten Nachricht von der Existenz jener Lebensbeschreibung. Er eilte nach München und publicirte im J. 1860 zu Königsberg dieselbe unter dem Titel: Eine unbekannte Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert. Bielowskis Ausgabe desselben Werkchens war damals bereits seit zwei Jahren vollendet, doch, wie gesagt, als Theil eines noch nicht beendigten größeren Werkes, nicht veröffentlicht. So stehen beide Ausgaben ganz von einander unabhängig da und unterscheiden sich in mehreren ziemlich wesentlichen Stellen. Wir überlassen es kundigen Männern zu entscheiden, welche der beiden Ausgaben den Anspruch auf größere Präcision und Gründlichkeit machen darf. Der zweite Band der Sammlung ist bisher nicht erschienen, doch erfahren wir, daß der Herausgeber bereits einen großen Theil desselben zum Druck vorbereitet hat und ihn herauszugeben gedenkt, trotzdem daß die Veröffentlichung des ersten Bandes nur einen Theil der für ihn verauslagten Kosten wieder eingebracht haben soll. Außerdem hat Bielowski die Schriften des Kronkanzlers und Hetmans Stanislaw Zółkiewski (1 Band, 628 S.) publicirt. Von seinen übrigen Werken verdient hauptsächlich erwähnt zu werden die „kritische Einleitung zur Geschichte Polens". Man mag vielleicht mit manchen der daselbst erlangten Resultate nicht übereinstimmen, doch wird das Werk immer einen hohen Werth haben als kritische Sichtung des ganzen Apparats zur Ursprungsgeschichte des polnischen Volkes. Auf die zahlreichen und wichtigen Abhandlungen Bielowskis, die vor Allem ebenfalls das Mittelalter betreffen, werden wir noch zurückkommen.

Der bereits früher von uns besprochene Kasimir Jarochowski hat gleichfalls eine werthvolle Quellensammlung herausgegeben; dieselbe trägt den Titel: Mappe des Gabriel Junosza Podoski, Erzbischof von Gnesen (6 Bände). Diese Sammlung enthält aus

den Jahren 1717—1733 alle wichtigeren Verhandlungen der polnischen Republik, unter Anderem: Reichstagsprotokolle, Correspondenzen des Königs mit den polnischen Würdenträgern und der Würdenträger unter einander, Correspondenzen der Reichskanzler mit auswärtigen Gesandten, Relationen polnischer Gesandten von fremden Höfen, Verfügungen des Königs und der hohen Beamten meist innere Angelegenheiten betreffend, sogenannte „Zeitungen" d. h. Berichte über verschiedene Vorgänge im Lande, meist über den Hof und den König. Die Documente sind im Originaltext mitgetheilt, der größte Theil in polnischer Sprache, aber viele auch in lateinischer, französischer oder deutscher. Außerdem sind noch hinzugefügt: Ein Tagebuch der Hochzeitsfeier König Michaels mit der Erzherzogin Eleonore im J. 1670, das Protokoll des Reichstages zu Lublin im J. 1703 und der Reichstage in den J. 1738 und 1740 und einiges minder wichtige.

Die polnische Bibliothek zu Paris hat unter der Redaction Rykaczewskis folgende hierher gehörige Schriften veröffentlicht: 1) Lettres de Pierre de Noyers, 2) des Fürsten Christoph Radziwill, Feldhetmans von Litthauen, Kriegs- und politische Angelegenheiten (1621—1659), 3) Relationen der apostolischen Nuntien und anderer Personen über Polen (1548—1690) 2 Bände, 4) Inventarium omnium privilegiorum etc., quae in archivo Cracoviensi reperieb. an. 1682. — Die gelehrte Krakauer Gesellschaft hat zur Gedenkfeier des 500jährigen Bestehens der Krakauer Universität auf eine höchst unkritische Weise eine umfangreiche Quellensammlung (XLVII und 856 Seiten) herausgegeben unter dem Titel: Gedenkbuch des Jakob Michałowski, Tribun (Wojski) von Lublin, später Castellan von Biecz. Szajnocha hat in seiner scharfsinnigen und klaren Weise gezeigt, daß dieses Werk kein Gedenkbuch sei und daß es mit dem Jakob Michałowski nichts gemein habe, daß sein Titel eigentlich lauten müßte: Quellen zur polnischen Geschichte aus den J. 1646 bis 1655. Im weiteren Verlauf seines als besondere Broschure veröffentlichten Artikels weist Szajnocha nach, daß die Quellen mit einer beispiellosen Nachlässigkeit, Ungenauigkeit und Unkenntniß herausgegeben sind, welche um so mehr Staunen erregen, als die Redaction von einer „gelehrten" Gesellschaft übernommen ist.

In ſeiner Kritik der erſten Hälfte dieſes Werkes zeigt der genannte Hiſtoriker Seite für Seite, Punkt für Punkt eine unzählige Maſſe der verſchiedenſten Fehler, ja ſogar grober, vollkommen unſinniger Verſtöße. Von 140 Documenten ſind 70 bereits ſeit 20 Jahren durch den Druck veröffentlicht geweſen, wovon aber die Krakauer Geſellſchaft kein Sterbenswort gewußt hat; ſie druckt dieſelben nochmals ab in dem Glauben, daß ſie noch Niemandem bekannt geweſen ſeien, und noch dazu auf eine viel fehlerhaftere und ungenauere Weiſe, als es in den früheren Editionen geſchehen war. Mit einer ſolchen Publication hat ſich die Geſellſchaft ſelbſtverſtändlich keinen Ruhm erworben.

Wahrhaft claſſiſch iſt dagegen eine Publication von Anton Sigismund Helcel, dem berühmten Herausgeber der alten Denkmäler des polniſchen Rechts. Die, von der wir hier reden, trägt den Titel: Briefe Johannes Sobieskis und anderer berühmter Perſönlichkeiten. Dieſelbe zerfällt in vier Theile: der erſte enthält Briefe Sobieskis aus der Regierungszeit Johann Kaſimirs 1664—1668, der zweite aus der Zeit Michael Korybuts 1670—1672, der dritte Briefe König Johanns und anderer berühmter Perſonen aus ſeiner eigenen Regierungszeit 1675—1696, der vierte endlich verſchiedene Briefe aus der Epoche des Interregnums nach dem Tode Johanns III, der Regierung Auguſts II, Stanislaws I (Leszczyński) und Auguſts III, 1696—1737.

Fürſt Thad. Lubomirski hat ein Urkundenbuch des Herzogthums Maſovien [1]) mit vielem Fleiß, doch auch nicht frei von Mängeln herausgegeben. Es iſt dies eine reichhaltige Sammlung von 294 Diplomen aus den Jahren 1196 bis 1506, alſo von dem Anfange einer Sonderſtellung Maſoviens beinahe bis zur Vereinigung des Landes mit der Krone Polen. Wir finden hier zahlreiche Materialien für die Geſchichte der inneren Verwaltung der

1) Es ſei uns geſtattet auch die übrigen derartigen Publicationen, wenn auch aus älterer Zeit namhaft zu machen; es ſind: Dogiel, Codex dipl. Regni Pol. et Magn. Duc. Lithuaniae (Wilna 1758—1764), Ed. Raczyński, Cod. dipl. Maioris Pol. (Poſen 1840) und Cod. dipl. Lithuaniae (Breslau 1845), Rzyszczewski und Muczkowski, Cod. dipl. Pol. (Warſchau 1847), Gawarecki, Privilegien, Freiheiten, Verleihungen der Einwohner der Wojewodſchaft Plock.

masovischen Fürsten, der Verleihung des culmischen Rechts an die Städte, der Familienverhältnisse der Fürsten, des Verhältnisses Masoviens zu der Krone Polen und anderen Ländern. Doch fehlt es in der Sammlung nicht an wichtigen Verstößen. So stehen unter Nr. VII und VIII zwei vollkommen gleichlautende Documente aus dem J. 1231, beide unter dem Titel: Konrad, Herzog von Masovien verleiht gewisse Rechte an die Kirche zu Plock; das erste ist augenscheinlich eine Copie des zweiten, wozu wird es also hier abgedruckt. Unter Nr. XIII finden wir ein Document aus dem J. 1238 angeführt und betitelt: Konrad, Herzog von Masovien bestätigt die Freiheiten der Kirche zu Plock. Lesen wir aber dieses Document, so finden wir, daß es keineswegs eine Bestätigung Konrads I ist, sondern eine Bestätigung der durch Konrad I der Kirche zu Plock ertheilten Rechte ausgestellt im J. 1464 zu Zakroczym durch die Herzoge Konrad, Kasimir, Boleslaw und Johann von Masovien. Noch auf einen Mißstand stoßen wir häufig. Jede corrupte und mangelhafte Stelle, und es giebt deren mehrere, bezeichnet der Herausgeber mit drei Punkten, anstatt zu sagen, wie viel Worte oder Sylben ungefähr fehlen können. Durch die vom Herausgeber eingeführte Methode wird dem das Werk Benutzenden jeder Spielraum zu Conjecturen benommen. An die kurze Besprechung dieses Werkes wollen wir gleich die Erwähnung einer ähnlichen Publication anschließen: Sammlung päbstlicher, kaiserlicher, königlicher, fürstlicher Diplome, Volksbeschlüsse, Verfügungen verschiedener Behörden, welche zur kritischen Beleuchtung der Geschichte Litthauens, des litthauischen Reußens und der angrenzenden Länder dienen können, gesammelt und erläutert von Ignaz Daniłowicz, aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers herausgegeben von Johann Sidrowicz (2 Bände). (Eine gründliche Recension dieses Werkes von Bielowski ist zu lesen in der Ossolinskischen Bibliothek, Band III.)

August Mosbach veröffentlicht aus den Breslauer Archiven wichtige Materialien zur polnischen Geschichte; in der letzten Zeit ist von ihm folgendes erschienen: Nachrichten zur polnischen Geschichte aus dem schlesischen Provinzial-Archiv (L und 403 Seiten), Documente aus den Jahren 1206 bis 1774 enthaltend; Beiträge zur polnischen Geschichte aus dem Breslauer Stadt-Archiv, Documente

von 1317 bis 1739; Peter, Sohn Wladimirs, ein berühmter Würdenträger Polens und die seine Geschichte erzählende Chronik.

Im Jahre 1858 hatte Graf Alexander Przezdziecki durch einen Prospect die Veröffentlichung einer neuen kritischen Ausgabe der historischen Werke Dlugoszs, des sogenannten Vaters der polnischen Historiographie, verheißen. Die Publication schreitet aber äußerst langsam vorwärts, bisher sind erst im Ganzen drei Bände, welche den Liber Beneficiorum enthalten, erschienen. — Derselbe, sonst um die Geschichte Polens sehr verdiente Mann, hat auch eine neue Ausgabe der Chronik Vincenz Kadlubeks und zwar nach dem Wiener Codex besorgt. Zwei Jahre darauf (1864) edirte dieselbe Chronik Adolph Muzkowski auf Grund mehrerer Handschriften, die er mit einander sorgfältig verglichen hatte.

Julian Bartoszewicz hat Denkwürdigkeiten des Christoph Zawisza, Wojewoden von Mińsk (1666—1721) nach dessen Originalhandschrift herausgegeben und mit Noten, einer umfangreichen Einleitung, welche die Lebensbeschreibung des Verfassers und eine Würdigung seiner Denkwürdigkeiten enthält, sowie auch mit einigen Beilagen versehen.

Denkwürdigkeiten Stanislaw August Poniatowskis, Königs von Polen und seine Correspondenz mit der Kaiserin Katharina von Rußland veröffentlicht von dem Buchhändler Zupański zu Posen. Das Buch enthält nur einen Theil der Denkwürdigkeiten des letzten Polenkönigs, welcher nur Nachrichten über dessen erste Bekanntschaft mit Katharina, die Vergiftung Peters III und die Unterstützung, welche die Kaiserin dem sich um den polnischen Thron bewerbenden Poniatowski gewährte, liefert. Diesen Theil seiner Denkwürdigkeiten soll Stanislaw August von Petersburg aus im Jahre 1796 seinem Kammerherrn Wolski übersandt haben. Augenscheinlich lag dem Könige daran sich vor der Geschichte von dem Vorwurfe zu befreien, daß er nur ein Werkzeug in den Händen Katharinas gewesen sei und nur durch sie den Königsthron erlangt habe. Er bemühte sich also durch Briefe Katharinas zu beweisen, daß sie ihn im Grunde gar nicht unterstützt habe; dies gelingt ihm aber keineswegs.

Anton Muchliński hat vor Kurzem eine Briefsammlung König Wladislaws IV herausgegeben unter dem Titel: Briefe Wla-

dislaws IV an Chriſtoph Radziwill Feldhetman von Litthauen geſchrieben in den Jahren 1612—1632, nach den Originalen der kaiſerlichen Bibliothek zu Petersburg. Die Wichtigkeit dieſer Briefe für die politiſche Geſchichte iſt keine bedeutende; wir finden in ihnen nur das häufig ausgeſprochene Verlangen, daß Radziwill auf den Reichstagen das Zuſtandekommen einer neuen Expedition gegen Rußland durch ſeinen Einfluß befürworten möchte. Manches wird aber zur Charakteriſtik Wladislaws, der damals noch nicht König war, und zur Aufhellung des Verhältniſſes zu ſeinem Vater und zu ſeiner Stiefmutter Konſtantia geboten. Die Zahl der Briefe beläuft ſich auf 67.

Nikolaus Malinowskij iſt der Herausgeber der wiſſenſchaftlichen und diplomatiſchen Schriften des bekannten polniſchen Diplomaten aus dem 16. Jahrh. Stanislaw Laski, Wojewoden von Sieradz; derſelbe hat auch die Chronik Wapowskis in polniſcher Ueberſetzung herausgegeben.

Anton Sozański hat ein Tagebuch des außerordentlichen Reichstages, welcher zu Warſchau am 5. October 1767 begann und am 8. März 1768 endigte, veröffentlicht.

Es bleibt uns nur noch eine größere Publication zu erwähnen übrig, welche der Buchhändler Zupański in den letzten Jahren unternommen und die den Titel: Denkwürdigkeiten aus dem 18. Jahrhundert trägt. Bisher ſind neun Bände erſchienen, der 10. und 11. befindet ſich unter der Preſſe. Die bereits publicirten Bände enthalten: Band I, Denkwürdigkeiten über die polniſche Revolution vom J. 1794 vom General-Quartiermeiſter de Piſtor; der 17. und 18. April 1794 zu Warſchau von einem Augenzeugen geſchildert; Denkwürdigkeiten des Johann Kiliński, Schuhmachers und zugleich Oberſten des zwanzigſten Regiments; — Band II, Denkwürdigkeiten des Joſeph Zajączek oder Geſchichte der Revolution vom Jahre 1794; Denkwürdigkeiten des Philipp Lichocki, Präſidenten der Stadt Krakau, als Beilagen werden die Pläne der Schlachten bei Racławice, Szczekociny und Maciejowice gegeben; — Band III, General Johann Heinrich Dąbrowski, militäriſche Denkwürdigkeiten der polniſchen Legionen in Italien; — Band IV, des Generals Joſeph Sułkowski Leben, und hiſtoriſche, politiſche und militäriſche Denkwürdigkeiten über die Revo-

lution von 1792—1797, über die tiroler Expedition und den Feldzug in Egypten; — Band V, Die zweite Theilung Polens nach den Denkwürdigkeiten von Sievers; — Band VI, Der Krieg in Polen in den Jahren 1770 und 1771 nach den Denkwürdigkeiten des Generals Dumouriez; — Band VII, Die Zeiten Stanislaw Auguſt Poniatowskis, von einem der Mitglieder des „großen“ Reichstages verfaßt; — Band VIII, Verſuch einer Geſchichte der letzten polniſchen Inſurrection im Jahre 1794 von Wojda; — Band IX, Gedenkbuch zur polniſchen Geſchichte während der letzten Regierungsjahre Auguſts III und der erſten Stanislaw Poniatowskis von Adam Moszczynski; Denkwürdigkeiten des Stanislaw Kosmowski aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Wir gehen nun zu dem letzten Theile unſerer Beſprechung über, den Zeitſchriften.

Es giebt in der ganzen polniſchen Literatur keine Zeitſchrift, die allein der Geſchichte gewidmet wäre. Die einen nehmen nur belletriſtiſche und poetiſche Erzeugniſſe auf, die anderen bemühen ſich von wiſſenſchaftlichem Standpunkte die verſchiedenſten Stoffe zu behandeln. Mit der erſten Kategorie werden wir uns hier natürlich nicht befaſſen und unſere Aufmerkſamkeit nur der zweiten widmen. Eine Zeitſchrift, welche ſich allein mit der Geſchichte beſchäftigen wollte, würde in Polen nur einen ſehr geringen Kreis von Leſern und alſo auch von Abonnenten finden. Die Redactionen müſſen daher durch die Umſtände gezwungen vielſeitigen Anſprüchen zu genügen bemüht ſein, wenn ſie ſich nicht allzugroßen finanziellen Verluſten ausſetzen wollen. Eine der polniſchen Zeitſchriften iſt aber in der Lage, daß ſie über ſehr bedeutende Fonds zu verfügen hat und es deßhalb zu ertragen vermag, daß ihre Druck- und Verlagskoſten durch die Abonnenten nicht gedeckt werden. Es iſt dies die vom Oſſolin'skiſchen Nationalinſtitut zu Lemberg unter der Redaction von Auguſt Bielowski herausgegebene „Oſſolin'skiſche Bibliothek“. Der Stifter des Inſtituts, der daſſelbe mit einem ſehr bedeutenden Capital verſehen, hat es dem Directorium zur Pflicht gemacht, eine Zeitſchrift herauszugeben, die hauptſächlich der polniſchen Geſchichte und der Publication von Documenten und anderen Quellen gewidmet wäre. Trotzdem werden in dieſelbe auch Erzeugniſſe aufgenommen, die mit der Geſchichte in

keiner Beziehung stehen. Wir wollen der Redaction keineswegs zu nahe treten, da die von ihr herausgegebene Zeitschrift nur Werthvolles bringt, aber wir erlauben uns doch die Ansicht auszusprechen, daß es für die polnische Historiographie ein großes Verdienst wäre, wenn sie sich auf geschichtliches Material beschränken und auf diese Weise eine große Lücke ausfüllen möchte. Der Name August Bielowski wäre eine sichere Garantie, daß sich eine solche Zeitschrift hohes Verdienst um die polnische Historiographie erwerben würde. Die Zeitschriften, von denen wir hier reden wollen, sind die folgenden: die bereits erwähnte „Ossolin'skische Bibliothek", die in Warschau erscheinende „Warschauer Bibliothek", die „Polnische Revue", die „literarische Zeitschrift", die „Großpolnische Revue" und daneben auch die „Jahresberichte der Posener Gesellschaft der Wissenschaftsfreunde".

Die „Ossolin'skische Bibliothek", die nach einer langen Unterbrechung seit einigen Jahren (seit 1862) wieder erscheint, bringt in ihren bis jetzt publicirten neun Bänden eine Fülle trefflicher Abhandlungen. Obenan stehen die, welche aus der Feder ihres Redacteurs, Bielowski, stammen. Wir wollen den Inhalt dieser Bände, mit Weglassung des nicht zur Geschichte Gehörigen, angeben und Einiges näher besprechen.

Band I enthält zwei Aufsätze Bielowskis; in dem ersten „das Königreich Galizien" bestimmt der Verf. auf eine klare und scharfe Weise aus den Geschichtsquellen des 10. 11. und 12. Jahrhunderts die ursprünglichen Grenzen Galiziens, welches im 11. und 12. Jahrhundert innerhalb der Grenzen des heutigen Ungarns gelegen war und bis an die Theiß reichte, dann schildert er die Geschichte dieses Landestheiles in eben diesem Zeitraume; in dem zweiten: Johann Stanisław Jabłonowski, giebt er die Lebensbeschreibung dieses Wojewoden von Reußen und schließt hieran den Abdruck der Denkwürdigkeiten des polnischen Magnaten, versehen mit zahlreichen Noten und mit mehreren beigefügten, höchst interessanten Documenten (unter diesen ein sehr anziehender Brief Jabłonowskis an Pabst Clemens XI). — Die dritte historische Abhandlung: Das Archiv der Familie Mniszek (eines berühmten polnischen Magnatengeschlechts) von Xaver Godebski giebt Nachricht über die daselbst befindlichen Urkunden, von denen Mehreres als Beilage abgedruckt wird.

Band II: 1) Hieronymus und Eliſabeth Radziejowski, eine hiſtoriſche Darſtellung von Karl Szajnocha; 2) Denkwürdigkeiten des Fürſten Joſeph Poniatowski, mit einer. Einleitung und mehreren Erklärungen verſehen und aus dem franzöſiſchen Manuſcript überſetzt von Xaver Godebski; 3) Die kirchlichen Angelegenheiten Reußens unter der Regierung Kaſimirs des Großen von Iſidor Szaraniewicz; 4) Des Vincenz de Dominico Briefe über Polen, geſchrieben an den Senat zu Genua in den Jahren 1483 und 1484; 5) Meiſter Vincenzius und ſeine polniſche Chronik von Auguſt Bielowski, eine gelehrte, gründliche, hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung. Bielowski hat mehrere Handſchriften des Chroniſten Vincenz Kadłubek geſehen und verglichen und gelangt in ſeinem Aufſatze zu ſehr wichtigen Reſultaten.

Band III: 1) Das Lemberger Land im 14. und 15. Jahrhundert unter der Regierung Polens in Hinſicht der ſocialen Zuſtände von Alexander Graf Stadnicki; 2) Depeſchen der polniſchen Geſandtſchaft in Kopenhagen in den Jahren 1789—1793; 3) Ein umfangreicher Bericht aus der Feder Bielowskis über den, unter den Quellenſammlungen bereits von uns genannten Codex dipl. des Ignaz Daniłowicz.

Band IV: 1) Das Halicz-Wladimirſche Herzogthum, ſpäter Königreich, von Auguſt Bielowski. Die Abhandlung bildet den zweiten Theil des im erſten Bande der Zeitſchrift abgedruckten Aufſatzes „Das Königreich Galizien". Der Verf. beweiſt mit gründlicher Kenntniß und ſcharfer Kritik folgende Sätze:

Unter dem Namen Galizien verſtand man im Laufe der Zeit nicht ein Land, deſſen Grenzen ſich veränderten, indem ſie ein größeres oder kleineres Gebiet umfaßten, ſondern der Name bezeichnete zwei verſchiedene Länder, die nichts Gemeinſames mit einander hatten. Es bezeichnete nämlich im 11. und 12. Jahrh. der Name Galizien ein Land, welches vollkommen innerhalb der Grenzen des jetzigen Ungarns lag. Seine Grenzen waren die Flüſſe Donau und Sajo und der ſüdliche Bergabhang der Karpathen, ſeine Hauptſtadt die Stadt Galicz am Fluſſe Tugar. Dieſer Ort war ſeinem Urſprunge nach beinahe um ein Jahrhundert älter, als das am Dnieſtr gelegene Halicz und hatte mit dieſem nur einen

ähnlichen Klang des Namens gemein. In einer weiteren Epoche gegen Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts bildet das am Dnieſtr gelegene Halicz zugleich mit dem wolhyniſchen Wladimir unter der Regierung des Fürſten Roman Mściszawicz, ein Herzogthum: das halicz-wladimirſche. (Die Geſchichte dieſes Landes behandelt der Verf. vor Allem in dieſem Aufſatze.) Nach dem Tode des Herzogs im J. 1205 während der Minderjährigkeit ſeiner Söhne ging das Erbe Romans, lateiniſch Galicia et Lodomeria benannt, theilweiſe in die Hände der Beherrſcher Ungarns über. Koloman, Sohn des Andreas, gekrönt 1214 als König von Galizien, regierte daſelbſt mit einer Unterbrechung im Ganzen 6 Jahre, etwas länger ſein jüngerer Bruder Andreas. Außer dieſen beiden Fürſten war kein Beherrſcher Ungarns wirklicher König von Galizien. Es war aber in jener Zeit gewöhnlich, daß man ſich beſtrebte an die Königsnamen ſo viele Titel, wie nur irgend möglich, theils wirkliche, theils erdichtete anzuhängen; ſo alſo finden wir in einigen Diplomen und Briefen Andreas II, Belas IV und Anderer auch den Titel Rex Galiciae et Lodomeriae. Durch den Zuſatz „et Lodomeriae“ wollte man wahrſcheinlich das am Dnieſtr gelegene Galizien von dem Slowakiſchen unterſcheiden, denn kein einziger der Könige von Ungarn hat in dem ſogenannten Lodomerien oder vielmehr Wladimirſchen Herzogthum je eine Hand breit Land beſeſſen. Endlich umfaßt das im J. 1772 bei der erſten Theilung Polens gebildete Galizien die Wojewodſchaft Reußen nebſt Theilen von ſechs anderen: der Podoliſchen, Wolhyniſchen, der von Bełzk, Lublin, Sandomir und Krakau. Der größte Theil dieſer Länderſtriche gehörte früher nie zu dem ſogenannten Galizien und Lodomerien, ſondern bildete einen integrirenden Theil von Polen.

2) August Mosbach: Nachrichten über Polen zur Zeit Michaels I und Johanns III aus den Denkwürdigkeiten des Marquis de Pomponne, Miniſter- und Staats-Secretär der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XIV. Es iſt dies ein Auszug der die polniſche und ungariſche Geſchichte betreffenden Stellen des Werkes: Mémoires sur les différents intérêts des princes de l’Europe à la fin de 1679, welches von Mavidal im erſten Bande der Mémoires du Marquis de Pomponne abgedruckt worden iſt. Dieſer

Beitrag zur polniſchen Geſchichte des 17. Jahrhunderts enthält wenig, was nicht anders woher bekannt geweſen wäre.

3) Johann Mazepa und ſeine Briefe, eine gründliche, kritiſche Arbeit, in welcher der nicht genannte Verf. die über Mazepa verbreiteten Nachrichten mit den gleichzeitigen Quellen vergleicht und zu neuen, ſelbſtändigen Reſultaten gelangt. Hierauf folgen mehrere auf deſſen Geſchichte bezügliche und bisher unbekannte Documente.

4) Bernard Kalicki: Diarium bellici progressus cum Georgio Rakocio, ex castris ad Miedzybor 23. Iuli. 1657 Pater Adrianus Pikarski Societatis Iesu scripsit. Kalicki, ein junger, ſehr begabter Schriftſteller, liefert hier den Textabdruck nebſt einer polniſchen Ueberſetzung dieſes intereſſanten Tagebuches mit Hinzufügung einer Lebensbeſchreibung des Adrian Pikarski. Das Tagebuch ſelbſt behandelt uicht die ganze Expedition Rakocſys, ſondern nur den Abſchnitt derſelben, als Rakocſy durch das Heer des ſiegreichen Stephan Czarniecki aus Polen vertrieben über die Weichſel in ſein Land zurückfloh. Das Manuſcript befindet ſich in der Bibliothek des Oſſolińskiſchen Nationalinſtituts zu Lemberg.

5) Ignaz Szaraniewicz: Die Regierung des Herzogs Wladislaw von Oppeln in Reußen. Die Redaction der „Bibliothek“ theilt nicht die Anſichten des Verfaſſers, doch druckt ſie die Arbeit ab, da ſie in durchaus wiſſenſchaftlicher Haltung geſchrieben iſt. Szaraniewicz ſieht nämlich den Herzog Wladislaw von Oppeln als unabhängigen und ſelbſtändigen Beherrſcher Reußens an, Bielowski hingegen behauptet, derſelbe wäre nur Statthalter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen geweſen. Die Regierung Herzogs Wladislaw in Reußen beginnt im J. 1372. Nach dem Tode Kaſimirs des Großen von Polen entſtanden daſelbſt Wirren, welche den Umſturz der von dieſem Könige in religiöſer Hinſicht eingeführten Neuerungen bezweckten. Viele Biſchöfe des römiſch-katholiſchen Ritus waren zum griechiſchen übergetreten, wenige nur waren ihrer Confeſſion treu geblieben. König Ludwig und Herzog Wladislaw bemüheten ſich, dieſelben zum römiſch-katholiſchen Glauben zurückzuführen. Wladislaw beſetzte die feſten Plätze mit Beſatzungen, die er aus Schleſien herbeizog. Im J. 1372 zog er feierlich in Lemberg ein und wählte dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz, in welcher er bis 1379 verweilte und

im Geiste Kasimirs des Großen die Regierung leitete. Er unterstützte die ärmeren Klassen der Bevölkerung gegen den Uebermuth der Bojaren und zwang diese zum Gehorsam. Diese Handlungsweise war der Grund, daß er von den Armen geliebt, von den Magnaten gehaßt wurde. Bei der Uebernahme der Herrschaft stellte der religiös-eifrige Herzog dem Pabste die traurige Lage der katholischen Kirche in seinem neuen Lande dar, bat ihn um die Stiftung neuer Bisthümer und um Bestrafung der Geistlichen, welche die katholische Kirche verlassen hatten. Auch wünschte er, daß das jüngst bestätigte katholische Bisthum nach Lemberg verlegt werden möchte, da sein bisheriger Sitz Halicz zu weit von den lateinischen Bischöfen Reußens entfernt sei. Es bewog ihn auch zu diesem Wunsch der Umstand, daß Lemberg die eigentliche Hauptstadt und stark befestigt war, so daß es leichter die Angriffe der Litthauer und Tartaren aushalten konnte. In Folge dessen beauftragte der Pabst den Erzbischof von Gnesen und den Bischof von Krakau, daß sie sich überzeugen möchten, ob Lemberg wirklich geeigneter für den Sitz eines Bischofes wäre, als Halicz. Wladislaw aber erlangte die Erfüllung seines Wunsches nicht, der Sitz des Bischofs blieb in Halicz bis 1414. Im J. 1373 ertheilte Wladislaw ein Privilegium der Stadt Thorn, durch welches derselben gestattet wurde, in Wladislaws ganzem Gebiete Handel zu treiben; ein ähnliches Privilegium wurde auch den Lemberger Kaufleuten in Hinsicht auf Polen und Ungarn ertheilt.

Band V: 1) Johann Clemens Branicki, ein Abschnitt aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts von Ludwig Rabielak; 2) Geschichte der Söhne des Großfürsten von Litthauen Olgierd, von Kasimir Graf Stadnicki; 3) Ueber das Leben und die Schriften des Andreas Frycz Modrzewski, von Anton Małecki; 4) Gedenkbuch der Belagerung von Mantua im J. 1799 aus den Schriften des Cyprian Godebski veröffentlicht von Xaver Godebski; 5) Tagebuch einer in fremde Länder in den Jahren 1660—1663 unternommenen Reise nach einer Handschrift des Ossolińskischen Instituts veröffentlicht von Lucyan Tatomir.

Band VI: 1) Das der französischen Regierung im Jahre 1762 überreichte Promemoria: über die Verbesserung der Republik des Johann Clemens Branicki im Vergleich zu den anderen damaligen

Reformen von Ludwig Rabielak; 2) Geschichte der Söhne Olgierds (Fortsetzung) von Stadnicki; 3) Bemerkungen eines polnischen Edelmanns über die Stimmung der benachbarten Mächte gegenüber unseren Reichstagen, eine dem Paulucci am 4. Januar 1764 übergebene Schrift Stanisl. Konarskis, von Ludwig Rabielak; 4) Kritischer Bericht über Mukowskis Ausgabe der Chronik des Vincenz Kadłubek.

Band VII: 1) Einige Abschnitte aus dem Leben Kościuszkos von L. Siemieński; 2) Die Söhne des Olgierd (Forts.) von Kas. Stadnicki.

Band VIII habe ich leider noch nicht in Händen gehabt.

Band IX: 1) Genealogien der polnischen Könige und Fürsten von 880—1195; 2) Die Söhne Olgierds (Forts.) von Kas. Stadnicki; 3) Julian Bartoszewicz: War Przeclaw Lanckoroński der erste Kosakenhetman; 4) Kritischer Bericht über Sołowiews Geschichte des Unterganges Polens von Chyliński; 5) W. A. Maciejowski: Ueber die Bedeutung des Wortes „Kmieć" (Kmetho).

Die „Warschauer Bibliothek" erscheint seit einer langen Reihe von Jahren zu Warschau in monatlichen Heften zu 8 bis 9 Bogen. Seit mehreren Jahren wird sie von K. W. Wojcicki mit Umsicht und Erfolg redigirt. Sie darf unter die wissenschaftlichen Zeitschriften gezählt werden, die sich auf keinen speciellen Zweig beschränken, wir finden in ihr historische, öconomische, literarische, bibliographische Aufsätze, Uebersetzungen und originelle Arbeiten, Recensionen inländischer und ausländischer Werke. Von den zahlreichen in ihr veröffentlichen historischen Aufsätzen haben manche einen hohen, andere einen sehr geringen Werth. Wir wollen hier die Titel der werthvollsten unter ihnen anführen.

Karl Sosnowski: Der Wojewode Johannes Huniady.

J. Łukaszewicz: Georg Niemierzyc, Unterkämmerer von Kiew, Starost von Owrucz und Krzemieniec. Ein Beitrag zur Geschichte der Regierung Johann Kasimirs.

J. T. L.: Jakob von Kobylany, Castellan von Gnesen, Starost von Brześć 1407—1454.

Edmond Stawiski: Die Handelsverhältnisse im ehemaligen

Polen und ihre Verbindung mit dem Ackerbau im 15. und 16. Jahrhundert.

Sehr werthvolle Beiträge enthalten die von Julian Bartoszewicz angefertigten „Geſchichts-Tabellen" d. h. Chronologiſche Verzeichniſſe der Inhaber der hauptſächlichſten Kron- und Hofämter nach gedruckten und handſchriftlichen Quellen bearbeitet.

Konrad Machczyński: Ueber Geleitbriefe und die Form der Appellation von den Urtheilen der Strafgerichte in Polen.

Thad. Fürſt Lubomirski, den wir bereits als Herausgeber eines Cod. dipl. des Herzogs Maſovien genannt haben, veröffentlicht in dieſer Zeitſchrift ſehr werthvolle Aufſätze über den Zuſtand des Landvolkes in Polen während des 15., 16., 17. und 18. Jahrh.

Leopold Hubert: Hieronymus a Lasco Laski, Wojewode von Sieradz.

Ein ungenannter Verfaſſer: Ueber das Dobrzyner Land, hiſtoriſche Forſchungen.

Alexander Graf Przezdziecki: Johann Marſupini am Hofe Sigismunds I und der Königin Bona.

Ad. N. Nakęski: Eliſabeth, Fürſtin von Oſtrog.

A. Adamowicz: Einleitung in die Geſchichte der erſten Königswahl in Polen.

E. Piotrowski: Geſchichte des Landes Kiew.

A. S. Helcel: Forſchungen zur Geſchichte des kirchlichen Zehnten in Polen.

Adam Chodyński: Wo wurde das Statut Jagiellos im J. 1423 beſchloſſen?

Jul. Bartoszewicz: Was bedeutete und wo lag die Ukraine?

Wladislaw Chomętowski: Johann Oſtrorog, Wojewode von Poſen, ein Redner und Schriftſteller aus der Zeit Sigismunds III; — Chriſtoph Fürſt Zbaraski, Krongroßſtallmeiſter; — ein „Silva Rerum" aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

K. Kozłowski: Die zweite Heirath Sigismunds III und ſeine Familienverbindungen mit Oeſterreich.

Die „Polniſche Revue" iſt eine ſeit 16 Monaten in Krakau erſcheinende Zeitſchrift unter der Redaction von Stanislaw Graf Tarnowski, Joſeph Szujski und Ludwig Powidaj nach

Art der Revue des deux mondes. Die Redaction ist bemüht nur Gutes und Werthvolles zu bringen, was ihr auch zum großen Theil gelingt. Sie enthält mehrere sehr gute historische Aufsätze und Recensionen der neuesten Erzeugnisse der polnischen Literatur aus der Feder Szujskis. Dieselben sind meist mit Verständniß und Umsicht geschrieben, doch möchten wir dem gelehrten Recensenten den Vorwurf machen, daß er den Adepten der allgemeinen Huldigungs- und Belobigungsmethode nicht bestimmt entgegentritt. Ein so talentvoller und angesehener Schriftsteller wie Szujski würde sich ein größeres Verdienst um die polnische Literatur erwerben, wenn er die Geißel der Kritik schärfer handhaben wollte. In den bisher erschienenen 16 monatlichen Heften, zu 10 bis 12 dichtgedruckten Bogen, sind folgende historische Aufsätze enthalten:

W. Gołemberski: Kaiser Alexander I auf dem Wiener Congreß gegenüber der polnischen Frage.

Leon Wegner: General Fürst Adam Poniński, eine Abhandlung von sehr geringem Werth. Der Verfasser stellt sich die Untersuchung zur Aufgabe, ob Poniński Schuld daran trage, was ihm allgemein vorgeworfen wird, daß Kościuszko in der Schlacht bei Maciejowice besiegt worden ist, er gelangt aber zu keinem Resultate.

Bernard Kalicki: Janusz Radziwill, und in einem späteren Hefte: Die Brautwerbung Janusz Radziwills im J. 1637, zwei höchst anziehende und mit großem Talent geschriebene historische Skizzen.

Severin Przerowa (Pseudonym des K. Jarochowski): Ueberfall des Klosters zu Paradies in Großpolen durch die Brandenburger im J. 1740, eine langweilige, gedehnte Erörterung eines ziemlich geringfügigen Ereignisses.

Ludwig Powidaj: Johann Mazepa, eine anziehende Biographie des bekannten Kosakenhetmans.

Stanislaw Tarnowski: Frycz Modrzewski und seine Schrift „Ueber die Verbesserung der Staatsverfassung der polnischen Republik". Die in der Zeitschrift publicirten Arbeiten Tarnowskis sind durchweg sehr werthvolle Bestandtheile derselben. Auch dieser Aufsatz über einen der gediegensten polnischen politischen Schriftsteller des

16. Jahrhunderts ist mit großer Sachkenntniß in sehr ansprechender Form abgefaßt.

Walerian Kalinka: Charakteristik Stanislaw Augusts.

Wladislaw Seredyński: Gregor von Sanok, Erzbischof von Lemberg.

Bernard Kalicki: Wladislaw IV als König der Bauern.

Bernard Kalicki: Die heilige Dorothea und Konrad Wallenrod. Das letzte Heft enthält den ersten Theil eines längeren Aufsatzes von Joseph Szujski über die Maryna Mniszchówna und die beiden falschen Demetrius.

Die „Literarische Zeitschrift“ erscheint in Lemberg seit mehreren Jahren, in letzter Zeit unter der Redaction von J. Starkel, welcher dieselbe keineswegs gehoben hat. Die Zeitschrift nimmt Erzählungen, Gedichte, Recensionen, politische Artikel, aber auch rein wissenschaftliche Arbeiten auf. Von den historischen Aufsätzen wollen wir nur die wichtigeren aus den Jahrgängen 1863—1866 anführen.

Heinrich Schmitt: Die Bewerbungen des österreichischen Hauses um die polnische Krone, und von demselben Verfasser: Die Lage Polens im J. 1745.

Ludwig Powidaj: Das Majorat der Ostrogskischen Familie, und ein sehr umfangreicher Aufsatz: Adam Swiętodyk Kisiel, Wojewode von Kiew. 1583—1653.

Der kleine Adel in Polen von einem Masuren aus der Krone.

A. K. Stelmasiewicz: Grundriß einer Geschichte des Bauernstandes in Polen.

L. P.: Ein Abschnitt aus den schwedischen Kriegen, als Beitrag zur Geschichte der Politik der polnischen Magnaten im 17. Jahrh.

K. Cieszewski: Zur Erinnerung an Kasimir Puławski.

Anton Schneider: Städte und Städtchen in Galizien in historischer, statistischer und topographischer Hinsicht.

M. Studniarski: Die Zusammenkunft zu Luck am 6. Januar 1429.

K. Chłędowski: Der Luxus in Polen.

S. von W.: Zwei königliche Rivalen (Stephan Bathory und Iwan IV, der Grausame).

K. Chłędowski: Nicolaus Kopernik, eine biographische Skizze.

L. Tatomir: Vincenz von Szamotuly (Samter), eine kritiſch-hiſtoriſche Studie aus dem 14. Jahrh., und von demſelben Verf.: Johannes de Plano Karpino und ſein Zeitalter.

Von J. S. ſind in dem Jahrgange von 1865 fünf Aufſätze veröffentlicht, betreffend die Ermordung des Czarewitſch Alexy Piotrowitſch im Jahre 1718, des Czaren Peters III im J. 1762, des Czarewitſch Iwan im J. 1764, der Gemahlin Peters Eliſabeth Alexiejewna im J. 1776 und des Czaren Pauls I im J. 1801.

Die „Großpolniſche Revue“ unter der Redaction von Emil Kierski erſcheint in Poſen ſeit vier Monaten in ſechswöchentlichen Heften zu ſechs kleinen Druckbogen; es ſind erſt zwei Hefte veröffentlicht, in welchen ein Aufſatz L. Wegners über die Schlachten bei Racławice und Szczekociny und eine Abhandlung W. A. Maciejowskis enthalten iſt, die mir noch nicht zu Geſicht gekommen.

Unter den Zeitſchriften haben wir noch die „Jahresberichte der Poſener Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften“ zu nennen, bisher vier ſtarke Bände. Außer den Arbeiten L. Wegners, die auch als Separatabdrücke erſchienen ſind und die wir als ſolche in dem erſten Abſchnitte unſeres Aufſatzes beſprochen haben, enthalten dieſe Berichte folgende hiſtoriſche Arbeiten:

Band I: 1) Die Geſetzgebung und die Rechte der Kirche in Polen; 2) Hiſtoriſche Nachricht von dem in der Kathedrale zu Poſen aufbewahrten Schwerte, mit dem der Sage nach der heil. Petrus dem Malchus ein Ohr abgehauen haben ſoll, beide Aufſätze vom Kanonikus Jabczyński; 3) Der Krieg Sigismund Auguſts mit dem liev ländiſchen Orden im J. 1557 von dem für die Wiſſenſchaft zu früh verſtorbenen J. N. Romanowski; es iſt dies eine gediegene an Material ſehr reichhaltige Abhandlung, in welcher der Verf. aus den Schätzen der Körniker Bibliothek vieles Neue bringt; leider iſt es aber nur der erſte Theil der ganzen Arbeit.

Band II: Zwei Geſandtſchaften der Schleſier nach Polen in den J. 1611 und 1620 von Auguſt Mosbach, nach Materialien aus den Breslauer Archiven.

Band III: 1) Einige Bemerkungen in Sachen des Zebrzydowskiſchen Rokosz von Heinrich Schmitt, eine Polemik gegen Szujskis Auffaſſung dieſer Adelsrevolte; 2) Statiſtiſche und hiſto-

historische Beschreibung des Districts Borek im Groß-Herz. Posen, von Emil Kierski.

Band IV: Gedenkbuch zur Geschichte der ersten Tage der polnischen Revolution von 1830, von Graf Wladislaw Zamojski.

Die „Berichte der Krakauer k. k. Gelehrten-Gesellschaft“ sind mir bisher nicht zugänglich gewesen; ich bedauere sie daher auch an dieser Stelle nicht berücksichtigen zu können.

XII.

Literaturbericht.

Geschiedenis der Kerk in de Nederlanden. Karel de Groote en zijene eeuw, (741—814), voorgesteld inzonderheid met betrekking tot Nederland door P. P. M. Alberdingk Thijm, litt. hum. Dr. phil. theor. mag. 8. (VII und 600 S. mit einer Karte.) 'SGravenhage, Martinus Nijhoff. Amsterdam, C. L. van Langenhuysen, 1867.

Das vorliegende Werk behandelt den zweiten Zeitraum einer Kirchengeschichte der Niederlande, zu welcher der Vf. durch eine frühere Arbeit über den H. Willibrord, den Apostel der Niederlande, den Grund gelegt hat. An die Spitze dieser neuen Periode stellt er den Namen Karls des Großen, „des großen Baumeisters des christlichen Staates im westlichen Europa"; er steckt sich seine Grenzen weiter, als auf dem neuerdings so eifrig gepflegten Gebiete der niederländischen Bekehrungsgeschichte sonst zu geschehen pflegt, und sucht mit umfassenderem Blicke die Stellung zu schildern, welche in dem großen, den halben Welttheil bewegenden Bekehrungswerke Karls die Niederlande einnehmen. Er verfolgt den König auf den Wegen zu dem letzten Ziele seiner Thätigkeit in Kirche und Staat und sieht in der Gründung und Ausbildung der kirchlichen Einrichtungen der Niederlande dieselben Grundsätze durchgeführt, welche den allgemeinen, von Karl beherrschten Entwicklungsgang bestimmen. Aber ein so großer Vorzug in einer so umfassenden Anlage des Buches liegt, so läßt sich doch nicht sagen, daß der Vf. seine Aufgabe befriedigend gelöst habe. Seinen Combinationen fehlt die einzige sichere Unterlage, eine sorgfältige Kritik, und so viel Zutreffendes sie enthalten, so verlockend sie zuweilen die Beweggründe bisher dunkler Vorgänge ans Licht zu bringen scheinen: ein Blick auf die Citate belehrt über den unsicheren Grund, auf welchem des Vfs. Darstellung bei manchen wichtigen Punkten ruht.

Schon in den beiden Abschnitten, welche das Buch eröffnen und eine topographische Beschreibung der niederländischen Bisthümer zur Zeit

Karls des Gr. enthalten, begegnen manche Verstöße. Der Unterschied zwischen den Bisthümern diesseits und jenseits des Rheins wird nicht genug beachtet, und so irrthümlich der in Gallien häufige Anschluß an die dort schon unter der Römerherrschaft ausgebildeten hierarchischen Formen auch auf die kirchlichen Einrichtungen auf deutschem Boden übertragen. Gleich die ausführliche Zusammenstellung der Bestandtheile des Bisthums Utrecht widerspricht dem als allgemeiner Regel aufgestellten Grundsatz; der Vf. selbst sucht den Beweis zu führen, daß unter der in Scholie 3 und 4 der vorgeblichen Stiftungsurkunde von Bremen genannten reliqua Fresia die fünf friesischen Gaue Ostraga, Westraga, Veluwe, Ristarlake, Kinhem (Kennemerland) zu verstehen seien, die zum Utrechtschen Sprengel gehörten, während die 12 andern Gaue Frieslands theils Bremen, theils Münster unterstellt waren. Und so wenig der Satz, daß die Abgrenzung eines Bisthums sich regelmäßig nach dem Umfang eines großen gallischen Stadtgebietes oder eines deutschen Gaues richte, für Utrecht gilt, so wenig vermag der Vf. ihn auch nur für die linksrheinischen Bisthümer Doornik und Teruenne nachzuweisen. Vollends verfehlt aber ist es, dieses Eintheilungsverfahren auch noch auf die Unterabtheilungen der Bisthümer und Gaue auszudehnen, den Grafschaften analog auch eine Eintheilung der Bisthümer in kleinere Bezirke, Archidiakonate anzunehmen. Der Schluß auf diese Einrichtung in Utrecht zu Karls Zeit aus ihrem Vorhandensein in andern Bisthümerm ist unberechtigt, da auch Letzteres nicht nachzuweisen ist, am wenigsten für Teruenne, wo die Eintheilung in Archidiakonate schon im 7. Jahrhundert bestanden und das unter Karl 25 Landdekanate gezählt haben soll. Es genügt, des Vfs. einziges Zeugniß zu nennen: das sog. chronicon Morinense, das noch Niemand gesehen, und über dessen kritischen Werth es leicht gewesen wäre, sich aus Pertz, Monumenta VII 396 zu unterrichten. Erst später fand die Eintheilung der Bisthümer in Archidiakonate statt, während früher ein Bischof nur einen Archidiakonus unter sich hatte.

Von der topographischen Beschreibung der Bisthümer wird fortgeschritten zu der Anknüpfung der Beziehungen zwischen dem römischen Stuhl und fränkischen Reiche und der Wirksamkeit des Bonifacius. Die Darstellung ist reich an neuen und verführerischen Gesichtspunkten, von denen aber manche eine wissenschaftliche Prüfung nicht bestehen. Um die Berechtigung der Angriffe auf den Namen Karl Martells durch seine

Gegner zu beweisen, bedurfte es keineswegs des erdichteten Machwerks von Hincmar, der visio Eucherii, und ebensowenig ist es begründet, die bloße Anwesenheit von 23 Bischöfen bei der Synode von Soissons 744 als Beweis zu gebrauchen, daß Pippin auch die austrasischen Bischöfe eigenmächtig dazu herbeigezogen habe, und dann darin den Ursprung des Zwiespalts zwischen Pippin und Karlmann zu sehen, der zu des Letzteren Regierungsentsagung führte. Ebensowenig kann der 745 angesetzten Synode zu Liftinas die Absicht Karlmanns untergeschoben werden, durch die Berufung einer neuen allgemeinen fränkischen Synode auf austrasischem Boden die Wirkungen von Pippins Auftreten in Soissons abzuschwächen; schon deßhalb nicht, weil Jaffé Monumenta Moguntina (p. 129) die Synode mit Grund auf 1. März 743 oder 744 zurückverlegt. Dann kann aber auch nicht aus ihr die Erkältung zwischen Bonifaz und Karlmann entsprungen sein, welche herrühren soll von der nicht in den Synodalakten, sondern in Bonifaz Schreiben an Cudberht erwähnten Unterwerfung der versammelten Bischöfe unter den römischen Stuhl und die katholische Einheit, was Bonifaz gegen Karlmanns Willen ins Werk gesetzt, und seitdem sich Pippin zugewandt habe. Weit mehr verdienen Zustimmung die sich anschließenden Ausführungen über die zunehmende Entfremdung zwischen Bonifaz und Pippin einer-, Karlmann andererseits, in Folge der Nachsicht, die Letzterer den Irrlehrern Clemens u. Adelbert bewies. Auch darin liegt etwas Wahres, wenn in den unbestreitbaren Mißhelligkeiten zwischen dem Pabst und Bonifaz ein Anzeichen gefunden wird, der Pabst habe für die Befestigung der Hierarchie im fränkischen Reiche eine Centralisation der geistlichen sowohl als der weltlichen Macht für gefährlich gehalten; aber zu weit gegangen ist es, in Bonifaz, als Vertreter dieser Einheit den Hauptrathgeber und die Hauptstütze Pippins bei seinem Streben nach Beseitigung Karlmanns und nach dem Königstitel zu erblicken (S. 115. 135): Bonifaz soll „durch ein Meisterstück" von Klugheit den Widerwillen des Pabstes gegen Pippins Thronbesteigung überwunden haben. Das fast vollständige Schweigen der Quellen gestattet eine solche Darstellung nicht, und nur durch eine ganz willkürliche Combination auf Grund der Chronik von St. Bertin wird Pabst Stephan III. die Erklärung zugeschrieben, erst nach des Merovingers Childerich III. Tode würde er Pippin als König salben. Hingegen ist es richtig, daß das Verhältniß zwischen Bonifaz und dem Pabst während

des Ersteren letzten Lebensjahren immer gespannter wird, und die Aufklärungen des Verfassers über diesen Punkt gehören zu den gelungensten Partien seines Werks.

Nach einer kurzen Uebersicht über die Regierung Pippins gelangt endlich die Darstellung auf Karl den Gr., leidet aber, neben manchen Vorzügen, an denselben kritischen Mängeln wie die erste Hälfte. Gleich der aquitanische Krieg und Karls Vermählung mit Desiderata sind unrichtig erzählt, ebenso das Verhältniß des Pabstes während des longobardischen Feldzugs zu Karl und dessen Schenkung an den Pabst: die alten Fabeln über die Verleihungen des Pabstes an Karl werden wiederholt, ja Hadrian soll damals Karl schon die Kaiserkrone in Aussicht gestellt haben, wenn er seine Versprechungen an die Kirche erfülle. Daß Karl die den Pabst bedrohenden italischen Herzöge begünstigt, die seine eigenen Gegner waren, ist aus der Luft gegriffen; vielmehr das beharrliche Zögern Karls, die Forderungen des Pabstes in Betreff der sog. Schenkung von 774 zu erfüllen, und besonders die herben Beschwerden desselben über die Eingriffe Karls in die Ernennung der Bischöfe in Italien und die Ausübung weltlicher Hoheitsrechte in den vom Pabst beanspruchten Gebieten führten zu dem immer gespannter werdenden Verhältniß zwischen Pabst und König, was jenen endlich bewog, beim griechischen Hofe einen Rückhalt gegen Karl zu suchen. Vorgänge, welche der Vf. selbst ebenso eingehend als befriedigend schildert, um daran eine ausführliche Darstellung der Maßregeln Karls zur Durchführung seines hierarchischen Systems in seinem Reiche zu knüpfen. Auch die Maßregeln zur sittlichen und geistigen Hebung der niederen Geistlichkeit, zur Belehrung des Volks über die Grundlagen des christlichen Glaubens werden im Einzelnen besprochen, ohne aber wieder die anstößigsten Versehen zu vermeiden: das Studium der H. Schrift soll Karl auf der Synode in Neuching 772 vorgeschrieben haben (S. 312), und S. 313 „im Jahr 769 auf der ebengenannten Synode von Neuching scheint Karl den ersten Befehl gegeben zu haben, daß jeder Bischof in seiner Stadt eine Schule errichte". Leider thun solche Nachlässigkeiten auch noch den letzten Abschnitten des Buches Eintrag, welche ihrem Inhalte nach zu den interessantesten Theilen desselben gehören. Die überwiegende Rolle, welche im letzten Jahrzehnt vor seiner Kaiserkrönung in Karls Politik nicht nur die kirchlichen, sondern

auch die dogmatischen Verhältnisse spielen, wird in umfangreicher und lichtvoller Darstellung besprochen, deren Mittelpunkt die Frankfurter Synode von 794 bildet. Die politische Seite, welche in den dort verhandelten Fragen über den Adoptianismus und die Bilderverehrung mitspielte, wird gebührend hervorgehoben, und das schwierige Verhältniß zwischen Karl und dem Pabst, der in der adoptianischen, aber nicht in der Bilderfrage sich jenem fügte, unbefangen erörtert.

Ein Abschnitt über die Sachsenkriege und die kirchliche Einrichtung des Landes, mit Rücksicht auf Friesland und verbunden mit einem Hinweis auf die Bedeutung der durch Alkuins Vermittlung von Karl so lebhaft gepflegten Verbindung mit England führt dann die Erzählung bis zu dem Punkt, wo die unmittelbaren Vorbereitungen zur Kaiserkrönung in den Vordergrund treten. Aber das gespannte Verhältniß, in dem Karl seit Jahren mit Hadrian gestanden, dauerte auch mit Leo III. fort und zog die Unterhandlungen in die Länge. Erst die völlig hilflose Lage, in die Leo in Rom selbst gerieth, nöthigte ihn, den allgemein als obersten Herrn der Christenheit anerkannten Karl auch seinerseits als solchen durch Ertheilung der kirchlichen Weihe anzuerkennen. So hatte Karl es erwartet, aber der Pabst wußte dem Ereigniß eine andere Wendung zu geben. Die bis jetzt noch bestrittene Frage über die Glaubwürdigkeit von Einhards Nachricht, Karl sei auf seine Kaiserkrönung nicht vorbereitet gewesen, findet durch den Vf. zum ersten Mal die befriedigende Lösung. Karl kam nach Rom, um das römische Kaiserreich zu erneuern; aber bei seiner gebieterischen Stellung in der Kirche und der Abhängigkeit, worin er den Pabst hielt, konnte die Erneuerung nur von ihm selbst ausgehen. Wie er schon damals die kaiserliche Macht ansah, konnte er nur sich selbst mit der Krone schmücken wollen, dem Pabst die Salbung überlassen; kein Wunder also, daß nach Einhard Karl unzufrieden war, als der Pabst in dem Augenblick, da jener vom Gebet sich erhebend zur Messe nach dem Altar des H. Petrus ging, die Krone ergriff und sie auf Karls Haupt setzte (Ann. Laur. maiores M. SS. I 188). Es war ein eigenmächtiger Schritt des Pabstes, der auch nicht unterließ, in einem noch am 25. Dezember von ihm erlassenen Diplom zu erwähnen, daß er Karl zum Augustus geweiht habe.

In kurzen Zügen wird hierauf im Schlußcapitel von dem Einfluß des Kaiserthums auf Karls äußere Machtstellung, wie auf die kirchliche

und weltliche Gesetzgebung gehandelt, und ihm nachgerühmt, daß er seit seiner Kaiserkrönung seinen Beruf als christlicher Fürst immer besser verstanden habe (S. 331). Aber gleich die chronologische Anordnung der Synoden in den nächsten Jahren nach der Krönung ist verwirrt: weder die Zweifel von Waitz III 284 werden beachtet, noch die Ausführungen von Boretius erwähnt; auch die Behauptung, es sei damals die lex Saxonum abgeschafft und das salische Recht in Sachsen eingeführt, verträgt sich mit den von Boretius gewonnenen Ergebnissen nicht. Um so sorgfältiger werden das fortgesetzt gespannte Verhältniß zu Leo III. und die Beziehungen zum griechischen Reich dargestellt, auf die für die weitere Durchführung der Ideen des Kaiserthums so viel ankam. Ueberhaupt legt ja der Vf. ein besonderes Gewicht auf den universalen Charakter von Karls Herrschaft, und da dieser vorzugsweise auf der Stellung beruht, welche Karl in der Kirche und zu den die christliche Welt bewegenden Fragen einnimmt, so war es gerechtfertigt, diese beiden Seiten seiner Herrscherthätigkeit vorzugsweise hervorzukehren. Auch über das Verhältniß Karls zum Pabst trifft im Ganzen die Auffassung zu; als Zeugniß, wie Karl es versteht, dienen dessen Worte in seinem Schreiben an Leo 796: „Unsere Aufgabe ist, nach außen die Kirche Christi gegen die Plünderungen durch Heiden und Ungläubige mit den Waffen zu vertheidigen und im Inneren die Erkenntniß des katholischen Glaubens zu befestigen, Eure Aufgabe, H. Vater, unsere Heere durch Gebet zu unterstützen, damit durch Eure Fürsprache das christliche Volk den Sieg davontrage über seine Feinde". Und Karls Anordnung in der Reichstheilung von 806: „Die 3 Brüder mögen den Schutz der Kirche des H. Petrus übernehmen, damit sie ihr Recht erhalte, so weit es die Brüder selbst anginge und es die Klugheit verlange".

So sind in dieser Arbeit Licht- und Schattenseiten bunt durchmischt: die große Fahrlässigkeit in der Behandlung der Quellen und besonders der Citate erregt nothwendig Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit; aber trotz dieser peinlichen Beigabe bleiben der werthvollen Ergebnisse noch manche übrig, und Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne neue Anregungen dadurch empfangen zu haben. Sigurd Abel.

Ernest, Graf zu Mansfeld (1580 — 1626) von Ludwig Grafen Uetterodt von Scharffenberg. 8. (XII u. 750 S.) Gotha 1867, Perthes.

Im vorigen Jahrgang der Zeitschrift statteten wir Bericht ab über Villermonts Ernest de Mansfeldt und machten auf die darin ausge-

sprochenen maßlosen ultramontanen Tendenzen aufmerksam, ohne jedoch den reichen Zuwachs an archivalischem Material, den uns der Vf. für eine zukünftige Geschichte des dreißigjährigen Krieges darbot, zu verkennen. Wir hätten nicht geglaubt, binnen Jahresfrist eine neue Lebensbeschreibung des interessanten Condottiere zu erhalten, und zwar eine solche, die vom entgegengesetzten Standpunkte aus geschrieben, wegen derselben maßlosen Uebertreibungen das historische Urtheil unbefriedigt läßt. War für Villermont Mansfeld nichts als ein gemeiner Straßenräuber, so wird er unter Uetterodts Händen zum „unglücklichen aber standhaften Vorkämpfer für deutsche Glaubens- und Gewissensfreiheit, Recht und Licht", und „erhebt sich in verklärter Gestalt aus den bewegten Fluthen des Lebens, gleich einem mächtigen Fels, fortwirkend unter kommenden Geschlechtern". Diejenigen, welche in diese überschwänglichen Lobpreisungen nicht einstimmen wollen, werden zu dem „Heer der Pygmäen gezählt, welche der rollende Zeitstrom von dannen spült"; ein recht energischer Haß gegen die römische Kirche macht sich überall Luft, das Pabstthum wird zum „nimmersatten Vampyr" u. s. w. So geht durch die ganze Arbeit ein Zug der Uebertreibung, welcher dem eigenen Helden verderblich wird. Das formell so zu tadelnde Werk kann auch in sachlicher Hinsicht nicht sehr hoch gestellt werden. Wirklich neues Material ist nur in sehr beschränktem Maße hinzugekommen, und in diesem Punkte läßt sich das neue Leben Mansfelds nicht entfernt mit demjenigen Villermonts vergleichen, das hier an viel zahlreichern Stellen als bei Uetterodt angegeben, zur Quelle gedient hat. Im Dresdener Archiv, das der Vf. benutzte, sind gewiß andere Schätze zu heben, als die wenigen Fascikeln, aus denen uns Einiges mitgetheilt wird. Die Flugschriftenliteratur, auf die seit einiger Zeit mit Recht wieder viel Gewicht gelegt wird, ist gar nicht benutzt worden; denn Referent glaubt dem Verfasser mit der Behauptung nicht Unrecht zu thun, die sämmtlichen einschlagenden Citate, die in den ersten Capiteln des Buches hie und da erscheinen, seien aus seiner eigenen Schrift, „Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Krieg", geschöpft; sonst hat er noch einige Titel aus Niemanns Werke über die Grafen von Mansfeld abgeschrieben, vielleicht auch noch die Acta Mansfeldica in Händen gehabt. Von E. Fischers Abhandlung de scriptis Mansfeldicis, die ihm die beste Anleitung hätte geben können, hat er nichts gewußt; zu allen dort erwähnten Flugschriften kommt noch eine

ganze Reihe anderer, der „Bayerische Feldzug“, der „Bericht aus Waydhausen“ von Alideyn Unpartheiisch, das „Gespräch Kuntz Knollens“, die »Occupatio Episcopatus Spirensis«, die »Gigantomachia Mansfeldiana«, der »Aiguillon d'honneur«, u. a. m. Das ganze Leben Mansfelds läßt sich aus fliegenden Blättern bestens documentiren, und es ist höchst bedauerlich, daß eine so reiche Quelle ganz vernachlässigt worden ist.

Ein rasches Durchgehen des Werkes wird zu einzelnen Berichtigungen Anlaß geben. Graf Peter Ernst, Mansfelds Vater, starb nicht im Dezember 1604, sondern am 25. Mai 1604. Seine angebliche dritte Frau „Madame Mallyni“ (wohl seine Geliebte, Frau von Mailly), kann seit Villermont gestrichen werden. Khevenhillers Citate haben keine Autorität bei fehlenden besseren Zeugnissen und sonstigen Gegenbeweisen; überhaupt sollte der Verfasser wissen, daß der Compilator der Khevenhillerschen Annalen, da wo er nicht über des Grafen eigene Thätigkeit nach dessen Papieren berichtet, zumeist nichts als Excerpte aus dem Theatrum Europaeum u. s. w. bietet. Welches die Thätigkeit Mansfelds zwischen dem Schluß des straßburg-bischöflichen Krieges und seinem Eintritt in savoyische Dienste gewesen, war bis jetzt unaufgeklärt und drei Jahre seines Lebens blieben im Verborgenen; gegen diese Ansicht des Referenten spricht der Verfasser und behauptet dasselbe nur für ein Jahr; dagegen ist zu bemerken, daß, wenn er von einem zweijährigen Aufenthalt am Anspacher Hofe redet, dies doch eben nur eine, allerdings wahrscheinliche, Vermuthung ist, für die er keine weitern Beweise vorzubringen hat. Die Schilderung Deutschlands vor dem dreißigjährigen Kriege scheint mir etwas allzusehr ins Schöne gefärbt zu sein; jedenfalls war Deutschland nicht reicher damals als es jetzt ist; daß gleich hier, ehe noch der Kampf begonnen, alle Greuel des Krieges in ihrer grellsten Coloratur vorgeführt werden, ist auch ein Anordnungsfehler. Wegen der Verhandlungen mit Savoyen wird dem „Thüringer Degen“ Mansfeld unverwelkliches Verdienst vindicirt; trotz allem hier Vorgebrachtem kann ich mich noch immer nicht entschließen in dem Tractat von Rivoli etwas Anderes als eine von vornherein unausführbare Chimäre zu erblicken, die übrigens jedenfalls nicht allein von Mansfeld erdacht worden ist. Ueber den böhmischen Krieg erfahren wir im Ganzen nichts Neues; nur gegen Ende desselben sind einige unbekannte Archivalien aus Dresden benutzt worden,

wofür wir dem Verfasser unsern Dank mit dem Bedauern aussprechen, daß er nicht noch mehrere der — nach beigegebener Registrande — daselbst befindlichen Stücke veröffentlicht habe. Nach der Schlacht bei Prag stellt Graf Uetterodt seinen Helden als einen zweiten Hannibal dar, entschlossen „ohne gleiches Beispiel in der Geschichte, einer Welt Trotz zu bieten, ohne andre Aussicht auf Hilfe als die des allmächtigen Gottes". Es ist unverkennbar, daß er hier, wie an vielen anderen Orten, die religiös-pathetischen, officiellen Ergüsse Mansfelds für baare Münze genommen hat. Eine solche naive Ueberzeugung von der Tugend seines Helden ist nirgends weniger am Platz, als bei einer Beurtheilung des eben so schlauen als verwegenen Mansfeld. Die Scharmützel um Roßhaupt werden nach Tillys Berichten hier als eine große Schlacht geschildert. Es ist aber fraglich, ob es nicht in Tillys Interesse lag, um sein unverantwortlich langes Zaudern zu vertuschen, aus kleinen Gefechten so wichtige Zusammenstöße zu machen. Das Tagebuch von Alideyn Unpartheiisch, in Mansfelds Lager verfaßt, ist viel bescheidener in seinen Ausdrücken. Bei den Verhandlungen in der Oberpfalz ist es auch, daß einmal von einem Brief des Herzogs Maximilian von Baiern, vom 18. Juli, die Rede ist, welcher „mit unglaublicher Schnelligkeit" von Straubing nach Görlitz ging, da der Kurfürst von Sachsen ihn schon am 19. beantwortete. Diese allerdings geradezu fabelhafte Schnelligkeit natürlich zu erklären, hätte der Verfasser sich nur zu erinnern brauchen, daß Maximilian seinen Brief nach dem neuen, Johann Georg den seinen nach dem alten Kalender datirte, und sein 19. daher der 29. Juli war. Mansfelds Treiben im Elsaß ist sehr lückenhaft geschildert; auch Villermont hat hier sehr wenig; einzelne gedruckte Arbeiten hätten berücksichtigt werden können, so die Historie d'Obernai von Gyß und eine Schilderung der Belagerung Zaberns von Dag. Fischer in der Revue d'Alsace. Reiches archivalisches Material ist übrigens in Straßburg vorhanden. Die kurz besprochenen Heirathsprojecte Mansfelds mit einer Durlacher Prinzessin scheinen mir sehr problematischer Natur, und eine nähere Besprechung der Quellen über diesen Punkt wäre wünschenswerth gewesen. Die Verhandlungen mit Frankreich vor der Schlacht von Fleurus sind sehr ungenau erzählt, da auch Villermont hier die französischen Archivalien, die er doch in der Collection de Harlay auf der Kaiserl. Bibliothek unter den Händen hatte, kaum benutzt hat. Von feindlichen Gesinnungen der beiden

Parteien kann nicht die Rede sein, höchstens von einer gelinden Angst der Franzosen. Der über die welsche Arglist so ergrimmte Verfasser scheint nicht zu wissen — was aus Flugschriften zu lernen war — daß Mansfeld damals schon eine französische Pension bezog und den Titel eines Colonel des troupes Flamandes de S. M. trug. Der Zug nach Ostfriesland wird als ein „grandioser Flibustierstreich" geschildert, weil er den Kampf eines „brutalen, von Rabulisten irregeleiteten Pöbels gegen ein legitimes Oberhaupt" unterstützte. Gerade hier jedoch ist die That — nicht die grausame Ausführung derselben — leicht zu vertheidigen, denn Mansfeld ging nur auf Wunsch der ihn erhaltenden Generalstaaten und im Solde Frankreichs dorthin. Die Frage, warum er so lang thatenlos verharrt, ist auch vom Grafen Uetterodt nicht befriedigend beantwortet worden. Der Totaleindruck seiner damaligen, in Paris theilweise vorhandenen Correspondenz ist wohl der, daß ihn Ludwig XIII. als immerwährendes Schreckmittel an der Flanke Deutschlands, dabei aber möglichst fern von seinen eigenen Landen halten wollte und so einem Feldzug am Rhein oder in den flandrischen Provinzen abgeneigt war. Das für diese Epoche aus dem Leben Mansfelds wichtige Werk von Winkelmann, Oldenburgische Friedens- und benachbarter Länder Kriegshistorie, welches seinen ganzen Briefwechsel mit dem Grafen Anton Günther von Oldenburg enthält, hat der Vf. nicht benutzt.

Vom Ende des Aufenthaltes in Ostfriesland an, wird das Werk bedeutend schwächer noch als bisher. Allerdings werden die Quellen mit dem Jahre 1624 seltener, aber die wichtigsten selbst sind nicht benutzt und scheinen nicht einmal dem Namen nach bekannt, so z. B. die Memorie recondite von Vittorio Siri, welche so sehr wichtig für die Unterhandlungen mit England und Frankreich sind. Von Rusdorf werden wohl einige Briefe — wahrscheinlich aus zweiter Hand — citirt, aber die zweibändige Sammlung ist nicht benutzt worden; auch die Arbeit von P. Goldschmidt über die evangelische Liga von 1624 hätte einigen Stoff bieten können. Zu erwähnen ist gleichfalls die in Kopenhagen erschienene Correspondenz Christians IV. von Dänemark, sowie die immer noch brauchbare Biographie dieses Königs von Niels Slange. Der letzte Abschnitt, die Geschichte Mansfelds von der Schlacht bei Dessau bis zu seinem Tode enthaltend, ist kaum in den allgemeinsten Umrissen gezeichnet. Der Tod Mansfelds wird unter der Feder unseres Verfassers

zu einer dramatischen Scene, in der, „mit den Worten: Seid einig, einig! der Held dem auflohenden Osten seine Seele entgegenhaucht." Eine solche Tendenz, die Geschichte mit Reminiscenzen tragischer Dichtkunst auszuschmücken, hat mit der Wissenschaft nichts mehr gemein. Daß Mansfeld arm starb — was dem Leser mit ungeheuern Lettern eingeprägt wird — kann noch nicht dazu berechtigen, ihn für einen „wahrhaft Gläubigen" anzusehen, „eingehend in das Land des Friedens und ewigen Lichtes". Wie man Mansfelds Geschichte jahrelang studirt haben kann, um schließlich in einem solchen Ton von ihm zu sprechen, ist uns unbegreiflich.

So spärlich die Zahl der Quellen, so überschwänglich die Form, so schwach ist es auch oft mit der historischen Kritik des Verfassers bestellt. Auf eine Sonderung, eine Classificirung seiner Quellen einzugehen, ist ihm nicht eingefallen. O. Klopp, v. Hammer, Riemann, Soeltl werden in bunter Reihe den gleichzeitigen Berichterstattern zugefügt, ob sie gerade Archivalien citiren, oder bloß eigene Ansichten kundgeben. Villermont, fast auf jeder Seite bitter geschmäht, wird fast auf jeder Seite benutzt; Schiller, dessen meisterhafte Schilderung an tausend kleinen Irrthümern leidet, wird geradezu an die Spitze der „glaubwürdigen Autoren" gestellt. Flüchtigkeit im Citiren der Eigennamen ist überaus häufig, und finden wir des Oefteren Kheverhiller Braulieu Montherot Lalain Corbeville Mally Wessenberg u. s. w. für Khevenhiller Beaulieu Montereau Lalaing Cobreville Mailly Wassenberg u. s. w. genannt. — Wenn wir schließlich alles oben Gesagte in einem Endurtheil zusammenfassen wollen, so muß erklärt werden, daß vorliegendes Werk das vorhandene Bedürfniß nach einer Biographie Mansfelds in sehr geringem Maße befriedigt hat. Die Arbeit des Grafen Uetterodt ist die eines wohlmeinenden, aber politisch und religiös viel zu befangenen Dilettanten, der noch dazu den ihm hier verhängnißvollen Irrthum hegt, eine Sache müsse nothwendig ihre Helden haben, und diese Helden dürften nichts Schlechtes gethan haben. Eine solche Verklärung aber kann ein Charakter wie Mansfeld mit Nichten ertragen, und vielleicht hat ihm der Verfasser mehr geschadet, als genützt. Die Wissenschaft hat er dabei nicht gefördert, und ein im echt-historischen Sinn geschriebenes Buch über denselben Gegenstand, das endlich einmal auch die bezügliche Flugschriftenliteratur gründlich verwerthen wird, mag immer noch eine willkommene Erscheinung auf diesem Gebiete heißen. R.

Konrad Reichard, die maritime Politik der Habsburger im siebzehnten Jahrhundert. 8. (VI. und 191 S.) Berlin 1867.

Die Geschichte der handelspolitischen Beziehungen unter den europäischen Staaten und ihres Einflusses auf den Gang der allgemeinen Politik gehört zu den bisher noch am meisten vernachlässigten Partien der neueren Geschichte. Für das siebzehnte Jahrhundert lehrt dennoch jeder Blick in die diplomatischen Akten, sowie in die publicistische Literatur, daß diese Fragen in den Verwicklungen eine sehr bedeutende Rolle spielten. Von dieser Seite her angesehen, löst sich Manches, was sonst in ganz anderen Zusammenhängen zu erscheinen pflegt, auf in eine Reihe von Fragen über Zollberechtigungen, Zolltarife, Handelsfreiheiten, Handelsbeschränkungen 2c.; handelspolitische Gesichtspunkte treten mit hervorragendem Einfluß auf den Gang der Ereignisse vor die Augen: es scheint, als ob diese materiellen Interessen die eigentlich bewegenden Motive enthielten, die nur häufig durch vorangestellte politische Erörterungen anderer Art verhüllt würden.

Gewiß würde es die Sache meistens nicht erschöpfen, wollte man diesen Gesichtspunkt ausschließlich in den Vordergrund stellen, obwohl Manches geradezu darin aufgeht; aber größerer Beachtung ist derselbe jedenfalls werth, als er bisher zumeist gefunden. Freilich bei Staaten, wie England und den Niederlanden, liegen die mercantilen Fragen in ihrer ganzen Wichtigkeit zu klar zu Tage, als daß sie unberücksichtigt bleiben könnten; aber auch bei anderen würden sich die ersprießlichsten Resultate ergeben. Welche Wichtigkeit würde es für die gesammte Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben, wenn man den Gang der spanischen Handelspolitik während dieser Zeit im Zusammenhang übersähe; es kann nicht anders sein, als daß auf das Ganze der politischen Rolle Spaniens in dem Zeitalter seiner europäischen Vorherrschaft von da her ein neues wichtiges Licht fallen würde.

So auch die Geschichte der Staaten des nordöstlichen Europa, die sich um die Ostsee gruppiren. Auch nach dem Fall der Hansa bewegt sich das politische Leben dieser Bereiche zum guten Theil um die Interessen des Handels; fast alle politischen Fragen haben hier einen starken Zusatz von dieser Art. Aber die Geschichte der vielgenannten „baltischen Frage" muß erst noch geschrieben werden. Zum wirklichen Verständniß derselben werden wir nur vordringen, wenn es gelingt, sie als einen

Theil der Finanz- und Handelsgeschichte der betreffenden Staaten: Schweden, Dänemark, Niederlande, Polen, Brandenburg rc. zu erfassen. Auf Rechnungsbücher und Zollrollen, auf Schiffs- und Waarenlisten, in Summa auf Geld und Zahlen wird es vorzugsweise ankommen; ohne diese reelle nüchterne Grundlage schwebt all unsere Kenntniß von den darauf gegründeten politischen Actionen und Combinationen gegenstandslos in der Luft. Doch ist hierfür noch kaum ein Anfang gemacht.

Mit besonderem Interesse hat man aus diesem Kreise immer die Episode betrachtet, welche den Gegenstand der oben genannten Monographie bildet: die Bemühungen der habsburgischen Politik auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge im dreißigjährigen Krieg an der Ostsee festen Fuß zu fassen und die, wie es schien, errungene deutsche Alleinherrschaft durch die Besitznahme auch des deutschen Meeres zu sichern und zu krönen. Die Schrift Reichards geht zum ersten Male diesen Plänen in die Geschichte ihres Ursprungs und in das Detail ihrer Ausführung nach. Unsere bisherige Kunde darüber war äußerst dürftig; das Material mußte zum allergrößten Theil aus Archiven zusammengesucht werden, Akten und gleichzeitig publicistische Schriften; der Verfasser hat dies mit dankenswerthem Fleiß in den wichtigsten norddeutschen Archiven und Bibliotheken gethan und eine Menge neuer Materialien zum ersten Mal herangezogen; man darf sagen, daß, wenn gleich noch manche Lücken übrig bleiben, über die man in Wien, Brüssel, Simancas Auskunft finden möchte, doch der Verlauf der Dinge im Großen und Ganzen jetzt ziemlich klar vorliegt.

Der Verfasser nimmt seinen Ausgang von den vorzugsweise von Spanien ausgehenden und unterhaltenen Versuchen, an den norddeutschen Küsten Fuß zu fassen: sie richten sich zuvörderst auf die Nordsee; erst allmählich greifen sie nach der Ostsee hinüber, sowie erst allmählich Oesterreich in diese Pläne hineingezogen wird. Diese Absichten Spaniens hängen aufs Engste zusammen mit dem Verfall seiner heimischen mercantilen und öconomischen Verhältnisse. Indem Spanien mehr und mehr sich von den vereinigten Niederlanden überflügelt sieht, muß es darnach streben, diesen den Nerv ihres Wohlstandes und ihrer Macht zu unterbinden, d. h. ihnen auf ihren Handelswegen zu begegnen und an den für sie wichtigsten Mittelpunkten des Welthandels mit ihnen zu concurriren. Bestrebungen dieser Art begleiten die ganze Geschichte des niederländischen

Befreiungskampfes. Nach der Seite der Nordsee hin richten sie sich besonders auf Ostfriesland; die Herrschaft an der Mündung der Ems und im Dollart ist der beständige Streitapfel zwischen Spanien und Niederländern. Nach dem Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstands (1621) werden diese und ähnliche Pläne von der spanischen Regierung mit erneuter Energie aufgenommen. Die hierauf bezügliche Partie gehört zu den lehrreichsten des Buches; die Geschichte der von Spanien erlassenen Handelsverbote, der 1624 in Sevilla errichteten Admiralität, die Gründung von Mardyck, die projectirten binnenländischen Canalbauten, wodurch man den Niederlanden den Rheinhandel abzuschneiden gedachte, all diese Schritte und ihre Einwirkungen auf die allgemeinen politischen und Handelsverhältnisse dieser Jahre werden eingehend und mit einer Fülle interessanten Details dargelegt. Es folgt dann in dem deutschen Krieg die niederdeutsch-dänische Coalition, auf deren Verlauf und Charakter in diesem Zusammenhang viele beachtenswerthe Lichter fallen. Hier greifen nun die spanischen Pläne in Verbindung mit Oesterreich nach der Ostsee herüber: Lübeck, die Küsten von Pommern werden zuerst ins Auge gefaßt; aber erst nachdem mit der Schlacht von Lutter und dem Elbübergang Tillys der niederdeutsche Feldzug entschieden war, nehmen diese Projecte bestimmtere Gestalt an. In den Jahren 1627 und 1628 erreichen sie ihren Höhepunkt; Oesterreich tritt hier in den Vordergrund, während Spanien mehr als secundirende Macht erscheint. Der Verfasser hat das Material für all diese Verhandlungen, Versuche und Ansätze in reichster Ausführlichkeit beigebracht.

Alles in Allem betrachtet, erhält man doch den Eindruck, daß die außerordentlich günstige Lage, worin sich die kaiserliche Politik durch ihre damaligen Erfolge gesetzt sah, mit nicht sehr großem Geschick benutzt wurde; wie ganz anders verstand es nachmals Schweden seine Erfolge festzuhalten und auszubeuten. Indem man die Hansestädte zu gleicher Zeit zu gewinnen suchte und ins Gesicht schlug, verwirrte und erschwerte man sich nach dieser Seite die Aufgabe, die bei geschickter Leitung ziemlich günstige Chancen bot. Energische Führung der Dinge nach einem klaren, festgehaltenen Gesichtspunkt hin ist durchaus zu vermissen; man ist sich über das, was man eigentlich beabsichtigt, nicht vollkommen klar, und Wallenstein, wenn er es theoretisch war, wurde praktisch durch die Rücksicht auf seinen Mecklenburgischen Besitz bestimmt, um den sich für ihn

in dieser Zeit Alles drehte, und diese Rücksicht führte zu Maßregeln, die dem ursprünglichen Zweck direct entgegenliefen. So scheiterten alle Pläne der beiden verbündeten habsburgischen Mächte: die Hanseaten lehnten es ab, mit Spanien durch einen Handelsvertrag in nähere Verbindung zu treten, und schickten sich an, mit Gewalt alle Versuche gegen die Freiheit ihrer Entschließungen zurückzuweisen; mit der eigenen Flottengründung kam man nicht über eine kleine Anzahl Schiffe hinaus, die gegen Dänemark und Schweden so viel, wie nichts bedeuteten, und ohne eine genügende Flotte bedeutete es auch nichts, daß man die lange Küstenstrecke, bis auf Stralsund, militärisch occupirt hielt. Mit dem Frieden von Lübeck erreichen die österreichischen Seeherrschaftspläne ihre Endschaft; nur die Occupation der meisten baltischen Hafenplätze blieb noch übrig. Es ist bekannt, welch rasches Ende auch diesem Vortheil beschieden war.

Noch einige Male im Verlauf des siebzehnten Jahrhunderts wendet sich die habsburgische Politik Plänen, wie den von 1628 zu; aber nie ist sie der Erreichung wieder in gleicher Weise nahe gekommen. Der Verfasser schließt mit einem Hinblick auf ein nochmaliges Auftauchen dieser Gedanken im Jahre 1636, welches ohne weitere Folgen blieb. Der etwas weit gefaßte Titel der Schrift hätte erwarten lassen, daß hier auch die doch sehr bemerkenswerthen Pläne ähnlicher Art in den Jahren 1638 und 1639 nicht übergangen würden, in welche neben Spanien und dem Kaiser auch König Wladislaus von Polen und Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg verwickelt waren. (Vergl. Url. und Altenst. z. Gesch. des Kurf. Friedrich Wilhelm von Brandenburg I S. 28 ff. und Memoires de Chanut II S. 44 ff.)

Uebrigens ist die Abhandlung frisch und angeregt geschrieben. Nur wäre in manchen Partien eine größere Klarheit und Uebersichtlichkeit in der Gruppirung des Materials zu wünschen. Die Darstellung ist nicht selten mit Nebensächlichem überladen, was ihren raschen Fortgang hemmt und wohl entbehrt werden könnte; es ist dem Verfasser, scheint es, schwer gefallen, den hochaufgesammelten Reichthum seiner Notizen in der geeigneten Weise zu comprimiren und zu beschneiden. Doch soll daraus einer Erstlingsschrift kein großer Vorwurf erhoben werden, von der sonst nur Rühmliches zu sagen ist. B. E.

Finanzgeschichtliche Studien. Kupfergeldkrisen von A. Brückner. 8. (VIII und 268 S.) St. Petersburg 1867.

Der schon durch andere Arbeiten auf dem Gebiete der russischen Finanzgeschichte rühmlich bekannte Verfasser giebt in diesem Werke eine Geschichte des Mißbrauches, welcher mit der Ausgabe von Kupfergeld zu einem seinen Metallwerth weit übersteigenden Nominalwerth während des 17. und 18. Jahrhunderts in Rußland und Schweden getrieben worden ist. In dem ersten Reiche ist man zu zwei verschiedenen Perioden auf diesem Irrwege in die größte Verwirrung des Münzwesens gerathen. Zuerst unter Czar Alexey von 1656—1663, dann in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in welchem die Münzverschlechterung, wie der Verfasser den abweichenden Berichten russischer Schriftsteller gegenüber nachweist, unter der Regierung Peter d. Gr. begonnen hat und man erst im Jahr 1756 mit der Einziehung der auf den Werth von zwei Kopeken herabgesetzten Fünfkopekenstücke wieder zu bessern Münzzuständen gelangte. In Schweden war es die durch die Kriege Karls XII verursachte Finanznoth, welche den Baron Görtz veranlaßte zur Ausgabe eines Uebermaßes von kupfernen Münzzeichen zu schreiten. Nach dem Tode des unglücklichen Königs erfolgte alsbald die gesetzliche Werthherabsetzung (zuletzt bis auf 1/96 des ursprünglichen Werthes) und die Einziehung dieser Kupfermünzen. Der Verfasser verfolgt — offenbar auf Grund sorgfältiger Quellenstudien — den ganzen Verlauf dieser Münzwirren von der ersten Emission der über ihren Metallwerth ausgegebenen Münzen an bis zu ihrer endlichen Wiederbeseitigung. Er berichtet über die mannigfachen Versuche, ihren Werth aufrecht zu erhalten, ihre trotzdem erfolgende Entwerthung, deren Maß er genau zu bestimmen bemüht ist, die volkswirthschaftlichen Wirkungen und die Verhandlungen über die Wiedereinziehung des schlechten Geldes. — Im Ganzen, um nur einige Punkte hervorzuheben, die sich aus den fleißigen Untersuchungen ergeben, haben die beiden Perioden der Münzentwerthung in Rußland mehr den Charakter einer Verdrängung des vollhaltigen Geldes durch kleine Scheidemünze, wie wir sie in ähnlicher Weise wiederholt auch in deutschen Territorien u. A. noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Preußen beobachten. Die schwedische dagegen ist insofern eigenthümlicher Art, als die Kupfermünzen von vornherein mehr als eine Creditmünze zur Vertretung des vollhaltigen Geldes, denn als eine Scheidemünze ausgegeben wurden. Die Kupferstücke, Münzzeichen genannt, erhielten den Nominalwerth eines Thalers, und man trug sich wenigstens anfangs mit dem Gedanken, eine gewisse Einlösbarkeit derselben

gegen bares Geld herzustellen. Mit Recht vergleicht daher der Verfasser diese schwedischen Finanzkunststücke in manchen Punkten mit dem kurz nachher in Frankreich in Scene gesetzten Lawschen System. Einiger Maßen im Zusammenhange mit diesem Unterschiede der russischen und schwedischen Münzwirren dürfte stehen, daß in Rußland die umlaufenden Kupfermünzen in ausgedehntem Maße von Privaten nachgemünzt wurden und dadurch das Uebel natürlicher Weise sich erheblich verschlimmerte, während in Schweden die privaten Nachmünzungen einen verhältnißmäßig geringen Umfang gehabt zu haben scheinen. Die Schönheit des Gepräges der schwedischen Münzzeichen wird aber auch von Münzkennern höchlich gerühmt, und überdies wurden die alten Sorten häufig eingezogen und mit neuem Gepräge wieder ausgegeben. Für kleine Scheidemünze wird eine solche Sorgfalt nicht leicht angewendet. — Eigenthümlich ist ferner der in Schweden damals stattfindende Gebrauch schwerer Kupferplatten als Werthaufbewahrungs- und Tauschmittel neben den kupfernen Münzzeichen. Als allgemein beliebte Waare und wichtiger Ausfuhrgegenstand wurde dort schon im 17. Jahrhundert Kupfer nicht selten zu Geldzwecken verwandt. Nach der Verdrängung des Silbergeldes durch die Münzzeichen aber scheint dieser Gebrauch von Kupferplatten viel häufiger geworden zu sein, und die Staatsregierung machte verschiedene, natürlicher Weise fruchtlose und schädliche Versuche den Werth auch dieses Geldes zu reguliren. In der berichteten Aufspeicherung so schwerer Kupferplatten, in dem Streben mit den schlechten Münzen auch andere Waaren zur besseren Werthaufbewahrung aufzukaufen und besonders in der Schätzung des durch die Münzwirren angerichteten Schadens zeigt sich übrigens deutlich, wie damals in Schweden wie in in Rußland das Geld noch viel mehr Werthaufbewahrungs- als Tauschmittel war. Bei den schwedischen Verhandlungen über die Beseitigung des entwertheten Geldes, die der Verfasser ausführlicher mittheilt, werden fast durchgehends die letzten Besitzer des entwertheten Geldes als die hauptsächlich Beschädigten angesehen, dagegen treten die Nachtheile, welche durch eine willkürliche Veränderung des Inhalts aller in Geld für die Zukunft stipulirter Leistungen herbeigeführt werden, sowie die damit zusammenhängenden Rechtsfragen im Verlauf dieser Münzwirren noch wenig hervor. Wir gewinnen in diese Verhältnisse besonders dadurch nähere Einsicht, daß der Verfasser außer den Thatsachen vielfach auch die Meinungen und Vorschläge der Zeitgenossen über die Vorgänge im Münz-

wesen anführt. Er zeigt so, wie die Confusion der Begriffe über diese Dinge damals in den beiden Ländern nicht auf wenige Köpfe beschränkt war, aber doch in Folge der gemachten Erfahrungen sich allmählich verminderte. Ausführlich werden namentlich die Münzprojecte zweier russischer Schriftsteller, des Iwan Possoschkow und des Michail Awramow mitgetheilt. Der Erstere entwickelt in einem Peter d. Gr. gewidmeten Werke vor Allem zwei Gedanken, erstens daß der Werth der Münzen nicht durch die Menge des darin enthaltenen Metalls bedingt werde, sondern durch die Autorität des Fürsten bestimmt werden könne und ferner, daß die Münzen ohne Legirung geprägt werden sollen. Auf Grund dieser Ansichten entwickelt er dann ein Project zur massenhaften Ausgabe zu leichten Kupfergeldes. Das Gutachten M. Awramows aus dem dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, das bis vor wenigen Jahren dem J. Possoschkow zugeschrieben wurde, kommt ebenfalls zur Empfehlung der Emission ganz leichten Kupfergeldes in ungeheueren Beträgen, will aber nebenbei einen großen Vorrath an Gold und Silber einsammeln, von dem indeß nicht ganz klar zu sehen ist, ob und wie er zur Deckung des umlaufenden Kupfergeldes dienen soll. Wenn der Verfasser diesen groben Irrthümern der Theorie gegenüber hervorhebt, wie im westlichen Europa schon im 17. Jahrhundert verschiedene Schriftsteller über das Verhältniß von Metallwerth und Courswerth der Münzen richtigere Anschauungen hatten, so hätte er um die „wissenschaftlichen Anfänge" der richtigen Lehre zu geben, noch weiter ins 16. Jahrhundert z. B. auf J. Bodin und den englischen Anonymus W. S., ja bis ins 14. Jahrhundert auf N. Oresmius zurückgehen müssen. N.

Henri Gaidoz, De quelques registres de l'inquisition soustraits aux archives Romaines. Extrait de la Revue de l'instruction publique. (Numeros des 16 et 23 mai 1867.) 8. 16 p.

Die vorliegenden Blätter geben Nachricht über einen wenig gekannten interessanten Schatz Dublins. Bei Gelegenheit der französischen Expedition nach Rom im J. 1849 wurde eine Reihe von Papieren aus dem Palast der Inquisition entwandt; ein französischer Officier verkaufte sie nach England; nach mannigfachen Wechselfällen kamen sie in den Besitz des Trinity-College in Dublin, in dessen Bibliothek sie sich gegenwärtig befinden. Schon im vorigen Decennium veranstaltete Hr. Gibbings aus ihnen drei kleine Publicationen, gab aber über seine

Quelle nur einen irreleitenden Aufschluß; durch die Güte des Custos der erwähnten Dubliner Bibliothek, Hrn. Todd, ward es neuerdings Herrn Gaidoz verstattet, Einsicht von ihnen zu nehmen. Seinem Bericht zufolge finden sich in den 60 starken Quart-Bänden päbstliche Briefe aus den Jahren 1389—1783, Urtheilssprüche und besonders Proceßakten der Inquisition. Namentlich aus den letzteren theilt er uns einige Notizen mit, die ihm bei raschem Durchblättern aufgefallen: allerdings nicht eben Nachrichten von großer historischer Bedeutung, aber eine Reihe pikanten Details; am Interessantesten ist wohl, daß die Aktenstücke mehrfach die Anwendung der Folter Seitens der Inquisition bezeugen. Wir können uns nur dem am Schluß ausgesprochenen Wunsche anschließen: möchten diese Mittheilungen einem berufenen Forscher Anlaß zu weiterer Ausbeute der besprochenen Aktenstücke geben.

pp.

Souvenirs militaires de 1804—14. par Mr. le duc de Fézensac, général de division. Paris.

Diese Memoiren, die durchweg den Stempel der Einfachheit und Wahrheit tragen, haben in der französischen Armee großes Aufsehen gemacht. Der Chauvinismus verglüht allmählich, und man beginnt auch dort ein vorurtheilsloses Auge auf die immerhin glorreichen Feldzüge des großen Kaisers zu richten und findet, daß die Darstellungen von Bignon, Thiers und Anderen an großen Uebertreibungen leiden. Fézensacs Memoiren erinnern an die trefflichen Marmonts und zeigen wie jene, daß Sorge für die Verpflegung der Truppen und innere Disciplin in den Heeren Napoleons viel zu wünschen übrig ließen, daß die berühmten Marschälle oft unzuverlässig, habgierig und treulos waren und daß des Kaisers eigene Bulletins die allerunlauterste Quelle der Geschichtsforschung sind.

Le général Kleber par le Baron Ernouf. Mayence et Vendée, Allemagne, Expedition en Egypte. Paris, Didier.

Kleber war neben Desaix, Duroc, Marmont einer der bedeutendsten unter den alten Kriegsgefährten Napoleons; zu selbständig um sich völlig unterzuordnen, festhaltend an den republikanischen Gesinnungen, hätte er nie die Rolle eines Davout oder Vandamme gespielt. Ueber seinen vorwurfsfreien Charakter, seine Verwaltung in Aegypten und seine Ermordung enthält das Buch interessante Data.

Von Schriften über den **Krieg von 1866**[1]) notire ich:

The seven weaks war, its antecedents and its incidents 1866 by **Hozier.**

Der bekannte Correspondent der Times, während des Krieges im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, veröffentlicht eine militärische Geschichte des gesammten Krieges in Deutschland und Oesterreich, die mit Sachkenntniß und billiger, anerkennender Beurtheilung geschrieben ist. Die Umstimmung des Urtheils, das Englands Volk, wie seine Zeitungen, über Preußens Heer und Politik fällen, verdanken wir zum Theil den Berichten des Mr. Hozier.

Feldzugs-Journal des Oberbefehlshabers des 8. deutschen Bundes-Armee-Corps im Feldzuge von 1866 (Prinz Alexander von Hessen).

Der Prinz, der sich als österreichischer General im Feldzuge 1859 ausgezeichnet, ist das Ziel zum Theil ungerechter Angriffe, namentlich von baierischer Seite geworden. Seine Stellung an der Spitze verschiedener Contingente, die fast nur von ihren Territorial-Herren abhängig waren, ist unendlich schwierig gewesen. Indessen ließ er sich zu sehr durch seine Rücksichten auf den Schutz der Bundeshauptstadt Frankfurt, von Hessen-Darmstadt und Nassau leiten, ging, nachdem er die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz erhalten, gegen den Befehl des Ober-Commandos auf Frankfurt zurück. Im 2. Theile des Feldzuges (südlich vom Main) trifft der Hauptvorwurf den Prinzen Karl von Baiern, der nur auf den Schutz Baierns bedacht war, der in unbegreiflicher Langsamkeit vorrückte, der Tage lang den Prinzen Alexander ohne Befehl ließ, als wenn dessen Corps ihn nichts anginge, und ihm dann die schwierigsten, kaum mehr auszuführenden Aufträge gab, um nur die baierische Armee möglichst intakt zu erhalten und Baiern zu schützen. Prinz Alexander verschweigt noch Vieles, was er zu seiner Rechtfertigung sagen könnte.

Die folgenden beiden halbofficiellen baierischen Broschüren versuchten die eigenen Entschuldigungen des Feldzugsjournals und die indirecten An-

---

1) Eine Zusammenstellung der Literatur des deutschen Krieges von 1866 findet man in Petzholdts Anz. für Bibliogr. u. in einem Beiheft z. Militärwochenblatte. Dem gleichen Zweck dient eine eigene Schrift von O. **Mühlbrecht**: Die Literatur des deutschen und italienischen Krieges im Jahre 1866. Uebersicht der deutschen und ausländischen literarischen Erscheinungen vom 1. Januar 1866 bis 1. Juli 1867 8. (XXVII u. 68 S.) Prag 1867, J. Satow. D. R.

klagen desselben gegen die Oberleitung des Heeres (Prinz Karl und v. d. Tann) zu entkräften:

Ursachen und Wirkungen der bayerischen Kriegführung 1866. München, Manz.

Erläuterungen des Höchstcommandirenden der südwestdeutschen Bundes-Armee zum Feldzugs-Journal des Prinzen Alexander von Hessen. München, Manz.

Wirkungen und Ursachen der preußischen Erfolge in Bayern (Erwiderung auf die officielle Broschüre „Ursachen und Wirkungen"). Wenigen-Jena, Hochhausen.

Scharfe, meist sachgemäße Kritik der oberen Leitung des Heeres, der taktischen Führung, der Zustände und Personal-Verhältnisse im baierischen Heere.

Antheil der badischen Felddivision am Kriege 1866 in Deutschland. Lahr bei Geiger.

Die kleine Schrift, die durch klare, übersichtliche Darstellung, mildes und einsichtiges Urtheil ausgezeichnet ist, geht über die durch den Titel gesteckten Grenzen hinaus und giebt, neben detaillirter Erzählung aller Operationen der badischen Division, eine kurze Geschichte des Feldzuges der westdeutschen Bundesarmee. Der Verfasser, Oberlieutenant Schneider vom 1. badischen Leib-Grenadier-Regiment, ist auf Befehl des Großherzogs in Folge der Veröffentlichung dieser Schrift in den Ruhestand versetzt worden.

Zur Beurtheilung des Verhaltens der badischen Feld-Division im Feldzuge 1866, nach authentischen Quellen.

Aktenmäßige Enthüllungen über den badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen im preußisch-deutschen Kriege.

Die ganze Skandalliteratur über den angeblichen Verrath Badens, der diese und eine Reihe ähnlicher Broschüren angehören, läßt sich mit wenigen Worten abfertigen. Von einer Verrätherei der badischen Division oder ihrer Führer war keine Rede; sie hat von den vier Divisionen des 8. Corps mit das Meiste geleistet und ist wohl am Besten geführt worden. Aber es lag der Keim der Indisciplin in der kläglichen Zusammensetzung der Corps aus so verschiedenen Contingenten, deren Führer den geheimen Instructionen ihrer Landesherren gehorchten, von denen sie und die Truppen Gehalt erhielten, Auszeichnung und Beförderung erwarteten; dem commandirenden General wurde nur in soweit gehorcht, als seine Befehle mit jenen Instructionen übereinstimmten. Prinz Wilhelm von Baden gehorchte dem Prinzen Alexander so wenig unbedingt, als dieser dem Prinzen Karl von Baiern. Als nun die Geschicke Deutschlands in Böhmen entschieden waren, als Oesterreich und Baiern für sich Waffen-

stillstand schlossen, ohne der kleinen Staaten zu gedenken, und Preußen nicht mit dem Bundes-Corps, nur mit den einzelnen Fürsten über einen Waffenstillstand unterhandeln wollte, da löste sich das schwache Band, das die bunte Mischung der Contingente zu gemeinsamem Zweck verbunden, völlig, und jeder Führer dachte nur daran, sein Corps unter möglichster Wahrung der Waffenehre intakt zu erhalten nnd dem Landesherrn wieder zuzuführen.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart, herausgegeben von R. Gottschall. Der Krieg 1866 in Westdeutschland. Augustheft.

Auch diese Artikel (die wesentlich der Schrift über „den Antheil der badischen Division" folgen) sind wie die über den Krieg in Böhmen mit Sachkenntniß und maßvollem Urtheil geschrieben. Der selbständigen Leitung Falckensteins schreibt der Verfasser bisweilen einen größeren Antheil am Erfolge zu, als ihr gebührt, und das verleitet ihn dann zu etwas gewagten strategischen Raisonnements, besonders bei Gelegenheit des Vormarsches zweier Divisionen (am 12. Juli nach der Schlacht bei Kissingen) auf Schweinfurt und des plötzlichen Rechtsabmarsches nach Frankfurt. Die Form, in der der Verfasser die Berichte Falckensteins aus Frankfurt an den König wiedergiebt, mit den Worten: „in Folge des mir befohlenen Rechtsabmarsches" deutet schon darauf, daß diese plötzliche Aenderung des Operationszieles auf höheren, hier durch politische Verhältnisse (die Rücksicht auf die nahen Friedensverhandlungen, bei denen es sich darum handelte möglichst viel Terrain nördlich des Mains in Händen zu haben) bedingten Befehl erfolgte. Der Telegraph macht heute eine Leitung der Operationen ferner Armeen vom großen Hauptquartier aus möglich, die in früheren Zeiten nicht ausführbar war.

Die Main-Armee, oder von der Elbe bis zur Tauber, vom Berichterstatter des Daheim. 1. u. 2. Lieferung. Bielefeld, Velhagen.

Im schwungvollen Tone forcirter patriotischer Erhebung geschrieben, werden die allerdings glänzenden Erfolge der Main-Armee unter Falckensteins Leitung verherrlicht. Indessen sind einzelne Thatsachen unrichtig angegeben (z. B. die Veranlassung zu dem Gefecht von Langensalza), andere Verhältnisse sind in ein schiefes Licht gestellt, dessen Schattenwirkung wohl nicht ganz unbeabsichtigt gewesen ist.

Darmstädtische Militair-Zeitung.

Die Controverse zwischen den Führern der einzelnen Contingente

der Bundes-Armee unter einander und mit preußischen Darstellungen wird hauptsächlich in diesem Blatte geführt. F. v. M.

Köpke, Rudolf, Widukind von Korvei, ein Beitrag zur Kritik der Geschichtschreiber des zehnten Jahrhunderts. 8. (X u. 185 S.) Berlin 1867, Mittler und Sohn.

Als Vorarbeit zu der unternommenen Neubearbeitung der Jahrbücher Ottos I hat Professor Köpke eine Monographie über die Hauptquelle der Geschichte Ottos veröffentlicht, welche diesen Schriftsteller nach den verschiedensten Richtungen untersuchend eine Reihe wichtiger Ergebnisse gewinnt.

Unstreitig hat auf dies Buch das Vorbild des „Gregor von Tours" von Löbell anregend eingewirkt, und in vielen, wenn auch nicht in allen Fällen wird stets diese Art der Erörterung und Behandlung, wie Löbell mit so großem Geschicke sie angewendet hatte, ganz vortrefflich geeignet sein, in die ganze Atmosphäre einer bestimmten Periode uns zu versetzen. Wenn nun auch Widukind nicht eine so bedeutende Persönlichkeit ist, wie jener fränkische Bischof, wenn er auch nicht in demselben Maße, wie jener, unsere Kenntniß von der Geschichte seiner Zeit beherrscht, — so ist doch auch Widukinds Buch nicht nur die reichste Quelle, sondern auch der umfassendste und treueste Spiegel der Zustände des zehnten Jahrhunderts. Köpkes Arbeit zeigt uns, wie vortheilhaft Löbells Methode sich hierhin übertragen ließ. Auch Köpke bespricht zuerst die Persönlichkeit und das Werk des sächsischen Mönches und versucht dann auf Grund der in seinem Werke enthaltenen Einzelangaben ein Bild jener Zeit zu entwerfen. Dies Letztere fällt natürlich hier nicht so reich aus, als es bei der Arbeit über Gregor von Tours der Fall sein konnte. Hier abzurunden und zu ergänzen, bietet das übrige Quellenmaterial vielfach Gelegenheit; vielleicht hätte mit Rücksicht auf diesen Sachverhalt auch Köpkes Darstellung stellenweise etwas knapper und kürzer gehalten sein können.

Der Hauptwerth der Arbeit beruht in der Kritik Widukinds als Quelle. Der erfahrene und gereifte Meister kritischer Untersuchungen kann hier wohl nicht verkannt werden; im Detail sowohl als in den größeren und weiteren Ausblicken in die mittelalterliche Literatur ist manche schöne Frucht langjähriger Arbeiten uns geboten. Man wird das, was Köpke hier ausführt oder andeutet, alles mit Dank annehmen dürfen. Und auch da, wo der Mitforscher auf diesem Gebiete nicht durch seine Beweisführung völlig überzeugt worden ist, auch da wird man Weiterförderung

und Anregung erhalten zu haben gerne bekennen. Man wird es gerade mir nicht verdenken, wenn ich an dieser Stelle mit den Ergebnissen Köpkes mich auseinanderzusetzen suche — Zustimmung zu Manchem, Einwendungen gegen Anderes will ich hier vorbringen. Ich hebe freilich nur ein paar Dinge hervor, die mir ganz besonders wichtig zu sein scheinen.

Als seine Aufgabe bezeichnet Widukind selbst, Ottos I und Heinrichs I herrliche Thaten zu erzählen, und gleichsam als Einleitung hierzu glaubt er über die Geschichte des sächsischen Volkes Einiges voranschicken zu sollen (Praefatio): man wird dies recht bestimmt zu betonen gerade durch die irreleitende Aufschrift der Handschriften sich veranlaßt fühlen müssen, vielleicht noch etwas schärfer als Köpke (S. 11) gethan.

Was nun die Vertheilung und Anordnung des Stoffes angeht, so hat mit scharfem Messer K. das Buch zergliedert, das Gewebe der einzelnen Fäden bloßgelegt, die Hauptsachen von den Einschaltungen oder Episoden getrennt und so in die Werkstätte des arbeitenden Schriftstellers uns einzuführen versucht. In diesem Theile der Untersuchung (S. 12—24) sind sogleich viele geistreiche Bemerkungen uns geboten; seiner Scharfsinn ist vielfach im Einzelnen bewiesen. Nichtsdestoweniger bin ich nicht im Stande, dem Endresultate Köpkes zuzustimmen. Sorgfältig und wiederholt habe ich den Charakter der Einschiebsel, die Art und Weise der Einfügung in allen einzelnen von K. angeführten Fällen untersucht; ich will zusammenstellen, was mir sich ergeben hat; man wird bemerken, wie weit ich im Einzelnen K. beipflichte.

Das ist durchaus richtig, es ist unmöglich zu verkennen, daß in Widukinds Erzählung eine ganze Menge von Notizen und Mittheilungen den Zusammenhang der Darstellung unterbrechen; aber das geschieht doch an verschiedenen Stellen in verschiedener Weise. Man wird mehr, als K. dies gethan, verschiedene Klassen von „Füllstücken" unterscheiden dürfen. Wid. selbst macht es zuweilen deutlich, daß er eine Episode in seinen Text eingeschaltet hat (I 8. 18); zuweilen sieht man doch auf den ersten Blick, wie sachgemäß eine derartige Episode eintritt, — z. B. wenn bei der ersten Berührung der Lothringischen Geschichten ein Rückblick über die früheren Schicksale dieses Landes gegeben wird (I 28. 29), und ganz ähnlich verhält es sich doch auch III 65 —; zuweilen treten einzelne Ausführungen gleichsam als Parenthesen ein, durch irgend eine Angabe in der Erzählung veranlaßt z. B. I 31. Manches freilich ist von ganz anderer Art, so sieht

man nicht, wie der Satz über Boleslaw in I 35 hineingeschneit ist; ebenso wenig ist der Zusammenhang des ersten Satzes von II 7 zu erkennen, und völlig falsch, so daß das Sachverständniß darunter leidet, ist III 45 in die Ungarnschlacht eingeschoben (was schon Giesebrecht bemerkt hatte). Auch I 33 u. 34 würde man lieber hinter I 31 lesen. Man kann sagen, daß Widukinds Streben, eine pragmatische Geschichte zu liefern, merkwürdig durchkreuzt ist durch den Versuch, auch die chronologischen Gleichzeitigkeiten anzumerken; sehr übel ist ihm die Verbindung beider Aufgaben geglückt.

Aber was folgt nun aus allen diesen Ausstellungen für das Werk als ein Ganzes? Ich meine nichts Anderes, als daß Widukind eben ein recht ungeschickter Schriftsteller war. Er hat es nicht verstanden, seinen Stoff gehörig zu vertheilen und zu gruppiren. Wenn man nicht etwa annehmen wollte, Manches in der verkehrten Anordnung müsse auf Rechnung seiner Abschreiber gesetzt werden so bleibt nur dies Urtheil, daß Widukind Fehler in der Composition seines Buches nicht vermieden hat. Und ist dies wirklich so etwas Auffallendes, daß man es nicht glauben könnte? Sind wir wirklich in unseren mittelalterlichen Schriftstellern an gewandte, geistig verarbeitete Darstellungen gewöhnt? Immerhin ist es unserem sächsischen Mönche hoch anzurechnen, daß er sich bemüht hat, dem Zusammenhange der Ereignisse nachzugehen und die rein chronologische Anordnung aufzugeben; wir wollen dies Bemühen gerne anerkennen, wenn wir auch zugeben, er hat es nicht auszuführen vermocht. Und noch auf ein Anderes weise ich hin. In rein stilistischer Hinsicht ist doch Widukind auch nicht allzu gewandt, nicht allzu vielseitig; ziemlich eintönig sind die Uebergänge, die er von einer Periode zur andern zu machen weiß: der Vorrath seiner Phrasen und seiner Redewendungen kann sicher nicht ein reicher genannt werden. (Ein Beispiel erläutere dies: in II 11 sind 10 unmittelbar auf einander folgende Sätze auf dieselbe Weise, durch autem aneinandergereiht.) Wenn man diese stilistische Armuth und Unbeholfenheit Widukinds sich vergegenwärtigt, wird man es für ganz natürlich halten, daß er auch in der literarischen Composition seiner Geschichte große Fehler gemacht habe. Aber ich sehe nicht einen Anhalt dafür, daß wir nun mit Köpke aus dieser ungeschickt gefügten Verbindung der Theile unter einander auf verschiedene Redactionen des Buches schließen müßten. K. meint, „die Episoden sind Einschaltungen, später nachgetragen zur Vervollstän-

digung und mit der Absicht weiterer Verarbeitung" (S. 25). Er glaubt dies auch an zwei Stellen noch äußerlich nachweisen zu können. Einmal erklärt er so die bekannten Abweichungen unserer Handschriften in I 22, aber mich haben seine Ausführungen gegen Waitz und Wattenbach doch nicht davon überzeugt, daß hier nicht ein späterer Zusatz Widukinds kurze Erzählung erweitert haben könne. Sodann macht K. geltend, daß I 31 nach dem März 968 und III 12 vor Weihnachten 967 geschrieben sein müsse, ein späteres Capitel also vor dem früheren, woraus der Schluß sich unmittelbar ergeben würde, daß I 31 ein später hinzugefügter Nachtrag wäre. Auch hier kann ich doch nicht zugeben, daß III 12 nothwendig vor Ottos II Kaiserkrönung verfaßt sein muß: die Hoffnung Widukinds ist hier ausgedrückt, nach Otto I (post patrem) werde der Sohn Herrscher und Kaiser sein d. h. er werde seinem Vater nachfolgen, und da Ottos ältere Söhne gestorben, konnte man wohl solche Hoffnung nachdrücklich aussprechen, daß der noch lebende wirklich zur Nachfolge gelangen möge. Ich sehe also keinen Grund, die Abfassungszeit des ganzen Buches vor März 968 hinaufzurücken, und damit lehne ich auch die eben berührte Folgerung ab. Ich wiederhole, die Darlegung Köpkes über die verschiedenen Redactionen unseres Buches ist nicht so zwingend, daß nicht viel einfacher aus der literarischen Ungeschicklichkeit Wids., von der sonst viele Proben uns vorliegen, jene störenden Einschiebsel erklärt werden könnten. Widerspreche ich so auch dem Ergebnisse dieser secirenden Kritik, so glaube ich doch, wir müssen Köpke uns zu Dank verpflichtet bekennen, daß er solche Untersuchungen über diese Schriftsteller wieder angeregt hat: erst wenn wir alle diese Autoren von verschiedenen Seiten und unter verschiedener Beleuchtung anzusehen gewöhnt geworden sind, werden wir zu vollständiger und recht eingehender Anschauung des Mittelalters gelangen können.

Ueber ein Anderes kann ich kürzer sein. Was die Zuverlässigkeit und die Quelle der Erzählung Wids. angeht, so hatte ich schon früher auf den Zusammenhang hingewiesen, in welchem der Korveier Mönch mit dem Ottonischen Hofe und der Ottonischen Politik gestanden haben müsse: ich hatte das aus dem Charakter seiner Darstellung, aus seiner Gesammtanschauung der Zeitgeschichte gefolgert. K. stimmt wiederholt meiner Erörterung zu, er glaubt sie im Einzelnen ausgeführt und bestätigt zu haben[1]);

1) „Im Allgemeinen ist diese Ansicht mit besonderem Nachdrucke von M.

vielleicht ist er dabei aber doch zuweilen etwas zu weit gegangen und mischt in das sicher Erkennbare bloße Vermuthungen allzureichlich ein. Als sicheres Resultat der bis jetzt geführten Untersuchungen möchte ich vor Allem das hinstellen, daß Wids. stoffliche Mittheilungen von dem Hofe des Kaisers herkommen und uns die Anschauung des Hofes über die Zeitgeschichte mittheilen. Ich glaube dagegen die nähere Art und Weise, wie er dazu gelangt ist, sind wir nicht in der Lage einzusehen; wenigstens ist das bis jetzt der Forschnng noch nicht gelungen. Ich hatte früher die Information der Mathilde, der das Buch gewidmet ist, einmal als solche Quelle bezeichnet: das wird unrichtig sein, so viel ich jetzt sehe, — auch Köpkes Worte legen nahe (S. 68), daß er es für unrichtig hält — K. spricht die Vermuthung aus, der Erzbischof Wilhelm von Mainz sei „Beschützer, Auftraggeber, Förderer und Censor" für Widukind gewesen (S. 52). Das ist durchaus nicht unwahrscheinlich, aber doch auch nicht sicher erwiesen: es würde immer nur den Werth einer ansprechenden Hypothese haben können. Was Köpke aus dem Urtheile Widukinds über Friedrich von Mainz (S. 31 ff.) hiefür schließen will, kann ich nicht unterschreiben; wir sind ja über Wilhelms Stellung zu seinem Vorgänger gar nicht unterrichtet, und alles das, was wir hierüber folgern und debattiren wollten, schwebt vollständig in der Luft. Möglich, vielleicht wahrscheinlich ist die Beziehung zwischen Wilhelm und Widukind — aber nicht erwiesen und, soviel ich das übersehe, unerweisbar.

Von Widukind wissen wir, daß er früher schon geistliche Bücher geschrieben; (I 1) es liegt nahe, zu vermuthen, wie Köpke das S. 66 thut, daß gerade diese ihm den Auftrag zur Geschichtschreibung eingebracht haben (non effugio in I 1 erklärt K. ganz richtig); die Analogie mit der Roswitha drängt sich hierfür von selbst auf. Auch daß Widukind selbst in der Umgebung des Kaisers oder in der kaiserlichen Kanzlei sich aufgehalten habe, auch das hat K. erwiesen: II 40 und II 36 zeigen es ganz deutlich, wir können uns vielleicht auch auf III 63 und I 31 (vidimus) beziehen. Das aber ist auch wohl alles Detail, was wir zu jener oben berührten und, wie ich meine, völlig sicher gestellten allgemeinen Charakteristik hinzugeben können.

---

ausgesprochen worden; durch die oben versuchten Combinationen würde sie selbst im Einzelnen bestätigt werden" (S. 61).

Als einen wesentlichen Fortschritt der Untersuchung auf diesem Gebiete begrüße ich die Erörterung, die K. eröffnet über den Zusammenhang der einzelnen Quellen jener Zeit. Es ist eine neue Seite, die K. hier berührt: auch hier wird das von ihm Begonnene zu weiteren Arbeiten Anlaß geben müssen. Fast um dieselbe Zeit haben, vom Ottonischen Hofe veranlaßt, Roswitha und Widukind eine Zeitgeschichte geschrieben: — in welchem Verhältniß stehen sie zu einander? Es ist und bleibt Köpkes Verdienst, auf diese Frage hingewiesen zu haben, wenn auch die Resultate schließlich nicht allein nach seinen ersten Angaben sich formen sollten. Indem ich mir vorbehalten muß, später noch einmal auf diese Frage zurückzukommen, will ich hier nur das noch bemerken, daß nach dem von K. S. 40—43 Zusammengestellten sicher eine stoffliche Verwandtschaft zwischen beiden Quellen besteht. Köpke urtheilt, Widukind habe schon die Darstellung der Nonne gekannt (S. 45): das ist möglich; aber auch für die andere Seite der Frage, daß nämlich Roswitha Widukinds Buch vor sich gehabt, würde man Einzelnes anführen können: vgl. z. B. II 16. 17 mit Roswitha v. 243 ff.; noch deutlicher scheint dies Verhältniß zwischen Roswitha v. 151 u. 52 und Wid. II 4 zu sein, wo Rosw. mit der allgemeinen Reflexion auf den von Widukind geschilderten Fall anzuspielen scheint. Und wenn man dieser Erklärungsweise des Verhältnisses zwischen Beiden zustimmen wollte, so würden sich die von Köpke S. 48 schon bemerkten, eigenthümlichen Worte der Roswitha (prol. ad Ott. v. 12. v. 26) sehr natürlich erklären [1]). Wie dem aber auch sein mag, unzweifelhaft ist nach Köpkes Erörterung, daß ein innerer Zusammenhang zwischen diesen beiden, im Großen und Ganzen aus denselben Quellen geflossenen und demselben Zwecke dienenden Zeitgeschichten besteht. Und nachdem uns nun Köpke einmal auf diese Spur gebracht hat, sollten wir es da von der

---

1) Zu demselben Resultat gelangt Professor Waitz in seiner Anzeige des Köpkeschen Buches in den Gött. G. A. 1867 n. 36; auch er ist geneigt, „eher eine Benutzung des Widukind durch die Hrotsuit als umgekehrt anzunehmen" (S. 1435). Eingehend bespricht W. a. a. O. außerdem besonders Köpkes Ansicht einer wiederholten Umarbeitung Widukinds; „etwas zu künstlich oder wenigstens nicht als sicher begründet erscheint mir, was speciell über die Beziehungen zu Wilhelm von Mainz, über den Einfluß dieses Mannes auf die Abfassung des Werkes überhaupt und eine wiederholte Umarbeitung desselben ausgeführt wird" (S. 1431).
Anm. d. Red.

Hand weisen, auch die anderen Quellen jener Zeit einmal auf diese Frage der gegenseitigen Verwandtschaft zu untersuchen? Köpke lehnt eine solche betreffs Liudprands und des Continuator Reginonis ab (S. 88). Auch das möchte ich nicht ohne Weiteres zugeben, wenigstens was Liudprand betrifft, nicht. Man betont bei ihm viel zu sehr die persönliche Rachsucht, seine persönlichen Motive: neben ihnen sind auch seine politischen Bestrebungen ins Auge zu fassen (vgl. de historicis decimi saeculi scriptoribus p. 49 ff.) Sollte es nicht auffallend sein, wenn die vom Hofe beauftragten Zeitgeschichten einen so gewandten und in ihrem Sinne so thätigen Schriftsteller nicht benutzt hätten? Als Widukind und Roswitha an ihren Büchern arbeiteten —967 und 968— lag Liudprands historisches Pamphlet doch schon vor: ich meine, Beide haben Nutzen davon gezogen. Doch würde dieser Satz erst im Einzelnen nachzuweisen sein — ich behalte mir dies vor. Hier genügt es, darauf hingewiesen zu haben, welche fruchtbringenden Erörterungen Köpke neu angeregt hat. Möge baldige Weiterführung derartiger Untersuchungen und die Vollendung der Geschichte jener Zeit selbst ihm vergönnt sein.

Zuletzt möchte ich noch die eine Bemerkung nicht verschweigen, wie vortheilhaft diese Arbeit vor ähnlichen kritischen Untersuchungen sich durch ihre Form auszeichnet. Eine gewisse Eleganz der Darstellung, die Köpke eignet, ruft noch einmal jenes Muster Löbells in die Erinnerung zurück: das sind doch Beispiele, wie wenig der kritischen Schärfe und Umsicht der Forschung die Rücksicht auf Schönheit der Form im Wege steht.

W. Maurenbrecher.

Dr. K. Th. Heigel u. S. O. Riezler, das Herzogthum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos I v. Wittelsbach. 8. 308 S. München. Liter.-Art. Anstalt 1867.

In kurzer Zeit ist für die Geschichte Friedrichs I., deren Vernachlässigung noch vor wenigen Jahren beklagt werden mußte, so viel geleistet worden, daß einer abschließenden Darstellung jener großen Zeit der Weg bereits in allen Theilen geebnet ist. Zu den besten Vorarbeiten ist das vorliegende Buch zu zählen, welches einer Preisaufgabe der Münchener Facultät vom Sommer 1864, „eine quellenmäßige Darlegung des Ueberganges des Herzogthums Baiern vom Welfischen Geschlechte an das Haus Wittelsbach, der herzoglichen Rechte und der Welfischen wie Wittelsbachischen Hausmacht unter Heinrich dem Löwen u. Otto I" zu geben,

seine Entstehung verdankt. Zwei Schüler Wilhelms v. Giesebrecht, die Dr. Heigel und Riezler erwarben beide den Preis und theilten sich nunmehr behufs der Erweiterung und Veröffentlichung ihrer Studien derart in die Aufgabe, daß Dr. Heigel den historischen, Dr. Riezler den rechtlichen und historisch-geographischen Theil zu behandeln übernahm. Die Arbeit Heigels zeichnet sich durch klare Auffassung unl besonnenes Urtheil aus. Es ist hervorzuheben, daß die einschlagenden Controversen umsichtig untersucht und die Grenzen dessen, was glaubwürdig und erweisbar ist, sehr vorsichtig gezogen sind, auf alle erwünschten, aber unsicheren Schlußfolgerungen verzichtet worden ist; so in der Streitfrage nach der Zusammenkunft Friedrichs I. mit Heinrich dem Löwen in Chiavenna, bei deren Erörterung wir die Benutzung des neuesten Aufsatzes von A. Cohn (G. G. A. 1866 n. 16) vermissen, und in der Untersuchung über die Heldenthat Ottos v. Wittelsbach in der Veroneser Klause. Der Aufenthalt dieses Pfalzgrafen in Italien ist Gegenstand einer besonderen, ausführlichen Darstellung; die Regesten Ottos I. sind gleichfalls gesammelt; allerdings dürfte gerade hier sich noch Manches nachtragen lassen. — Im Allgemeinen hat der Verfasser auf eine quellengemäße Darstellung der Thatsachen das Hauptgewicht gelegt und weitere Gesichtspunkte und eine Charakteristik der Personen nicht gesucht. Das Urtheil über Herzog Welf VI., dessen „Krämergeist die Stammgüter seines Geschlechts in die Hände der Staufer spielt" (S. 46) und der „ein hochbetagter Greis, in Frömmelei und niedrige Lüste versunken ist" (S. 62), ist nicht treffend, auch wenn man der sehr beachtenswerthen Auffassung früherer Forscher nicht beistimmen will, daß erst der Kummer über den Tod seines Sohnes und Erben ihn in schwächliche, unedle Lebensweise herabgedrückt hat. Die würdige, umsichtige und maßvolle Politik Friedrichs I. gegen Heinrich dem Löwen hätte vielleicht schärfer und zusammenhängender geschildert werden können. Es ist charakteristisch für den großen Kaiser, wie er einerseits durch die Besetzung des Salzburger Erzstuhls mit einem Wittelsbacher nnd durch die Wiederverleihung de Halberstädter Stuhls an den Feind Heinrichs des Löwen, den abgesetzten Bischof Ulrich, der Macht des Herzogs erheblichen Abbruch thut und doch nur zögernd und in streng gesetzlicher Form zum Sturz desselben sich entschließt (vgl. S. 44). Aus demselben Grunde sind auch unzureichende Aeußerungen, wie „die Herstellung des kaiserlichen Ansehens und der kaiserlichen Rechte in Italien" als Friedrichs „Lieb-

lingsidee“ oder als seinen „Hauptplan die Unterordnung der geistlichen Macht unter die weltliche“ zu bezeichnen, nicht glücklich gewählt. Im Einzelnen wäre zu bemerken, daß (S. 26) Chiavenna nach der Urkunde Friedrichs I. vom 2. Febr. 1165 als deutsche, schwäbische Stadt zu bezeichnen, und Gislebert von Hasnon (27) in Hennegau (Hasnonia) zu berichtigen ist.

Eine schwierigere, aber auch dankbarere Aufgabe war Dr. Riezler zugefallen. Die genaue, staatsrechtliche Untersuchung bestimmter Perioden liefert, wie die Forschungen von Ficker, Weiland u. A. bezeugen, nicht nur den wesentlichsten Zuwachs für unsere geschichtliche Kenntniß, sondern lehrt auch die Triebfedern des politischen Lebens kennen und bezeichnet am klarsten die Epochen der geschichtlichen Entwicklung. Mit unermüdlichem Fleiß hat der Verfasser das gesammte urkundliche Material, welches er mit Recht zu dem fast ausschließlichen zuverlässigsten Boden seiner Untersuchung nahm, durchforscht, jede kleinste Notiz aufgesucht und verwerthet und mit einer Einsicht in die Natur und Entwicklung des Rechts, die bei so unbestimmten und von der Praxis durchkreuzten Rechtsformen und bei so zersplitterten, unzureichenden, oft einander widersprechenden Nachrichten hoch anzuschlagen ist, eine Reihe wichtiger Ergebnisse gewonnen. Die Grundverschiedenheit der herzoglichen Stellung Heinrichs des Löwen in Sachsen u. Baiern, die schon Weiland entwickelte, wird hier noch einmal erörtert (S. 176. 183). Die herzogliche Gewalt in Baiern erweist sich als so ausgedehnt und befestigt, daß die großen Privilegien Friedrichs I für Oesterreich in vielen Theilen fast wie eine bloße Feststellung dessen erscheinen, was in der That auch in Baiern galt. In den wichtigsten Angelegenheiten steht der Herzog von Baiern, wie ein Stammesherzog, mitten zwischen dem König und den Großen. Er übt umfassend die Gerichtsbarkeit, so daß er einmal judex provinciae genannt wird; in seiner Hand sind fast alle nutzbaren Regalien, das Münzrecht, selbst die damals noch vom Könige eifrig beanspruchten Salz- und Bergwerke, die erst 1219 von Friedrich II. urkundlich an den Herzog vergabt worden. Die aus den Gaugrafschaften entstandenen Territorien mit der daran geknüpften Gerichtsbarkeit sind Herzogslehen geworden. Die darauf bezüglichen Untersuchungen des Verfassers sind namentlich als musterhaft zu bezeichnen (S. 203). Und endlich ergiebt sich, daß die Uebertragung des Herzogthums an die Wittelsbacher in der rechtlichen Stellung desselben nichts ändert, auch

nicht, wie man bisher, durch Eichhorn verleitet meinte, die Bischöfe durch sie unabhängiger wurden, daß vielmehr hier, wie überall in der größeren oder geringeren Hausmacht der Schwerpunkt für die Geltung und den Umfang der Rechte lag (S. 225). Es muß genügen, diese wenigen Sätze aus den inhaltreichen Untersuchungen hervorzuheben, die der Verfasser in jenen Abschnitten: „die herzogliche Gewalt: Bayern unter Heinrich dem Löwen und Otto I." und „die Hausmacht der Welfen und Wittelsbacher" führte. Eine Würdigung der Vorarbeiten auf diesem Gebiete schickt der Verfasser jedesmal voran. Die wichtige und umfangreiche Einleitung zu Lerchenfelds altbaier. landständischen Freiheiten ist, soviel Referent weiß, von Rockinger. — Möchten die Verfasser ihre Studien der Geschichte Friedrichs I. ferner widmen, zu deren Gesammtdarstellung sie dieses Buch befähigt zeigt. t.

Sugenheim, S., Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur, III. Band, vom großen Zwischenreich bis zum Tode Herzog Karl des Kühnen von Burgund. Leipzig 1867, Engelmann.

Die seltene Belesenheit und umfassende Literaturkenntniß, welche der Verfasser in allen seinen Büchern und besonders auch in den ersten Bänden des vorliegenden Werkes an den Tag gelegt hat, kommt ihm vorzugsweise da zu Statten, wo, wie in der Geschichte des späteren Mittelalters, zusammenfassende neuere Bearbeitungen selten sind, und die Quellen selbst nicht in kritisch gesichteten Ausgaben vorliegen, und wo daher die fleißige Benutzung zahlreicher und bis ins Kleinste gehender Monographieen für das Gelingen der Darstellung entscheidend war. Der Verfasser hat auch überall Beweise gegeben, daß er nicht bloß viele derlei Schriften in den Anmerkungen zu citiren, sondern ihre Resultate auch zu beurtheilen und mit feinem Verständniß zu verwerthen weiß. Sein Buch ist ein laut redendes Zeugniß für das unabweisbare Bedürfniß, die Arbeiten der Gelehrsamkeit für die Gebildeten, welche die Entwicklung der Nation begreifen möchten, verständlich zu machen, und in dieser Beziehung werden sich neidlos auch die gelehrtesten Forscher der großen Verbreitung, welche das Buch schon jetzt erhalten hat, nur freuen müssen. Das Werk hat unläugbare Vorzüge — auch im Allgemeinen, was den Geist und die Auffassung der Epochen betrifft, und steht entschieden über dem letzten ähnlichen, in mehr als einer Beziehung verwandten Versuche, den Souchay vor einigen Jahren gemacht hat. Es erfüllt wirklich eine der größten

Forderungen der neueren Historiographie, die ich kurz dahin bezeichnen möchte, daß sich die Geschichte mit Menschen, lebenden, handelnden Personen, ganz unseres Gleichen beschäftigt: eine Wahrheit, die zwar einfach aber lange nicht so in Anwendung ist, als man glauben sollte. Ueberall hat der Verfasser sich auch die großen Gesichtspunkte der Politik und der Weltstellung der Nation vor Augen gesetzt, und die Lebendigkeit und Frische seines Urtheils lassen wahrhaftig nichts zu wünschen übrig und können auch noch für denjenigen interessant genug sein, der sich bereits leidlich guter Bekanntschaft mit den darzustellenden Persönlichkeiten bewußt ist. Und dennoch — wenn wir es kurz sagen sollen — haben wir recht schwere Bedenken gegen die Ausführungen mancher ganz zu billigender und aufrichtig getheilter Intentionen. Wir erwarten nicht von Herrn Sugenheim die psychologische Tiefe Rankescher Schilderungen in der Darstellung leitender Staatsmänner und Geister, aber was wir fordern dürfen, das wäre die wirkliche Schilderung der Menschen, statt ihrer immer nur unter der Zuchtruthe des Geschichtschreibers, um nicht zu sagen Schulmeisters, stöhnenden Beurtheilungen. Mommsen hat vor einigen Jahren die Welt in Erstaunen gesetzt durch die Deutlichkeit und allzeit treffende Schlagfertigkeit eines Urtheils, das der Geschichtschreiber unbefangen und muthig als das seine erklärt. Aber die Schlagfertigkeit des Herrn Sugenheim ist doch ganz verschieden davon, und seine Weise dürfte man sowenig mit derjenigen Rankes, wie mit der Mommsens vergleichen; denn so sehr es auch immer er ist, der es sagt, so wenig sind seine Bemerkungen aus der Totalität der handelnden Menschen genommen, und es geschieht, daß ein Kaiser, wie etwa Karl IV, auf der einen Seite über die Maßen gelobt ist, um auf der nächsten wie ein Schuljunge herabgekanzelt zu werden; die einzige Methode, die sich darin findet, ist die, daß uns ein Ereigniß über das andere vorgeführt wird, und wie sich, einem Mühlrade gleich, die Erscheinungen drehen und wechseln, begleitet sie der docirende Darsteller mit den unausgesetztesten Erklärungen des Beifalls und des Tadels, gleichsam wie eine Zeitung heute einen Leitartikel für und morgen gegen den bald liberal, bald reactionär erscheinenden Minister bringt; es versteht sich von selbst, daß diese Leitartikel, die Sugenheim zur zweiten Hälfte des Mittelalters liefert, vorherrschend im oppositionellsten Sinne gegen die sämmtlichen Generationen dieser Zeit gehalten sind. Man wird häufig an die Rot-

teckſche Weltgeſchichte erinnert, von der einmal Jemand behauptet hat, er habe als junger Mann nach zweimaliger begeiſterter Durchleſung ſich am Ende nicht an ein einziges Factum deutlich zu erinnern gewußt, außer an das, daß die meiſten Leute in den früheren Zeiten ſehr verderbt geweſen ſeien. Und wenn Schloſſer in der Geſchichte des 18. Jhdts. die bekannte Phraſe „ohne Scheu und Scham" nicht ſelbſt zu Tode gehetzt hätte, ſo müßte man wünſchen, daß ſich Sugenheim ſchon der Kürze halber ihrer bedient hätte. Bis zu welchen Ueberſchwänglichkeiten die Tadelſucht ausarten kann, davon iſt wohl das heiterſte Beiſpiel, daß der Verfaſſer S. 161 bei Friedrich dem Schönen nicht allein dieſen, ſondern „ſchöne Männer überhaupt in der Geſchichte durch keine ſonderlichen Geiſtesgaben ausgezeichnet" findet, während uns doch die Zuſammenſtellung der Handlungen dieſes Mannes durchaus nicht den gleichen Eindruck zu geben vermag. Weicht der Verfaſſer je von dieſer malcontenten Stimmung ab, ſo geſchieht es ſicher Perſönlichkeiten gegenüber, bei denen man es am Wenigſten vermuthen ſollte, wie bei König Albrecht, zu deſſen Gunſten ſelbſt ein ſo unbedeutendes Buch, wie des Mückes herbeigezogen wird. Am wenigſten Sinn verräth aber die Darſtellung für die Würdigung derjenigen Perſönlichkeiten, welche um den deutſchen Kaiſerthron als Vertreter der ſtändiſchen und territorialen Intereſſen herumſtehen; was iſt da aus Peter Aichſpalter für eine Carrikatur geworden. Die Politik der Kurfürſten, namentlich der geiſtlichen — ganz abgeſehen davon, daß dieſelben ja in dieſen Jahrhunderten ganz und gar den weltlichen Angelegenheiten ergeben waren — iſt ſo ſehr in Bauſch und Bogen verworfen, daß die wichtigſten Dinge, wie die Kurvereine dem weniger kundigen Lehrer nicht mehr in die Augen fallen werden, als der Streit um Meißen und Thüringen. Es kommt dazu, daß die unbedingteſte Feſthaltung an dem Princip der Darſtellung der Reichs- und Kaiſergeſchichte den Faden der Erzählung vorſchreibt und daß auf dieſe Weiſe die territorialen Mächte ohnehin ſchon durch die Oekonomie des Buches in den Hintergrund gedrängt ſind. Nun erfährt man aber nichts als Miſere von den Kaiſern, nichts als Tadel über die eigennützigen Landesfürſten: man ſieht, es ſind im Grunde genommen dieſelben Geleiſe, in welchen ſich die Geſchichten des 14. Jahrhunderts längſt bewegen. Nur die Hohenzollern werden einigermaßen pardonnirt, und wird ihnen ihr damaliges Verhalten vermöge der Verdienſte der Nachkommen gut geſchrieben, wovon aber erſt

die nächsten Bände zu berichten haben werden. Eben so wenig umsichtig scheint sich die Darstellung in Betreff der Städte zu verhalten. Da man es hier mit etwas Allgemeinem zu thun hat und es sich leicht reden läßt von einem Princip der Städtefreiheit und des Bürgerthums, so läßt sich viel Gutes sagen, und es ist ja auch schon tausendmal und im Allgemeinen gewiß mit Recht gesagt worden. Aber die Fragen, welche in Betracht kommen, sind doch auch hier nicht allseitig erfaßt. Es ist z. B. eine stehende Versicherung, daß die Städte durch die Zölle gedrückt worden seien, daß ihre Aufhebung und Abschaffung zu den größten Wohlthaten gehörten, die ihnen von den Kaisern oder zuweilen von redlicher gesinnten Landesherrn zu Theil werden konnten. Und doch sind diese ganzen Combinationen und die zuweilen recht weitgehenden politischen Folgerungen davon auf den Sand höchst unvollkommener Untersuchungen gebaut, die wir über die mittelalterliche Oekonomie haben, oder vielmehr nicht haben. Denn es ist nicht nur nicht gewiß, sondern nicht einmal wahrscheinlich, daß die Städte durchaus freihändlerischen Principien huldigten, und die Parteienkämpfe in den Städten sind vielmehr nicht selten beeinflußt gerade von den Interessen, welche hierdurch verletzt oder gefördert waren. So ohne Weiteres aber aus der Aufrichtung von neuen Zöllen auf die städtefeindlichen Gesinnungen mancher Regierungen zu schließen ist gewiß nicht gestattet. Wir machen dem Buche hieraus keinen Vorwurf; denn es sind auch in dieser Beziehung die neueren und neuesten Forschungen überall benutzt worden, aber der Verf. konnte deutlicher durchschimmern lassen, wo die Lücken unserer Kenntniß sind, und er durfte nicht so bestimmt in solchen Dingen sein, welche weniger feststehen. Auch von einer gewissen Vorliebe für Traditionen, in denen die Wirksamkeit irgend eines ethischen Moments für die geschichtliche Darstellung sich ungern vermissen ließe, kann der Verf. nicht ganz freigesprochen werden, und wir haben um von Anderem zu schweigen [1]), zu unserem nicht geringen Erstaunen

1) Wir können uns doch nicht versagen in der vielbesprochenen Winkelriedsache bei dieser Gelegenheit zu S. 393 des Buches eine Bemerkung zu machen, wo uns aber die „Wiener Kritiker", die mit uns übereinstimmen, leider unbekannt sind. Nach der meisterhaften Analyse v. Liliencrons fällt nun Niemandem mehr ein auf das sogenannte Halbsutersche Lied sich zu berufen. Wohl aber auf die von Wyß aufgefundene „alte Chronik". Was ist aber die handschriftliche Beglaubigung der Stelle, auf die es ankommt; in einer im Jahre 1476 geschrie-

den heiligen Johann von Nepomuk in diesem modernen Geschichtswerke gefunden und zwar in derjenigen schlimmsten Gestalt der Sage, nach welcher es zwei Nepomuks neben einander gegeben hätte.

Mit diesen Bemerkungen haben wir allerdings nur Mängel des Werkes bezeichnen wollen, welche von einem sehr idealen Standpunkte der Geschichtschreibung aus zutreffend erscheinen mögen. Herr Sugenheim

---

denen Chronik, deren Original wir nicht haben, welches aber um 1438 verfaßt sein mag, kommt eine Beschreibung der Schlacht bei Sempach vor; die wörtlich gleichlautende Schlachtbeschreibung steht aber auch in einer gleichfalls von Wyß mitgetheilten Zürcher Chronik, welche im Jahre 1466 geschrieben, also 10 Jahre älter ist. Nur ein Unterschied findet sich zwischen diesen im Uebrigen gleichlautenden Schlachtberichten, nämlich der, daß die ältere Recension — die von 1466 just den Satz, der von dem „treuen Eidgenossen" handelt, nicht enthält. Die Chronik von 1476 hat also einen Einschub, der sich übrigens auch stilistisch sofort als solcher zu erkennen giebt, welchen die Chronik von 1466 noch nicht enthält. Vgl. die freilich groß gedruckte Stelle bei v. Wyß S. 29—31 mit der freilich klein gedruckten S. 34 und 35. Nach welchen Grundsätzen von Texteskritik zu behaupten wäre, die jüngere Recension (1476) sei der älteren Recension (1466) vorzuziehen, das vermögen wir allerdings nicht einzusehen und glauben, daß Jeder, der die Sache genauer ansieht, zu einem anderen Schlusse kommen muß. Im Uebrigen hat man, soviel wir sehen, in letzter Zeit nur noch von der Möglichkeit der Thatsache geredet, nicht mehr von der guten historischen Beglaubigung derselben, und freilich diese Möglichkeit in Abrede zu stellen wäre um so thörichter, als wir Folgendes bekanntlich bei Johann von Winterthur zum Jahre 1271 lesen können: Nam cum utraque pars in campo ante civitatem sito convenisset, pars Bernensium stetit contra hostes conglobata in modum corone et conpressa, cuspitibus suis pretensis. Quam dum de adversa parte nemo aggredi presumeret, comes querulosis vocibus valenter et miserabiliter clamare cepit: „Heu mihi quod neminem habeo, qui cuneum adversariorum penetrare possit vel eciam invadere presumat"! Quod audiens quidam cordatus miles fidelissimus respondit: „Ego solus meo impetu ipsos attemptabo invadere, vestris desideriis satisfacere cupiens". Qui cum dicto modo in eos efferatus fuisset et in eorum lanceas receptus in frusta discerptus et concisus lamentabiliter periit. Cuius occisione turme comitum nimio furore succense unanimiter in turmam hostium more belue impegerunt et ipsam ab invicem disiunxerunt. Diesem armen Mann ist aber kein Denkmal gesetzt worden, und selbst die Historiker haben ihn über dem Winkelried vergessen: am Ende gar ist es eine und dieselbe Person. Dabei aber bleibt es, daß die Sache zum Jahre 1386 zu den schlechtest beglaubigten Erzählungen gehört.

selbst aber hat in diesem Bande gleichsam dazu herausgefordert, diejenigen Forderungen der geschichtlichen Kunst an ihn zu stellen, die er bei anderen deutschen Geschichtsbüchern so sehr zu vermissen erklärt hat, und es wäre, da er einmal die Frage aufgeworfen hat, wie gute deutsche Geschichtswerke beschaffen sein müßten, fast kleinlich erschienen in dieser Recension in Erörterungen über Einzelnheiten, wie etwa über die Ursachen des Todes König Albrechts, oder über die Gelehrsamkeit des Markgrafen Jost und Aehnliches einzugehen. Wir gestehen gerne, daß uns auch wenige Bücher vorgekommen sind, wo so geringe augenfällige Verstöße und wohlgemerkt auch so wenige Druckfehler zu finden wären. Allein da wir so bestimmte Andeutungen in der Vorrede über diejenigen Gelehrten finden, welche die Forderungen des Geschichtschreibers nach Sugenheims Ansicht nicht erfüllen, so mag es zu fragen erlaubt sein, wie es mit seinem eigenen Werke in dieser Beziehung stehe. Es ist überhaupt etwas Seltsames um diese Vorrede — eine Expectoration, wie man sie heutzutage kaum mehr zu lesen gewohnt ist. In sehr vertraulichen Freundeskreisen mag es vorkommen, daß man sich daran erlustigt, doch Niemand wird eine solche Polemik ernstlich billigen. Daß aber der Verfasser auch unter die Schwärmer für den Kaiser Max gegangen ist, vermöchte möglicher Weise das Vertrauen in den politischen Blick unseres Geschichtschreibers bedenklich bei denen zu erschüttern, welche etwas genauer von diesen Dingen unterrichtet sein könnten, und der Verfasser hat sich unnöthiger Weise dieser nahe liegenden Gefahr ausgesetzt.

Zum Schlusse sei uns nur noch eine typographische Bemerkung gestattet: der Verfasser läßt nicht nur Partikeln und besonders alle Präpositionen (wie, vor, nach) sondern auch den Artikel fast regelmäßig mit gesperrten Lettern drucken; da nun der Periodenbau durchaus nicht leichtfaßlich und immer durchsichtig ist, so wäre es sehr erwünscht, wenn der Verf. in den folgenden Bänden auf diese Eigenthümlichkeit verzichtete, welche in der That die Lectüre eher erschwert als erleichtert.

Otk. Lz.

Das Baumgartenberger Formelbuch. Eine Quelle zur Geschichte des 13. Jahrhunderts, vornehmlich der Zeiten Rudolfs von Habsburg zum ersten Male herausgegeben von Hermann Baerwald. Wien 1866. A. u. d. T.: Fontes rerum austriacarum. Zweite Abtheilung. XXV Band.

Schon die kleine Abhandlung, welche Baerwald über die Formel-

bücher des Mittelalters vor mehreren Jahren veröffentlichte, rechtfertigte die Erwartung, die man von einer vollständigen Ausgabe des wichtigsten vielbesprochenen, aber noch immer nicht vollständig publicirten Baumgartenberger Formelbuchs durch seine Hand hegen konnte. Zwar hat Rockinger die der Mustersammlung vorausgeschickten theoretischen Abhandlungen in seiner Sammlung bereits mitgetheilt, aber der historische Gewinn, der aus dem Baumgartenberger Formelbuch zu ziehen, wurde doch erst durch eine vollständige Bearbeitung dieser unvergleichlichen Quelle für die Geschichte des 13. Jahrhunderts dargeboten. Mit der bescheidenen Anspruchslosigkeit, welche dem Verfasser überall eigen ist, hat er nun durch die sorgfältigsten urkundlichen Studien fast die meisten Formeln zu deuten und zu bestimmen gewußt, hat die Beziehungen, welche sich aus denselben ergeben, mit außerordentlicher Sachkenntniß nach allen Seiten hin klar gelegt und so eine Publication zu Tage gefördert, welche den höchsten Anforderungen an einen Herausgeber entspricht und jedenfalls in den Fontes rerum austriacarum einzig und leider vereinzelt dasteht. Er hat sich darin als echter Historiker bewährt, daß ihm das Formelwesen zwar interessant als Beleg der juristischen und allgemeinen Bildung der Zeit, doch nicht als letzter Zweck derartiger Publicationen erschien; er begreift die Tragweite des historischen Kerns, der in diesen Ueberresten alter Büreauweisheit nach allen Seiten hin gesucht werden muß und er sucht seine Forschung nutzbar zu machen für die Kenntniß der juristischen wie der politischen Geschichte, wie die Entstehung dieser Quellen selbst nur aus dem praktischen Bedürfnisse des wirklichen Lebens zu erklären ist und darin ein Hilfsmittel nicht ein Selbstzweck zu suchen war.

Die Anweisungen des Dictators, welche der Beispielsammlung vorangehen, zeichnen sich in diesem Formelbuche durch besondere Klarheit und durch eine praktische Einfachheit aus, welche sich besonders darin zeigt, daß die Exemplificationen sogleich in den meisten Abschnitten auf die theoretische Behandlung des Gegenstandes folgen. Am Nächsten steht der Baumgartenberger Mönch der sächsischen Summa prosarum und dem Werke Ludolfs von Hildesheim, aber es lagen ihm auch die rationes dictandi des Alberich von Monte Casino und des Thomas von Capua vor, wie Baerwald zeigt. Sein Werk zerfällt in sechs Theile: in den ersten drei Abschnitten werden wie fast in allen Summis die drei Arten der Urkunden: Littere missiles, Rechtsentscheidungen und Privilegien behandelt.

Der vierte und fünfte Abschnitt behandeln besonders die exordia und proverbia, welche hier mehr und eingehender besprochen werden, als in vielen ähnlichen Sammlungen und ganz vorzugsweise bestimmt sind die Eleganz des Urkundenstils zu fördern.

Die große Mustersammlung zerfällt dann als 6. Abschnitt in die gewöhnlichen vier Unterabtheilungen. Es sind im Ganzen 239 Stücke, die hier mitgetheilt sind. Die meisten finden sich bereits in anderen Sammlungen namentlich von Gerbert und Bodmann gedruckt, sind aber fast durchweg hier correcter und vollständiger. Fingirte Formeln scheinen nur wenige vorzukommen, dagegen hat der Dictator sehr häufig starke sachliche Aenderungen vorgenommen, und die Beziehungen die sich aus seinem Material ergeben, recht absichtlich verwischt. Baerwald aber hat in der Wiederherstellung des richtigen Sachverhaltes meist Unumstößliches geleistet. Nur in wenigen Fällen würden wir abweichen. So dürfte das Schreiben n. 37 K. Rudolfs S. 249 doch gewiß nicht Basel betreffen, sondern es ist offenbar der verballhornte Brief König Richards an die Hagenauer Bürger selbst vom Jahre 1262. Das Datum des Briefes n. 40 S. 253 nach Kopp K. Adolf S. 290 reimt sich schwer mit den Thatsachen, und hätte eine Untersuchung erfordert, bei welcher auch der auffallend datirte Brief in Mon. SS. XVIII S. 559 in Betracht käme. Die Correspondenz mit dem Erzbischof von Aquileja hat doch wahrscheinlich erst 1275 den wichtigen Brief Nro. 67 S. 278 zu Tage gefördert, wozu Lambacher Nro. 57 u. 58 zu vergl. Eine vortreffliche Untersuchung ist auf S. 227 über den Termin zur Kaiserkrönung, der also wirklich eine Zeitlang auf Ostern 1275 festgestellt war, wie einige Chroniken schon wußten. Nicht geringere Schwierigkeiten bietet Nro. 14 auf S. 362, wo der interessante Fall wäre, daß wirklich eine sehr unverschämte Stilübung uns mystificirt. Wie mir scheint, werden einfach die angegebenen Termine von dem Dictator verändert worden sein und der Kürze halber in beiden Fällen fectum pasce gesagt sein, wie es auch statt der Angabe des Ortes nur apud — talem locum heißt. Der Brief wird doch echt sein, nur verliert er dadurch leider fast alle Bedeutung. Doch wollen wir uns nicht in weitere Einzelnheiten vergraben. Die Arbeit Baerwalds bietet so viel Treffliches dar, daß man der Discussion kein Ende fände. Sehr dankenswerth ist das chronologische Verzeichniß der datirten Briefe

und die Tabelle über die bei Gerbert vorkommenden Briefe. Möchte der Verfasser Zeit gewinnen ähnliche Arbeiten fortzusetzen!

Otk. Lz.

Lorenz, Ottokar, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. II. Bds. II. Abtheilung: Das Königthum und die reichsständische Opposition. S. 317—673. Wien 1867.

Während die erste Hälfte des zweiten Bandes des vorliegenden Werkes vor Allem der Begründung der habsburgischen Macht durch K. Rudolf I und dem Sturze K. Ottokars von Böhmen gewidmet war, behandelt die zweite Hälfte die noch übrigen zehn Jahre der Regierung K. Rudolfs und weiterhin die Geschichte K. Adolfs von Nassau. Die Vorzüge des Werkes sind dieselben, die wir bereits den vorhergehenden Theilen desselben zuerkennen mußten. Die in Rede stehende Zeit der deutschen Geschichte erfährt hier zum ersten Male eine Behandlung, die höheren Ansprüchen genügt. Es sind überall, und darauf kommt es doch an, die Momente hervorgehoben und beleuchtet, in denen sich das politische Leben der Nation in der Wirklichkeit bewegt. Der Verf. geht in Wahrheit in die Tiefe und begnügt sich nicht, die bloße Oberfläche der Erscheinungen zu umschreiben. Den Stoff, mit dem er es zu thun hat, beherrscht er vollkommen, und es dürfte ihm von dem zugänglichen Rüstzeug in den meisten Fällen nur Weniges entgangen sein. Und so geben wir gern zu, daß die wissenschaftliche und staatsmännische Erkenntniß unserer Geschichte durch dieses Werk um ein Wesentliches gefördert ist. Aus der Geschichte K. Rudolfs machen wir besonders auf die Abschnitte über die „Landfrieden" und die „Städte und den falschen Friedrich" aufmerksam. Einzelne Zweifel werden allerdings auch hier übrig bleiben, aber eine geistreiche und anregende Behandlung wird selbst in solchen Fällen noch ihren Werth behaupten. Die Geschichte K. Adolfs anlangend haben wir Folgendes zu bemerken. In Betreff der Wahl dieses Königs hat Lorenz bekanntlich durch Ennens bezügliche Schrift veranlaßt in den Sitzungsberichten der Wiener A. d. W. noch einen Nachtrag voll Scharfsinn gegeben, der seine vorliegende Ausführung erweitert und ergänzt und bereits mehrfache Zustimmung gefunden hat. Er dürfte in der Hauptsache in der That damit der Wahrheit nahe gekommen sein, so gewiß auch Widerspruch nicht ausbleiben wird. Am Wenigsten scheint uns die Darstellung der freilich sehr verwickelten thüringisch-meißenschen Frage gelungen zu sein; hier

hat sich der Herr Verf. sogar einige Hilfsmittel entgehen lassen, die ihn auf die richtige Spur hätten bringen können. Die Chronik von Rothe läßt man am Zweckmäßigsten gänzlich bei Seite; sie ist mehr ein Sagenbuch als ein Geschichtswerk, und die Sagen sind zum Theile eigenes Fabrikat. Die Schwierigkeit der Sache liegt eben in der ganz ungewöhnlichen Cooperation einerseits allgemeiner und andererseits specieller und persönlicher Momente. Nur wer sich dieser Schwierigkeit vollständig und stets bewußt bleibt und zugleich auch das noch ungedruckte Material herbeizieht, wird jene Verwirrung lösen können. Zu diesem Zweck müßte aber unvermeidlich eine umfassende monographische Behandlung dieser Vorgänge vorausgehen. Wgl.

Neues Lausitzisches Magazin. Band 43 (460 S.) und Band 44, erstes Heft (151 S.) Görlitz 1866 u. 1867.

Zu den ältesten unserer gelehrten provinciellen Vereine gehört die „Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften"; von ihrem Organ, dem „Neuen Lausitzischen Magazin", ist neuestens bereits das erste Heft des 44. Jahrganges durch den zeitigen Secretär Professor E. E. Struve herausgegeben. Der umfangreichste der in den letzten Heften veröffentlichten Aufsätze, eine äußerst fleißige Arbeit des 1866 verstorbenen Prorectors in Guben Dr. Sausse, behandelt die Geschichte des Jungfrauenklosters und der Kirche vor Guben; unter den übrigen heben wir die von Prof. Struve, Dr. Knothe und Dr. Paur gelieferten Beiträge hervor. Ein Aufsatz des Letzteren, den man hier zu finden kaum erwartet, wird auch weitere Kreise interessiren, eine Untersuchung über Francesca da Rimini und ihre Verwandtschaft. Außer dem Magazin hat die genannte Gesellschaft eine Sammlung der scriptores rerum Lusaticarum und ein Urkundenbuch der Lausitz zu publiciren begonnen; möchten ihre nicht unbedeutenden Mittel vor Allem zur Fortsetzung dieser Publicationen verwandt werden. V.

Hermann Wentzel, Goethe in Schlesien. 1790. 80 S. Oppeln 1867.

Im Juli 1790 leistete Goethe einer Einladung Karl Augusts Folge, der sich damals im preußischen Feldlager in Schlesien befand und verweilte darauf bis Ende September in diesem Lande. Die auf diesen schlesischen Aufenthalt bezüglichen Notizen, von denen die wichtigsten sich in den neuerlich veröffentlichten Briefen Schuckmanns finden, sind in dem kleinen geschmackvoll geschriebenen Buche mit Fleiß gesammelt und eingehend er-

örtert; ungedruckte Briefe haben dem Verf. nicht zu Gebote gestanden. In einem Anhang giebt er Auszüge aus den Nummern der Schlesischen Zeitung vom 4. Juni bis 23. September 1790, welche Nachrichten über Vorkommnisse am preußischen Hof enthalten; aus mündlicher Tradition hat er die lesenswerthe Anekdote geschöpft, die er S. 33 über Goethes Begegnen mit Hermes, dem Verf. von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen mittheilt. V.

Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold, herausgegeben von Alfred v. Arneth. III. Bd. (August 1778—1780.) 403 S. Wien 1868, Karl Gerolds Sohn.

Dieser dritte Band schließt sich seinen Vorgängern in jeder Hinsicht ebenbürtig an, sowohl in Hinsicht des Interesses, welches die Persönlichkeit der beiden kaiserlichen Correspondenten erweckt, als des Gewinnes, welchen aus ihren Mittheilungen die Kenntniß der politischen Geschichte jener Jahre erhält. Die hier vorliegende Briefreihe zerfällt in zwei Hauptmassen: die eine umfaßt die Correspondenz aus den letzten Monaten des baierischen Erbfolgekrieges, die zweite die Briefe des Kaisers aus seiner Reise nach Rußland im Sommer 1780. In jener zieht wie im zweiten Bande den wesentlichsten Theil der Aufmerksamkeit das persönliche Verhältniß zwischen Mutter und Sohn auf sich. Maria Theresia hat soeben auf eigene Hand dem preußischen Könige, zum Entsetzen Josephs, Friedenserbietungen gemacht und dadurch die militärischen Operationen des österreichischen Heeres erheblich gelähmt. Joseph bleibt unerbittlich bei seiner Erklärung, daß er mit diesen Unterhandlungen nicht das Geringste zu thun habe; die Mutter, tief gedrückt durch Sorgen um das Reich, die Noth der Unterthanen, den Kummer über Josephs Widerspruch, die Angst um die Gesundheit des Sohnes, bleibt auf ihrem Wege, kann sich aber dennoch hundertmal des Wohlgefallens und des Stolzes über seinen Muth, seine Festigkeit, seine Erfolge nicht erwehren. Wie bekannt, gelang es dem Kaiser, dem gefürchteten Widersacher, dem monstre, dem vilain roi, wie Maria Theresia sagt, zwar nicht den Einbruch in Böhmen zu verwehren, immer aber erhebliche Katastrophen zu vermeiden und am Schlusse des Feldzugs die feindliche Armee aus Böhmen abziehen zu sehen. Sehr deutlich zeigt die Correspondenz, wie in dem für Oesterreich bedenklichsten Augenblick, der Annäherung des Prinzen Heinrich an die Iser es nicht der völlig entmuthigte Laudon, sondern Josephs persönliche Festigkeit war,

welche ein Zurückweichen hinter die Elblinie, hinter Königgrätz und Pardubitz verhütete. Daß die diplomatische Entscheidung durch Rußlands kräftiges Auftreten zu Gunsten Friedrichs und die schlaffe Theilnahmlosigkeit Frankreichs auf der anderen Seite herbeigeführt wurde, wird durch die Briefe überall bestätigt. Ueber die Schwäche und Haltungslosigkeit der französischen Regierung spricht sich Joseph mehrmals in der schärfsten Weise aus; man versteht hier, daß er zehn Jahre später den siegreichen Ausbruch der Revolution ohne große Ueberraschung erlebt hat. Der Frieden zu Teschen wurde dann im Wesentlichen nach den Gedanken Maria Theresias geschlossen; Joseph, sehen wir hier, hätte lieber eine jede, auch die kleinste Erwerbung in Baiern aufgegeben, wenn er damit Preußen zum Verzicht auf die bevorstehende Erwerbung von Anspach und Baireuth hätte nöthigen können.

Je wirksamer bei diesem Anlasse der russische Einfluß gegen Oesterreich aufgetreten war, desto bestimmter faßte Joseph die Aenderung dieses Verhältnisses in das Auge. Wie man weiß, ging die Anregung seiner Zusammenkunft mit der Kaiserin Katharina von ihm aus; die Briefe zeigen, welches Mittel er bei dem ersten Gespräche anwandte, um auf der Stelle Erfolg zu haben. Es war nicht bloß die Ueberlegenheit seiner persönlichen Talente oder Liebenswürdigkeit, womit er den Concurrenzbesuch des preußischen Kronprinzen aus dem Felde schlug. Die beiden kaiserlichen Machthaber suchten, kaum einander ansichtig geworden, ein Jeder einen Herzenswunsch des Anderen zu errathen, um durch dessen Pflege sich die Stimmung des Nachbarn dienstbar zu machen, und bei diesem Doppelspiele war es Joseph, welcher den entscheidenden Zug that. Katharina warf ihm das Wort hin, sie wundere sich, daß ein römischer Kaiser nicht seine wahre Hauptstadt, Rom, auch wirklich besitze. Joseph blieb dabei völlig gelassen, erklärte, daß zu viele der europäischen Mächte bei der Erhaltung des Status-quo in Italien betheiligt seien, als daß man an eine so starke Veränderung desselben denken könnte; dagegen erscheine es ihm als eine leichte Sache, daß Katharina ihr Rom, nämlich Konstantinopel, erwerbe. Mit diesem kurzen Satze, welcher der Kaiserin die Zustimmung Oesterreichs zu ihrem Lieblingstraum eröffnete, waren alle Wege geebnet, das Ende des preußischen Einflusses in Petersburg besiegelt und der Grund zu der großen Allianz der beiden Kaiserhöfe gelegt. Im Uebrigen sind Josephs Briefe aus Rußland, ebenso wie die früheren aus

Frankreich und Italien erfüllt von einer Menge interessanter Beobachtungen über Personen und Zustände, so daß sie den Leser bis zum letzten Worte spannen und fesseln. Um so mehr ist man am Schlusse zu der Wiederholung des schon früher geäußerten Wunsches gedrungen: möge es dem trefflichen Herausgeber gefallen, diese lehrreichen archivalischen Mittheilungen durch die Herausgabe der Correspondenz Josephs mit Katharina zu krönen. S.

Leopold II und Marie Christine. Ihr Briefwechsel (1781—1792), herausgegeben von Adam Wolf. Wien 1867, Karl Gerolds Sohn.

Dies Buch schließt sich nach Inhalt und Ausstattung den Arnethschen Publicationen auf das Engste an. Das Interesse der hier gebotenen Briefe ist nicht so dramatisch, wie jenes der Correspondenz Josephs oder Marie Antoinettes an manchen Stellen, ganz wie es die Natur der schreibenden Personen mit sich bringt. Was Glanz und Reiz der Erscheinung angeht, so ist Leopold mit seinem älteren Bruder nicht zu vergleichen; er hat weder das Vorwärtsstürmen noch die Schärfe, weder die Vielseitigkeit noch die Liebenswürdigkeit, womit Joseph ganz Europa in Bewegung setzte und Begeisterung und Haß auf sein Haupt sammelte. Dafür besitzt Leopold jeden Vorzug des besonnenen, gediegenen, folgerichtigen Mannes: unscheinbarer als der Bruder, aber ohne allen Zweifel wirksamer. Während Joseph in seinem hastigen und wechselnden Wesen die trefflichsten Aufgaben durch verkehrtes Anfassen verdirbt und die schleppenden Krankheiten Oesterreichs durch falsche Heilmittel zur acuten Todesgefahr steigert, setzt sich Leopold seine Ziele nicht so weit, aber führt durch, was er wohlerwogen in das Auge gefaßt hat. Ohne Gefahr zu übertreiben kann man es aussprechen, daß kein größeres Unglück seinem Staate widerfahren konnte, als sein unvermuthet früher Tod. Die lange Briefreihe, die hier von ihm vorliegt, setzt die Tüchtigkeit seines Wesens überall in volles Licht, und ich freue mich insbesondere, daß sie von seinem Leben einen Flecken hinwegnimmt, an dessen Existenz auch ich nach vielfachen gleichzeitigen Nachrichten geglaubt hatte, den Vorwurf sinnlicher Ausschweifungen auf Kosten ehelicher Treue. Die Bemerkungen, welche der verdiente Herausgeber in dieser Beziehung macht, scheinen mir unwiderleglich.

Zur politischen Geschichte jener Jahre ergiebt sich hier, daß Leopold noch als Großherzog von Toscana die feste Ueberzeugung gewonnen hatte, wie nachdrücklich der römische Hof die kirchlichen Reformen Josephs II durch

thätige Feindseligkeit vergalt. Mehrmals spricht Leopold es aus, daß die römische Curie den Aufstand Belgiens gegen Joseph veranlaßt, und daß sie in Gemeinschaft mit dem Könige von Preußen Alles aufgeboten habe, um auch Ungarn zur offnen Revolution zu bringen. Neu ist meines Erinnerns auch die Angabe, daß inmitten der Spannung des Türkenkriegs Spanien eine ähnliche Rolle in Italien wie Preußen in Deutschland gegen Oesterreich gespielt und insbesondere sein Augenmerk darauf gerichtet habe, Toscana an einen bourbonischen Prinzen zu bringen. Als Kaiser scheint Leopold nach einer beiläufigen Erwähnung gegen seine Schwester von der polnischen Revolution vom 3. Mai 1791 nicht, wie ich nach preußischen Gesandtschaftsberichten annahm, im Voraus Kenntniß gehabt zu haben — ich freue mich, in diesem einen Punkte E. Herrmann einmal Recht geben zu können — wohl aber zeigt jede spätere, hier vorkommende Erwähnung der Sache, daß er sofort sich für Polen interessirt, in Sorge ist, die Feindseligkeit Rußlands könnte den Kurfürsten von Sachsen abhalten, die polnische Krone anzunehmen u. s. w. Nicht minder deutlich tritt in der Correspondenz der Wunsch des Kaisers hervor, den Krieg mit Frankreich wenn irgend möglich zu vermeiden, so wie der große Werth, den er auf die Beherrschung Belgiens durch Oesterreich gelegt hat. Nimmermehr wäre er bei längerem Leben auf die antibelgische Politik seines Sohnes und Thuguts eingegangen.

Die Ausgabe ist nach den Originalpapieren und, so weit ich sehe, mit größter Sorgfalt und Genauigkeit gemacht. Nur an zwei Stellen habe ich einen Fehler bemerkt; die beiden Briefe, die hier das Datum des 24. Juni 1789 und des 31. Januar 1791 tragen und danach ihre Stellung in der Reihe erhalten haben, gehören, wie der Inhalt unzweifelhaft zeigt, zu den entsprechenden Daten, der eine des Jahres 1788, der andere des Jahres 1792.

Zu bedauern ist es, daß Hr. Wolf seine Publication auf die Briefe beschränkt, die er im Familienarchiv Maria Christinas, jetzt des Erzherzogs Albrecht vorfand. Der Band enthält also fast nur die Briefe Leopolds an die Schwester; die Briefe der Letzteren fehlen bis auf wenige Ausnahmen, und der Natur der Sache nach entgeht uns demnach der nähere Aufschluß über die belgischen Unruhen, den jeder Leser hier im höchsten Maße erwarten mußte. Diese Briefe befinden sich im kaiserlichen Archiv zu Wien; sie würden ohne Zweifel Hrn. Wolf zur Verfügung ge-

gestellt werden; nichts wäre erfreulicher, als wenn er sie in einem Supplementhefte dem Publicum vorlegen wollte. S.

Ludwig Häusser, Geschichte der französischen Revolution 1789—99. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. 8. (XXIV u. 607 S.) Berlin 1867, Weidmann.

Wir beeilen uns unsern Lesern Nachricht von dem Erscheinen des vorliegenden Werkes zu geben, über das eine eingehende Berichterstattung unnöthig, da wir hier auf das Sicherste auf das Selbstlesen rechnen dürfen. Was uns hier geboten wird, ist die Publication stenographischer Aufzeichnungen, die Prof. Oncken im J. 1860 nach Vorträgen Häussers gemacht, vermehrt durch Zusätze aus Häussers Nachlaß und einige Bemerkungen des Herausgebers über die neueste Literatur. Wenn es im Allgemeinen gewiß als mißlich gelten darf, Vorlesungen zu publiciren, vor Allem solche, die wie Häussers Vorträge nicht nach einem ausgearbeiteten Heft, sondern improvisirt gehalten worden: in diesem Fall wird, meinen wir, die Lectüre die etwa gehegten Bedenken zerstreuen. Auch darin wird man dem Herausgeber Recht geben müssen, daß er nur den ersten Theil der Vorlesung Häussers über die französische Revolution und das Kaiserreich veröffentlicht; in dem Abschnitt von 1799—1815 traten selbstverständlich bei Häussers Vortrag die deutschen Dinge in den Vordergrund, und was er hier bot, konnte daher im Wesentlichen nur ein Auszug aus seiner deutschen Geschichte sein. Sehr interessant ist es zu sehen, wie sehr der Stil des Redners Häussers sich von dem des Schriftstellers unterschieden; möchten auch diese gedruckten Vorträge zu der Kräftigung gesunden historisch-politischen Sinnes beitragen, für dessen Stärkung Häussers Rede einst so mächtig gewirkt! Mit gespanntem Interesse sehen wir den Vorlesungen über Reformationsgeschichte entgegen, deren Publication in ähnlicher Weise vorbereitet wird. pp.

Wir schließen unser Heft mit dem Hinweis auf ein neues französisches Unternehmen. Vor uns liegt der Prospect einer neuen Ausgabe der Bouquetschen Sammlung französischer Geschichtsquellen; die Oberleitung ist den bewährten Händen des langjährigen Mitarbeiters des Werkes, Herrn Delisle, anvertraut. Zwei Supplementbände sollen bisher ungedruckte Chroniken, Nachträge und Erläuterungen bringen; im Uebrigen soll die neue Ausgabe äußerlich der alten auf das Genaueste, ja Zeile für Zeile entsprechen. Dieser Plan bringt einen Uebelstand mit sich, den wir auf

das Lebhafteste beklagen. Einer der größten Vorzüge der Monumente vor der französischen Sammlung besteht bekanntlich darin, daß jene die Chroniken nicht, wie hier geschieht, in mehrere Bände zerstückeln; es ist klar, nur so wird es möglich, ein Urtheil über den Gesammtcharakter eines Schriftstellers zu gewinnen: die nothwendige Vorbedingung für einen Jeden, der auch nur eine einzelne Nachricht der betreffenden Quelle zu benutzen unternimmt. Hr. de Jubainville, auf dessen Worte für Bouquets Verfahren sich der Prospect beruft, führt dagegen das Argument der Bequemlichkeit in das Feld; dem Historiker sei es leicht gemacht, wenn er alles auf einen Zeitraum Bezügliche in einem oder höchstens in wenigen Bänden vereinigt finde, sich schnell über ein historisches Factum, eine historische Persönlichkeit zu unterrichten. „Ce travail est l'oeuvre d'un instant, n'exige aucune étude, aucune connaissance préalable ; l'érudit le plus novice le fera parfaitement". Wir meinen, diese Vertheidigung reicht hin, die vertheidigte Sache auf das Schlimmste zu discreditiren.

pp.

Achte Plenar-Versammlung

der

historischen Commission bei der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Secretariats.

München im October 1867. In den Tagen vom 2. bis 7. October dieses Jahres hielt die historische Commission ihre statutenmäßige Plenarversammlung. Von den auswärtigen Mitgliedern nahmen außer dem Vorsitzenden Geheimen Regierungsrath v. Ranke aus Berlin an den Verhandlungen Antheil: Archivvicedirector Ritter v. Arneth aus Wien, Professor Hegel aus Erlangen, Geheimer Regierungsrath Pertz aus Berlin, Oberstudienrath v. Stälin aus Stuttgart, Professor v. Sybel aus Bonn, Professor Wackernagel aus Basel, Professor Waitz aus Göttingen, Professor Wegele aus Würzburg und Professor Weizsäcker aus Tübingen, außerdem sämmtliche einheimische Mitglieder: Professor Cornelius, Stiftspropst v. Döllinger, Bibliothekar Föringer, Reichsarchivdirector v. Löher, Staatsrath v. Maurer, Reichsarchivrath Muffat, General v. Spruner und der Secretär der Commission Professor v. Giesebrecht. Mit besonderer Freude begrüßte die Versammlung in ihrer Mitte die beiden hochverehrten Männer, an deren wissenschaftlichem Jubelfest sich die Commission im Laufe des Jahres durch Adressen betheiligt hatte — Pertz und v. Ranke. Mit gewohnter Kraft und Frische widmeten sich die Jubilare auch diesmal den Arbeiten der Commission, auf welche sie seit der Stiftung den wesentlichsten Einfluß geübt hatten. Der seit der letzten Plenarversammlung abgeschiedenen tiefbetrauerten Mitarbeiter Häusser und Lappenberg gedachte der Vorsitzende in der Eröffnungsrede, bezeichnete die eigenthümliche und bedeutsame Stellung der Abgeschiedenen in der historischen Wissenschaft und hob die großen Verdienste hervor, welche sie sich im Besonderen um die Stiftung König Maximilians II. erworben hatten.

Ueber die Geschäfte des abgelaufenen Jahres erstattete der Secretär den statutenmäßigen Bericht. Nach demselben waren von der durch die Commission herausgegebenen Schriften seit dem vorigen Jahre in den Buchhandel gekommen:

1) K. Hegel, Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert, Bd. V.
2) Jahrbücher der deutschen Geschichte: Kaiser Heinrich VI. von Th. Töche.
3) Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. VII.
4) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Dritte Lieferung, enthaltend:
   a. Geschichte der protestantischen Theologie von Dr. J. A. Dorner;
   b. Geschichte der katholischen Theologie von Dr. Karl Werner.
5) Weisthümer, gesammelt von J. Grimm. Bd. V. Unter Oberleitung von G. L. v. Maurer herausgegeben von R. Schröder.
6) Briefe Friedrichs des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz, mit verwandten Schriftstücken, gesammelt und bearbeitet von A. Kluckhohn. Bd. I.
7) J. G. Lehmann, Geschichte des Herzogthums Zweibrücken.

Mehrere andere Arbeiten sind im Drucke so weit vorgeschritten, daß sie schon in der nächsten Zeit dem Publikum übergeben werden können. Ueberdies zeigten die besonderen Berichte, welche im Laufe der Verhandlungen von den Leitern der einzelnen Unternehmungen erstattet wurden, daß die meisten Arbeiten in ununterbrochenem Fortgange sind und daß die hiesigen und auswärtigen Behörden, wie die Verwaltungen der Archive und Bibliotheken die Bestrebungen der Commission mit derselben Liberalität zu unterstützen fortfahren, welche schon so oft dankbar anerkannt worden ist.

Von der Geschichte der Wissenschaften ist eine neue Abtheilung, die Geschichte der Aesthetik von Lotze, unter der Presse und wird binnen Kurzem als vierte Lieferung ausgegeben werden. Die Hoffnung, gleichzeitig noch eine andere Abtheilung zu publiciren, hat man leider aufgeben müssen, da mehrere Mitarbeiter nicht in der erwarteten Frist ihre Werke abzuschließen vermochten. Je größer die Theilnahme des Publikums an diesem Unternehmen ist — von einigen Werken sind bereits neue Abdrücke nöthig geworden — desto mehr wünscht die Commission den regelmäßigen Fortgang gesichert zu sehen. Nachdem Professor Ihering wegen anderweitiger Beschäftigungen die Bearbeitung der Geschichte der Rechtswissenschaft aufgegeben hat, wurde dieselbe dem Professor Stintzing in Erlangen übertragen. Für die Geschichte der Astronomie, für welche bisher noch kein geeigneter Bearbeiter gefunden war, ist bestimmte Aussicht vorhanden, Professor Rud. Wolf, Director der Sternwarte in Zürich, jetzt zu gewinnen.

Die Arbeiten für die Herausgabe der Städtechroniken haben an Umfang im vergangenen Jahre bedeutend gewonnen. Die mit dem Archivar Dr. Hänselmann in Braunschweig fortgeführten Unterhandlungen führten zu dem Resultat, daß derselbe mit der Herausgabe zweier Bände Braunschweigischer Chroniken beauftragt wurde; der erste Band ist bereits zur größeren Hälfte gedruckt. Professor Mantels giebt die Hoffnung, daß im nächsten Jahre auch der Druck der Lübecker Chroniken beginnen wird. Die Bearbeitung der Magdeburger Schöppenchronik hat Archivsecretär Dr. Janicke zu Magdeburg übernommen und bereits so weit gefördert, daß mit Sicherheit auf die Publication derselben bis zum nächsten Herbst zu rechnen ist. Inzwischen hat Professor v. Kern seine Arbeiten für einen neuen Band Nürnberger Chroniken fortgesetzt und Professor Hegel, unter dessen Leitung das ganze Unternehmen steht, selbst die Bearbeitung der Straßburger Chroniken von Closener und Königshofen in die Hand genommen. Reisen nach Straßburg und Paris sind für die neue Ausgabe dieser überaus wichtigen Straßburger Geschichtsquellen gewinnreich gewesen, welche der Herausgeber schon bis zum nächsten Herbst in den Druck zu bringen beabsichtigt.

Von der mit Aufwand bedeutender Geldmittel und größter Sorgfalt vorbereiteten Ausgabe der deutschen Reichstagsakten lag der Text des ersten Bandes, die erste Hälfte der Regierung K. Wenzels (1376—1387) umfassend, im Druck vollendet vor; Einleitung und Register werden alsbald hinzugefügt werden. Die Vorarbeiten für die Fortsetzung dieses monumentalen Werks sind soweit gediehen, daß fortan im Durchschnitt alle zwei Jahre ein Band wird geliefert werden können. Zur Fortsetzung der Sammlungen verweilte der Herausgeber Professor Weizsäcker im verflossenen Frühjahre mit Bibliothekar Dr. Kerler längere Zeit in Straßburg; der letztere hat überdies eine Reihe von süddeutschen Archiven besucht und die nach Erlangen übersandten Archivalien bearbeitet. In München hat der Reichsarchivpracticant Dr. Schäffler seine Arbeiten für die Reichstagsacten fortgesetzt.

Von den Jahrbüchern des deutschen Reichs lagen leider keine neuen druckfertigen Abtheilungen vor. Dr. Oelsner hatte Studien zu seiner Geschichte K. Pippins eingesendet; Dr. Simson verheißt seine Geschichte Ludwigs des Frommen im nächsten Jahre vorzulegen; Professor Köpke und Dr. Steindorff sind unausgesetzt mit ihren Werken über Otto I und Heinrich III beschäftigt.

Der dritte Band der historischen Volkslieder der Deutschen wird in den nächsten Tagen im Druck vollendet werden. Der vierte Band soll im Jahre 1869 erscheinen, und der Herausgeber Cabinetsrath v. Liliencron wird ihm noch einen kleinen Band mit Beilagen, besonders alte Melodien, ein Wörterbuch, ein Verzeichniß der Liederanfänge und Quellennotizen enthaltend, dann sofort folgen lassen.

Die Sammlung der Weisthümer ist durch interessante Stücke,

namentlich aus Schwaben, vervollständigt worden. Diese werden mit dem höchst wichtigen Sachregister den sechsten Band bilden, dessen Druck im nächsten Jahre beginnt. Gleichzeitig hofft Professor Frensdorff, welcher nach Lappenbergs und Junghans Abscheiden die Herausgabe der Hanserecesse übernommen hat, den ersten Band derselben der Presse zu übergeben.

Die Zeitschrift: Forschungen zur deutschen Geschichte wird in der bisherigen Weise fortgeführt werden und die Redaction aus Professor Waitz, Oberstudienrath v. Stälin und Professor Wegele bestehen.

Von der Wittelsbachschen Correspondenz, für welche seit einer Reihe von Jahren die ausgedehntesten Nachforschungen in den Archiven angestellt sind, lag in dem ersten Band der Briefe Kurfürst Friedrichs III von der Pfalz jetzt der Anfang der Publicationen vor. Der Druck wurde dadurch länger verzögert, daß sich im Staatsarchiv zu Dresden und Regierungsarchiv zu Kassel noch neuerdings wesentliche Bereicherungen für diesen Band ergaben. Der Druck des zweiten Bandes, welcher den Briefwechsel Kurfürst Friedrichs III abschließt, wird in wenigen Wochen begonnen werden. Professor Kluckhohn, der Herausgeber der ältern pfälzischen Abtheilung der Wittelsbachschen Correspondenz, hat zur Vervollständigung des Materials außer den Archiven zu Dresdem und Cassel auch die zu Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Weimar und Berlin im verflossenen Jahre besucht. Für die unter Leitung des Reichsarchivdirectors v. Löher stehende ältere baierische Abtheilung hat Dr. v. Druffel besonders den Briefwechsel H. Albrechts V aus den Jahren 1550 bis 1555 in Bearbeitung genommen. Außer den hiesigen Archiven hat auch für diese Zeit das Dresdener Archiv, in welchem Dr. v. Druffel fünf Monate arbeitete, die reichste Ausbeute gegeben; dem Stuttgarter Archiv werden, obwohl demselben nur ein kürzerer Besuch gewidmet werden konnte, ebenfalls werthvolle Stücke verdankt. Der Bearbeiter hofft den ersten Band der Correspondenz Albrechts V, welcher die genannten Jahre umfassen wird, bis zum nächsten Herbst druckfertig herzustellen. Die Arbeiten für die jüngere pfälzische Abtheilung hat Dr. Ritter, sobald es sein Gesundheitszustand erlaubte, unter Leitung des Professor Cornelius, wieder aufgenommen; das Material ist durch Nachforschungen in den hiesigen Archiven und Bibliotheken, wie in denen zu Bernburg, Dessau, Berlin und Bern, erheblich vervollständigt worden und die Bearbeitung so weit vorgeschritten, daß man im nächsten Jahre den Anfang des Drucks des ersten Bandes erwartet. Für die jüngere baierische Abtheilung, welche Professor Cornelius selbst bearbeitet, ist wegen anderweitiger Beschäftigung desselben im verflossenen Jahre weniger geschehen, doch hofft man auch hier bald mit Publicationen hervorzutreten.

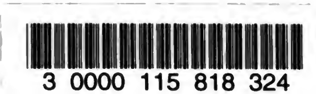
Den Arbeiten aus der Pfälzer Geschichte, welche Pfarrer J. G. Lehmann in Nußdorf auf den Wunsch K. Maximilians II unternommen hatte, schließt sich die Geschichte der Grafen von Spanheim an, welche im Manuscript vorlag. Auf den Vorschlag des

Oberstudienraths v. Stälin beschloß die Commission zur Erleichterung des Drucks eine Subvention allerhöchsten Orts zu beantragen.

Die Verhandlungen über die Veröffentlichung einer neuen Ausgabe von Schmellers baierischem Wörterbuch haben unter Betheiligung des Professors Wackernagel zu sehr erwünschten Resultaten geführt. Es gelang, in Dr. Karl Frommann den geeignetsten Gelehrten für die Bearbeitung dieser Ausgabe zu gewinnen, bei welcher die sehr umfänglichen Supplemente in Schmellers handschriftlichem Nachlaß an den betreffenden Stellen eingefügt, die Zusätze des Herausgebers aber ausdrücklich als solche bezeichnet werden. Durch dieses Werk wird dem großen baierischen Sprachforscher in seiner eigenen Arbeit ein würdiges Denkmal gesetzt und zugleich ein wissenschaftliches Bedürfniß befriedigt werden, auf welches J. Grimm so oft mahnend hingewiesen hatte. Den Verlag hat die Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung übernommen und wird das Werk in Lieferungen ausgeben. Schon im Laufe des nächsten Jahres wird ein großer Theil des Wörterbuchs der allgemeinen Benutzung übergeben sein.

Es war den Mitgliedern der Versammlung nicht vergönnt, persönlich für die Huld zu danken, mit welcher König Ludwig II die Stiftung seines hochseligen Vaters erhält und fördert; Seine Majestät ließen durch Telegramm aus Hohenschwangau das Bedauern ausdrücken, wegen Abwesenheit von München die Mitglieder der Commission nicht sehen zu können und ihnen die allergnädigsten Grüße vermelden.




3 0000 115 818 324



